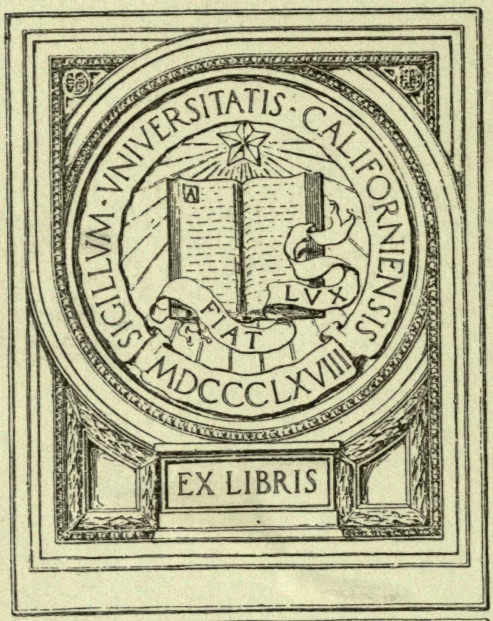

OTTO HARRASS

Gottsched

und

die deutsche Litteratur seiner Zeit.

Von

Dr. Gustav Waniek,
Direktor am Staatsgymnasium im II. Bezirke von Wien.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1897.

Gottsched

und

die deutsche Litteratur seiner Zeit.

Von

Dr. Gustav Waniek,

Direktor am Staatsgymnasium im II. Bezirke von Wien.

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1897.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

PT225
Z5W3
1897
MAIN

Vorwort.

An einem der herrlichsten Alpenseen vollende ich eine Arbeit, die mich jahrelang in die Niederungen unserer Litteratur gebannt hat. Möchte mir hiebei der Ausblick von der Höhe, den ich mir während dieser Zeit durch Studien aus der klassischen Periode zu erhalten bestrebt war, nicht verloren gegangen sein! Denn wenn ein Buch über Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit, welches dem wissenschaftlichen Bedürfnis genügen sollte, einerseits tief aus den Quellen zu schöpfen war, so galt es doch andererseits, das weitschichtige und nichts weniger als geisterfrischende Material von einem fortgeschritteneren litterarischen Standpunkt aus zu beurtheilen, zu sichten und nur diejenigen Einzelheiten mit zu verarbeiten, welche neue Aufschlüsse brachten oder geeignet waren, unsere Anschauungen von dem litterarischen Leben und Wirken jener Zeit mit lebendigeren Farben und konkreteren Vorstellungen auszustatten. So konnte ich mich z. B. nicht entschließen, auf alle persönlichen Beziehungen Gottsched's zu seinen zahlreichen Korrespondenten näher einzugehen, und ebenso mußten, schon aus äußeren Gründen, die ursprünglich geplanten biographischen Notizen über eine Reihe heute vergessener Persönlichkeiten wegfallen. Das Verzeichnis am Schlusse giebt indeß durch Aufführung der vollen Namen, die ich im Texte nicht immer mitführen wollte, dem Wißbegierigen die nöthige Handhabe, die Schicksale dieser alten Herrn in den Kompendien von Jöcher, Stolle, Meusel ꝛc. nachzuschlagen. Von denjenigen Lesern, denen zur Charakteristik noch zu viel an sich Minderwerthiges aufgenommen wurde, erbitte ich wenigstens den klassischen Dank für das, was ich zurückbehielt.

Bei einer Litteraturperiode, deren Denkmäler nicht mehr triebkräftig in die Gegenwart herüberwirken, bei der uns daher mehr das Werden als das Sein interessiert, war eine vorwiegend genetische Methode für die Behandlung des Stoffes demnach, wenigstens für die Entwickelung bis zum Höhepunkte, ein Vorwalten des chronologischen über das sachliche Moment geboten. Die Anordnung im Einzelnen muß sich selbst rechtfertigen.

539370

Von ungedruckten Quellen habe ich benutzt: die 22 Folianten mit 4717 Briefen an Gottsched (Universitätsbibliothek in Leipzig), zwei Quartbände, von denen der eine (167 Blätter) die Briefe Chr. Friedr. Grohmann's und seiner Braut Viktoria Eleonore Gottsched aus dem Jahre 1764, der andere (69 Blätter) die Gottsched's an seine Nichte enthält (August 1764 bis März 1765 — Universitätsbibliothek in Leipzig), ferner die Handschriften Gottsched's (Hofbibliothek in Dresden), den Nachlaß Bodmer's (Stadtbibliothek in Zürich) und die 6 Foliobände der „deutschübenden poetischen Gesellschaft" (Stadtbibliothek in Leipzig). In der Regel habe ich nur ungedruckte Briefstellen wörtlich angeführt; ein vollständiges Ausweichen vor den bereits von Danzel u. A. veröffentlichten war mit Rücksicht auf den Zusammenhang weder möglich noch wünschenswerth. Die Erwähnung zweier Quellenarbeiten, welche stofflich über den Rahmen meines Buches hinausgehen, wurde für diese Stelle vorbehalten: Reicke's Schrift über Gottsched's Universitätsjahre, welche ich in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und Litteratur (Band 37) bereits besprochen habe, und die beiden Aufsätze Eugen Wolff's über Gottsched's sprachliche und philosophische Wirksamkeit, die nun auch vereinigt erschienen sind. Schließlich drängt es mich, Zeugnis abzulegen, daß ich in den deutschen Bibliotheken nicht nur des In- sondern auch des Auslandes bei dem mühevollen Nachforschen nach oft seltenen Büchern, Flug- und Zeitschriften fast ausnahmslos freundliches Entgegenkommen gefunden habe. Creizenach, Muncker und Er. Schmidt haben mich durch Entlehnung von Büchern und Schriften unterstützt; ihnen sowie namentlich Herrn Hofrath E. Förstemann in Leipzig spreche ich hiemit meinen verbindlichsten Dank aus.

So möge denn Gottsched in neuem Aufzug sein Glück in der Litteraturgeschichte versuchen! Mancher Nimbus ist von ihm genommen, manches Schönheitspflästerchen beseitigt, aber wenn man ihn in seiner Gänze betrachtet, umgeben von der Menge seiner geistigen Söhne, so sieht die Magnifizenz noch immer respektabel genug aus.

Neusach am Weißensee in Kärnten,
6. September 1896.

Gustav Waniek.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Einleitung. Königsberg 1700—1724 . . . . . 1—18

Zeitcharakter 1. Sprache 2. Dichtung 3. Gottsched's Aufgabe 5. Vaterhaus 6. Universität, Theologie 8. Philosophie 10. Dissertationen 11. Poesie 12. Pietsch 14. Bestimmtere Richtung 15. Flucht aus der Heimath 17.

II. Leipzig. „Die vernünftigen Tadlerinnen" . . . 18—45

Leipzig 18. Aufnahme bei Mascov 19. Gassenlitteratur 20. Menke 21. Zeitung von gelehrten Sachen 22. Vertraute Rednergesellschaft 23. „Görlitzische poetische Gesellschaft" 24. Philos. Disputation 28. Denkfreiheit und Aufklärung 29. Moralische Wochenschriften 30. „Tadlerinnen" 31. Quellen 33. Nationaler Standpunkt 35. Litterarische Förderung der Frauen 37. Die Alten und Modernen 39. Einfluß 44.

III. Pietschausgabe, Parteiverhältnisse auf dem Parnaß, Fontenelle; der „Biedermann" . . . . 45—67

Ode an Peter den Großen 45. Pietschausgabe 47. Preßrechtliche Zustände 49. Preußische Anthologie 50. J. U. König 50. Bündnis mit den Schweizern 53. Angriff gegen Hanke 54. Vorboten der französischen Aufklärungslitteratur 57. Fontenelle 57. „Gespräche von mehr als einer Welt" 58. Bernh. Chph. Breitkopf 59. „Gespräche der Todten" 60. Ode zur Reformationsfeier 62. Rationalistischer Charakter des „Biedermann" 63. Kampf gegen die Oper 66. Anregungen aus dem 16. Jahrhundert 67.

IV. Streit mit Henrici und den Schweizern . . . . 68—82

Henrici 68. Angriff gegen die „Tadlerinnen" 69, gegen den „Biedermann" 70. Die „Tadlerinnen" gegen die Schweizer 71. Breitinger und der „Leipziger Spectateur" 73. „Anklagung des verderbten Geschmackes" 74. Boberfeldische Gesellschaft 75. König und die Schweizer 75. „Von dem Einflusse und Gebrauch der Einbildungskraft" 76. Der „Biedermann" und „Antipatriot" 77. Isolierung der Schweizer 81. Gottsched über den Parteien 82.

V. Die deutsche Gesellschaft. Odendichtung. Redekunst . . . . . 83—99

Reform der deutschübenden poetischen Gesellschaft 83. Ziele 85.

Seite

Die Gesellschaft nach außen 88. Oden 89. Charakter der Odendichtung 90. Redekunst 95. „Grundriß" 97. Redeübungen 98.

VI. Bühne und Drama . . . . . 99—127

Die Bühne vor Gottsched 99. Kormart 100. Gottfried Lange 103. Schauspieler 103. Anregungen von J. U. König 104, seitens der Bühne 106. Neuberin 106. Henrici 107. Gegensatz zu Henrici und König 108. Drama als Darstellung des gemeinen Lebens 108. Litterarische Stoffe 110. Verhältnis zu Gryphius 111. „Endymion" 112. Cid-Aufführung, theoretische Studien 113. Regelmäßigkeit, Einheit der Idee 114. Idealismus und Realismus 115. Die Einheiten unter dem Begriffe der Wahrscheinlichkeit 116. Ausdruck, Gleichnisse 117. Kostümtreue, komische Figur 118. Johann und Karoline Neuber 119. Antheil an der Reform 121. Vorliebe für die Tragödie 125. „Iphigenie" 125. Ludwig Rudolf v. Braunschweig 126.

VII. „Versuch einer critischen Dichtkunst" . . . . 127—182

Geschichte derselben 127. Eintheilung (Auflagen) 128. Verhältnis zur Philosophie 129. Quellen 130. Art der Benützung 131. Nationale Elemente 132. Sprachliches 134. Musikalisches 135. Reim 135. Poetischer Ausdruck 137. Einfachheit und Mannigfaltigkeit 140. Typen 141. Beiwörter 142. Wesen des Dichtergeistes 143. Bouhours 143. Anschauungsmomente 144. Aesthetischer Genuß 145. Gehalt der Dichtung, Nachahmung der Natur 146. Größe des Inhalts 147. Das Angenehme und Nützliche 149. Das Sittliche 151. Arten der Nachahmung 152. Die Erfindung 153. Die Fabel 157. Der moralische Satz 158. Begeisterung 159. Phantasie und Witz 159. Vorbildlichkeit der Natur 160. Musik und Sprache 161. Idylle als Nachahmung einer gewesenen Welt 162. Wahrscheinlichkeit 164. Hypothetische Wahrscheinlichkeit (Fabel) 166. Mögliche Welten 167. Das Wunderbare 168. König's Geschmackslehre 170. Gottsched's Geschmacksbegriff 172. Allgemeine Würdigung der „Critischen Dichtkunst" 176. Anerkennungen 178. Reise nach der Heimath, außerordentliche Professur 181.

VIII. Das älteste Tragödien-Repertoire und die Musik 182—210

Die Bühne als Verkünderin von Gottsched's Ruhm 182. Übersetzungen 184. Addison's „Cato" 184. Deschamps' „Cato" 185. Gottsched's „Originaldrama" 187. Aufnahme des Stückes 188. Gründe des Gefallens 189. Drucklegung 191. Auflagen 192. Verkehr zwischen Schauspielern

Seite

und Schriftstellern 193. Koch und die Neuberin 193. Die Gesellschaftsmitglieder und die Bühne 194. May's Abhandlung 195. Ch. G. Ludwig und sein „Ulysses" 197. Bühnenfreunde in Straßburg 200. Der Hamburger Kreis 201. Behrmann 202. Stüven 204. Hudemann 205. Scheibe und die Musik 205. Dresden, Feindschaft mit König 208.

IX. Wachsthum der deutschen Gesellschaft, Begründung der „Beiträge", Massenproduktion, Zeitgedichte . . . . . 210—235

Gesellschaftsschriften 210. Änderung der Statuten 212. Bestrebungen zur Umwandlung der Gesellschaft in eine Akademie 212. K. G. Heräus' Denkschrift 213. Aufgaben der Gesellschaft 214. Praktische Vortheile 215. Begründung der „Beiträge" 216. Lotter 216. Mitarbeiter 217. Bedeutung der „Beiträge" 220. Einfluß D. H. Arnold's 221. Das „Zurichten" ausländischer Werke 222. Schwabe 222. Weitere Publikationen 223. Fontenelle und die litterarische Massenproduktion 224. Übersetzungen der Alten 225. Militärlitteratur 225. Behrndt's Gedichtsammlung 227. Erste Beurtheilung Haller's 228. Dichtungen der Gottschedianer 229. Politische Gedichte Gottsched's 230. Scheitern des Akademie-Projektes 233. Der Oden II. Band 235.

X. Der Litteraturſalon der Christiane Marianne von Ziegler. Philosophie. Frau Gottsched . . 235—260

Aufnahme der Ziegler in die deutsche Gesellschaft 235. Frauen-Emanzipation 236. Dichterkrönung 237. „Scherzende Gesellschaft" 238. „Neufränkische Zeitungen" 239. Skandale mit Philippi 240. Verbindung mit Liscow 241. Neue Philippi-Affaire 242. Steinwehr's Verbindungen 243. Leben und Treiben bei der Ziegler 245. Gottsched als Philosoph 246. Anhänger und Gegner der Wolf'schen Philosophie 247. Influxus physicus 247. Societas Conferentium 250. Kompendium der Philosophie 250. Ordinariat 253. Jungfer Kulmus 254. Frau Gottsched 256. Gottschedin und Zieglerin 258.

XI. Gottsched's sogenannte Diktatur . . . . . 260—345

Kampf gegen die Latinisten 261. Verschiedenes Verhalten gegenüber der deutschen Bewegung 262. Isolierung Gottsched's (1736) 264. Förderung altdeutscher Studien 264. Neuhochdeutsche Texte und neuere Litteratur 266. Deutsche Sprachforschung 269. Wortfolge 270. Lexikalische Arbeiten 270. Spracheinheit 273. Orthographie 275. Anregungen

Seite

für andere Grammatiker 276. Bedeutung der Worte, Stil 278. Rhetorik 279. Sammlungen der Übungsreden 280. Redestoffe 281. Formaler Charakter 283. Gottsched vor dem Konsistorium 284. Kabinetsordre Friedrich Wilhelm's I. 285. Homiletik 285. Berühmte Kanzelredner 287. Übersetzungen 288. Eisenberg's Redesammlung 289. Poetik und Kritik 289. Christ 290. „Reinigkeit" 292. Verhalten zum Reim 292. Versmaß 294. Bock als Gegner 295. Baumgarten 297. Verhältnis zu Hudemann 298. Tragische Gefühle 299. Uffenbach 302. Veränderte Haltung gegenüber der Oper 303. Streitigkeiten mit Steinbach 307. Der Dresdener Kreis 309. Die Hamburger, Liscow 310. Die Göttinger und Haller 314. Pyra und Schwarz 316. Verhältnis zu den Schweizern 318. Übergang der Leipziger Bestrebungen auf das übrige Deutschland 325. Gesellschaften in Mitteldeutschland 325. Stoppe und Hagedorn 325. Gedichtsammlung 330. Bemühungen um das Lustspiel 331. „Die Pietisterei" 332. Neuber's wieder in Leipzig 334. Stellung des Harlekins 335. Veredelung desselben 336. Feierliche Vertreibung 339. Neuberin bei Hofe 342. Neues Theaterprojekt 343.

XII. Austritt aus der deutschen Gesellschaft und der Beginn des Litteraturstreites 1738—1740 . 345—381

Kleinere Verdrießlichkeiten 345. Steinbach's Günther-biographie 346. Gottsched's Austritt aus der Gesellschaft 348. Innere Gründe 348. Streit um die „Beiträge" 349. Steinauer's Pasquill 351. Erste Lockerung des Verhältnisses zur Bühne 354. Erhebungen gegen Gottsched; Hirsch, Damm 354. Danovius, Bock 355. Seidel und Steffens gegen die Einheiten 356. Ausbruch des Litteraturstreites, Bodmer's anonymer Angriff 357. Gottsched's Antwort 360. Fortgang der Korrespondenz 361. Bodmer's Abhandlung von dem Wunderbaren 362. Gottsched's Kriegserklärung 363. Übereinstimmung der Parteien 365. Scheinbare Übereinstimmung 369. Gegensätze der Parteien 371. Haltung der Leipziger gel. Zeitung 380.

XIII. Gottsched um 1740, seine „deutsche Schaubühne" und Schwabe's „Belustigungen" . . 382—432

Die jüngeren Gottschedianer 382. Das Haus Gottsched 385. Verhältnis zur Universität und äußere Beziehungen 386. Reise in die Heimath 388. Bayle's Wörterbuch 389. Popularisirung der Philosophie und Naturwissenschaften 391. Manteufel 394. Mauvillon's Schmähungen 395. Ge-

Seite

sammtanschauung der deutschen Litteratur. „Schaubühne" 396. Tragödie 397. Mitarbeiter 398. Aufbau. „Darius" 399. „Panthea" 400. „Aurelius" 461. „Pariſiſche Bluthochzeit" 401. „Agis" 402. El. Schlegel 402. „Dido", „Hermann", „Mahomed" 403. „Baniſe" 404. Analytiſcher Gang der Handlung 404. Antiker Chor 405. Mittel zur Erregung tragiſcher Gefühle 405. Charakteriſtik 407. Verhältnis zur Geſchichte 409, zum Zeitbewußtſein 410. Nationale Stoffe 411. Luſtſpiele 411. Verhältnis zu den Engländern und Franzoſen 412. Holberg 413. Überſetzung und Bearbeitung 414. Verskomödie oder Proſa 414. Richter's „tugendhafte Komödie" 416. Originalkomödien 418. Technik 418. Komiſche Themen und Motive 419. Charakteriſtik 419. Satiriſches Luſtſpiel 421. Verhältnis zur Volksbühne 422. Schäferſpiele 423. „Atalanta" 423. „Eliſie" 425. Die „Beluſtigungen" 425. Redaktion 425. Mitarbeiter 426. Litterariſche und aeſthetiſche Themen 426. Anklänge an Klopſtock 427. Polemiſcher Charakter 428. Durchdringen eines beſſeren Geſchmackes 428. Komiſche Epopöe 429. Witz, Humor, religiöſe Dichtung 430. Nationales Moment 431.

XIV. Zweite Periode des Litteraturſtreites 1741 bis 1745 . . . . . 432—480

Triller 432. Breitinger's Ergänzungsſtück 433. Bodmer's „Vergleichung" ꝛc. und „Ablehnung" ꝛc. 434. Erſter Anſchluß der Oberſachſen an die Schweizer 435. „Schreiben an die Critikverſtändige Geſellſchaft" ꝛc. 435. „Sammlung geiſtvoller Schriften" 435 ff. Pitſchel's „Anmerkungen" 436. Gottſched's Deutſcher Dichterkrieg 436. „Complot" 438. „Echo des deutſchen Witzes" 440. Anmerkungen zu Mauvillon's Briefen 441. Zerwürfnis mit der Neuberin 441. Die Bühne und die „Beluſtigungen" 443. Liscow's Angriffe 443. Oppoſition des Berliner Kreiſes 446. Roſt's „Vorſpiel" 448. Gottſched's gelegentliche Angriffe 449. „Aeneis" 449. Die Berner 451. Frondeurs und Liguiſten 453. Die Baſeler 454. „Critiſche Betrachtungen" 455. Pasquille gegen die Neuberin 458. Die Dresdniſchen Nachrichten 460. Greifswalder „Critiſche Verſuche" 461. Schwenkung der Göttinger gel. Anzeigen 462, der Leipziger gel. Zeitungen 463. Stellung der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig 464. Triller und die Dresdner Nachrichten 464. Schwarzens Streitſchriften und die Dresdner 465. Stellung der Augsburger, Frankfurter, Erlanger u. Straßburger Zeitung 407.

Seite

Gottsched's Werbung um Bundesgenossen 467. „Strukaras" 467. Begründung der „Bemühungen" 469. Angriffe auf Haller 470. Pyra's Erweis 472. Aufnahme der Streitschrift 473. Mylius und Liscow 473. Breitinger's „Vertheidigung der Muse Haller's" 474. Der „Critische Almanach" 475. Angriffe in der Ausgabe Neukirch's und im „Lockenraub" 476. Pyra's „Fortsetzung des Erweises" 477. Angriffe in der Ausgabe der König'schen Gedichte 477. Das „Tintenfäßl" 478. Wendepunkt im Streite 480.

XV. Die neue Bewegung. Abfall von Gottsched; seine Schule seit 1745 . . . . . 481—511

Äußere und innere Antriebe für die neue Bewegung 481. Vorbedingungen für Klopstock 482. Hallesche Schule 483. Die Beiträger 483. Parteibildungen unter den Gottschedianern 484. Ebert 485. Gärtner's „Autor" 486. Gründung der Bremer „Beiträge" 487. Weitere Zersetzung der Partei 487. Leistungen der Gottschedianer seit 1745: Lyriker 488. Epiker 490. Tragödiendichter 492. Ihr Gegensatz zu Gottsched 494. Lustspieldichter 495. Satirische Lustspieldichter 498. Anlehnung an die Antike 499. Rührendes Lustspiel 500. Schäferspiel 500. Schuldrama 502. Verhältnis Gottsched's zur Bühne 503. Der Klassizismus und das Theater 504. Unterstützung der Bühne durch die Gottschedianer 505. Journalismus und Kritik 506. Litteraturzentren 507. Litterarische Gesellschaften 508.

XVI. Dritte Periode des Litteraturstreites 1745 bis 1750 . . . . . 511—540

„Der Witzling" 511. Quistorp gegen Baumgarten's Definition 515. Meier's Untersuchung der Ursachen des verdorbenen Geschmacks 518. Verbindung der Schweizer mit den Hallensern 519. Kästner gegen die „freundschaftlichen Lieder" 520. „Denkmal der seltenen Verdienste Gottsched's" 521. Lange's Angriffe 523. Anschluß der Schweizer an die „Beiträger" 523. „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" 524. J. A. Schlegel und Benj. Krüger 526. Bodmer gegen die Fabeldichter der Gottsched'schen Schule 527. „Mahler der Sitten" 528. Bodmer's Angriff gegen die Spracheinheit 529. Henzi's Satiren 531. „Die Mütze" 533. „Beurtheilung der Panthea" 535. „Duncias" 336. Schuldheiß gegen Frau Gottsched 336. Meier's Kritik der Gottsched'schen „Dichtkunst" 537. Ausfälle gegen Gellert 538. Füßli's Pamphlete 538. Friedensvermittlung 539.

Seite

XVII. Die deutsche Sprachkunst. Reise nach Wien. Verhältnis zu Süddeutschland . . . . . 540—566

Gottsched's Verdienste um die Grammatik 540. Haller's Angriffe 542. Die Göttinger 543. Heinz und Kunz 544. Angriffe von Süddeutschland 545. Popowitsch 546. Geistiges und litterarisches Leben in Wien 548. Olmützer Gesellschaft 549. Gottsched und das Theater in Wien 550. Reise nach Wien 551. Aufenthalt in Karlsbad 552. Aufenthalt in Wien 553. Die Gottscheds am kaiserlichen Hofe 553. Gottsched's Reisestimmungen 555. Seine Naturauffassung 556. Beleidigung der Oberpfalz 557. Bemühungen um die Gründung einer Akademie in Wien 558. Scheyb's Händel 561. Gottsched und die Klostergeistlichkeit; Rud. Graser 561. Societas litteraria Benedictina 562. Gottsched's konfessionelle Haltung 562. Sein Einfluß auf die Begründung deutscher Gesellschaften und Zeitschriften, auf Poesie, Theater und Philosophie in Wien 565.

XVIII. Der neologische Krieg. Schönaich und Lessing. 1750—1756 . . . . . 567—611

Wendepunkt, Gottsched's Sammlungen 567. Erste Angriffe, Quistorp's Satire 568. Scheyb über Kleist's „Frühling" 569. Schönaich 570. „Hermann" 571. Stuß und Gottsched's Gutachten über den „Messias" 572. „Wurmsaamen" 574. „Wurmdoctor" und „Unparteiische Untersuchung" 575. „Wurmsaamen" II. Theil 576. III. Theil 577. Lauder und Nicolai 578. Stimmen gegen den „Messias" 579. Schönaich's Dichterkrönung 580. Voltaire über den „Hermann" 582. Westphälische Schriftsteller für Gottsched 582. „Die Hexe zu Endor" 583. Batteux-Übersetzung 584. Streit mit Meier 584. Abfall der Jungschlesier 585. Haltung der Halle'schen Gesellschaft, Zachariae 586. „Neue Erweiterungen" 587. Schönaich und J. G. Reichel 587. „Bodmerias" 587. Neologisches Wörterbuch 589. Lessing gegen Gottsched 592. Die ersten Berichte über Lessing 594. Reichel's Angriffe auf Lessing 594. Wirkung des Neologischen Wörterbuchs 595. Schönaich's „Possen" 596. Drohender Bruch Schönaich's mit Gottsched 597. „Ragout à la Mode" 598. „Versuch einer gefallenden Satire" 598. „Anhang der Ästhetik" 599. „Gnißel" 600. Reichel's „Erläuterungen" 601. Zachariae's „Ehrengedächtnis" 602. „Sieg des Mischmasches" 602. „Die Poesie und Germanien" 603. Reichel's „Freymüthige Anzeige" und Fuchs 605. „Grandison's Geschichte in Görlitz" 605. „Ankündigung

Seite

einer Dunciade" 607. „Arminius Schönaich" 608. „Mischmasch" 609. Neue Friedensversuche 610.

XIX. Die Gesellschaft der freien Künste. Der komische Krieg. Abschluß der poetischen, kritischen und wissenschaftlichen Wirksamkeit . . . . . 611—655

Gründung der Gesellschaft der freien Künste 611. Gottsched gegen Rousseau 612. Die Gesellschaft der freien Künste gegen Rousseau 613. Mitglieder und Filialen 614. Verfall der Gesellschaft 616. Ihre Stellung im Litteraturstreit 617. Verhältnis Gottsched's zur Koch'schen Bühne 617. Ursachen des Zerwürfnisses 618. Schulzens Vortrag vom Verfalle des theatralischen Geschmackes 619. Gottsched gegen Coffey's Operette 620. Der Theaterskandal 620. Flugschriften: Schulzens Schreiben 622. „Antwort auf das Sendschreiben" 624. Poetische Streitschriften 626. Steger's „Vernunftgemäße Beurtheilung" 627. Rost's „Teufel" 628. Sagenhaftes 628. „Prophet von Böhmischbroda" 629. Lyrik Gottsched's im Alter 631. Lessing's Verhältnis zu Gottsched 632. Abfertigung im 17. Litteraturbriefe 633. Briefe über den englischen Geschmack 633. „Handlexikon" 634. Journalismus 635. Überblick über die Kritik im Alter 635. Lobschrift auf Wolf 639. Streit zwischen S. König und der Akademie in Berlin 640. Voltaire in Leipzig 640. Gottsched's Verhältnis zur französischen Aufklärung 641, zur natürlichen Religion 644. Synonymik und Wörterbuch 644. Gottsched und Adelung 644. Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 644. Vorarbeiten 645. Einzelne Publikationen 646. Ötter und Grabener 642. Boner's Edelstein 649. Quellenfragen 650. Zusammenhängende Bearbeitungen 650. „Nöthiger Vorrath" 651. „Reineke" 652. Didaktik und allgemeine Bildung 654.

XX. Gottsched und Friedrich der Große. Die letzten Pasquille. Das Ausland. Schluß . . . . 655—680

Politische Haltung 655. Unterredung mit Friedrich dem Großen 657. Journalistisches Nachspiel 660. Hohn des Lessing'schen Kreises 662. „Banket der Dunse" 663. „Die Larve" 664. „Der parodierte Cato" 665. Streit zwischen Berlin und Zürich 666. Einzelkämpfe 667. Bahrdt's Pasquill 669. Ansehen in Frankreich 669. Einfluß auf Polen 671. Rußland 672. Familienverhältnisse 673. Gottsched's Haus nach dem Tode seiner Frau 674. Ausgang 676. Die Nachwelt 676. Zusammenfassung 677.

I.

Einleitung. Königsberg. 1700—1724.

Das deutsche Geistesleben bietet im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts ein Bild arger Verwirrung und Zerklüftung. Neben der politischen Trennung der einzelnen Kleinstaaten war durch Besonderheit in Sprache und Litteratur noch der landschaftliche Gegensatz immer schroffer hervorgetreten: die vornehmen Schlesier mit dem Bewußtsein ihrer Klassicität, die Niedersachsen mit ihrem musikalischen Sinn, die Meißner und Obersachsen mit ihrer dem Hochdeutsch am nächsten kommenden reinen Aussprache. Nord und Süd schieden sich weiter durch die Religion; in den protestantischen Staaten hatte das Gezänke der Theologen untereinander und die Angriffe derselben gegen jede von der Philosophie ausgegangene freiere Regung die Kraft des letzten idealen Bandes geschwächt, welches bei dem Mangel gemeinsamer staatlicher Interessen noch vermögend gewesen wäre, das Volk zu nationaler Arbeit zusammen zu schließen. Wie die Fürsten ihre Sonderzwecke verfolgten, so hüteten mit gelegentlichen Schmeicheleien gegenüber den Großen die Professorenzünfte an den Universitäten ihre Wissenschaft streng vor der entweihenden Menge. Und mit diesen Zuständen hängt auch die große Zerfahrenheit auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur zusammen. Nicht daß es hier an gesunden Ansätzen, an zutreffenden Gedanken und vereinzelten fördernden Thaten gefehlt hätte, allein da der ganze Kultur- und sittliche Zustand des Volkes keinen Genius zeitigte, welcher sich durch die unangefochtene Größe seiner Schöpfungen hätte Bahn brechen und die Zeit zu nationaler Selbstbesinnung und eigener Werthschätzung wachrufen können, ging das Einzelne an seiner Vereinzelung zu Grunde und zwar

TO MU
AIMOTIJA

das Gute sowohl als das Falsche, Verkehrte und Irrthümliche; jenes wurde verkannt, vergessen, vom Schlechten überwuchert, dieses, weil es keinen festen und bedeutenden Angriffspunkt bot, blieb unwiderlegt oder verlor seine Kraft durch einen Gegensatz, der an sich keine größere Berechtigung in sich barg. Verschiedene laute Mahnrufe erschallen zur Erweckung des Nationalbewußtseins, aber einseitige und lächerliche Deutschthümelei ist alles, was die Zeit zu bieten vermag; nicht einmal in der Abhängigkeit von fremden Völkern irgend eine Einheit oder ein voll bewußter Gegensatz! Die deutsche Muse tummelt sich bei Griechen und Römern, Franzen, Spaniern, Holländern und Italienern ohnmächtig umher, es wird auch da und dort über die Berechtigung dieser oder jener Muster gestritten, aber die Frage kann nicht zum Austrag kommen, weil die leitenden Gesichtspunkte fehlen.

Die durch eingedrungene Fremdwörter der Verwilderung verfallene deutsche Sprache zu reinigen und zu veredeln, war das Bestreben vieler Gebildeten, aber durch die Lächerlichkeiten, deren sich die zu diesem Zwecke gebildeten Sprachgesellschaften schuldig gemacht hatten, wurden Besonnenere wie Schottelius und Leibnitz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" zum Widerspruche gezwungen. Und nicht einmal der volle Umfang des Gebrauches der deutschen Sprache war unbestritten: in den Schulen wird sie als Verständigungsmittel für das Lateinlernen verwendet; die Wissenschaft bedient sich ihrer nicht theils aus Vornehmthuerei, theils weil es wirklich erst schaffender Geister bedurfte, um sie mit dem nöthigen Wortreichthum auszustatten; selbst nachdem Leibnitz die Tauglichkeit derselben für alle Wissenschaften hervorgehoben und zu diesem Zwecke die Verdeutschung der Kunstwörter angeregt hatte, und als mit dem Jahre 1687 durch Thomasius schon der erste Schritt gethan worden war, das Deutsche bei den öffentlichen Vorlesungen an den Universitäten zu gebrauchen, gab es Widerspruch und Nasenrümpfen bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Auch die grammatische Seite der Sprache zeigte keinen geschlossenen und festgefügten Bau. Luther galt natürlich als Auktorität. Aber schon Bödiker, dessen „Grundsätze der deutschen Sprache" (1690) am Beginne des Jahrhunderts das gangbare Lehrbuch war, bemerkt, daß die deutsche Sprache mit Luther zwar recht zu Stande gekommen, allein erst im siebzehnten

Jahrhundert auf den Gipfel der Zierlichkeit geführt worden sei, ja er zählt bereits 29 veraltete Wörter auf, welche nach 33 Jahren in einer der nächsten Auflagen schon zu einem kleinen Wörterbuche angewachsen erscheinen. Man kann sich also einer gewissen Einsicht in das Leben der Sprache nicht verschließen, und Wippel aus Berlin, der dritte Herausgeber der Grammatik, sagt geradezu, „da Lohenstein lebte, da redete man ganz anders als wie itzt", aber ein Festes in dieser Erscheinungen Flucht konnte es deshalb nicht geben, weil weder eine Grammatik, die überdies über Wortfolge und andere syntaktische Fragen nur spärliche Auskunft zu ertheilen im Stande war, noch ein bedeutender Schriftsteller ein auktoritatives Ansehen in ganz Deutschland genoß.

In der Poesie selbst hatte längere Zeit Opitz einerseits mit seinen eigenen Dichtungen, andrerseits durch sein berühmtes Buch „von der deutschen Poeterei" den deutschen Parnaß beherrscht; in der „Reinigkeit" der Sprache konnte er auch nicht mehr Muster sein, namentlich aber hatte sich gegen die verstandesmäßige Nüchternheit seiner Wirksamkeit, von der auch tiefere Naturen wie Flemming und Dach beeinflußt waren, ein berechtigter Rückschlag seitens der Phantasie geltend gemacht. Was konnten jedoch Hoffmannswaldau und Lohenstein an die Stelle setzen? Sie wollten poetische Erfindung; allein unvermögend, lebenswahre und wirkliche Gestalten zu schaffen und noch weniger im Stande, sie mit dem Hauche wahrer Empfindung zu beleben, bringen sie Abenteuerliches und Phantastisches hervor, gewürzt mit niedrigster Sinnlichkeit und widerlicher Lüsternheit. An Stelle der Alten, der Franzosen und Holländer tritt der Italiener Marino, statt der klassischen Blümchen und einfachen, nüchternen Sprache ein oft bis an den Unsinn grenzender Schwulst; das Berechtigte in dieser Verirrung lockt jedoch alle diejenigen an, die das Bedürfniß nach freierer Entfaltung der Phantasie in sich fühlen: der Schwulst wird „das Erhabene" genannt, das Grauenhafte und Entsetzliche heißt „das Tragische", und die ganze Richtung macht Schule. In buntem Durcheinander tritt der Rückschlag ein. Der Zittauer Rektor Christian Weise betont das Praktische der Poesie; platteste Nüchternheit entspricht mehr dem Nutzen als hohle Größe; aber auch er bedarf des Salzes, und es zeugt von der sittlichen Verrohung wie nicht minder von der Ver-

ständnißlosigkeit der Zeit für ideale Ziele, daß die dem Hanswurstgeschmacke des Pöbels entnommenen Derbheiten und Gemeinheiten, aus denen der Herr Rektor seine Schulkomödien zusammensetzt, als Erziehungsmittel in den Schulen geduldet und anerkannt wurden. Weise's Nachfolger in Sachsen, unfruchtbarer und phantasieloser als der Meister, sinken noch tiefer, während Hofmänner wie Canitz, nach französischem Geschmacke gebildet, Adel und Eleganz der Sprache, Klarheit des Denkens und Keuschheit der Bilder als den wahren Kern der Dichtung priesen. Also auch hier wieder gesunde Ansätze zur Geltendmachung edlerer Formen wie bei dem talentvollen Günther edle Perlen in formloser Umhüllung. Dazu noch das unaufhörliche Geleier der inhaltlosen Gelegenheitsdichtungen aus allen möglichen Veranlassungen und die unzähligen formellen Spielereien!

Wie durchaus verschieden und innerlich gegensätzlich auch das poetische Bedürfnis des Volkes war, zeigt ein Blick auf das Drama. Umherziehende Komödiantentruppen befriedigten mit ihrer Hauptperson, dem Hanswurst, in den sog. Haupt- und Staatsaktionen das dramatische Interesse der Menge; neben diesen entsittlichenden Aufführungen die entnervende Oper, dann die prunkvollen Festspiele an den Höfen, das Schuldrama in den Kreisen der Studirten und vereinzelte Bemühungen um die regelmäßige Tragödie. Nicht ganz mit Unrecht sahen daher eifrige Theologen die heiligsten Güter der Menschheit in Gefahr und glaubten die Religion nicht nachdrücklicher schützen zu können als durch grundsätzliche Verwerfung des Schauspieles, ja die Gelehrsamkeit erinnert sich, daß Plato die Poeten aus seiner Republik verbannt habe, und während die einen klassische Stellen sammeln, um mit diesem Rüstzeuge gegen die Poesie überhaupt loszuziehen, erleuchten die philosophischen Freunde der Dichtkunst das Volk mit banalen und langathmigen Beweisen von der Nützlichkeit derselben.

So war man bis zur Existenzfrage der Poesie gelangt, und doch war es andrerseits Bedürfnis des verstandesmäßigen und „philosophischen Zeitalters", wie es gern genannt wird, zu erfahren, worin denn das eigentliche Wesen der Poesie und der Charakter der einzelnen Gattungen liege, und man mußte das um so klarer wissen, als bei dem Versiegen jeder lebendigen Quelle die Erkenntnis allein

aufhelfen mußte. Nun hatte man von Aristoteles, Horaz, Quintilian, Ronsard, Boileau und vielen anderen manches Gute in die deutschen Abhandlungen und poetischen Lehrbücher übertragen, aber alles bruchstückweise und dogmatisch; selbst zum praktischen Gebrauche von Opitzens Essay mußte man den Scaliger neben sich haben. Welche Blüthen aber die deutschen Poetiken nach Opitz zeitigten, das lehren die vielen „Anweisungen" von Harsdörffer's „Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" bis zu den Fabrikationsvorschriften eines Weise. So stellen sich die Bestrebungen um deutsche Sprache und Litteratur bis zum Ende der zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts als eine Menge von Kraftäußerungen dar, denen es an den rechten Angriffspunkten wie an bestimmten Zielrichtungen mangelt; daher verzehren sich die Kräfte gegenseitig, und es fehlt an einer stetigen Fortentwickelung.

Wie anders schreitet ein Menschenalter später in Theorie und Praxis der schaffende deutsche Geist von Sieg zu Sieg, in raschem Ansturm die Höhe gewinnend! Was der Eine erworben hatte, hat er Allen erworben; es ist die Periode der organischen Entwicklung unserer Litteratur. Woher aber die Stetigkeit und Raschheit des Fortschrittes, woher die Theilnahme des ganzen Volkes? Läßt sich dieser gänzlich veränderte Charakter der Litteratur nur aus äußeren Einflüssen oder lediglich aus der hervorragenden Geistesgröße ihrer Führer erklären?

Zwischen dem plan- und ziellosen Ringen der früheren Zeit und dem bewußtvollen und siegreichen Kampfe, der mit Lessing beginnt, liegt die Wirksamkeit Gottsched's. Seine geschichtliche Aufgabe bestand in der Schöpfung einer nach Lehre und Übung festausgeprägten, auktoritativen Litteratur. Es galt das vielfach Zerstreute, oft nur mit dem Charakter subjektiver Meinung Ausgestattete zu kodificiren, zu ergänzen, in geschlossenen Zusammenhang zu bringen und zu angesehener Geltung zu erheben. Wenn auch hiebei viel Verkehrtes, das späterhin keiner Erwähnung mehr würdig schien, für immer beseitigt, wenn andrerseits bei dem Streben nach nüchterner Klarheit und Folgerichtigkeit auch manches noch einseitiger gefaßt wurde, so kam es zunächst doch weniger auf die Trefflichkeit der Auswahl an als auf eine bestimmte Grundlage, welche der

Folgezeit einerseits zu weiterem Aufbau, andrerseits zu festen, eines Kampfes würdigen und den Kampf herausfordernden Angriffspunkten dienen konnte. Diese Litteratur mußte ferner Motive in sich enthalten, welche im Stande waren, die Kräfte des Volkes möglichst allseitig zu wecken, und mußte eine geistige Stufe einnehmen, welche es verstattete, die breiteren Schichten des gebildeten Theiles der Nation auf derselben zu vereinigen. Schon am Beginne der zwanziger Jahre haben die Schweizer durch ihre „Discurse der Maler" fördernd auf die Litteratur zu wirken begonnen, aber sie sind in der Intensität ihrer Wirksamkeit stecken geblieben; ihre Schrift von der Einbildungskraft hat in Deutschland so gut wie gar keine Wirkung hervorgebracht. Erst Gottsched hat, obwohl mit nur bescheidenem Maße geistiger Kraft ausgestattet, durch den achtunggebietenden Umfang seiner Wirksamkeit und die eigenthümliche Verkettung günstiger äußerer Umstände, welche er seinen Zwecken immer nutzbar zu machen wußte, die dem Bedürfnisse der Zeit zunächst liegende Aufgabe gelöst. Seine eigentliche Bedeutung aber kann sich nur aus einer Betrachtung der Gesammtheit seiner Wirksamkeit ergeben.

Johann Christoph Gottsched ist am 2. Februar 1700 zu Judithenkirchen bei Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater Christoph Gottsched (geb. 7. Sept. 1668) war daselbst Prediger, seine Mutter Regina, eine geborene Biemannin, hatte in Königsberg ihre nächsten Verwandten. Von den vier Brüdern lebten zwei mit Christoph in vertrauterem Umgange[1]).

Vortheile, deren sich sonst Söhne evangelischer Landpfarrer zu erfreuen haben, begünstigten auch seine Entwickelung: nicht glänzende, aber doch erträgliche äußere Verhältnisse, Abhaltung von schädlichen Zerstreuungen und Vergnügen, der Einfluß der Natur, sittlich ernstes Streben und vor allem eine sorgfältige, mehr auf das Innenleben gerichtete Erziehung.

In der That geht aus den zerstreuten und spärlichen Bemerkungen Gottsched's hervor, daß sich der Vater seine geistige För-

1) Joh. Friedrich, Mediciner (geb. 18. März 1704, † 22. Jan. 1726), schrieb eine Dissertation: »De peregrinatione medicorum« vgl. Gedichte v. 1736, S. 339; dann Joh. Heinrich, Steuerrath in Kassel; von ihm und einem dritten Bruder wird noch zu sprechen sein.

derung besonders hat angelegen sein lassen. Der Sitte jener Zeit gemäß wurde der Unterricht sehr frühe begonnen, aber durch vernünftigen Takt ward bald wirkliche Neigung zum Studium erweckt. „Schärfe pflegte sich mit Gelindigkeit zu würzen", sagt der Sohn, welcher später der vortrefflichen Lehrthätigkeit des Vaters, „der ihm der Weisheit Bahn" gezeigt, öfter mit dankbarer Anerkennung gedenkt, so namentlich in einem poetischen, nicht ohne Wärme gehaltenen Sendschreiben[1]), in welchem er eine stattliche Reihe seiner Königsberger Lehrer aufführt und dann fortfährt: „Aber Dir, geehrter Vater, bleibet doch der erste Ruhm, alles, was ich bin und habe, nennet sich Dein Eigenthum." Bezeichnend war, daß die Sprachen, Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, nicht um ihrer selbst willen schienen betrieben worden zu sein; vielmehr wurde er bald an der Hand der klassischen Schriftsteller in die Grundlehren der sog. freien Künste eingeführt. Zu diesem Zwecke studirte Gottsched von den Spätlateinern namentlich Lactantius, den christlichen Cicero, dessen Institutiones divinae er später öfter citirt, und auf welche auch seine große Vorliebe für die Beredsamkeit theilweise zurückzuführen ist.

Indeß hatte der Sohn nicht allein den „wohlgewachsenen" und, wir möchten hinzufügen, grenadiermäßigen Körper vom Vater geerbt, sondern auch — das klassische Wort in eingeschränktester Bedeutung genommen — die Lust zu fabuliren. Das im siebzehnten Jahrhunderte von dem Dach'schen Freundeskreise in Königsberg wachgerufene poetische Leben war auch auf Gottsched's Vater nicht ohne Einfluß geblieben. Er verfaßte nicht nur lateinische Verse, er stimmte sein Rohr auch zu deutschen Liedern, mit denen er seine Gattin an ihren Geburtstagen begrüßte, und „der beliebte Wald", „der grüne Berg, an dessen Grunde das Elternpaar sein andres Eden gefunden", sind poetische Nachklänge in des Sohnes Gedichten aus jener Jugendzeit. Daher enthalten denn auch gerade die beiden zum Geburtstage des Vaters 1727 und 1732 verfaßten poetischen Schreiben[2]) neben dem sonst Frostigen und Steifen einige wahr und warm empfundene Stellen, wie denn die Dankbarkeit gegen die Eltern der hervorragendste Zug seines sonst dürftigen Gemüthes

1) Gedichte v. J. 1736 S. 498 ff. 2) ebd. S. 267.

ist. Für die Auffassung seines ganzen Entwickelungsganges ist es jedoch wichtig festzustellen, daß sein Interesse für deutsche Dichtung nicht etwa erst durch philosophische Spekulationen oder durch irgend welche äußere Veranlassungen geweckt wurde, sondern daß auch ihm, so schwach sie sein mochte, eine lebendige Quelle sprudelte. Schon in seinem zwölften Jahre wird er vom Vater in den Chor der deutschen Musen eingeführt; nach seinem Muster und seiner Anweisung ließ er seines „neuen Rohres ungeübten Klang gewöhnen", bis ihm die Universitätsjahre erst mehr Lust, Geschick und Stoff zum Dichten gaben[1]).

Mit vierzehn Jahren bezog er die Universität in Königsberg und wurde am 19. März 1714 daselbst immatrikulirt[2]). Viele Jahre nachher gedachte er noch des schönen Heims, welches er im Hause des Bruders seiner Mutter gefunden; die Frau Biemann, eine geborene Taßmann bewies ihm viel Wohlwollen und Freundlichkeit, aber im ganzen war sein äußeres Leben höchst einförmig, hatte er doch trotz der vielen „galanten Kinder", die ihre Blicke auf den schmucken Jüngling warfen, niemals sein Herz verschenkt. Desto eifriger oblag er seinen Studien. Dem Wunsche des Vaters gemäß widmete er sich der Theologie. Man hat behauptet, er wäre ein viel zu nüchterner Pedant gewesen, um an dieser Wissenschaft Genüge zu finden, als ob die überwiegende Mehrzahl der Theologen jener Zeit nicht gerade in dem pedantischen und nüchternen Festhalten an der Rechtgläubigkeit den Schwerpunkt ihres Berufes gefunden hätte. Daß Gottsched indeß mit großem Eifer diesem Studium oblag, beweisen, abgesehen von seinem eigenen Zeugnisse, seine nicht unbedeutenden Detailkenntnisse, die er auch in späteren Jahren noch öfter bekundet. Da ihm die Beredsamkeit ans Herz gewachsen war, übte er das Predigen fleißig: an hundertmalen, rühmt er, habe er zehn verschiedene Kanzeln bestiegen und „sich auch in fürstlichen und gräflichen Cabinettern hören lassen".

Von seinen akademischen Lehrern in der Theologie nennt er Bernhard von Sand, den Sohn des berühmten Theologen gleichen

1) Gedichte 1736 S. 500. Vgl. ferner Kritische Dichtkunst 1. A. Vorwort.

2) Vgl. Bernays, „Gottsched" in der allg. d. Biogr. u. Separatabdruck Leipzig 1880, S. 120.

Namens, dann Heinrich Lysius, Christian Masecov, Lilienthal, Langhans und Abr. Wolf, für das Hebräische Hahn, für das Griechische Behm. Den größten Einfluß scheint jedoch Joh. Jak. Quandt auf ihn ausgeübt zu haben. Wenn Friedrich der Große, welcher denselben in seiner Schrift: »de la litterature allemande« als einzigen nennenswerthen Redner Deutschlands aufführt (qui possedait le rare et l'unique talent de rendre sa langue harmonieuse), sagt: je dois ajoûter à notre honte que son mérite n'a été reconnu ni célébré, so stimmt das nicht mit Gottsched's Bericht, der uns von seinem großen Ansehen in Königsberg und Leipzig erzählt und ihn in einer Ode als Lehrer, Gelehrten, Redner und als den Aaron seines Volkes feiert[1]). War nun Quandt für ihn in oratorischer Beziehung von Bedeutung, so sorgten andere Lehrer für seine Ausbildung in der Dialektik. In einer Reihe historischer und theologischer Disputationen trat er als Respondent auf, das Disputiren ward ihm endlich Bedürfnis. Sehr belesen und gleichzeitig durch philosophisches Studium im Denken gefördert, mag er denn auch wirklich mit seinen Einwänden den Professoren oft ungelegen gekommen sein, so daß diese ihm seine „Knoten", wie er sich ausdrückt, mit unwilligen Antworten mehr durchschnitten als lösten[2]).

Im Jahre 1718 will er sich auch selbständig versuchen. In der Lehre von der göttlichen Gnadenwahl, wie sie in den Lehrbüchern dargestellt war, hatte er einen qualvollen Widerspruch gefunden; er liest alles, was auf Bibliotheken darüber aufzutreiben ist, er studirt die Streitigkeiten de auxiliis gratiae, zu deren Schlichtung sogar eine Kongregation der Kardinäle eingesetzt worden war, er treibt sich in den Lehren der Pelagianer, Semipelagianer, der Arminianer ꝛc. herum und schreibt endlich eine Dissertation: »de conversione hominis et gratia dei in eadem efficaci et sufficiente«. Der Kern seiner Auseinandersetzung ist bezeichnend

1) Weiteres über ihn hat Geiger zusammengestellt in Seuffert, Denkmale XVI. S. IV.

2) Vgl. Erste Gründe der gesammten Weltweisheit. VI. Aufl. Leipz. Breitkopf 1756, wo Gottsched vor dem zweiten Theile eine Nachricht von seinen Schriften giebt, die aber nur bis zum Jahre 1744 reicht und nicht mehr fortgesetzt wurde.

für den Mann geistiger Nüchternheit: er kann sich die göttliche Gnade in ihrer Einwirkung auf den Sünder nicht unmittelbar, durch eine Art „Enthusiasterei", denken, er will ein natürlicheres Mittel dazwischen setzen und findet dasselbe im Gebrauche des Wortes. Aber die ganze Arbeit entsprach zu wenig dem orthodoxen Standpunkte; der berühmte Theologe, dem Gottsched das Manuskript, weil er ihm mehr als anderen zutraute, zur Durchsicht übergeben, hatte ihm dasselbe nicht einmal zurückgestellt. Der junge Märtyrer des freien Gedankens bewahrte eine Abschrift dieser Erstlingsarbeit bis ins späte Alter.

Wenn in den ersten vier Jahren das Studium der Theologie überwog, so trat bald darauf die Philosophie und, der Richtung und Methode jener Zeit entsprechend, die Mathematik und Physik in den Vordergrund. Schon 1714 und 1715 hatte er die Aristotelische Philosophie in allen ihren Theilen studirt; es folgten die Cartesianischen Schriften, über die er Vorlesungen hörte, und deren physikalische Lehren ihn mit stolzem Bewußtsein erfüllten, so daß er „Wunder dachte, wie viel er von der Natur wüßte". Aber des P. Daniel »voyage du monde de Descartes« sowie Le Clerc's philosophische Schriften stürzten ihn in neue Zweifel. Umsonst sucht er aus Sturm und Scheuchzer Klarheit zu erlangen; französische, holländische, englische Philosophen, welche ihm seine „peripatetischen und Cartesianischen Lehrer" niemals genannt hatten, namentlich Locke's Werk vom menschlichen Verstande, welches ihm in lateinischer Übersetzung zugänglich war, stürzten ihn statt der gehofften Klarheit in immer größere Verwirrung. Er hörte ein Kolleg über des Thomasius praktische Philosophie, las daneben die Schriften von Puffendorf, Grotius, Geulinx, Philararet, und das Resultat ist das Geständnis, daß er selbst nicht mehr wußte, wohin er gehörte. Wie natürlich: geistige Vielgeschäftigkeit ohne Wahl und ohne Vertiefung, — ein Erbübel Gottsched's. —

Von Bedeutung für seine weitere philosophische Entwickelung war die nähere Bekanntschaft mit Georg Heinrich Rast. Schon 1716 hatte derselbe auf Grund einer Dissertation »de linea meridiana« in Königsberg die venia legendi erhalten, aber erst auf seinen weiten Reisen durch Deutschland, England und Frankreich

war er mit der neueren Philosophie und den sich daran knüpfenden Tagesfragen näher bekannt geworden; so hatte er in England mit Theophil Desaguliers Freundschaft geschlossen, welcher die von Leibnitz in Ramazzinis Ephemeriden veröffentlichte Barometertheorie angegriffen hatte. Rast vertheidigte nach seiner Rückkehr den großen Landsmann gegen seinen Freund im Anfange des Jahres 1719[1] in einer Dissertation; »Explicatio Leibnitiana de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis contra dubitationes Desagulierii defensa«, wobei ihm Gottsched, mit dem er schon vor seiner Reise bekannt worden war, als öffentlicher Respondent zur Seite stand. Diese Disputation führt Gottsched auf Leibnitz; ihm zu Liebe lernt er Französisch und seit 1720 ist die Theodicee, in der er „hundert Skrupel aufgelöst" findet, sein Lieblingsbuch. Als dann in demselben Jahre der erste Band von Wolf's „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" erschien, war Rast, der auf seiner Reise den Philosophen in Halle persönlich kennen gelernt hatte, wieder Berather und Lehrer; seinem Einflusse ist zum Theil die große Verehrung zuzuschreiben, welche Gottsched sein ganzes Leben hindurch für Wolf hegte. Über das Studium der „Vernünftigen Gedanken" äußert er sich zu wiederholten Malen mit einem Anflug von Begeisterung: „Ich hub an, Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war". „Hier gieng mir's wie einem, der aus einem wilden Meere widerwärtiger Meinungen in einen sichern Hafen einläuft und nach vielem Wallen und Schweben endlich auf festes Land zu stehen kömmt."

Allein die unter dem Einflusse des Studiums der Cartesianischen Philosophie erworbenen Begriffe konnten nur schwer umgearbeitet werden, und zwar erregt gerade der Kernpunkt der Leibnitz'schen Lehre, die Monadologie, seine Bedenken. Selbst seine Lehrer Rast, Fischer und Kreuschner konnten ihm die Zweifel nicht lösen, und so tritt er denn unter Langhans, dem Professor der Mathematik

1) Danzel setzt die Dissertation (S. 11) auf Grund einer irrigen Angabe in Gottsched's historischer Lobschrift auf Wolf in das Jahr 1717. Vgl. dagegen die »Nova litteraria« anni 1719, wo S. 101 auch ein lateinischer Auszug ist; richtige Zeitbestimmung auch in G. Weltweisheit a. a. O.

in einer Dissertation: »Dubia circa Monades Leibnitianas«[1]) mit denselben vor die Öffentlichkeit. Ausgehend von dem ihm überkommenen Cartesianischen Körperbegriffe will er Leibnitz Widersprüche nachweisen: Wenn alles Körperliche nur Ausdehnung ist, so könne es innerhalb der materiellen Welt nichts Untheilbares, Einfaches und Ursprüngliches geben. Der Begriff der vollkommenen Dichtigkeit und Stetigkeit des geometrischen Körpers, in den er damals festgerannt war, ließ sich natürlich mit der monadologischen Erklärung der Welt, welche nur unter der Voraussetzung des von Leibnitz eingeführten Kraftbegriffes denkbar war, nicht vereinigen, aber Gottsched ging so scharf gegen den berühmten deutschen Philosophen los, daß er sich von Langhans eine nicht undeutliche Ermahnung zu größerer Bescheidenheit zuzog.

Schon die nächste über Veranlassung des Dechants der philosophischen Fakultät Heinrich v. Sand zum Zwecke seiner Magisterpromotion verfaßte Schrift hatte den Zweck, eine Lücke in Wolf's deutscher Metaphysik auszufüllen. Die theologischen Lehrbücher scheinen ihm von der Allgegenwart Gottes eine unschickliche, weil allzu stoffliche, Auffassung zu Grunde zu legen; alles laufe auf eine diffusio s. extensio essentiae divinae hinaus, gerade als ob Gott nach dem Stoischen Satze: »Jovis omnia plena« wie die feinste Himmelsluft alle Zwischenräume der Körper ausfüllte, was doch mit einem geistigen Wesen durchaus nicht vereinbar sei. Wolf's Metaphysik aber hatte die Allgegenwart Gottes gar nicht berührt; in seinem Geiste und nach seiner Methode führt daher Gottsched aus, daß die Allgegenwart eine aus der Allwissenheit und Allmacht zusammengesetzte Eigenschaft sei[2]), eine Auffassung, die später auch von namhaften Theologen angenommen wurde, ohne — wie sich Gottsched beklagt — den Urheber derselben zu nennen. Am 12. Mai 1723 hatte er sich mit dieser Abhandlung, welche sein Bruder Friedrich vertheidigen half, in Königsberg habilitirt.

Indessen oblag der junge Lehrer der Weltweisheit nicht nur in den „Nebenstunden" der Poesie; ein Philosoph mußte auch hier

1) D. c. M. L. Praeside D. Christophoro Langhansen, auctore Jo. Christ. Gottschedio. Regiom. 1722.

2) Genuinam omnipraesentiae divinae notionem distincte explicatam et observationibus illustratam defendet — J. C. G. 20 S. 4°.

deutliche Begriffe haben, und wie nachhaltig die im Vaterhause erhaltenen Anregungen wirkten, geht daraus hervor, daß er schon im ersten Jahre (1714) bei Rohde, „einem geschickten Manne, der selbst einen artigen Vers schrieb", ein collegium poeticum hörte. Freilich gerieth er hier an das erbärmlichste Buch, welches je über die Theorie der Dichtkunst geschrieben wurde, indem Rohde seinen Vorlesungen Menantes „allerneueste Kunst zur galanten Poesie zu gelangen" (Hamburg 1707) zu Grunde legte. Man kennt Hunold's sublime Auffassung von dem genius poeticus, der durch Wein, Tabak, Spazierengehen und noch andre Mittel kareſſirt wird. Mit mehr Anstand, aber nicht mit viel mehr innerem Gehalte waren die beiden anderen Poetiken, die Gottsched zu seinem Privatstudium benützte, geschrieben, die 1688 in Leipzig erschienene von Andr. Christ. Roth, in welcher er die ersten dürftigen Regeln über die dramatische Poesie vorfand, — denn Menantes bezieht sich nur auf die Oper, — und die „gründliche Anleitung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst" (Altdorf 1704), eine Kompilation der Lehren Birkens, Morhof's und Weise's von dem Altdorfer Professor Daniel Omeis. Hat nun auch Rohde, wie Gottsched in einer ihm gewidmeten Ode bezeugt, den jungen Dichter zu weiteren Produktionen aufgemuntert[1]), so zeigen die aufgeführten Lehrbehelfe zur Genüge, in welcher Richtung sich die weitere Förderung wird bewegt haben. Mit der Verehrung Opitzens, als des Vaters der deutschen Dichtkunst, mit der Kenntnis der Bilderreime, Ringellieder, Gesprächlieder, Wiedertritte, Fragreime und ähnlichem, heute verlegenen Kram, mit Weise's berühmtem Grundsatz: »in poesi Germanica omnis constructio, quae in prosa non toleratur, vitiosa«, den auch Omeis zu dem seinigen gemacht hatte, ging Gottsched in den Jahren 1716 und 1717 an die Lektüre der Dramen Lohenstein's. Er hatte sie von vielen „himmelhoch" erheben hören, aber sie schlugen nicht bei ihm ein. Seine nüchterne Geistesanlage und der Charakter der ersten Lehren hatten schon seine Richtung bestimmt. Gleichwohl erhielt er aus dieser Lektüre den „ersten wunderlichen Begriff von der Tragödie"[2]). Hatte ihn hier die aus-

1) Ged. a. a. O. S. 325.

2) Vgl. Vorrede zum sterbenden Cato 1732.

schweifende Phantasie abgestoßen, so vermochte er der Sophokleischen Antigone in der Übersetzung von Opitz aus formalen Gründen keinen Geschmack abzugewinnen; die ungelenken Verse und die gezwungene Sprache verstatteten um so weniger ein Eindringen in das innere Wesen der dramatischen Dichtung, als ihm bisher noch Niemand die Alten als Muster gepiesen hatte.

Einen entscheidenden Einfluß auf seine Entwicklung hatte erst Joh. Valentin Pietsch. Er war aus Königsberg, zehn Jahre älter als Gottsched und, obzwar Mediciner von Fach, schon mit neunzehn Jahren als Dichter öffentlich aufgetreten, als Friedrich I. nach Königsberg gekommen war. Die Begrüßungsode hatte ihm in weiteren Kreisen den Beinamen eines preußischen Lucan eingetragen. Dach und Neukirch waren seine hervorragendsten Muster; Canitz war ihm zu satirisch, Besser ein wenig zu kalt und matt. Pietsch war formgewandt; seine Sprache leicht und fließend, die Verse korrekt, der poetische Stil hielt die Mitte zwischen den schwülstigen Versen Lohensteins und den seichten und läppischen Gelegenheitsdichtungen. Der spielende, leichte Witz der jüngeren Schlesier diente ihm neben fremden Blüthen, die, obwohl im Volksbewußtsein ohne innere Kraft, noch immer zum nothwendigen Handwerkszeuge jedes Dichters gehörten, zu den poetischen Verzierungen, in welchen man damals neben der äußeren Form das eigentlich Poetische suchte. Als er im Jahre 1717 auf den Sieg des Prinzen Eugen bei Temesvar einen Heldengesang von 34 achtzeiligen Strophen erscheinen ließ, erntete er in ganz Deutschland Beifall; das Gedicht wurde an vielen Orten nachgedruckt und verschaffte dem Verfasser, der in späteren Jahren zum Hofrath und Leibmedicus emporstieg, zunächst i. J. 1717 die ordentliche Professur der Poesie zu Königsberg. In diesem Jahre trat ihm Gottsched näher.

Pietsch war nun kein Theoretiker, hielt auch nicht viel Vorlesungen über die Dichtkunst, aber er suchte jüngere Talente durch praktische Rathschläge zu fördern, wozu er ihnen oft Unterredungen von ganzen Stunden verstattete, ein Vorgang, den sich Gottsched wenigstens in den ersten Jahren seiner lehramtlichen Thätigkeit in Leipzig zum Muster nahm.

Bei einem derartigen Privatissimum legte ihm Gottsched sein erstes, 1719 gedrucktes, nur mit den Anfangsbuchstaben des

Namens gezeichnetes Geburtstagsgedicht auf seinen Pathen, den preußischen Tribunalsrath und Konsistorialpräsidenten von Röder, vor. Aus dieser ersten Unterredung ist uns eine den Charakter Gottsched's bezeichnende Anekdote überliefert: Nach verschiedenen kleineren Anmerkungen, die zur Reinigkeit der Sprache und Poesie gehörten, erzählt Gottsched, kam Pietsch auf diese Zeile: „Was wird der späte Mund der stolzen Enkel sprechen?" „Die Zeile ist von Neukirchen!" sprach er. Wer hiebei blutroth ward, das war ich. Er hatte nämlich recht, und ich wußte wohl, daß ich diese Zeile gemauset hatte. Allein wer hätte das gedacht, daß auch Pietsch oder sonst ein Mensch Neukirch's Gedichte so genau kennen würde? Ich schämte mich also herzlich und verschwor es, künftig keine Zeile mehr zu stehlen. Der Hofrath selbst widerrieth mirs und hielt es für eine unerlaubte Dieberei, die einen, der selbst etwas machen könnte, nur beschimpfete[1]).

Von Pietsch, nicht von den Schweizern, wie vielfach behauptet wird, wurde Gottsched in jenen schroffen Gegensatz zu der Dichtung der zweiten schlesischen Schule gedrängt, der allerdings auch seiner Geistesanlage vollkommen entsprach. Während seines Aufenthaltes in Königsberg hat ein Schlesier Neidhart, der als Kapellmeister einen guten Namen hatte, mit seinen hochtrabenden, schwülstigen Versen, welche die Lohensteinschen Muster noch weit übertrafen und zu dem Extremsten gehörten, was die Epigonen der zweiten schlesischen Schule hervorgebracht haben[2]), den Geschmack vieler jungen Leute irre geführt. Joh. Georg Bock, der spätere Herausgeber der Pietsch'schen Werke, gehörte zu seinen vertrautesten Freunden; und da Gottsched wieder mit Bock innig befreundet war, — wird er ja doch von diesem in den Briefen mit „herzallerliebstes Brüderchen" angeredet — so mag hierin die Erklärung liegen, warum Pietsch, der gegen die poetische Richtung der jungen Leute öffentlich eiferte, Gottsched auch in seinen Privatunterredungen vor den Verirrungen jenes Neidhart nachdrücklich warnte. Hiebei konnte er sich auf Neukirch als auf einen Bekehrten berufen, dessen

1) Vgl. Erste Gründe der Weltweisheit a. a. O.

2) In der 3. Auflage der krit. Dichtkunst führte G. später einige der sonderbarsten Blüthen dieses bombastischen Dichters auf; vgl. S. 283.

Ode auf eine Hochzeit zu Breslau[1]), in welcher sein Geschmackswandel poetisch begründet wird, er aus dem Kopfe zu citiren pflegte.

Wie Neukirch in dieser Ode wies auch Pietsch in theoretischer Beziehung auf Horaz hin, und Gottsched beginnt schon jetzt die Übersetzung der ars poetica, welche später als Einleitung zur kritischen Dichtkunst erschien. Daneben wird Opitz, Buchner, Kindermann, Zesen* und Harsdörffer gelesen; allein die philosophische Methode, wonach alle Erkenntnisse und Urtheile von einem Satze aus in mathematischer Weise deduktiv entwickelt wurden, hatte sich bereits in allen Gebieten des Wissens festgesetzt, und der junge Philosph war daher von den zusammenhanglosen Lehren der Poetik wenig befriedigt. Pietsch wußte keinen Rath. „Es fehlt uns noch," sagte er, „an einer poetischen Anweisung, darin das rechte Wesen der Poesie erklärt würde." In diesem Worte fand Gottsched den Hinweis auf die Aufgabe der Zukunft, aber er sah wohl ein, daß hiebei mit der Philosophie allein nicht weiter zu kommen war. Er dichtete selbst, lernte Fremdes kennen und suchte sich zunächst in der Kenntnis der einzelnen Dichtungsgattungen festzusetzen. Groß war namentlich seine Rathlosigkeit noch immer hinsichtlich der dramatischen Poesie. Pietsch fing erst Ende der zwanziger Jahre hierin zu arbeiten an; wieweit er überhaupt in der Erkenntnis dramatischen Wesens vordrang, beweisen seine Fragmente zur Genüge[2]).

Canitz führte Gottsched indeß auf Boileau. Die an Molière gerichtete Satire regte ihn zur Lektüre der Stücke des großen Komödiendichters an, allein da ihm sein Vaterland, wie er selbst klagt[3]), keine Gelegenheit gegeben, eine Komödie oder Tragödie spielen zu sehen, so blieb sowohl seine Erkenntnis wie seine dichterische Bethätigung auf die übrigen Formen, namentlich auf die Lyrik, beschränkt.

Das älteste uns erhaltene Lehrgedicht, „daß der Mensch selbst

1) Neukirch's auserlesene Ged. herausg. v. Gottsched. Regenspurg 1744. S. 198: Auf das Link- und Legiussische Brautpaar. Vgl. Krit. Beiträge VII S. 136.

2) Vgl. Pietsch, gebundene Schriften, herausg. v. Bock 1740 S. 302 ff.

3) Vorrede zum „sterbenden Cato" 1732.

an seiner Verdammung Schuld trägt, bei Gelegenheit eines Donnerwetters i. J. 1718 verfaßt"[1]), hängt mit seinen theologischen Studien zusammen. Einzelne „Oden" wurden noch in Königsberg gedruckt, so auf den Herzog von Holstein, Generalfeldmarschall und Statthalter zu Königsberg, auf ein Reformationsjubelfest, auf den Kanzler von Osten u. A.

An der Universität nimmt er bei den Studenten und Professoren eine geachtete Stellung ein. Am 4. Oktober wird er von der Studentenschaft gewählt, um Christian Masecov zu seinem ersten Rektorate zu beglückwünschen, er verkehrt im Hause des Professors Sand, bei Kreuschner, wo er halbe Tage in anregendem Gespräche verweilte[2]), namentlich aber bei Pietsch, welcher der hohen Achtung, die er Gottsched's Dichtungen zollte, in einem Gedichte Ausdruck gab, mit dem er i. J. 1723 den neuen Lehrer der Weltweisheit begrüßte: Die Poesie reizt den Dichter zu Gottsched's Ruhm zu schreiben, und Phöbus selbst weiht ihm auf des Pindus Spitzen ein halberfülltes Blatt, worauf der Musen Hand sein Lob verzeichnet hat[3]).

Mitten in seinen praktischen und dichterischen Erfolgen wurde er aber von der „Wuth des Mars" erschreckt. Er war eine Aufsehen erregende Hünengestalt, und wer weiß, ob das Lobgedicht auf den Prinzen von Holstein nicht dazu beigetragen hat, dessen Aufmerksamkeit zu erregen. Es war i. J. 1724 eine große Werbung und Jagd auf die langen Kerls in Aussicht genommen. Mündlich sowie durch anonyme Schreiben wird Gottsched gewarnt[4]). Noch befindet sich unter den Akten der Königsberger Universität eine „Specificatio derjenigen Studiosorum, die aus Furcht vor der großen Werbung von der hiesigen Akademie wegzogen." Der sechste unter ihnen, Gottsched, „hat sich wegen der Werbung, da ihm ihre fürstliche Durchlaucht, der Prinz von Hollstein nachstellen lassen, wovor er aber gewarnt worden, nach Leipzig begeben müssen"[5]).

1) Gottsched's Ged. v. Schwabe 1736 S. 583.

2) Ebd. S. 449: „Komm wieder, schöne Zeit! Kommt wieder, süße Stunden!" ruft er i. J. 1730 elegisch aus.

3) Pietsch, geb. Schriften v. Bock. Königsberg 1740 S. 286.

4) G. Gedichte 1736 S. 429.

5) Vgl. Bernays a. a. O. S. 126.

Das „dicke Buch, das Freigeborne ſtracks zu Sklavenkindern macht“ [1]), konnte nun freilich nicht das Lebensziel des hoffnungsreichen Magiſters werden, der ſich „der Muſen Chor geweiht“. Nach längerem Schwanken löſte er die vielen Bande, die ihn an die Heimath knüpften, und ohne Lebensſtellung, mit unzureichenden Mitteln entfloh er in Begleitung ſeines Bruders Heinrich, gehoben durch ein Dichterbewußtſein, deſſen Ausdruck für uns nicht ohne komiſchen Anflug iſt: [2])

„Ich bin dein Ebenbild, mein Freund Ovidius,
Weil ich ſowohl wie du mein Land verlaſſen muß.
Wiewohl wir ſind uns nicht in allem zu vergleichen,
Weil du die Flucht verdient, ich ohne Schuld muß weichen.“

Die Brüder gingen über Polen, Schleſien und die Lauſitz, hielten ſich einige Zeit in Breslau auf und kamen am 3. Februar 1724 in Leipzig an [3]).

II.

Leipzig. „Die vernünftigen Tadlerinnen“.

Es war eine günſtige Fügung für Gottſched, daß er das entlegene Königsberg mit dem im Herzen Deutſchlands liegenden Leipzig vertauſchen konnte. Welchen Vortheil die geographiſche Lage der Stadt mit ſich brachte, können wir Neueren, die wir uns der Förderung, welche unſer geſammtes Geiſtesleben durch Eiſenbahnen, Telegraphen und andere Verkehrs- und Verſtändigungsmittel erfährt, kaum bewußt ſind, nur ermeſſen, wenn wir uns in die Korreſpondenzen jener Tage einigermaßen einleben. Welche umſtändliche Organiſation hatte der Buchhandel, wie viel Schreiberei ging über Fragen verloren, deren Beantwortung heute jedermann in den Zeitungen findet! Wie Goethe ſpäter ſagt, war Leipzig, obwohl

1) G. Ged. 1736 S. 430. 2) Ebd. Vorrede.
3) Vgl. Singularia Vindobonnensia S. IV. (Univ. Bibl. in Wien).

klein, doch ein klein Paris, und Gottsched wäre gewiß nie auf den Versuch verfallen, die äußeren litterarischen Zustände Frankreichs auf Deutschland zu übertragen, wenn er sich nicht klar geworden wäre, welcher Vortheil ihm aus seinem neuen Aufenhaltsorte erwachsen war. Das getreueste deutsche Abbild des französischen Hoflebens befand sich in Dresden; Sachsen konnte bei seiner katholischen Herrscherfamilie und seiner protestantischen Bevölkerung die religiösen Gegensätze mildern; die Meißner standen im Rufe der reinsten Aussprache des Hochdeutschen; Leipzig hatte zufolge seines lebhaften Handels einen Fremdenbesuch aus allen Gauen Deutschlands. Nachdem es im Buchhandel Frankfurt a. M. den Rang abgelaufen, konnten die Buchhändlermessen mit ihrem Zulauf von Kaufleuten, Gauklern, Musik- und Schauspielerbanden sowie dadurch, daß Schriftsteller und Gelehrte hier der litterarischen Neuigkeiten wegen zusammenkamen, an den lebendigen Verkehr und Meinungsaustausch der Griechen bei ihren Nationalspielen erinnern. Was immer in Deutschland und der Schweiz auf litterarischem Gebiete producirt wurde, erhielten die Leipziger Gelehrten gewöhnlich aus erster Hand. Handschriften aus allen deutschen Ländern wanderten hieher, wurden der Censur unterworfen und hier gedruckt; aber in eingeweihten Kreisen war der Inhalt oft vor der Veröffentlichung bekannt, ein Vortheil, welcher in den späteren Streitigkeiten auch wacker ausgenutzt wurde. Vor allem aber verlieh die berühmte Universität der Stadt die Bedeutung einer geistigen und wissenschaftlichen Centralstelle für Deutschland.

Die erste Aufnahme fanden die Brüder bei dem Historiker Joh. Jakob Mascov aus Thorn, an den sie Grüße von Bayer aus Königsberg bestellten. »Venerunt nuper Lipsiam Gottschedii duo, quos, cum tuo nomine salutem dixissent, cupide excepi«, schreibt Mascov an Bayer[1]), welcher seinen Schützling erst später an Menke empfohlen hat. Daß es die Leibnitz'sche Philosophie gewesen wäre, welche Gottsched die Menke'schen Kreise erschlossen hätte, wie Danzel behauptet, ist durch nichts zu begründen. Bayer schreibt: Nihilominus ad Menkium epistolam misi, in qua te plurimum commendavi et Mascovio ipsi

1) Rückbericht Bayer's an G. v. 29. Sept. 1724.

iterum de te amplissime scripsi, quamquam tibi praedixeram satis esse, si Mascovio amico utaris, per quem ad omnes aditus tibi parari possit«, und als einzige und beste Empfehlung bezeichnet er Gottsched's »virtus« und »eruditio«. Auch die Behauptung, daß die Philosophie in der ersten Zeit des Leipziger Aufenthaltes im Vordergrunde seines Interesses gestanden wäre, läßt sich durch die eine Thatsache, daß im Briefwechsel der ersten Jahre die Schreiben philosophischen Inhalts noch überwiegen, nicht hinreichend stützen; vielmehr trat Gottsched bald nach seiner Ankunft als poetischer Kämpe für einen edleren Geschmack in die Schranken.

Wie im Drama die Haupt- und Staatsaktionen hat der in Rohheit versunkene volksthümliche Dichtergeist auch in den lyrischen Formen verwilderte Früchte gezeitigt. Zoten gemeinster Art und wohlfeile Witze wechselten als vergröberte Nachklänge der zweiten schlesischen Schule mit Weise'schen Derbheiten ab; dazu persönliche Angriffe auf Personen der besseren Stände sowie abergläubische Erzählungen aus der Gesindestube, und alles das gewöhnlich in der Form des Quodlibet mit ungleich langen Versen. Diese Gassenlitteratur, deren wir auch sonst in den Quellen ab und zu Erwähnung finden, die aber namentlich in Leipzig durch die verhältnismäßig große Anzahl Druckereien begünstigt wurde, hatte sich zu einer die Sitten und den Geschmack bedrohenden Herrschaft entwickelt. Es erschien wöchentlich eine Unzahl solcher poetischer Zettel von unbekannten Verfassern, mit denen namentlich der Buchhändler Boetius trödelte. Die Censur kümmerte sich um dieselben nicht oder hatte wenigstens keine Macht, ihr Erscheinen hintanzuhalten. Gewiß wurde dieser Unfug auch von anderen als solcher erkannt und mißbilligt, aber tiefer verletzte es den mit Dichterbewußtsein erfüllten Magister der Philosophie, und es zeugt gewiß von seinem weitergehenden Interesse für die deutsche Litteratur, daß er schon im Frühlinge 1724 unter dem Namen eines deutschen Persius diese Pfuscher- und Stümperarbeiten, wie er sie nannte, in einer längeren Satire bekämpfte[1]).

„Die Mücken wären fast in warmen Sommertagen
Viel leichter als der Schwarm der Sänger zu verjagen,
Der um die Pleiße, Saal' und Elb' und Oder summt."

1) Krit. Dichtk. I. Aufl. S. 466 ff.

Ziemlich unverblümt wird hier der Schmutz, den die „neuen Musen“ mit sich führen, auseinandergesetzt und der Helikon ein Narrenhaus gescholten, wo Aberwitzige mit offnen Augen träumen. Edleren und bedeutenderen Inhalt sowie eine reinere Form fordert der neue Satiriker, damit Hans Sachs wenigstens nicht Ursache hätte, im Grabe zu spotten.

Die fliegenden Blätter wurden denn auch daraufhin behördlich verboten, aber die Sache war hiemit nicht völlig ausgerottet; die „Pfuscherzunft“ sandte ihren Hauptvertreter auf den Parnaß, wo ihm Gottsched später noch begegnen sollte. Es war ein echtes Meißner Volkskind: Christian Friedrich Henrici mit dem Dichternamen Picander.

Wenn Gottsched auch, wie uns berichtet wird, vom Königsberger Rathe ein Stipendium bezogen hat, so brachten doch die ersten Monate manche Sorge. Ja, auch später noch muß ihm sein Freund Gottlieb Stolle (Leander von Schlesien) aus Jena zurufen: Perfer et obdura!

Erst als er in nähere Beziehung zu dem Hause des berühmten Professors Johann Burkhard Menke trat, gestalteten sich seine äußeren Verhältnisse günstiger. Im Juni 1724 zog Gottsched in dessen Haus und leitete seit 1725 gemeinsam mit dem Vater des bekannten Philologen Klotz die Erziehung des ältesten Sohnes Friedrich Otto (1708—1754), dem er Vorlesungen über die Wolf'sche Logik und Metaphysik hielt. Bis ins zweite Jahr, in welchem der junge Menke Magister wurde, besuchte er mit ihm juristische Privatlektionen und führte die Aufsicht über die reichhaltige Bibliothek, ein Amt, das er bis 1727 besonders im eigenen Interesse wohl verwaltete, denn er legte hiebei den Grund zu seinen ansehnlichen litterarischen Kenntnissen, die für sein späteres Wirken von so hervorragender Bedeutung waren; daß er auch Menke's Arbeiten nicht ferne stand, beweist nicht nur seine eingehende Bekanntschaft mit dessen Gedichten, sondern auch der Umstand, daß er die Anmerkungen, die in der späteren lateinischen Ausgabe der bekannten Rede »de charlataneria eruditorum« mit der Zeichnung »J. G. Interpres Gallus« stehen, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzte.

Hatte er auf diese Weise in Leipzig einen sicheren Boden

gewonnen, so waren die Beziehungen zu dem Hause Menke auch für seine innere Entwicklung wie für seine Stellung an der Universität und in der Gelehrtenwelt von Bedeutung. Wie ehemals die reichen Patricierfamilien Augsburgs und Nürnbergs so lebten jetzt die Professorenfamilien als deutscher Geistesadel in stolzer Abgeschlossenheit. Und das Haus Menke, in welchem die Professur erblich zu sein schien, ragte vor allen andern hervor. Im Jahre 1682 hatte der Licentiat Otto M. die berühmten Acta eruditorum Lipsiensium begründet, welche seit 1707 sein Sohn Johann Burkhard redigirte. Menke hatte in ganz Deutschland und in den größeren Städten des Auslandes seine Korrespondenten, in seinem Hause wurden oft von den Leipziger- wie von den auswärtigen Mitarbeitern Konferenzen abgehalten, der Briefwechsel wuchs bald in dem Maße, daß das Material desselben zur Herausgabe einer zweiten Zeitschrift benutzt wurde, welche alles, was sich in der gelehrten Welt ereignete, in wöchentlich zwei Nummern mittheilte. Hieraus entstanden die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", welche über Anregung und auf Kosten Menke's von 1715—1734 von Johann Gottlieb Krause redigirt wurden.

So war dem vierundzwanzigjährigen Jüngling nicht nur der Zutritt bei den hervorragendsten Persönlichkeiten Leipzigs erleichtert, er fand hier auch Methode für seine später verfolgten Ziele: Wie sich Johann Burkhard Menke und nachher Friedrich Otto, welcher nach dem Tode des Vaters (1732) die Herausgabe der acta eruditorum leitete, durch seine Korrespondenzen immer im Mittelpunkte der zünftigen Gelehrsamkeit zu erhalten wußten, so suchte Gottsched später zur Begründung und Behauptung seiner sogenannten Diktatur aus allen Theilen Deutschlands jene Kräfte zu sammeln, welche der Popularisirung der Wissenschaft, der Aufklärung der Nation und der Hebung der deutschen Sprache und Litteratur dienen konnten. Und ebenso fand er hier die Vorschule für seine journalistische Thätigkeit. Gleich Anfangs gehörte Krause, ein Verehrer der Pietschischen Muse, zu seinen Berathern und näheren Freunden, wie denn leicht nachzuweisen wäre, daß die Zeitungen von gelehrten Sachen gerade seit dem Jahre 1724 immer mehr einen deutsch nationalen Standpunkt einnehmen, was gewiß nicht ohne Einfluß Gottsched's geschehen ist; daß dieser nämlich selbst gleich Anfangs

Mitarbeiter war, wird kaum bezweifelt werden können. So erschien z. B. im Juni 1724 der Anfang eines Heldengedichtes von Pietsch, welches der Dichter noch gar nicht vollendet hatte. Die Redaktion entschuldigt sich in der Anmerkung, daß sie diese Probe einer reinen und männlichen Poesie, die ihr „ohngefahr in die Hände gerathen, auch ohne sein Vorwissen einrücke, in der Hoffnung, er werde sich desto mehr dadurch antreiben lassen, solches selbst mit Nächstem vollkommen ans Licht zu stellen und dadurch erweisen, daß die deutsche Poesie auch in Heldengedichten, wo nicht alle andern Nationen übertreffe, doch keiner derselben etwas nachgebe“[1]).

Wer anders als der Königsberger Flüchtling konnte das unfertige Manuskript seines vertrauten Lehrers nach Leipzig gebracht haben? Ja, die Sprache dieser Anmerkung ist als die Gottsched'sche kaum zu verkennen. Als dann Krause nach Wittenberg ging, wurde, wie aus der Vorrede für das Jahr 1727 hervorgeht, die Redaktion in Leipzig geradezu durch Gottsched vertreten, und an ihn, der damals an der Niklaskirche wohnte, waren auch die Zuschriften zu leiten.

Nichts aber vermochte ihn so nachdrücklich auf die Interessen der deutschen Sprache und Litteratur zu führen, als daß er gleich Anfangs Mitglied zweier Gesellschaften ward, die zwar mit ihren Bestrebungen noch im XVI. Jahrhunderte wurzelten, dabei aber doch — wenigstens gilt dies von einer derselben — Ziele für die weitere Zukunft ins Auge faßten. Noch im Jahre 1724 wurde er, wahrscheinlich von Menke, in die „vertraute Rednergesellschaft“ eingeführt, welche demnach nicht, wie gewöhnlich angenommen wird[2]), eine Schöpfung Gottsched's ist, sondern bereits lange vor 1724 bestanden hat[3]) und offenbar mit dem von Joh. Schmidt i. J. 1682 gegründeten Collegium oratorium im Zusammenhange steht[4]). Männer wie Thomasius, Menke, Schütz, Teller und Neumeister waren Mitglieder dieser Verbindung gewesen, deren nationaler Charakter schon daraus hervorgeht, daß sie auch „patriotische Gesellschaft“ genannt wurde. Folgenreicher aber war für Gottsched sein Eintritt in die „deutschübende poetische

1) Neue Zeitg. 1724 S. 521.

2) Wahrscheinlich auf Grund v. Schulze, Gesch. der Leipziger Universität. Lpzg. 1810 S. 268. 3) Weltweisheit a. a. O. Vorw.

4) Vgl. Gottsch., Redekunst 1. Aufl. S. 710 ff., Acta erud. 1732 S. 288 ff.

Gesellschaft". Sie hatte sich aus der sog. „Görlitzischen poetischen Gesellschaft" entwickelt, welche von vier am Gymnasium in Görlitz gebildeten Studenten, gegründet worden war[1]), die bei Menke ein collegium poeticum hörten. Als sich die Jünglinge im Dichterhandwerk einigermaßen sicher fühlten, kamen sie i. J. 1697 wöchentlich zusammen, um sich in lateinischen, griechischen, besonders aber in deutschen Versen zu üben. Bedingung für den Eintritt war die Absolvirung des Görlitzschen Gymnasiums und lausitzsche oder schlesische Landsmannschaft. Bald beschränkte man sich auf deutsche Poesie. Die Gedichte wurden in einem Foliobande gesammelt und der Gymnasialbibliothek nach Görlitz geschickt. Sechs starke Foliobände, welche sich gegenwärtig auf der Stadtbibliothek in Leipzig befinden, geben Zeugnis von dem beachtenswerthen Eifer der jungen Dichter[2]). Anfangs überwiegen religiöse Stoffe, später erscheinen profane Gelegenheitsgedichte in verschiedenen Formen: Oden, Sonette, Madrigale, dann Epigramme, Satiren ꝛc. Der Jugendwitz bricht öfter überraschend durch, und die meisten Produkte stehen, wenn man es mit der „Reinigkeit" nicht genau nimmt, den gepriesenen Mustern der Canitz, Besser und andern wenig nach.

„Du fragst, warum man jetzt so häufig Tobac pfeifft?
Weil alles in der Welt nach Rauch und Schatten greift."

Der lokalpatriotische Charakter läßt sich eben so wenig verkennen wie ein Zusammenhang mit der schlesischen Litteratur und Sprache.

Nach zwanzigjährigem Bestande nahm diese Gesellschaft, welche bisher 120 Mitglieder zählte, eine durchgreifende Veränderung ihrer Verfassung vor. Indem sie ihren lokalen Charakter, zunächst freilich nur im Principe, abstreifte und die Mitgliedschaft an die Bedingung

1) Die »Fundatores« hießen: Joh. Ad. Schön, Christ. Haßfurt, Joh. Christ. Urban, Joh. Heinr. Krause (Folioband I).

2) Im ersten Bande trägt das älteste Gedicht das Datum: 8. Januar 1697; dieser Band wurde i. J. 1702 geschlossen. Die Widmung lautet: „Der ruhmwürdigen Bibliothec bey dem Welt-Bekandten Gymnasio in Görlitz soll dieses schlechte Buch zum Andenken vieler daselbst genossener Wohlthaten consecrieret seyn." Aus Band II geht hervor, daß sich die Gesellschaft selbst das „Vertraute Görlitzer collegium poeticum" nannte.

einer entsprechenden „Geschicklichkeit" knüpfte, veränderte sie 1717 ihren Namen in den einer „deutschübenden poetischen Gesellschaft". „Deutschübend", weil von jetzt ab eine Stunde wöchentlich der Prosa gewidmet werden sollte, wovon aber öfter abgegangen wurde. Kein größeres, an eine Respektsperson gerichtetes Poem wurde seit der Annahme dieser Würde von einem Mitgliede ausgegeben, ohne daß die vornehme Präsidentschaft nicht auf dem Titel vermerkt worden wäre, und unter dieser Firma konnten es die jungen Dichter nun auch wagen, Hochadelige, den Rath von Görlitz und andre illustre Körperschaften anzusingen. Monatlich einmal versammelte man sich bei Menke, welcher die Gedichte, die ihm vorher eingeliefert werden mußten, einer Kritik unterzog, ein Vorgang, der bis 1727 dauerte[1]). Auf seine Anregung hin wurde seit dem Jahre 1719 auch die Erforschung des deutschen Alterthums in das Programm aufgenommen und zu diesem Zwecke die Begründung einer Bibliothek eifriger betrieben, welche, um für die Mitglieder ein „Palladium" zu schaffen, schon 1717 in Aussicht gestellt worden war, aber keine rechte Vergrößerung erfahren hatte. Den Bemühungen des M. Christian Clodius, welcher seit 1717 Mitglied der Gesellschaft war, gelang es theils durch die monatlichen Beiträge, theils in Folge der Geschenke Leipziger und auswärtiger Gönner bis zum Jahre 1724 1000 Bände zusammen zu bringen. Ausdrücklich wurde durch die gelehrten Zeitungen bekannt gegeben, daß nicht allein poetische Werke, sondern alles, „was einigermaßen zur Ausübung der deutschen Sprache abzielet, als Romane, Übersetzungen, Grammatiken, Wörterbücher und Kritiken gesammelt werden soll", und in dem 1724 gedruckten Bücherverzeichnisse[2]) wird auch um Überlassung der separaten Dichtungen und kleineren Flugschriften angesucht.

---

1) Menke war also durchaus nicht wie später Mosheim nur „Ehrenvorstand", wie Danzel S. 80 A. behauptet.

2) „Verzeichnis aller Deutschen Poetischen Schriften, welche die unter S. T. Herrn D. Johann Burchard Mencken, kgl. Pohln. u. Churfächsischen Hofraths . . . . ꝛc. (der Titel wird niemals vergessen) in Leipzig florierende Deutschübende Poetische Gesellschafft vom Jahr 1719 bis 1723 zu gemeinschaftlichem Nutzen gesammlet hat, ans Licht gestellt durch die Mitglieder derselben." Leipzig 1724.

Schon im Jahre 1722 trat die Gesellschaft in die Öffentlichkeit; als die Königin und Kurfürstin in Leipzig zur Messe ging, wurde ihr von einer Deputation ein Gedicht überreicht[1]). In demselben Jahre veröffentlichte Clodius anläßlich der Jubelfeier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes eine in schlechtem Latein abgefaßte Festschrift[2]), in welcher er nach einer langathmigen, mit einer Unzahl zweckloser Noten versehenen Abhandlung über die Sprachgesellschaften des XVI. Jahrhunderts und nach einem kurzen Rückblicke auf die Entwicklung der Gesellschaft ein Programm für die zukünftige Wirksamkeit aufstellt. Es wird eine Reihe von Publikationen in Aussicht genommen: eine Auswahl der in den sechs Foliobänden enthaltenen Gedichte, die Dissertation des Hamburger Pastors E. Neumeister[3]), für die Schuljugend ein poetisches Wörterbuch, endlich verschiedene Schriften berühmter Männer, wie die von Joh. Clauberg[4]), Leibnitz[5]) und Heraus[6]) über Verbesserung der deutschen Sprache und Dichtung, welche mit kritischen Anmerkungen versehen werden sollten. Es ist unverkennbar, wie die Gesellschaft nach jeder Richtung über ihre Schranken hinausstrebte. Einzelne, wie Johann Georg Hamann, der schon seit 1719 der Gesellschaft als eines der eifrigsten Mitglieder angehörte und durch die Herausgabe eines poetischen Wörterbuches den einen Programmpunkt löste, nahmen die Anregungen in ihr späteres Leben herüber.

Wie man aber im allgemeinen auf wissenschaftlichem Gebiete über unbedeutende Übungen nicht herausgekommen sein mag, so war man auch in der Ausübung der Dichtung noch zu keinem Kontakt mit der Litteratur gelangt, wiewohl die später (1715) gegründete Hamburgische Gesellschaft durch Weichmann's „Poesie der Niedersachsen" bereits einen Ruhm erlangt hatte. Allerdings fehlt es nicht

1) Siculs, Annalen III S. 204 abgedr.

2) Schediasma de instituto societatis philoteutonico-poeticae, quae sub praesidio Dr. Joh. B. Menkii hic Lipsiae congregatur, anno 1722.

3) Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis hujus seculi praecipuis. Leipz. 1694.

4) Ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata. Duisburg 1663.

5) Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache v. J. 1697. Vgl. Beitr. z. kr. Hist. I 369 ff.

6) Vgl. Beitr. z. krit. Hist. I. 267 ff.

an Anzeichen, daß die Mitglieder einen Anschluß an die Hamburger suchten; in der oben bezeichneten Festschrift werden dieselben auf die schmeichelhafteste Weise apostrophirt[1]), und bezeichnend ist, daß Hamann, welcher F. v. Hagedorn später zur Herausgabe des „Versuchs einiger Gedichte" veranlaßte, in Hamburg seine journalistische Thätigkeit entfaltete[2]), allein ein wirkliches Hinausstreben über die Grenzen engerer landsmännischer Interessen[3]) erfolgte erst seit dem Eintritte Gottsched's. Er war Preuße, aber ein Schüler Pietschens, und dies verschaffte ihm gegen die Gepflogenheit den Zutritt, denn Pietsch stand hier in hohen Ehren; schon im Jubelgedichte von 1722, welches die Ehre der deutschen Poesie gegen das Ausland vertheidigt, wird er neben anderen Berühmtheiten mit den Worten hervorgehoben:

„Wer steht nicht halb entzückt, wenn Königs Laute klingt?
Wenn Pietschens Heldenlied durch Phöbus Laute schallet?"

Gottsched nimmt daher gleich Anfangs eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft ein, wiewohl er durchaus nicht der älteste war[4]). Schon am 8. April 1724 wird ihm die Aufgabe zu Theil, Menke in einer Ode zu seinem fünfzigsten Geburtstage zu beglückwünschen[5]), wie er denn auch das sog. große oder montägige Predigerkollegium anläßlich des hundertjährigen Bestandes i. J. 1724 Namens der Gesellschaft in einer Ode feiert[6]). Gehoben durch diese bevorzugte Stellung in der Gesellschaft, faßte er denn auch ihre Pläne für die Förderung der deutschen Sprache und Litteratur weit tiefer auf und ging mit nachdrücklicherem Ernste an ihre Durchführung.

Zunächst galt es jedoch, eine gesichertere Lebensstellung zu erringen. Eben war eine Kollegiatur im „Collegium unsrer lieben Frauen", — so genannt wegen der in der Nähe befindlichen Marien-

1) Vgl. Danzel, G. S. 80 ff.

2) Über ihn: Lex. der Hamburger Schriftsteller, III S. 78.

3) Ist ja das Schediasma v. J. 1722 noch gewidmet: dominis rerum publicarum Budissinensis, Gorlicensis, Zittaviensis, Laubanensis, Camentiensis, Löbaviensis consulibus, praetoribus etc.

4) Hamann z. B. war um 6 Jahre älter.

5) Abgedr. in Pietsch Schr. v. G. 1725 S. 252 ff. Vgl. Der deutschen Ges. ges. Reden u. Ged. 1732 S. 373.

6) Gottsch. Ged. 1736 S. 326 ff. vgl. Schulz, Gesch. d. Univ. S. 185.

kapelle — erledigt, und Gottsched beeilte sich, das Magisterium an der Universität zu erlangen, um als Mitbewerber auftreten zu können. Des Prudentius Gedicht »Hamartigenia« hatte ihn auf die Frage vom Ursprunge des moralischen Übels geführt. Weder das Gedicht noch Baylens manichäische und marcionitische Skrupel noch seine Königsberger theologischen Lehrer, denen er die Frage öfter vorgelegt hatte, konnten seine Zweifel lösen; immer schien ihm noch der Weltschöpfer von der Schuld des Bösen nicht ganz befreit, bis ihm erst die Leibnitz'sche Theodicee völlige Klarheit verschaffte; in ihrem Geiste ist denn auch die Dissertation abgefaßt, welche später als Anhang des IV. Bandes des Bayle'schen Wörterbuches wieder abgedruckt wurde: »Hamartigenia, s. de fonte vitiorum, quaestio philosophice soluta«. Unter Zugrundelegung der Leibnitz'schen Lehre vom metaphysischen, physischen und moralischen Übel sucht er nachzuweisen, daß die Ursache des Bösen (moralischen Übels) in der intellektuellen Unvollkommenheit der Menschen zu suchen sei.

Die Disputation fand am 18. Oktober 1724 statt, und nicht lange darauf ward Gottsched in das „Collegium unserer lieben Frauen" aufgenommen. Weniger der Inhalt als ein Vorfall bei Vertheidigung dieser Schrift erregte in den akademischen Kreisen Leipzigs einiges Aufsehen. Als Gottsched nämlich am Vormittage ohne Respondenten gegen Menke, Joh. Phil. Olearius, Weise, der später außerordentlicher Professor der Poesie in Wittenberg war, Hofrath Crell und Wockenius seine Dissertation verfocht, trat Olearius, ohne gegen den Inhalt derselben Wesentliches einzuwenden, gegen den Anhang, in welchem die vorherbestimmte Harmonie als eine zur Erklärung der Vereinigung zwischen Leib und Seele sehr bequeme und sonst unschädliche Hypothese bezeichnet wurde, mit einer Erbitterung auf, die auf die Zuhörer großen Eindruck machte. Er benahm sich, als ob die ganze Kirche und Universität wegen dieser ketzerischen Meinung in Gefahr wäre, und als sich Gottsched auf die eingeholte Zustimmung des Dekans Menke zur Veröffentlichung des Anhangs berief, brach Olearius in desto größere Klagen aus. Das wäre eben desto mehr zu bedauern, rief er unter Thränen, „daß solche schädliche Paradoxa geduldet würden." Als Gottsched Nachmittags um zwei Uhr mit seinem Bruder Heinrich

als Respondenten wieder erschien, hatte die Aussicht auf einen Universitätsskandal den Saal überfüllt. War ja Wolf Ende des vorigen Jahres bei Strafe des Stranges aus Halle vertrieben worden, warum sollte man nicht den Beginn einer neuen Ketzerverfolgung in Leipzig miterleben! Menke, der von den Ausfällen am Vormittage verständigt worden war, benahm sich jedoch äußerst maßvoll gegenüber den Klagen eines viri summe reverendi und vertheidigte Leibnitzens Lehre in einer Weise, daß Wolf, wie Gottsched sagt, bei dieser Gelegenheit in Leipzig gleichsam öffentlich wieder ehrlich gemacht wurde.

Obgleich nun Gottsched und nicht Jöcher, wie sich derselbe im Brucker'schen Bildersaal hat nachrühmen lassen, der erste war, der in Leipzig dadurch, daß er zu Ostern 1725 anfing, über Thümmig's Philosophia Wolfiana zu lesen, die Wolf'sche Philosophie aufs Katheder brachte, handelte es sich ihm doch nur mehr um eine exoterische Wirksamkeit, und auch hierin stimmte er mit seinem Gönner Menke völlig überein. Statt sich daher, wie man es von dem jungen Lehrer der Philosophie, der noch nicht in allen Theilen des Systems bewandert war, erwarten sollte, in seine Meister zu vertiefen, griff er zu jenen Schriften, welche Denkfreiheit und Aufklärung zu verbreiten suchten, und hierin schwebte ihm namentlich Thomasius als Muster vor, weil derselbe mit diesen beiden Zielen auch das der Hebung des deutschen Nationalbewußtseins verknüpft hatte.

Wie düster es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hinsichtlich der Denkfreiheit in Sachsen noch aussah, dafür bietet die Kulturgeschichte vielfache Beweise. Puffendorf's Schriften waren zum Theil verpönt, Thomasius konnte sich nur durch die Flucht retten; ergötzlich ist die von Schlözer[1]) erzählte Geschichte über die Aufnahme einer Kolonie Reformirter aus Frankreich im Jahre 1717. Als die Angelegenheit zur Sprache kam und man den Vortheil erwog, den die Einwanderer dem Handel und Gewerbe bieten könnten, sagte ein Ober-Konsistorialrath: „Die geistlichen Güter gehen den leiblichen vor, und die Schmach Christi ist weit besser als die zeitliche Ergötzung der Sünde", und damit wurde denn auch

1) Staats-Anzeiger v. J. 1782 II S. 168 ff.

das Projekt fallen gelassen. Diese und ähnliche Beispiele muß man sich vor Augen halten, um Gottsched gerecht zu werden und ihm nicht vorzuwerfen, er habe gegen Windmühlen gekämpft. Nirgends aber tritt seine Begeisterung für Denkfreiheit und Aufklärung deutlicher zu Tage als in der im nächsten Jahre gehaltenen akademischen Rede über die Toleranz.

„Das meiste Blut," heißt es da, „so jemals die Erde getrunken hat, ist durch die Religion getrunken worden. Die Religion allein hat mehr Menschen gefressen als das Schwert jemals ermordet hat, als das Wasser jemals ersäufet, als das Feuer jemals verzehret hat." Nach einer geschichtlichen Begründung dieses Satzes fährt er fort: „O wie glücklich würden die Sterblichen in der Welt leben, wenn entweder allenthalben eine nöthige Übereinstimmung der Meinung und eine Gleichförmigkeit der äußerlichen Ceremonien im Gottesdienste herrschen möchte oder doch zum wenigsten eine allgemeine Religionsfreiheit eingeführt würde." Im Hinblick auf Holland spricht er den Satz aus, daß ein Volk erst dann anfange glücklich zu werden, wenn es seinem Religionseifer Schranken setzet, und dem Einwand, daß die Vernunft selbst lehre, die Wahrheit über alles zu schätzen und zu ihrer Vertheidigung und Ausbreitung Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen, begegnet er mit dem kühnen Satze: „Sage mir, du hitziger Religionseifrer, was ist Wahrheit?" Und es liegt nahe, sich an Lessing's Nathan zu erinnern, wenn er mit einer Apostrophe an eifrige Anhänger dreier verschiedener Religionen ausruft: „Wer hat von euch dreien Recht? Wer soll Macht haben, die andern zu verfolgen?" — „Die Seele ist ein freies Wesen, und der Verstand läßt sich nicht zwingen. Und wenn gleich der Mund endlich nachgiebt, so bleibt doch das Herz noch immer unbesiegt[1])."

So finden wir denn Gottsched mitten in jener großen Kulturbewegung, welche von England ausgegangen war, namentlich in den zahlreichen moralischen Zeitschriften ihren aktuellen Ausdruck fand und später in der Humanitätsidee unserer Klassiker die schönste Blüthe trieb. Die berühmtesten jener englischen Wochenschriften: »The Tatler« („Der Plauderer") 1709—1711, »the Spectator«

1) Gottsch. Gesammelte Reden. 1749. S. 521 ff.

(„Der Zuschauer") 1711—1712 und »the Guardian« („Der Vormund") 1713 hatten bereits auch in Deutschland auf das Volk einzuwirken begonnen. Neue Ideen über Religion, Gesellschaft, Erziehung, Schule, Litteratur und Staat drangen aus höheren Kreisen in immer weitere Schichten. Bald wurden die moralischen Zeitschriften im Deutschen nachgeahmt: 1713 erschien in Hamburg, welches sich seit Langem schon eines befruchtenden englischen Einflusses zu erfreuen gehabt hatte, „der Vernünftler". Mattheson, der Herausgeber, sollte jedoch bald erfahren, daß die englische Freiheit nicht einfach ins Deutsche übersetzt werden durfte. Nachdem es die Zeitschrift auf hundert Stücke gebracht hatte, wurde sie verboten, weil die Steele'schen Aufsätze einfach auf Hamburgische Verhältnisse bezogen worden waren. 1718 folgte die „lustige Fama"; in der republikanischen Schweiz, welche schon durch politische Sympathien zu England hingezogen wurde, erschienen 1721—1723 von Bodmer und Breitinger in Zürich redigirt „die Diskurse der Mahlern" und 1724 in Hamburg „der Hamburgische Patriot". So hatte der Norden und Süden des deutschen Landes seine volksbildenden periodischen Schriften, die Niedersachsen waren überdies durch Weichmann's Sammlung in der litterarischen Welt bekannt geworden, und es ist keine Frage, daß landsmannschaftliche Eifersucht bei der Anregung mitwirkte, die der Oberlausitzer Johann Georg Hamann zur Begründung einer ähnlichen Zeitschrift in Obersachsen gab. Nun hatte man allerdings auch hier schon in dieser Richtung einzelne Versuche gemacht, aber sie waren, wie die deutschen acta eruditorum (Th. 113) hervorheben, so mager, so unappetitlich und des Lesens unwürdig, daß die meisten nicht über die ersten Stücke hinauskamen. Hamann hatte sich durch die Lieder in Wiegner's „Nöthiger Freytagsarbeit" (Leipzig 1724) schon eine Stelle auf dem deutschen Parnaß erworben und arbeitete damals an einem mythologischen Wörterbuche. Gottsched wollte Anfangs nicht von der Partie sein, weil er sich etwas Derartiges nicht zutraute, sagte aber endlich zu, als auf seine Aufforderung hin ein anderes Mitglied der Gesellschaft, sein Freund Joh. Friedr. May, noch als Mitarbeiter hinzutrat.

Mit dem Verleger Spörl in Halle ward sogleich ein Kontrakt geschlossen, und seit dem 3. Januar 1725 erschienen „die vernünf-

tigen Tadlerinnen“[1]) bis Ende 1725 jeden Mittwoch, im Jahre 1726 jeden Freitag. Gottsched traf das Los, den ersten Aufsatz zu liefern; er sandte jedoch zwei Stücke ein, die beiden Mitarbeiter nur je eines. Als jedoch der Verleger auf Anrathen des Geheimrathes Nic. Hier. Gundling, welcher damals seiner oratorischen Leistungen wegen der einzige war, der in deutsch-litterarischen Fragen in Halle ein Ansehen genoß, Gottsched's beide Stücke zuerst abdruckte, sagte sich May ganz los, während Hamann nur auf vieles Drängen einige Aufsätze lieferte[2]). Da nun bald einige Stücke ihres satirischen Inhaltes wegen[3]) Ärgernis erregten, veröffentlichten Hamann und May aus Besorgnis, „daß ihnen bei denen, die etwan durch Muthmaßungen auf ihre Autorschaft gefallen, unverdienter Weise Verdruß und Ungelegenheit“ erwachsen könnte, im Juni 1725 eine Erklärung, worin sie jede Verantwortung ablehnten und sich der Schrift öffentlich begaben[4]). Nichtsdestoweniger leugnet Gottsched im 24. Stücke frischweg jeden Zwiespalt unter den Mitarbeitern und fährt fort, die einzelnen Artikel mit je einem von den ursprünglichen Pseudonymen: Calliste (Gottsched), Phyllis (May), Iris (Hamann) zu bezeichnen, obwohl er nicht nur die ganze Redaktion besorgte, sondern mit Ausnahme der wider seinen Willen eingerückten und von einem gewissen Lucas Geiger[5]) herrührenden

1) „Die Vernünftigen Tadlerinnen“. Erster Jahrtheil 1725. Halle im Magdeburgischen, verlegts Johann Adam Spörl. — Von dieser Ausgabe existirt ein an verschiedenen Stellen korrigirter Nachdruck v. J. 1726 Frankf. u. Leipz. bei Joh. Brandt. Zu dieser Ausgabe des I. Theils, welcher der ältesten preußischen Prinzessin Wilhelmina gewidmet war, hatten Brauns Erben wahrscheinlich nur ein neues Titelblatt gedruckt, nachdem im März 1726 die Zeitschrift in ihren Verlag übergegangen war. (Vgl. Bd. II St. IX). Anderer Jahrtheil 1726. Leipz. bei Joh. Friedr. Brauns sel. Erben. Anno 1727. Gewidmet der Frau Sophie Marschall. — II. Aufl. Leipz. u. Hamburg verlegts Conrad König 1738 (Gewidm. der Gottschedin). III. Aufl. Hamburg 1748; Verl. Conr. König. — Eine eingehendere Beschreibung der Ausgaben bei E. Milberg: „Die deutschen mor. Wochenschriften des 18. Jahrh.“ Nur der Druck von 1726 bei Brandt ist hier nicht berücksichtigt.

2) Von May nur I. St. 3. von Hamann I. St. 4. 6. 20. 28.

3) Besonders St. 8. 25. 28. 29. 34. Vgl. Bd. II St. 52 in der I. u. II. Aufl. 4) Neue Zeitungen 1725 S. 439.

5) I. St. 8. 29. Da Gottsched den Vers. II. St. 52 nur mit den Initialen L. G. bezeichnet hatte, diese Stücke wegen ihres anstößigen Inhaltes aber

Stücke fast alles selbst schrieb. Allerdings scheint er es schon damals verstanden zu haben, jüngere Freunde, denen er gelegentlich auch die Verantwortung überließ[1]), unter seiner Aufsicht arbeiten zu lassen, und die eingelaufenen Briefe und Beiträge, worunter z. B. das Gedicht der Breslauer Dichterin Frau von Breßler im 26. Stück, waren so zahlreich, daß sich der Verleger vom 3. Stücke des II. Theiles ab entschloß, monatlich auf einem besonderen Blatte die wichtigsten Korrespondenzen abzudrucken und Gottsched sich mit gewissem Rechte rühmen konnte (I St. 44), daß die Blätter bald nicht mehr eine Arbeit der „Tadlerinnen", sondern ein Werk allerhand munterer Köpfe in Deutschland heißen würden[2]).

Was die Bedeutung der Quellen anlangt, so scheint Gottsched die ihm schon von Pietsch ertheilte Lektion über litterarisches Eigenthum bereits vergessen zu haben, denn es finden sich Anfangs nur wenige, übrigens herzlich matte Originalarbeiten vor, aber auch diese lassen ihren Ursprung unschwer erkennen; so sind z. B. St. 9 und 10, wo über den Mißbrauch des Wortes galant und seine wahre Bedeutung gesprochen wird, nichts als Paraphrasen Thomasius'scher Gedanken über dies Thema[3]): Andere Stücke wieder, in welchen der Kampf gegen die Rohheit der Sitten und die Nachäfferei der Franzosen aufgenommen wird, weisen auf den „Discours welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll"[4]). Ebenso ließen sich bedenkliche Vergleiche mit den „Discoursen der Maler" und dem „Hamburger Patrioten" anstellen, welche freilich wieder auch ihrerseits namentlich bei den englischen Wochenschriften starke Anleihen machten, so daß es schwer

in der II. Aufl. von der Gottschedin durch neue ersetzt wurden, so konnte später die ganz sinnlose Ansicht auftauchen, als wäre die Gottschedin auch schon Mitarbeiterin der I. Aufl. gewesen. (Sie war damals erst 10 Jahre alt). Den vollen Namen nennt G. erst Weltweisheit a. a. O. Vorw. Geiger ward 1732 der Nachfolger Joh. Georg Schelhorn's an der Stadtschule zu Memmingen.

1) z. B. St. 25. 28 von den Studenten Junker u. Frick, welche ebenfalls Mitglieder der Ges. waren.

2) Diese Korrespondenzen fehlen in der Gottsched'schen Sammlung; sie sind wahrscheinlich in den Druckereien zurückgeblieben. Ihre Anzahl würde die Briefe philosophischen Inhalts weit überwogen haben, wodurch Danzel's irriger Schluß (vgl. oben S. 20) eine weitere Wiederlegung erfährt.

3) Vgl. Kleine Schriften S. 14. 4) Leipz. 1687.

wäre, die direkten Quellen für Gottsched in den einzelnen Fällen zu bestimmen, wenn aus den „Tadlerinnen" nicht hervorginge, daß er i. J. 1725 nur sehr wenig englisch verstanden hat[1]). Ganz als unverfrorener Plagiator erscheint er in Stück 19, welches den »Pensées libres sur la Religion« (I S. 42 ff.), in Stück 16, das dem IV. Bande des französischen Spectateur (S. 114 ff) und in St. 14, welches auf Locke's Leben zurückführt. Die Tadlerinnen sind denn auch von der zeitgenössischen Kritik unter Anerkennung ihrer reinen deutschen Schreibart und ihrer heilsamen Lehren nach dieser Richtung hin Gegenstand der Angriffe gewesen, und es ist ergötzlich, wie Gottsched gegenüber einer von J. Chr. Coler erhobenen Anschuldigung seine bußfertige Reue zum Besten giebt: „Es sind uns aber dergestalt alle fremden Federn, damit wir uns geschmücket hatten, ausgerupfet worden, daß wir jetzo die allerscharfsichtigsten Gelehrten auffordern können, uns noch was Fremdes in unsern Blättern zu zeigen[2])."

Durch Benutzung jener äußeren, von den englischen Wochenschriften angewandten Motive, so durch Aufstellung besonderer Statuten für fingirte Gesellschaften, durch Mittheilung sowohl echter als erdichteter Briefe, wollen die „vernünftigen Tadlerinnen" in den Dienst der allgemeinen Menschenbildung treten. Daß dabei das politische Moment außer Acht gelassen wird, daß die sittliche Kritik mit ihren sorgfältig versteckten Bezügen wie mit ihrer meist hausbackenen Sprache und ihren oft recht trivialen Gedanken der englischen weit nachsteht, wird bei den bekannten gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen Deutschlands nicht Wunder nehmen. Eine recht derbe Zote, eine schlüpfrige Erzählung waren wohlfeiler als ein freies, offenes Wort. Dessenungeachtet darf der Einfluß der „Tadlerinnen" für die Hebung des geistigen und sittlichen Zustandes der Zeit nicht unterschätzt werden, wofür schon die drei Auflagen des Werkes sprechen. —

Der Gedanke, sich als „Verfasserinnen" namentlich an das weibliche Geschlecht zu wenden, scheint durch den „Patrioten" angeregt worden zu sein. Zu wiederholten Malen war hier die Frage der Mädchenerziehung erörtert worden. „Wir meinen," heißt

1) I. S. 330. 2) I. St. 41 S. 330.

es an einer Stelle, „die Wissenschaft sei dem Frauenzimmer nichts nütze; es werde dieselbe nach seiner natürlichen Schwachheit mißbrauchen und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dicksten Unwissenheit aufwachsen“[1]). Wie im „Patriot“ wird denn auch in den „Tadlerinnen“ ein großes Gewicht auf die mütterliche Erziehung gelegt: nur in Fällen der Noth soll die Auferziehung der Kinder durch Ammen Platz greifen, der Knabe habe bis zum sechsten, das Mädchen bis zum zehnten Jahre unter den Augen der Mutter zu bleiben (II 451 ff.); was durch das „henkermäßige Strafen der Väter“ oder durch vieles Auswendiglernen niemals oder nur schlecht zu erreichen ist, wird durch oftmaliges Erzählen, durch äußere Bilder und durch gründliches Überzeugen seitens der Mutter sicherer gefördert.

Um aber das weibliche Geschlecht für diesen hohen Beruf geschickt zu machen, wollen die „Tadlerinnen“ auf dasselbe namentlich nach zwei Richtungen verbessernd einwirken: auf nationale Gesinnung, Sitte und Sprache und auf ihr Interesse für Wissenschaft und Poesie. Gleich das zweite Stück (von Gottsched) betont entschiedener als die übrigen Wochenschriften diesen nationalen Standpunkt: „Die unnützen und gezwungenen Höflichkeiten, die man einander im gemeinen Leben zu zeigen gewohnt ist, scheinen dem Naturelle unseres Teutschlandes so wenig gemäß zu sein, daß man auch kein rechtes teutsches Wort hat, womit man das französische Compliment gebührend ausdrücken könnte . . . Heute zu Tage haben wir kaum den Namen der Teutschen übrig behalten. Unsere Kleidungen sind denen Kleidungen unserer Großeltern nicht mehr ähnlich; unsere Häuser sind verändert, unsere Speisen sind öfters ein unnatürlicher Mischmasch wider einander laufender Dinge. Unsere Sprache selbst ist nicht mehr natürlich oder rein wie vor Zeiten, sondern entweder voller gekünstelten und schwülstigen Redensarten oder voller lateinischen, italienischen und französischen vermeinten Zierlichkeiten.“ Namentlich wird die Sprachmengerei an vielen Stellen gegeißelt und am Schlusse des zweiten Stückes von einer Gesellschaft der „teutschen Musen“ berichtet, welche von sechs Freundinnen gestiftet worden wäre. Wer in dieselbe aufge-

1) Hamb. Patr. I. 23.

nommen werden will, heißt es im § 1, muß durch einen reinen deutschen Brief um eine solche Stelle ansuchen. Ihre gemeinsame Lektüre erstreckt sich auf Francke's, Müller's, Mayer's, Brockes' und Besser's Schriften. Verpönt sind Melissa, Celander und Behmeno; ihre Schriften liegen unter dem Kaffeetische, und die Lampe unter der Kanne wird niemals anders als mit einem Blatte derselben angezündet; in das Gespräch darf kein fremdes Wort oder eine unverständliche Redensart gemischt werden u. s. w. Bei den nach der Sitte der Zeit zusammengestellten Frauenzimmer-Bibliotheken werden im Gegensatze zu den „Schweizer Discoursen", die namentlich französische Schriften empfohlen hatten, außer Fontenelle nur deutsche Werke aufgeführt[1]).

Dieses in den „Tadlerinnen" überall zu Tage tretende Nationalbewußtsein ist aber bei Gottsched durchaus keine leere, den Bestrebungen früherer Zeiten erborgte Redensart; es gründet sich vielmehr auf ein lebhaftes Gefühl und bildet eine der kräftigsten Triebfedern seiner reichen Wirksamkeit. Haben die national gesinnten Männer des siebzehnten Jahrhunderts meist nur mit Worten, verschwindenden Einzelheiten oder ohnmächtigen Protesten ihre Bestrebungen zu fördern gesucht, so schreitet Gottsched, wenn auch oft mit unzulänglichen Mitteln, vielgeschäftig zu Thaten, welche den größten Theil der nationalen Geistesinteressen umfassen. Dieser oftmals übersehene oder unterschätzte Charakterzug führt uns den großen Pedanten menschlich näher, selbst wenn zugestanden werden muß, daß er bei Verwirklichung der Aufgaben nebenher und, je älter er wurde, auch um so entschiedener seine persönliche Rechnung gesucht hat. Und wenn bei ihm jener Schwung jugendlicher Begeisterung rascher verpuffte und sich mit der Zeit an Stelle der Idee das selbstgefällige Ich drängte, so müssen wir hiebei auch seiner

1) I S. 183 werden neben Canstein's „teutsche Bibel" und andern Erbauungsschriften angeführt: Besser's und Amthor's Schriften; Heinr. Müller's „Liebes-Kuß u. Erquickungsstunden", Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott", J. Ad. Hofmann's „Zufriedenheit", Thomasius' „Vernunft-Lehre" u. „Sitten-Lehre", Menantes' „Allerneueste Art zur galanten Poesie zu gelangen", Benj. Neukirch's „Anweisung zu deutschen Briefen", Gryphius' „poetische Wälder", Canitz' „Nebenstunden", der engl. Spektateur (die deutsche Übersetzung wird getadelt). In den späteren Auflagen erscheinen andere Bücher, namentlich die Schriften der deutschen Gesellschaft.

Zeit, welche zwar durch ihre Erbärmlichkeit seine Wirksamkeit wachrief, sie aber nicht positiv zu fördern im Stande war, ihr Theil zuweisen.

Zu diesen Aufgaben gehört nun zunächst die in den „Tadlerinnen" angestrebte litterarische Förderung der Frauen. „Ich brenne vor Neid," heißt es I. S. 211, „wenn ich die französischen Gedichte der Madame Deshouliers lese und dabei bedenke, daß Teutschland noch nichts aufzuweisen habe, was man den Franzosen in diesem Stücke entgegen setzen könnte." In I. St. 40 wird zur Aufmunterung das Leben der Frau Dacier, in II. St. 26 das der Gertrud Möllerin erzählt, welcher von den Pegnitzschäfern der poetische Lorbeerkranz gesandt worden war; alle weiblichen Berühmtheiten des In- und Auslandes, die Anna Schurmannin, von der Rachel sagte: „Ist irgendwo ein Mann, der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann", die Anna Fuchsin u. s. w. werden als Muster herangezogen und die Blätter der „Tadlerinnen" jenen zur Verfügung gestellt, welche durch Veröffentlichung ihrer Arbeiten, — wofern dieselben nicht über 30—40 Zeilen in Anspruch nehmen — den gezeichneten Frauenindealen nachstreben wollen (I. S. 210).

Dieser Ruf an die Frauenwelt hängt aber auch innerlich mit Gottsched's Stellung zur Litteratur und seinen Vorstellungen von dem Wesen der Dichtkunst zusammen. Mehr als andere Wochenschriften haben die „Tadlerinnen" sprachliche und litterarische Fragen in den Kreis ihrer Behandlung gezogen. Schon 1724 war in Paris ein »Spectateur inconnu« erschienen, der gewissermaßen die Vermittlung zwischen den specifisch moralischen und den litterarischen Zeitschriften anstrebte und sein Programm kurz in der Weise definirt hatte, daß die übrigen Spectateurs von den Thorheiten des Willens handeln, er hingegen von den Fehlern des Verstandes. Gottsched kannte diese Zeitschrift und wies auch öfter auf diesen Unterschied hin.

In sprachlicher Beziehung bleibt er bei der Forderung der „Reinigkeit" nicht stehen, sondern empfiehlt außer der Beachtung der Regeln die Lektüre musterhafter Prosa zur Stilbildung, denn der Skribent „dürfe nicht einem wilden Vogel gleich werden, der da singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist". Aus der „Europäischen Fama" gesteht er, selbst seinen Geschmack befestigt zu haben und empfiehlt außerdem Ziegler's Asiatische Banise, Puffendorf,

welcher deutlich, nachdrücklich und kurz schreibe, besonders aber die historischen Schriften Heinrich's v. Bünau, den er an andrer Stelle den Livius der Deutschen nennt; dagegen wird der Stil und das Kauderwelsch der Zeitungsschreiber hart verurtheilt. Was Gottsched Positives über den Stil vorbringt, ist nicht erheblich. In seinem Aufsatze über die „sinnreiche Schreibart" führt er als Zeichen eines guten Skribenten auf: das Natürliche, das Vernünftige und das Maßhalten in Vergrößerungen und Verkleinerungen (I. S. 291). Als Muster werden einige Stücke aus dem Lucian übersetzt[1]) und darnach neue gebildet. Auf Witz und Reichthum der Gedanken wird auch in der Prosa ein Nachdruck gelegt, nur dürfe man hiebei nicht „unsinnig" werden. Abschreckendes Beispiel hiefür ist Jakob Böhme, dessen Schriften Gottsched auch späterhin Beispiele für Dunkelheit und stilistischen Unsinn bieten müssen. Eine Hauptursache des Niederganges der deutschen Schreibart liege in der Begünstigung der ausländischen Litteratur, und nach einem Lobe der preußischen Schriftsteller versteigen sich die „Tadlerinnen" in einem allerdings von Gottsched nicht herrührenden Artikel (gez. Teutschlieb I. S. 167) zu dem kühnen Satze: „In Wahrheit, es ist Schande, daß unser Hof, der von ungefähr zwölf Jahren die rechte Residenz der teutschen Sprache gewesen, jetzo die Leute nicht mehr kennet, die ganz Teutschland bewundert hat."

Bezüglich der Poesie wird man aus den verschiedenen und zum Theil einander widersprechenden Bemerkungen noch kaum einen festen Standpunkt heraus finden können, aber im Keime liegt die Entwicklung Gottscheds zu einem solchen bereits vor. Vor allem tritt der Kampf gegen die zweite schlesische Schule überall zu Tage (I. S. 94), „welche sich durch die Italiener zu einer gekünstelten und gezwungenen Hoheit verführen ließen." In der I. Auflage wird als Gegensatz zu derselben noch Christian Weise aufgeführt, für dessen „poetische Sachen" in den späteren Auflagen Günther's „fließende und reine Verse" treten. In Übereinstimmung mit den Schweizern wird dann auf Opitz und weiterhin auf Canitz und Besser hingewiesen; aber Gottsched will diese nicht, wie die „Dis-

1) So I. St. 26: das 7. Gespräch von der Eitelkeit der vergänglichen Schönheit, das 10. von der Billigkeit der ehelichen Liebe, endlich St. 17.

course der Maler", allein als Poeten ausgeben, sondern nennt auch: Neukirch, Amthor, Philander, Brockes und Richey; Anfangs empfiehlt er noch (I. St.) „die Octavia" und „den Arminius", bei zunehmender kritischer Einsicht wird Lohenstein ganz unter die „verstiegenen Poeten" geworfen. Gegen den Schwulst zieht er sowohl mit dogmatischer Belehrung wie mit Auktoritäten zu Felde. „Man rede nicht überall von Sonnen und Sternen, von Adlern und Löwen, von Himmel und Hölle, Blitz, Donner, Hagel, Schnee und Eis. So machens nur einige einfältige Poeten, die einer jeden Lea triefende Augen einem ganzen himmlischen Heer vorziehen, ihre eigenen verbuhlte Herzen zu feuerspeienden Bergen machen und ihren Geliebten einer mäßigen Weigerung halber eine Brust zuschreiben, die alle alpischen Schneegebirge an Kälte, Wind, Erz, Marmor, Stahl und Eisen an Härte übertrifft" (I. St. XII). Daneben finden sich Hinweise auf Canitzens satirische Angriffe, auf das öfter citirte Wort des Heraus: „Still, Musen! still, wohin? Ihr fanget an zu rasen", und Ähnl.

Deutlich geht aus einer Vergleichung des ersten mit dem zweiten Theile hervor, daß sich Gottsched i. J. 1726 eingehender mit der französischen Litteratur befaßt hat. Im ersten Theile fußt er in theoretischer Beziehung durchaus noch auf seinen deutschen Vorgängern A. Ch. Roth, Menantes, Neukirch, deren Arbeiten auch den jungen Skribenten empfohlen werden. Im Jahre 1724 hatte er sich für den bekannten in Frankreich geführten Streit über den Vorzug der Alten und Modernen lebhaft interessirt. In einer Ode stellt er sich mit Perrault auf Seite der Letzteren. „Umsonst erhebt man dich, berufnes Alterthum!" ruft er aus, „umsonst ist man bemüht, die graue Welt zu preisen". Musik, Baukunst, Malerei, Erfindungen werden herbei gezogen, um den Alten den Rang streitig zu machen:

„Und gleicht das Alterthum dem hohen Atlasberge,
So sind wir als ein Thurm, der oben drüber steht."

Allein dieser Vorzug der Modernen gebürt zunächst nur den Franzosen; diese hätten auch, wie Perrault behauptete, in der Poesie und Beredsamkeit das Alterthum übertroffen, Deutschlands Aufgabe sei es, den Franzosen gleich zu kommen:

„Hat Perrault obgesiegt: so darf kein Deutscher weichen,
So muß das Alter auch vor uns die Segel streichen!“ [1])

Beweist uns diese Stelle, daß Gottsched damals weder in die deutsche noch in die französische Litteratur und in das gegenseitige Verhältnis beider einen tieferen Einblick hatte, so ist es eine mit seiner nationalen Begeisterung allerdings zusammenhängende Großsprecherei, wenn er im 5. Stücke [2]) des ersten Theiles sagt: „Die deutsche Nation kann sich mit allem Rechte eines guten Geschmackes rühmen. Die Franzosen haben sich vor allen heutigen Völkern mit ihrem bon goût breit gemacht. Den Engländern haben sie noch am meisten zugetraut, wiewohl der englische Spectator selber hin und wieder über den Geschmack seiner Landsleute geklagt hat. Uns Deutsche aber hat man gar mit den Moskowitern, Finnen und Lappen in eine Klasse gesetzt und uns also mit Gewalt zu einem barbarischen Volke machen wollen, welches sich keines guten Geschmackes anzumaßen habe. Demungeachtet getrau ich mir die Ehre unsrer Deutschen gegen alle unsre hochmüthigen Nachbarn zu vertheidigen. Der gute Geschmack in freien Künsten und andern Dingen ist unter uns, wo nicht häufiger, doch gewiß ebenso häufig als bei den Franzosen, die sich doch so klug dünken, anzutreffen.“

Mittlerweile war aber Gottsched durch Menke nachdrücklicher auf die Alten hingewiesen worden; während er jedoch Vergils Aeneis im Urtexte liest und neben Le Bossu's Abhandlung über das Epos auch Fontenelle's rationalistische Theorie „vom Ursprung der Fabeln“ studirt [3]), ist er in Beziehung auf das Drama, welches wie später gezeigt werden soll, schon jetzt sein Interesse erregt, ganz darauf angewiesen, die Alten in französischem Lichte kennen zu lernen, wie er denn auch wegen seiner geringen Vertrautheit mit der griechischen Sprache genöthigt ist, Homer in der Übersetzung der Dacier zu lesen. Er wendet sich den Schöpfungen und Kritiken im Zeitalter Ludwigs XIV. zu; hiebei gewinnt er zwar noch keinen

1) G. Gedichte v. J. 1736. S. 326 ff.

2) Das Stück, obgleich mit „Phyllis“ gezeichnet, ist, wie oben dargethan, von Gottsched selbst.

3) Von G. übersetzt in: „Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften“ Bd. I S. 702 ff.

ästhetischen, aber einen seinem ganzen Wirken zu Grunde liegenden litterarhistorischen Standpunkt. In dem Streite: »des anciens et des modernes« verläßt er Perrault's Standpunkt und stellt sich auf die Seite der Alten (II. St. 11), ja im 17. St. tritt er gegen denselben auf, weil dieser Chapelain den Alten vorgezogen hat. „Hätten nur diese ehrlichen Romanisten in gebundener Rede schreiben sollen: so hätten wir ein Paar Hans Sachsen mehr bekommen, denn auch dieser ist zu seiner Zeit für einen deutschen Homer ausgerufen worden, wie aus der Vorrede zu seinen Werken zu sehen ist."

War auf diese Weise Gottsched wenigstens zu einer äußerlichen Werthschätzung der Alten vorgedrungen, so gab es in seinem geistigen Wesen doch einen Punkt, der ihn in einen Gegensatz zur phantasiereichen Heidenwelt bringen mußte: sein durch die Wolf'sche Philosophie immer schroffer hervortretender Rationalismus. Und hiefür fand er bei den Franzosen vielfältige Stütze. So hatte Fontenelle die ganze Mythologie und das antike Fabelwesen unter dem Gesichtspunkte einer Geschichte des menschlichen Irrthums betrachtet, und Le Clerc, dessen Abhandlung über die Poesie Gottsched übersetzte und der später zu erwähnenden Pietschausgabe anfügte, wollte die ganze alte Mythologie aus der Poesie entfernen und forderte Durchdringung der antiken Formen mit modernem Gehalte. Wenn er dieses Ziel im Epos noch nicht erreicht sah, so stellte er im Drama Corneille den Alten als ebenbürtig an die Seite. Und so wurden die Franzosen für Gottsched seit 1726 nicht nur die Vermittler und Interpreten des Alterthums, sie enthielten für ihn auch einen Fortschritt. Die Urtheile über die französische Litteratur werden daher im zweiten Jahrgange viel achtungsvoller. „Wenn die Deutschen es in den freien Künsten", heißt es jetzt (II. St. 14) im Gegensatze zu der oben angeführten Stelle, „noch nicht so weit gebracht haben als die alten Griechen und Römer oder als die heutigen Franzosen: so kömmt es daher, weil wir noch so wenig Kunstrichter oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben."

Es wird daher auch erklärlich erscheinen, daß die einzelnen Bemerkungen über die Dichtung nicht immer zusammenstimmend sind. Im ersten Theile erscheint diese noch als „etwas Leichtes", während im zweiten (St. VIII) schon bedeutend höhere Forderungen

gestellt werden. Es gehört zu derselben „eine mehr als gemeine Geschicklichkeit, ein sonderbares Naturell, ein richtiger, durchdringender, gründlicher und allgemeiner Verstand, eine fruchtbare, lebhafte und lautre Einbildungskraft. Diese Gabe wird weder durch die Kunst noch durch das Studium zuwege gebracht. Sie ist schlechterdings ein Geschenk des Himmels und zeigt einen großen Geist an." Zu einem vollkommenen Poeten gehöre eine gleiche Mischung von Vernunft und Einbildungskraft. Allerdings wird er durch seine geschichtliche Stellung gegenüber der zweiten schlesischen Schule dazu gedrängt, das Phantasiemoment wesentlich einzuschränken, allein es ist eine schiefe Auffassung, wenn man aus einzelnen Stellen behaupten will, er habe gegenüber der Einbildungskraft schon jetzt den Zuchtmeister derselben, den Verstand, allein ins Feld gerufen. Gegenstand der Poesie ist ihm die Nachahmung der Natur. Wer will behaupten, woher er die Jahrhunderte lang gebräuchliche Formel entlehnt hat: aus Aristoteles, dessen Poetik er gerade in der Übersetzung von Dacier las, aus Opitz oder von den Schweizern oder von Andern? Opitz nennt in seinem Gedichte an den Weingott den Dichter „Schüler der Natur", eine Bezeichnung, die auch bei Gottsched häufig erscheint (II. St. 35); allein er will diese Naturnachahmung durchaus nicht auf eine „Beschreibung von Naturschönheiten" eingeschränkt wissen[1]), wenn er auch als Beispiele die Schönheit des Mondlichts, des gewölbten Himmels, einer Landschaft mit Menschen und Thieren aufführt, vielmehr betont er an mehreren Stellen, daß die Poesie der Malerei gegenüber, welche auf die Darstellung des Sichtbaren eingeschränkt ist, ein weit umfassenderes Gebiet hat; gelangt er ja doch z. B. zu dem Satze, daß die dramatische Poesie den gemeinen Lauf der Welt darzustellen habe. Aus

1) Vgl. Braitmaier, Geschichte der poetischen Theorie und Kritik. Frauenfeld 1889 S. 43 ff., ein geistvoll geschriebenes und für die späteren Partien lehrreiches Buch. Die Kapitel über Gottsched und die Schweizer sind indeß mit einer wahren Leidenschaft gegen Gottsched abgefaßt, daher völlig unhistorisch, wenn auch in der scharfen Polemik gegen Danzel manches Zutreffende liegt. Es würde zu weit gehen, hier immer auf das Einzelne Bezug zu nehmen. Schon der Ausgangspunkt für Gottsched's Entwicklung ist irrig bezeichnet, wenn der Verf. S. 42 sagt: „G. war ein Schüler von Pietsch und theilte dessen Lohenstein'sche Geschmacksrichtung." Vgl. oben S. 15 ff.

dieser Allgemeinheit der Poesie, „welche sich auf alles erstreckt", folgt für ihn die an den Dichter zu stellende Forderung einer umfassenderen Bildung, wonach „ein wahrer Poet" historische, mathematische, philosophische Wissenschaften, die freien Künste und Hantirungen, den Ackerbau, die Fischerei und das Jagdwesen, die Kriegskünste, ja wohl gar die Arzneikunst und Gottesgelahrtheit" verstehen müsse. Man lacht heute über diese und ähnliche von Gottsched erhobenen Forderungen, die freilich nicht seine eigenen sind, sondern bis auf Scaliger zurückgehen, aber wenn man sie der allerdings schiefen sprachlichen Fassung entkleidet und darin eine Betonung der Sachen sieht, welche geschichtlich um so nothwendiger war, als sich die Poesie einerseits in hohlen Phantastereien, andrerseits in formalen Spielereien verlor, so wird man ihnen die Berechtigung nicht absprechen können. Und so eifert er denn auch ebenso gegen die Pritschenmeister, die uns die Phantasien ihres verrückten Hirns, Chimären und Hirngespinnste anstatt der Natur vormalen, wie gegen die inhaltsleeren Buchstabenwechsel, Jahrzahlverse, Namengedichte, u. s. w., welche nur dazu beitragen, daß uns die Franzosen und Engländer für „tumme Köpfe" halten. Daher wendet er sich mit Gryphius gegen alles Exotische in der Poesie; die fremden Historien und Fabeln von Göttern und Göttinnen, Gleichnisse, Sinnbilder und dergl. Zierraten werden als „verlegener Kram" verworfen. Neben einer gesunden „Beurtheilungskraft" findet er aber den Schutz gegen die überwuchernde Phantasie und die Bürgschaft für ein richtiges Erfassen der Außenwelt in dem *natürlichen Wesen* des Dichters. Und hierauf gründet er die Berechtigung seines Strebens, die Frauenwelt für die Poesie zu interessiren und sie für rege Bethätigung zu gewinnen. Denn was neben einer lebhaften Einbildungskraft, die reich an Einfällen mache, das durch schwülstige Lektüre noch nicht verderbte Frauenzimmer zum Dichten geschickter macht, ist das *natürliche Wesen* desselben (I St. 12). Hiemit war ein Standpunkt bezeichnet, welcher geeignet war, zu einer gesunden Realistik der Poesie zu führen und eine nationale, naive Richtung derselben zu begründen, denn auch in dramatischer Beziehung wird uns derselbe Ansatz begegnen. Allein einmal fehlte Gottsched wie den meisten Dichtern seiner Zeit die zu wahrer poetischer Erfassung der Welt nöthige Steigerung

und Größe dieses von ihm geforderten „natürlichen Wesens", weshalb denn auch nach Philander's Muster diese „Frauenpoesie" an Stelle der verpönten phantastischen Liebesbriefe und Liebeshistorien einfach „das Galante" fordert, dann aber war durch die noch unangefochtene Anschauung von dem nothwendigen Nutzen der Poesie namentlich allen naiven Gattungen derselben ein tödtlicher Keim eingepflanzt. Durch das »docere cum jucunditate«, wie sich Scaliger ausdrückt, wurden sowohl richtige Grundsätze der Poetik in Verwirrung gebracht, als auch dichterische Versuche lahmgelegt, welche ohne diesen den behandelten Gegenständen oft fremden Zweckbegriff die Grundlage für eine organische Fortentwicklung der deutschen Dichtung hätten darbieten können. Ja, es scheint an manchen Stellen, als ob Gottsched das richtige Verhältnis zwischen Dichtung und Menschendasein gefühlt hätte, wenn er z. B. sagt: „Solange wir Menschen eine Einbildungskraft und Sinne behalten, solange wird auch die Poesie allezeit ihre gewünschte Wirkung haben." Wenn er aber hiebei ausruft: „Soll man denn alle Wahrheiten in geometrischen Beweisen der Welt vorlegen", so sieht man, daß ihm die Poesie, um mit Weise zu reden, doch nur ein Instrumentalwesen" der Wahrheit war.

Die „vernünftigen Tadlerinnen" stehen hinsichtlich der sachlichen Erörterungen den „Discoursen der Maler" weit nach, und doch ist ihr Leserkreis ein weit größerer, ihr Einfluß ein bedeutenderer. Die Auflage von 2000 Exemplaren spricht dafür, daß die Zeitschrift einem Bedürfnisse der Nation entgegen kam; der Grund hiefür liegt nicht allein in dem Umstand, daß die Verlagsorte (Halle, Leipzig) im Centrum Deutschlands und an Universitätsstätten waren, nicht in einzelnen Pikanterien, oder darin, daß sie günstige, zum Theil durch Lobhudeleien ihrerseits veranlaßte Anzeigen und Recensionen erfuhren[1]), sondern erstlich in der stilistisch durchbildeteren, gefälligeren Form, in der Thatsache, daß viele Aufsätze von den

1) Die Verf. der „gelehrten Zeitungen, welche nicht nur selbst die Muttersprache inne haben, sondern auch eben deswegen von andern ein gründliches Urtheil zu fällen wissen", werden aufgefordert, das Richteramt zu übernehmen. — Vgl. gel. Zeitg. Lpz. 1725 S. 777, 1727 S. 407. — Deutsche acta erud. Th. 113. — Coleri Anthologia I. fasc. 1. — Hamburg. Patriot St. 69, darauf die schamlosen Lobhudeleien in den „Tadlerinnen" I. St. 21. Der Verf.

Ideen der Aufklärung und der nationalen Erhebung, den beiden Triebfedern der Gottsched'schen Wirksamkeit, durchdrungen waren, und endlich darin, daß, während die Schweizer mit ihren Grübeleien in einsame Tiefen stiegen, aus denen sie doch nichts Rechtes zu zu Tage förderten, Gottsched, ein minder Reifer, den Reifezustand des deutschen Volkes viel richtiger faßte und sich gleich Anfangs an den geistigen Mittelschlag, also an die breiteren Schichten der Nation, wandte. Von den seit den zwanziger Jahren wie Pilze emporschießenden moralischen Zeitschriften, welche ein gewisser Beck später über Gottsched's Veranlassung zusammengestellt hat[1]), geht, soweit wir dieselben verfolgen konnten, der größte Theil auf den „Patrioten" und die „Tadlerinnen" zurück, wie denn auch nur diese mehrere Auflagen erlebt haben. Schon Ende Januar erschien in Leipzig „Der aufrichtige Patriot", meist satirisch und in schlechtem Deutsch geschrieben; im Mai folgte „Der freymüthige Tadler seyn selbst", der sich im II. Stücke gegen den „Patrioten" und die „Tadlerinnen" wendet, und noch 1741 erklären „die Zellischen vernünftigen Tadler" in der Vorrede, den Fußtapfen der „vernünftigen Tadlerinnen" in Leipzig folgen zu wollen.

III.

Pietschausgabe, Parteiverhältnisse auf dem Parnaß, Fontenelle, der Biedermann.

Schon im März 1725 rühmen die gelehrten Zeitungen in Leipzig eines „Preußen", des M. J. Chr. Gottsched, Ode, welche mit Nachdruck und Munterkeit geschrieben sei und den Ruhm einer

des Patrioten wird mit Sokrates, Seneca, Antonin zusammengestellt, sein Lob für viele Jahrhunderte hinaus geweissagt.

1) Das Neueste der anmuthigen Gelehrsamkeit 1761 S. 829 ff.

„männlichen Poesie" behaupten könne[1]). Es war ein längeres Gedicht auf Peter den Großen[2]), welcher am 8. Februar gestorben war. Gottsched hatte den „großen Helden, als derselbe 1716 mit seiner Galeerenflotte nach Königsberg gekommen war, in der Nähe gesehen und wollte nun dem Fürsten der Scythen, der den Dunst der alten Barbarei durch seiner Weisheit Strahl von allen Moscovitern vertrieben" und „Europa mit einem gesitteten Volke beschenkt hatte", eine Auffassung, die damals ziemlich allgemein war, ein würdiges Denkmal setzen. Indessen findet sich hier jene köstliche Stelle:

„Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee,
Und das Eis ward endlich theuer
An der runden Caspersee"[3]),

welche der Minister Herzberg seinem Könige Friedrich II. i. J. 1780 zur Aufnahme in seine Schrift »de la litterature Allemande« als Beispiel arger Geschmacklosigkeit empfahl[4]). Wenn sich Gottsched später rühmt, das Gedicht hätte anregend gewirkt und wäre auf die ganze Gattung der Traueroden von Einfluß gewesen[5]), so scheint dies nicht eitle Prahlerei zu sein; Thatsache ist wenigstens, daß sie nachgedruckt und in verschiedene poetische Sammlungen eingerückt wurde, und daß der Verleger Tiez noch in demselben Jahre zwei Auflagen besorgte. Nichts beklagt Gottsched mehr, als daß er für seine „Mühe" keinen Heller erhalten habe, weil er damals noch nicht überschlagen konnte, wieviel ein Verleger von einer Schrift, die gut abgehe, verdienen könne.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie das Verhältnis

1) a. a. O. 1725 S. 256.

2) „Lob und Klage-Ode, womit der nunmehro unsterbliche Held Petrus Alexowitz, den die Nachwelt an seinem bloßen Namen kennen wird, als derselbe i. J. 1725, den 8. Febr. dem gantzen Europa, mitten in dem Laufe seiner großen Thaten durch einen unverhofften Tod entrissen ward, verehret und bedauret worden." Lpz. Tiez 1725 fol. 3°.

3) In den späteren Abdrücken fehlt diese Stelle; so bereits in Pietsch, ges. Schr. 1725, wo die Ode S. 239 abgedruckt ist.

4) Vgl. Seyffert, Litteraturdenkmale XVI. S. XI.

5) Oden d. dtsch. Gesch. 1728. Vorw.

zu Pietsch Gottsched gleich von allem Anfange sowohl bei Krause, dem Redakteur der gelehrten Zeitungen, als bei den Mitgliedern der deutschübenden Gesellschaft in ein gewisses Ansehen gesetzt hatte. Er sucht daher auch mit seinem Lehrer in Verbindung zu bleiben; noch nach Leipzig schreibt ihm dieser Ausdrücke uneingeschränktester Hochachtung. Es komme ihm die ganze Unsterblichkeit nicht so angenehm vor, heißt es z. B. in einem Briefe vom 26. Juli 1724, als wenn er bei lebendigem Leibe sehe, daß seine mittelmäßigen Gedichte ihn bei einem Freunde gegenwärtiger Zeiten nicht aus dem Gedächtnisse fallen ließen. Je höher aber Pietsch stieg, ein desto größerer Nimbus mußte sich über Gottsched breiten.

Es lag daher nahe, daß er auf den Gedanken kam, eine Ausgabe der Gedichte seines Lehrers zu veranstalten. Wir müssen jedoch auf die hierüber eingeleiteten Unterhandlungen einen Blick werfen, weil dieselben den Charakter der Betheiligten gut beleuchten und jedenfalls beweisen, daß Gottsched seine schriftstellerische Laufbahn durch allzu strenge sittliche Schranken nicht einzuengen gesonnen war. Zunächst berichtet er Pietsch, der Verleger Schuster hätte eine Gesammtausgabe seiner Werke beabsichtigt und wäre nur durch ihn (Gottsched) von diesem widerrechtlichen Beginnen abgehalten worden; der Verleger sei jetzt geneigt, die Ausgabe mit Zustimmung des Autors zu veranstalten, und bitte daher um die näheren „Conditionen." Schon am 17. März 1724 dankt Pietsch seinem Schüler: „Vor die Bemühung, welche sich Ew. Hochedelgeb. mit Herrn Schustern geben wollen, bin ich Ihnen sehr verbunden, insonderheit, daß sie meinen Kinder-Raub abgewendet, die ich das Mahl noch nicht so geputzet, daß sie mit ihres Vaters Ehre in die Welt reisen können. Mein Gott, was ist das für ein unanständiges Beginnen, einen wider seinen Willen zum Autori wie Molière den medecin malgré lui mit Prügeln zum Practico zu machen. Der Herr Verleger hatt Ihnen gewiß sowohl als ich vor den ihm gegebenen heylsamen Rath zu danken, denn er gewiß versichert seyn kann, daß ich weder Feder noch Unkosten gescheut hätte, um ihn seines unbefugten Unternehmens gereuen zu machen, denn ich bin über solche Sachen empfindlicher als über andere." Hinsichtlich der Bedingungen giebt er dem Verleger zu erwägen: 1) „daß der Preiß der Schriften von der Hochachtung der H. Verleger ein Zeugnis

giebet". 2) Ich mich ex professo der Poesie gewidmet und mir soviel Zeit von der einträglichen Praxi Medicin entziehe, als ich zur Verfertigung Poetischer Schrift wende. 3) Ich aus dieser Arbeit keinen andern Vortheil ziehe wie H. Thomasius und Budeus, die ihre Schrift durch die Disputanten und Auditores etliche Mahle zu Silber gemacht, ehe sie dieselben dem Verleger überantwortet." Schließlich weist er auf die Mühe der Polirung und Korrektur hin und verlangt, der Verleger möge etwas „Raisonables" für den Bogen determiniren, „denn so lasset sich der Autor das Werk desto angelegener seyn und schreibet mit Muht, weil er weiß, daß der H. Verleger auch vor seine recreation sorget." In einem Postskriptum fügt Pietsch noch im Vertrauen hinzu, daß er 4 Thaler für den Bogen fordern, jedoch nicht unter 3 Thaler gehen werde. Nichts ist in diesem Briefe deutlicher ausgeprägt, als daß es dem Schreiber hauptsächlich auf das Geschäft bei der Ausgabe seiner Schriften ankam. Was that nun Gottsched? Ob er es wohlfeiler gethan und von dem Verleger nur ein oder zwei Thaler für den Bogen genommen hat, wissen wir nicht; genug, er veranstaltete selbst ohne Vorwissen und Genehmigung Pietschens eine Ausgabe. Schon während der Königsberger Zeit hatte er Einzelnes gesammelt, andere Stücke wurden ihm von seinem Freunde Arnold aus Königsberg zugesandt und so erschienen: „Herrn Joh. Valentin Pietschen ꝛc. Gesamlete poetische Schrifften. Bestehend aus Staats-, Trauer- und Hochzeit-Gedichten. Mit einer Vorrede, Herrn Le Clerc übersetzten Gedancken von der Poesie und Zugabe einiger Gedichte von Johann Christoph Gottsched, A. M. Leipzig 1725 zu finden bey Großens Erben"[1]). Das Buch ist Joh. Burchard Menke gewidmet, der, wie die Zueignungsschrift ausführt, unter den Meißnischen Dichtern der größte ist, wie Pietsch unter den Preußischen. Wir sehen hieraus, welche Rolle noch immer der Stammesgegensatz spielt. — In der Vorrede dreht nun Gottsched den Spieß um. Indem er sich auf den Brief Pietschens bezieht und bemerkt, daß er über den begangenen „Kinder-Raub" keinem als dem Eigenthümer Rede und Antwort zu geben habe, was er theils bereits gethan hat theils noch

1) Die eigenen Gedichte sind: Ode auf den Tod Peters des Großen, poetisches Schreiben an den Herzog von Holstein und ein Gedicht an Menke.

thun wolle, stellt er die ganze Sache so dar, als ob die Schriften Pietschens nur wegen allzu großer Bescheidenheit des Autors der Welt noch etliche Jahre wären entzogen worden und tröstet den geprellten Dichter damit, daß ihm nur eben das widerfahren wäre, was andern großen Poeten z. B. dem berühmten Herrn Kriegsrath von Besser mit seinen Schriften begegnet sei.

Wenn sich Gottsched später entschuldigte, daß Pietsch reich war und keinen „Zugang von dieser Seite nöthig hatte", so können wir eine solche Brutalität nur mit Rücksicht auf die preßrechtlichen Zustände und das in dieser Beziehung trübe sittliche Bewußtsein jener Zeit begreifen. Wurde ja doch damals der litterarische Diebstahl sowohl vom philosophischen wie vom juristischen Standpunkte öfter vertheidigt. Bekannt war das Jenaische »Responsum« von 1722, worin mit dem Beifall dreier juridischen Fakultäten der Nachdruck fremder Bücher vertheidigt wurde. Erst in den vierziger Jahren drangen bessere sittliche Anschauungen über diese Frage durch, namentlich seit dem 1743 in Leipzig erschienenen Buche: „Unparteyische Bedenken, worinnen aus allen natürlichen, göttlichen und menschlichen Civil- und Kriminalrechten und Gesetzen bewiesen wird, daß der Nachdruck privilegirter und unprivilegirter Bücher ein grobes Verbrechen und infamer Diebstahl sey." Um wie viel sich auch Gottsched's Gewissen unterdeß verfeinert hatte, geht aus einer Bemerkung seiner 1744 herausgegebenen Theodicee hervor, nach welcher er es verschmäht hätte, die Anmerkungen der Tübinger Ausgabe zu benutzen, „weil er sich ein Gewissen gemacht, in fremder Verleger Eigenthum Eingriff zu thun". Demjenigen, der einmal die Absicht haben sollte, eine Theodicee cum notis variorum herauszugeben, giebt er überdies den Rath, sich um dies Recht bei den verschiedenen Verlegern zu bewerben.

Immerhin aber zeugt Gottsched's Vorgehen gegenüber Pietsch von roher sittlicher Gemüthsanlage; das Thun und Lassen edlerer Menschen eilt den gesetzlichen Bestimmungen voraus, sein Handeln war Trug und Hinterlist gegenüber seinem Lehrer. Wiewohl Pietsch den an seinem geistigen Eigenthum verübten Diebstahl niemals ganz verwinden konnte und trotz mancher Vermittelungen seitens Kreuschner's, Bock's, König's u. A. jede nähere Verbindung mit Gottsched abbrach, mußte er sich doch sagen, daß ihn erst diese Ausgabe in

Deutschland allgemeiner bekannt machte. Mit Ausnahme des „Pavillon der Musen", welcher (Bd. IV) das dem preußischen Dichter ertheilte Lob nicht anerkennen wollte und namentlich auszusetzen fand, daß er die den einzelnen Gattungen eigene Schreibart nicht auseinander gehalten habe — ein Vorwurf, den Gottsched später in den Krit. Beiträgen selbst erhebt, — waren alle Urtheile auf seiner Seite, und die Acta eruditorum betonen im Augusthefte 1725 gerade den landschaftlichen Gesichtspunkt, auf den es dem Herausgeber ankam, indem sie bemerken: wie sehr sich die Preußen um die Poesie verdient gemacht, gehe hervor aus Sim. Dach, dem Lyriker, Canitz, dem Satiriker und Pietsch, dem Epiker.

Gottsched beabsichtigte aber das litterarische Ansehen seiner Landsleute noch weiter zu heben; aus seinem Briefwechsel ergiebt sich, daß er Jahre lang Beiträge für eine preußische Anthologie sammelte; namentlich ist ein in Hamburg seßhafter Landsmann für die Idee sehr begeistert; auch der „deutsche Äsop", J. G. Bock, schickt aus Königsberg Beiträge. Dieser Plan, der in der Folge nicht verwirklicht wurde, weil Gottsched mittlerweile einen höheren litterarischen Standpunkt gewonnen hatte, brachte ihn indeß in Verbindung mit seiner späteren Frau Luise Adelgunde Viktoria Kulmus.

Zunächst sollte er jedoch in das Parteigetriebe auf dem deutschen Parnaß verwickelt werden. Neben Menke in Leipzig war Joh. Ulrich König in Dresden ein Haupt der sächsischen, man kann sagen: der mitteldeutschen Dichter. Wenn er auch im Andenken der Nachwelt Gottsched's Schicksal theilen mußte, wozu vielleicht gerade dieser durch die Verachtung, welche er später dem „Pritschenmeister" zollte, nicht wenig beigetragen haben mochte, so hatte er doch bei dem mühsamen Aufwärtsstreben der deutschen Litteratur seine unleugbaren Verdienste. Er war zwölf Jahre älter als Gottsched, hatte nach Zurücklegung der theologischen und juridischen Studien auf seinen weiten Reisen den deutschen Schlendrian gründlich kennen gelernt und 1714 aus patriotischem Eifer mit Brockes und Richey die deutsche Gesellschaft in Hamburg begründet, wo er überdies für die Oper thätig war. Als er 1719 in Dresden in das Pritschenmeisteramt als Hofpoet einrückte, suchte er den sächsischen Hof im Bereiche seiner Wirksamkeit nach deutscher Art zu belustigen. Ab-

gesehen von seinen Huldigungsoden, unter denen „August im Lager“ seiner Zeit als Muster erhabener Poesie galt, wiewohl Manteufel gerade an ihr seine erste, für den Dichter allerdings wenig schmeichelhafte Kritik übte, hat er in seinen „Wirthschaften“, wie man die verschiedenen höfischen Aufzüge und Maskeraden nannte, insofern seine Poetenkollegen an den Höfen übertroffen, als er unter Aufrechterhaltung einer besseren Form den volksthümlichen Humor pflegte, so daß der Harlekin vor seiner officiellen Verbannung durch ihn gewissermaßen noch einen Adel erhielt. Wie einige seiner Wirthschaften, z. B. die am Schlusse des Karnevals 1728 zu Dresden in Gegenwart des Kronprinzen von Preußen aufgeführte, an anderen Höfen berühmt wurden, so drangen seine Komödien auch ins Volk. Allgemein bekannt war „der geduldige Sokrates“, dem als Nachspiel „der Dresdnische Schlendrian“ folgte[1]); wie hier hat König auch in der 1729 in Berlin aufgeführten „verkehrten Welt“ dem entnationalisirten Deutschland einen Spiegel vorgehalten. „Ich habe in dieser Komödie“, schreibt er in einem Briefe an Bodmer v. 15. Juni 1726, „unsrer Sprache zu Gefallen das Herz gehabt, nicht nur den verdorbenen Brockischen und seiner Anhänger üblen Geschmack, sondern auch meinen Hof selbst, wegen vieler Dinge, sonderlich wegen der Liebe zu auswärtigen Sprachen und Lustspielen, öffentlich anzutasten.“

Die alten Beziehungen zu den Hamburger Litteraturfreunden hielt er Anfangs zwar aufrecht, aber bald schien ihm „Brocks“ doch übergroß zu werden. Dieser und die beiden andern niedersächsischen „Helden“, Weichmann und Triller, hatten miteinander in gegenseitigen Lobhudeleien gewetteifert. Es ist erbärmlich, wie die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, der Neid und andre kleinliche und rein persönliche Motive die Parteigruppierungen auf dem deutschen Parnaß beherrschen. Und König, der sich als Feind all solcher Mittelchen für gegenseitige Beräucherung ausgiebt, ist selbst einer der Eitelsten und Empfindlichsten. Als Bodmer, der durch die „Discurse der Maler“ mit allen litterarischen Größen Deutschlands in Fühlung zu kommen suchte, im Juli 1723 auch ein Exemplar an ihn gesandt hatte, ergriff er die Gelegenheit, demselben am 28. März 1724 seine Anerkennung auszusprechen und mit ihm in nähere Verbindung

1) Vgl. Gelehrte Zeitg. Lpz. 1724 S. 623.

zu treten[1]). Zuerst deutete König vorsichtig seine Absicht an[2]), bald aber, als Bodmer sein Vorhaben bekannt giebt, den Patrioten zu striegeln, kommt es zu einem festen Bündnis[3]). Die unmittelbare Veranlassung hiezu war für König die zweite Auflage von Brockes' „Bethlehemitischer Kindermord". Er war der erste Herausgeber des Werkes und hatte demselben die Lebensbeschreibung Marino's angefügt, von der er behauptete, sie hätte die einzige Zugkraft des Stückes ausgemacht. In der neuen Auflage von 1725 aber hatte Brockes die Biographie ohne Zustimmung König's beibehalten, dessen Vorrede jedoch durch eine von Weichmann ersetzt. War nun auch auf diese Weise das eigentliche Motiv der Gegnerschaft verletzte persönliche Eitelkeit, so überredete man sich leicht, daß sachliche Gründe einen Litteraturkampf nothwendig machten.

Vor allem fand man bei Triller, der sich in seinen moralischen Gedichten zum „Affen von Brocks" gemacht hatte, schwülstige und falsche Gedanken sowie Auszierungen der Verse mit Edelsteinen, Gold, Sternen und Sonnen, weshalb man sehr geneigt war, ihn für einen Epigonen der zweiten schlesischen Schule zu halten, wiewohl die Schweizer in dieser Beziehung eigentlich noch mehr geleistet hatten. Schon Michaelis 1725 sollte ein Traktat gemeinschaftlich herausgegeben werden. Kritiken über alte und neue deutsche und ausländische Redner, Übersetzungen von Aufsätzen über den guten Geschmack, eine Kritik Bodmer's über Lohenstein's Romane sowie eine Parallele zwischen Hohberg's „Ottobert" und Postel's „Wittekind" u. Ähnl. wurde in Aussicht genommen. Zunächst jedoch suchte man Bundesgenossen. Nach einem späteren Vorschlag Bodmer's wird die Gründung einer „Boberfeldischen Gesellschaft" geplant, deren Mitglieder geheim gehalten werden sollen. Bodmer wirkt bei seinen „Landesleüthen", König verbindet sich mit Krause, durch dessen Vermittelung wahrscheinlich die Dichterjugend der deutschübenden Gesellschaft gewonnen wurde. Obwohl nämlich der traditionelle Zusammenhang derselben mit den Hamburger Poeten gerade damals durch den 1725 erfolgten Eintritt Heinr. Gottlieb Schellhafer's,

1) Vgl. Literarische Pamphlete S. 32 ff.
2) Brief gedr. „Anglia, Ztschr. f. englische Philologie" I 460 ff.
3) Briefe bei Brandt, A. „Brockes' 1878. S. 139 ff.

der mit Richey, seinem Freunde und Nebenbuhler am Johanneum, in fortwährendem Verkehre stand, neue Nahrung erhalten hatte, waren namentlich Triller's moralische Gedichte in Leipzig ungünstig aufgenommen worden; Menke hatte die „allzuhäufigen Parentheses, Ellipses und Apostrophen" bei Brockes getadelt[1], und daß man sich mit dessen Stil auch sonst nicht befreundete, beweist der Aufsatz, in welchem Gottsched in den „Tadlerinnen" das bekannte Oxymoron „erbärmlichschön" in Brockes' „Oratorium"[2] kritisirte. Als daher König zur Ostermesse 1725 in Leipzig Fühlung suchte, konnte er am 15. Mai an Bodmer berichten: „Bei meiner itzigen Anwesenheit in Leipzig haben sich alle Gelehrte darüber moquirt und beklagt, daß man diese ‚Leüthe' so in den Tag hineinschreiben ließe, ohne durch eine derbe Kritik sie ridicul zu machen. Es haben daher schon viele junge Leute die Augen aufgethan und angefangen, die Thorheiten, den Hochmuth und den üblen Geschmack dieser dreier Helden zu erkennen, wie Sie aus zwo Vorreden, einer vor Pietschens Poesien (Gottsched) und aus der andern vor dem poetischen Lexicon (Hamann) ersehen werden, die Herr Schuster Ihnen übersenden wird. Rubeen ist darin mit Ruhm öfters angezogen und diese Leute würden alle auf unsre Seite fallen, sobald sie einigen Anführer vermerkten." Die Bundesgenossenschaft ward um so fester begründet, als König einigen Einfluß am Hofe hatte und Gottsched nichts erwünschter war, als diesen Mann an seiner Seite zu wissen. Wie er ihn schon in den „Tadlerinnen" den „teutschen Molière am Dresdnischen Hofe" nannte, der an demselben Werke arbeite, welches er in seinen wöchentlichen Blättern bisher gefördert habe, nämlich „an der Ausrottung der ungeschickten Sitten, thörichten Gewohnheiten und des üblen Geschmackes in der Poesie", so richtete er bald darauf (1726) ein Lobgedicht an ihn, in welchem er dem „sächsischen Horaz", dem „Stolz der Sachsen" sogar vor seinem Gönner Menke die Palme reichte, und warum?[3]

---

1) Acta erud. 1724. S. 343.

2) Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus, Hamburg 1712, S. 383.

3) König's Gedichte, Dresden 1745 (hrg. Rost) S. 617.

„Wer weiß von Zieglern nicht? wer weiß nicht von Philandern,
Doch diese spielten nur der Pleißen Nymphen vor;
Ihr Ton ergetzte noch kein großes Fürstenohr!"

Menke tritt denn auch in der That immer mehr in den Hintergrund, was in Verbindung mit den Parteiungen in der deutschübenden Gesellschaft den raschen Niedergang derselben zur Folge gehabt haben mag. Gottsched beginnt an der Poesie der Niedersachsen seine vorwiegend sprachliche Kritik[1]) und zeigt im zweiten Theile der „Tadlerinnen" eine entschiedenere Hinneigung zu den Schweizern, sowohl was den Inhalt seiner Aufsätze als das ihnen ertheilte Lob anlangt. König pflegte seinerseits außer mit Krause, dem er bald zur Professur in Wittenberg verhalf, auch noch mit Hamann, Clodius, dem Senior der Gesellschaft, mit Hofmann, dann einem älteren Studenten, dem nachmaligen russischen Kammerrath F. Wilh. Junker und mit dem vertrauten Freundespaar Seidel und Gottsched öfter litterarische Unterredungen. Der Bund war bald geschlossen, aber König dachte vor allem die von ihm geworbenen Truppen zunächst für seinen Kabinetskrieg zu verwenden.

Im Jahre 1726 erschienen nämlich des Schlesiers Gottfr. Benjamin Hanke: „Weltliche Gedichte nebst des berühmten Poeten Benjamin Neukirch noch niemals gedruckten Satyren." (Dresden und Leipz. 1727). Das war für König eine unliebsame Erscheinung. Einmal war der Herausgeber, der sich übrigens schon durch geistliche Gedichte[2]), welche binnen anderthalb Jahren dreimal aufgelegt worden waren, bekannt gemacht hatte, Sekretär am Hofe zu Dresden, was natürlich für König ein Hauptbeweggrund war, den Emporkömmling zu drücken, dann aber hatte Hanke neben seinem Landsmanne Lohenstein namentlich Neukirch als Muster hingestellt und von demselben gerühmt, noch hätte dieser unter allen jemals gewesenen und noch lebenden Poeten nicht seines Gleichen gehabt. Dies mußte sich König von dem Sekretär sagen lassen, dies sollte er gegenüber seinem Canitz, zu dessen Verherrlichung er

1) Tadlerinnen II St. 39. Vgl. in „Poesie der Niedersachsen" III. S. 334.
2) Geistliche und moralische Gedichte. Schweidnitz und Lpz. 1723. 8.

durch Herausgabe seiner Schriften eben alles vorbereitet hatte, stillschweigend hinnehmen.

Die Rollen wurden also zum Angriffe wider Hanke vertheilt. Man plante eine Gedichtsammlung, zu der außer den oben erwähnten Mitgliedern der Leipziger Gesellschaft auch der Kammerherr Holtzendorf, Menke, König, Richey, Feind und ein Obrist Pfitzner Beiträge liefern sollten. Die Sammlung, welche nicht übersehen werden durfte, erschien unter dem klangvollen Titel der Hoffmannswaldau'schen Gedichte[1]). Gottsched, damals im Rufe eines Satirikers, wollte mit Neukirch, dem hochangesehenen Hofrathe in Ansbach, in die Schranken treten; dessen Verse waren ihm zu hart und rauh, weshalb er denn dieselben sechs Stücke aus Boileau[2]) übersetzte, welche Hanke veröffentlicht hatte, während Junker mit Königs Unterstützung eine bissige Kritik über die Hanke'schen Gedichte schrieb[3]).

Wiewohl Neumeister, der Aristarch der Gesellschaft, Neukirch ebenfalls als größten Dichter gepriesen hatte[4]), ging Junker über dies Urtheil hinweg, nahm aber eine Regel desselben nach der andern vor, um nach ihnen eine gewisse „poetische Waare" zu prüfen, „deren Verkäufer in seinem Vorberichte nach Art der gemeinen Zahnarzte durch Verkleinerung aller unserer noch lebenden berühmten und auch in so ansehnlichen Bedienungen stehenden Dichter sich und demjenigen allen Zulauf alleine zuwenden wollen, unter dessen schon mehr bekanntem Namen er sein Paket an den Mann

---

1) Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bisher ungedruckter Gedichte VII. Theil nebst einer Untersuchung der Hankeschen weltlichen Gedichte. Frankfurt und Leipz. Verlegts Paul Straube 1727, Buchhändler in Wien.

2) Zuschrift an den König II, Sat. III, VII, VIII, X. Dann Ode aus Horaz lib. II. 20. Vgl. S. 47—75. Vgl. Gedichte 1736 S. 647 ff.

3) Außerdem sind aus dem VI. Foliobande der Gesellsch. einige Stücke abgedruckt.

4) Vgl. Anweisung zur galanten Poesie (Menantes) S. 498: „Unter den itzt lebenden (deutschen Dichtern) behält Neukirch den Preis"; dann in der Dissertation: »de poetis Germanicis hujus seculi praecipuis« S. 73: »Omne autem tulit punctum Poeta noster magnificus (Neukirch) et quousque sane styli majestas pertingere potest, pertigit; licet nonnullis in tumorem, affectatamque nimis dictionem abire videatur.«

zu bringen gehofft." Die Ausstellungen Junker's sind meist kleinlich, oft albern; der Hauptangriff ist auf die schlesischen Provincialismen gerichtet; gegen Lohenstein und Neukirch werden öfter die Schweizer Maler herangezogen und deren Aussprüche als auktoritativ hingestellt. Der sächsische Kreis löste sich hiemit nicht nur von den Hamburgern völlig los, er verlor auch, ohne indeß zunächst in nähere Verbindung mit den Schweizern zu treten, die Sympathien in Schlesien, wie sich denn die Jungschlesier namentlich Gottsched's Theilnahme bei dieser Affaire wohl gemerkt haben.

Während aber Junker eine ähnliche Abfertigung des „poetischen Gelüchters" noch weiter in Aussicht nimmt und einen achten Theil der Gedichtsammlung unter dem Titel der Hoffmannswaldau'schen Gedichte ankündigt, wendet sich Gottsched seinen eigenen Arbeiten zu; er hatte damals die gerade entgegengesetzte und jedenfalls richtigere Ansicht von dem Stande der deutschen Litteratur als sein Gesellschaftsgenosse Junker. Dieser meint: „Die deutsche Sprache hat zu unsern Zeiten durch die Dichtkunst einen so glücklichen Zustand erlangt, daß wir denselben nicht nur mit dem güldenen Alter der lateinischen in Vergleichung zu stellen, sondern auch auf gleiche Art zu benennen kein Bedenken tragen dürfen." Gottsched glaubte dies Ziel ferner als sonst, wenn ihm auch gewiß noch kein bestimmter Weg zur Erreichung desselben vorschwebte.

Hanke schwieg zunächst; als aber König in seiner Canitzausgabe seiner Freude über den vermeintlichen Sieg einen nur schlecht verhehlten Ausdruck gab, veröffentlichte er 1729 seinen „poetischen Staar-Stecher"[1]), in welchem nicht nur Junker's unreife und vorlaute Kritik arg mitgenommen wurde, sondern auch König eine derbe Abfertigung erhielt. Nur nebenbei werden die übrigen „würdigen Mitglieder" der Leipziger Gesellschaft gestreift; Gottsched selbst kam glatt davon, er war damals schon eine gefährliche litterarische Größe geworden.

1) Poetischer Staar-Stecher, in welchem sowohl die schlesische Poesie überhaupt als auch der Herr v. Lohenstein und Herr Hofrath Neukirch gegen die Junckerische Untersuchung vertheidiget, absonderlich aber die Ehre der Hanckischen Gedichte gerettet und dergleichen Tadlern ihre Poetische Blindheit gewiesen wird. Breslau u. Leipzig im Jahr 1730.

Diese litterarischen Zänkereien konnten natürlich nur das Interesse der Eingeweihten erwecken; weder die Schweizer, noch König, Junker, Hanke, die niedersächsischen Helden und wie sie alle heißen, die Wortführer auf dem deutschen Parnasse in den zwanziger Jahren, haben irgend einen Lebensnerv des deutschen Volkes berührt, das nach langer Zeit des Niederganges in ohnmächtigem Ringen nach geistiger Erhebung verlangte. Nun war Gottsched keineswegs der Mann, der durch eine originelle Geistesthat diesem Bedürfnisse hätte entgegen kommen können, aber wie er selbst von den Ideen religiöser Freiheit und Aufklärung durchdrungen war, so hat er auch dafür gesorgt, daß den Deutschen jene schüchternen, aber ernsten und vom Volke dankbar entgegen genommenen Vorkämpfe vermittelt wurden, welche in Frankreich die große Aufklärungslitteratur einleiteten. Die Katholiken Saint-Evremont und Fontenelle wie die Protestanten Bayle und Le Clerc stehen seit 1726 im Vordergrunde seines Interesses. Schon aus der oben angeführten Rede können wir Gedanken aus Saint-Evremonts »Lettre au Maréchal de Crequy sur la religion« erkennen. Was der aufgeklärte Franzose gegen Ludwig's XIV. Idee, die religiöse Einheit seines Landes zu erzwingen, vorbringt, verallgemeinert der Deutsche. Wie Saint-Evremont meint auch Gottsched, daß jede religiöse Bekehrung von der Rührung des Herzens und nicht von der Überzeugung des Verstandes ausgehen müsse; wie Bayle dehnt auch er sogar auf die Türken die Glaubens- und Gewissensfreiheit aus, und wenn es Gottsched auch keinesfalls wagte, jene Folgerungen zu ziehen, welche sich aus den »Pensées diverses sur les comètes« ergeben mußten, wo der Unglaube und selbst der offen bekannte Atheismus für besser hingestellt wurden als der Aberglaube, so bildet doch die Verfolgung des letzteren mit ausdrücklichem Hinweise auf Bayle ein Hauptthema seiner ersten schriftstellerischen Wirksamkeit. Aus Saint-Evremond und Le Clerc entlehnt er daher auch mit Vorliebe theoretische Ansichten über die Dichtung, am innigsten aber schließt er sich an Fontenelle an.

Stolle in Jena nennt Gottsched den „Fontenelle der Deutschen“[1]; andre, wie der bekannte Biograph Götten und Käſtner[2]

1) Vgl. Neue Zusätze zur Historie der Gelahrtheit S. 39.

2) Vgl. Käſtner, ges. Werke, Berlin 1841, II S. 171.

stimmten dem Vergleiche zu, und es läßt sich nicht leugnen, daß er manches Zutreffende hat: bei beiden ein vorsichtiges geistiges Vorwärtstasten, aber ohne Entschiedenheit und Nachdruck; je älter sie werden, desto mehr versiegt die ideale Triebkraft ihrer Wirksamkeit, desto mehr verlegen sie sich auf das Ausfeilen ihrer Prosa, die bei beiden von ungleich höherem Werthe ist als ihre Dichtung. Fontenelles Sprache ist durch Witz und gekünstelten Schmuck die eines gezierten Franzosen, Gottsched's Stil mit seiner ermüdenden logischen Gründlichkeit der eines pedantischen Deutschen; aber klar und durchsichtig schreiben beide. Und wiewohl sie bei der Universalität ihrer geistigen Interessen nach keiner Richtung Hervorragendes zu Stande brachten, so haben sie doch durch die achtunggebietende Summe ihrer Einzelleistungen das geistige Niveau ihrer Völker gehoben. Dem Nahblick eines Lessing konnte daher vor der Schärfe und Tiefe des Urtheils über das Einzelne leicht die richtige Würdigung des Ganzen entgehen; wie Gottsched trifft auch Fontenelle sein vernichtender Spott: Der Franzose war ihm nur ein witziger Kopf, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben [1]).

Gottsched hatte die Absicht, sämmtliche Schriften Fontenelles ins Deutsche zu übertragen, weil dieser die Gabe besitze, auch die trockensten lehrreichen Materien beliebt zu machen. Schon 1726 übersetzte er auf Grund der Ausgabe von 1719 die „Gespräche von mehr als einer Welt [2])" (»Entretiens sur la Pluralité des Mondes«). Es ist bekannt, welches Entgegenkommen diese Schrift bei ihrem Erscheinen (1686) erfuhr. Die unwissenden und geistesarmen Weltleute, selbst Frauen, deren Neigungen und Beschäftigungen in allem, was Geist und Sitte der Franzosen betrifft, von so großem Einflusse sind, haben hier die Grundsätze einer wahren Philosophie geschöpft, sagt Grimm in der Correspondence littéraire [3]). Nun war allerdings seither vieles veraltet, aber immerhin enthielt das

1) Lessing's Werke, Berl. Hempel IX S. 218.

2) Herrn Bernhard's von Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten; nach der neuesten Auflage übersetzt, auch mit Figuren und Anmerkungen erläutert von Joh. Christ. Gottscheden. Am Ende findet man noch ein Pastoral, genannt Endimion aus eben dieses Autors Schäfergedichten in deutsche Verse gebracht. Leipz. Bernhard Christoph Breitkopf 1726. 3) Bd. II S. 147.

Buch den größten Theil der kosmographischen Kenntnisse jener Zeit, wenn auch oft in tändelnder Form, so doch mit größtmöglichster Klarheit, und Gottsched bemühte sich, in den beigefügten Anmerkungen und Figuren die Lehren des Copernikus, seines Landsmannes, noch mehr ins Licht zu setzen und durch Beibringung anderer, auf Grund neuester Beobachtungen gewonnener Daten dem Stande der Wissenschaft näher zu kommen.

Schon 1698 war bei Thomas Fritsch in Leipzig eine Übersetzung jener Schrift erschienen, die aber Gottsched unbekannt war. Vergebens suchte er daher einen Verleger; „kein Buchhändler in Leipzig", erzählt er, „hatte Ohren dazu". Diese Verlegenheit führte zu der für beide Theile folgenreichen Verbindung zwischen Gottsched und Breitkopf. Was der Cotta'sche Verlag für die Blüthezeit unsrer Litteratur, das ist die Firma Breitkopf für die Zeit der Vorbereitung. Nicht nur Gottsched's und seiner Frau Schriften, sondern auch die von Clodius, Cramer, Lichtwer, Uz und vieler andrer kleinerer Poeten wurden hier zum Theile durch Vermittelung Gottsched's verlegt, und der „goldene Bär" wurde in den großen Litteraturstreit so mitverflochten wie die Firma Orell und Füßli in Zürich.

Bernhard Christoph Breitkopf, der Begründer des Hauses, einer Harzischen Bergmannsfamilie entsprossen[1]), gehörte jenem verständigen deutschen Bürgerstande an, der den wachsenden Erfolg redlicher und energievoller Arbeit durch unausgesetzte geistige Fortbildung zu sichern weiß. Sein Verkehr mit den Professoren Mascov und Reineccius erschloß ihm nach wenigen Jahren die angesehensten Kreise der Gelehrtenwelt. Durch den ersteren dürfte auch Gottsched mit ihm bekannt geworden sein, der über die nähere Verbindung berichtet: „Ich wandte mich an den verständigen Herrn Breitkopf, bei dem ich bereits etliche Bogen Verse hatte drucken lassen, der aber noch kein Buch auf seinen Verlag zu drucken gewaget hatte. Hier kam also ein neuer Schriftsteller und ein neuer Verleger zusammen: und sie wurden eins, ihr Heil zu versuchen. Herr Breitkopf las selbst meine Übersetzung und meine Anmerkungen durch und fand so viel Vergnügen daran, daß er sich entschloß, selbst eine Probe damit zu machen, ob er künftig einen glücklichen

1) Breitkopf und Härtel in Leipzig. (Allgemeine deutsche Biogr.).

Verleger abgeben könnte. Er druckete auch in der That diesen Fontenelliſchen Tractat ſo ſauber, daß dies Büchlein ſo zu reden den Anfang der Epoche von ſchön gedruckten deutſchen Büchern in dieſem Jahrhunderte abgab. Dies geſchah 1726 [1])."

Autor und Verleger umſchloß von nun ab ein inniges Band der Freundſchaft. Breitkopf's Geſchäft erweiterte ſich immer mehr. Als die kleine Druckerei auf dem Sperlingsberge nicht mehr genügte, erbaute er nach Abbruch eines Ausſpanngaſthofes „zum goldenen Bär" ein ſtattliches Haus, welches Gottſched ſeit 1737 gemeinſchaftlich mit ihm und ununterbrochen bewohnte. Was würde der ehrliche Brucker geſagt haben, der ſich, — weil er dahinter ein gelehrtes Symbol witterte, — bei Gottſched ſo angelegentlich um die Bedeutung des ſeine Tatze leckenden Bären auf dem Titelblatte der „critiſchen Beiträge" erkundigte, wenn ihm Gottſched nicht nur offenbart hätte, daß das Haus der Druckerei den Namen zum „goldenen Bären" führe, ſondern daß der zureichende Grund von alledem ein alter Gaſthof ſei? Wir werden ſehen, daß die Schweizer eine dunkle Ahnung von der Provenienz dieſes Namens und Zeichens hatten und darauf ihre wohlfeilen Witze gründeten.

Schon 1727 erſchien das „Geſpräche der Todten" [2]) (Les Dialogues des Morts), eines der ſchwächſten Werke Fontenelles; in der Einleitung handelt Gottſched über die Zweckmäßigkeit der Geſprächform; gleichzeitig verſpricht er neue Überſetzungen dieſes Schriftſtellers, und die gelehrten Zeitungen [3]), welche die „bereits ſo bekannte angenehme Schreibart" des Überſetzers loben, muntern ihn auf fortzufahren, denn gerade der dritte Theil der kleinen Fontenelliſchen Schriften reizte durch die Geſchichte, welche ſich an die »Histoire des oracles« knüpfte. Dieſem Werke lag nämlich eine lateiniſche Schrift des holländiſchen Arztes van Dale zu Grunde. Während die Theologen gemeiniglich annahmen, daß die heidniſchen Orakel vom Satan inſpirirt geweſen wären, ſah der Holländer in ihnen nichts als Pfaffentrug und Volksaberglauben. Als die Fontenelliſche

1) Weltweisheit a. o. O. Vorw.

2) Bernhard's v. Fontenelle Geſpräche der Todten und Plutons Urtheile über dieſelben, ins Deutſche überſetzt und mit einer Vorrede von den Geſprächen überhaupt verſehen v. J. Chr. Gottſcheden. Leipz. Breitkopf 1727.

3) a. o. O. 1727 S. 743.

Überarbeitung, welche allerdings auch einige feine Spitzen gegen die christliche Theokratie enthielt, erschienen war, gab der Straßburger Jesuit Baltus durch einen heftigen Angriff der bei der Geistlichkeit allgemein Platz gegriffenen Verstimmung Ausdruck. Während sich Fontenelle selbst zurückzog, — pflegte er ja doch zu sagen, wenn er die ganze Hand mit Wahrheiten angefüllt hätte, so würde er sich wohl hüten, dieselbe jemals zu öffnen[1]) — übernahmen andre seine Vertheidigung.

Gottsched scheint mit der Übersetzung gezögert zu haben; als er aber hörte, daß ein Geistlicher aus Hannover dieselbe zwar liefern aber gleichzeitig die Erwiderung des Jesuiten als Anmerkungen unter den Text setzen wollte, entschloß er sich 1730, den ganzen Streit dem deutschen Publikum in der Weise zugänglich zu machen, daß nun auch die Vertheidiger Fontenelles zu Worte kamen[2]). Mit Abraham Rosenberg[3]) beginnt hier die Reihe jener Schüler, die dem Meister im Übersetzerhandwerke helfen mußten. Gottsched sandte seine Schrift an Fontenelle, der eine verbindliche Antwort gab. In Deutschland war viel Nachfrage nach diesen Übersetzungen; schon 1730 waren die Gespräche von der Mehrheit der Welten vergriffen, aber Gottsched drängten andere Interessen. Erst 1751 erschien ein Sammelband des deutschen Fontenelle[4]), der, öfter aufgelegt, sich bis zu der i. J. 1780 erschienenen, mit An-

1) Vgl. Grimm, Corresp. lit. II S. 153.

2) Bernh. v. Fontenelle Historie der heidnischen Orakel, darin aus dem lateinischen Werke des von Dalen ein kurzer Auszug enthalten; aus dem Franz. übers. u. mit einem Anhange, darin auf die Einwürfe eines Straßburgischen Jesuiten geantwortet wird, versehen von Joh. Christ. Gottscheden. Leipz. Breitk. 1730. — Darin ein Auszug aus der von Bayle redigirten Zeitschrift: »Nouvelles de la république des lettres« 1707 S. 616 (Aufsatz v. Jakob Bernard) und Übersetzung aus Le Clercs »Biblioth. choisie« 1707. XIII. 3. den obigen Streit betr. — 3) Später Inspektor und Prediger zu Mertschütz (bei Liegnitz).

4) Herrn Bernh. v. Fontenelle ꝛc. Auserlesene Schriften, nemlich von mehr als einer Welt, Gespräche der Todten und die Historie des heidnischen Orakel, vormals einzeln herausg., nun aber mit verschiedenen Zugaben u. schönen Kupfern vermehrter ans Licht gestellet von Joh. Chr. Gottscheden. Leipz. bei Bernhard Christ. Breitkopf. 1751. Der Anhang enthält: a) Fontenelles Abhandlung von der Natur der Schäfergedichte, b) Vom Vorzuge der Alten oder Neuern, c) Vom Ursprunge der Fabeln, d) Vom Dasein Gottes aus der Betrachtung der Thiere. a—c waren schon früher übersetzt.

merkungen vom Berliner Astronomen Bode versehenen Übersetzung im Gebrauche erhielt.

Daß übrigens Gottsched bei den „Götzen-Pfaffen", wie er die heidnischen Priester in der Vorrede nennt, die christliche Hierarchie mit im Auge hatte, geht aus seiner auf das Jubelfest der Überreichung des Augsburger Glaubensbekenntnisses i. J. 1730 gedichteten Ode hervor. Wer an Gottsched's Kühnheit und Verwegenheit im dreißigsten Lebensjahre nicht glaubt, lese die Brandrakete wider die katholische Kirche: „Seht! Babel wankt und sinkt und fällt"[1]. Es ist ganz der französische Oppositionsgeist, übertragen auf deutsche Verhältnisse: Rom birgt in seiner Afterheiligkeit des „Aberglaubens blinde Brut", und aus der Histoire des oracles kehrt das Motiv wieder, wenn es heißt:

„Manch Gaukelspiel erscheine,
Der Mutter Gottes Auge weine,
Es fließe dort das Blut des Januar.
Was hilfts? bei tauber Götzen Ohren
Ist Seufzen und Gebet verloren."

Ob denn kein Heiliger wie etwa Nepomuk wider Roms Sturz erscheinen werde? „Umsonst! ein lahmer Lojola Ist statt der Himmelsbürger da." Mit einer „schnöden Raupenbrut" wird die „beschorne Schaar" der Jesuiten verglichen; sie wuchs

„Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter."

Wenn man noch, abgesehen von einzelnen Lutherischen Derbheiten, den Spott, mit welchem die Mönchskutten, die erhandelten Messen, der Weihrauch, das Fasten ꝛc. stellenweise angezogen werden, in Betracht zieht, dann wundert man sich billig, wie in einem Lande mit einer katholischen Dynastie und unter dem wachsamen Auge der in der Hauptstadt weilenden Jesuiten eine derartige Poesie hat gedruckt werden können. Freilich ging dies Anfangs nicht so leicht: der Censor, Professor Menz, der sich übrigens im Gottsched'schen Kreise keiner besonderen Sympathien erfreute, galt gleichzeitig als sehr furchtsam; durch Vermittelung eines Freundes

1) Gottsch., Gedichte 1736, S. 85.

wurde daher das Manuskript nach Gotha geschickt, wo man aber zuerst das Konsistorium um ein Gutachten fragte; allein auch dieses wollte den Druck nicht wagen. Erst als es in einer Abschrift nach Hamburg gelangte und dort veröffentlicht wurde, erschienen bald darauf Nachdrucke in Berlin, Danzig, Königsberg und Hannover. 1736 wurde es in Gottsched's Gedichtssammlung auch in Sachsen anstandslos gedruckt.

Man wird nun mit Recht fragen, wie sich eine derartige Kundgebung gegen die Einrichtung einer religiösen Gemeinschaft mit dem von Gottsched selbst proklamirten Grundsatze der Toleranz vertrage, und hiebei stoßen wir bereits auf die engen Grenzen seines besseren Wesens. Gottsched war, in seiner Jugend wenigstens, wohl im Stande, auch größere Ideen mit Affekt, mit einer gewissen Begeisterung zu fassen und festzuhalten, aber einerseits drang er niemals in das innere Wesen derselben, andrerseits war sein Gefühl auch dort unbetheiligt, wo er selbst von Bewegungen des Herzens spricht. Wie jene Ode beweist, daß er nicht einmal in ein tieferes historisches Verständnis der Reformation eingedrungen war, da er nur die rein negative Seite derselben im Auge hat, so konnte er sich zu einer wirklichen Achtung vor den religiösen Gefühlen Andersgläubiger nicht emporschwingen. Die Geistlichkeit war und blieb ihm immer ein Dorn im Auge, nicht nur die katholische, auch die protestantische. Wenn er gegen die letztere nicht so offen auftrat, so lag die Ursache hievon im hochwürdigen Konsistorio in Dresden, welches auch eine Oberaufsicht über die Universität führte.

Aus demselben Geiste des religiösen Rationalismus ist auch „der Biedermann" hervorgegangen. Vom Verleger Jakob Schuster wurde ihm, als i. J. 1726 der Hamburger Patriot mit dem dritten Jahrgange eingegangen war, der Antrag gestellt, eine neue Wochenschrift zu gründen. Sie sollte ernster und gründlicher werden als die Tadlerinnen und erhielt daher den Titel „der Biedermann". Seit dem 1. Mai 1726 erschien sie jeden Mittwoch und wuchs bis zum 4. April 1729 auf hundert Blätter an, die dann bei Wolfgang Deer in zwei Bänden herauskam[1]). Durch beide Theile zieht sich

1) „Der Biedermann". Erster Theil. Darinnen funfzig wöchentliche Blätter

der Kampf gegen Zauberei, Aberglauben und Wahrsagerei, und überall treten Beziehungen zu Bayle, Saint-Evremont und Fontenelle hervor, namentlich zu des Letzteren satirischer Allegorie »Relation de l'île de Bornéo«, in welcher der Katholicismus und Protestantismus als zwei mit einander kämpfende Kronprätendentinnen dargestellt wurden. Ja, es scheint, daß ein Theil der deutschen Gesellschaft mit großem Eifer diese religiöse Freidenker-Litteratur verfolgte; ging man ja selbst bis an die englischen Quellen zurück. Ein Mitglied, Georg Christian Wolf, übersetzte die rücksichtsloseste Schrift gegen das christliche Priesterthum, Swift's „Märchen von der Tonne" (The tale of the tub)[1], von welchem Gottsched im „Biedermann" einen Auszug giebt[2]. Die Übersetzung erschien „auf Kosten guter Freunde", und glücklicherweise konnte man sich auf keinen Geringern als auf den Abt Mosheim berufen, welcher das Märchen empfohlen hatte, weil es nach seiner Ansicht nicht wider die Religion, sondern gegen die Menschensatzungen der katholischen Kirche gerichtet sei. Bezeichnend genug wird im Vorworte hervorgehoben, daß die Schrift auch die „Enthusiasterei und den Phanatismum" in der Religion im allgemeinen verspotte. Wolf beabsichtigte übrigens sämmtliche Schriften Swift's zu verdeutschen, und Gottsched giebt im Biedermann vorerst einen Auszug aus „Gullivers Reisen", welche eben in französischer Übersetzung erschienen waren.

Aus diesem Gedankenkreise ergiebt sich auch der gemeinsame Gesichtspunkt, unter welchem im „Biedermann" die litterarischen Fragen abgehandelt werden. Seine Opposition gegen die freischaffende Phantasie in der Dichtung hat hier ihre Wurzeln; daher

---

enthalten sind. Leipzig, Wolfgang Deer 1728 (Widmung an J. U. König, Ostermesse 1728. 1. Blatt v. 1. Mai 1727, 50. Blatt v. 12. April 1728). Zweyter Theil. Darinnen gleichfalls funfzig Blätter enthalten sind. Lpz. Wolfg. Deer 1729 (Widmung an Joh. Jak. Mascov, 51. Blatt 19. April 1728, 100. Bl. 4. April 1729). Mit dem ersten Verleger Schuster hatte sich G. im Juli 1728 entzweit.

1) Des berühmten Herrn D. Swifts Mährgen von der Tonne ꝛc. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. 1. Th. Altona 1729. Anderer Theil des Mährgens von der Tonne . . . von einem gewissen elenden Scribenten insgemein genannt der Autor des Ersten. Altona 1729.

2) a. v. O. I 157.

der Kampf gegen die Romane und Ritterbücher, gegen die einheimischen Volkssagen, die Verwendung des Übersinnlichen und Wunderbaren in der Dichtung überhaupt und namentlich in der Oper. Der Schluß ergab sich unter dem πρῶτον ψεῦδος, daß die Poesie belehren und bessern müsse, ganz einfach. Wie auf dem Gebiete der Erkenntnis die religiösen Wahrheiten, so steht auf dem des Willens die Sittlichkeit obenan. Gerade auf diese vermag die Poesie eine weit größere Macht auszuüben als die philosophische Moral, welche nur abstrakt lehre, während jene in lebhaften Bildern die Tugend durch Reiz achtungsvoll, das Laster durch Ekel verabscheuungswürdig mache (II. S. 57). Der religiösen Erkenntnis aber widerspricht nach Gottsched's Auffassung nichts so sehr als der Aberglaube in all seinen Erscheinungen. Da die Romane und alten Ritterbücher mit lauter Hexenmeistern und Schwarzkünstlern ausgefüllt seien, so werden sie natürlich verworfen und außer Gulliver's Reisen Fenelon's Telemach und Cervantes' Don Quixote empfohlen. Ja, Gottsched übertrifft seinen französischen Vorgänger Fontenelle, wenn er den Dichtern gegenüber dem Wunderbaren eine ähnliche Stellung zuweist wie den heidnischen Priestern gegenüber den Orakeln (I. S. 45). Die Poeten hätten nämlich von alten Zeiten her bemerkt, daß der Pöbel gerne unerhörte und seltsame Sachen höre. Um sich bei demselben beliebt zu machen, hätten sie nun alles, was sich zutrug, in Wunderwerke verwandelt. „Das Allernatürlichste von der Welt verstelleten sie durch Zusätze in das übernatürlichste und unbegreiflichste Wesen, so daß der Pöbel, der solches hörete, Nase und Maul darüber aufsperren mußte." Und mit Beziehungen auf Lamotte's Diskurs (I. 133) wird nun auch Homer von dieser Seite angegangen: „Seitdem die Gelehrten unter uns Christen den heidnischen Aberglauben fahren lassen und also den Homerus mit unparteiischen Augen ansehen, haben sie befunden, daß Zoilus vollkommen Recht gehabt, wenn er diesen großen Poeten vieler Fehler beschuldiget." Natürlich erfährt von diesem Standpunkte auch die „Erzzauberin Circe" in der Odyssee eine Verurtheilung. Nicht einmal als Allegorien läßt Gottsched derartige Gestalten gelten, weil der Pöbel den geheimen Sinn derselben nicht verstehen könne. Unwillkürlich erinnert man sich an die Wirksamkeit jener alten geistlichen Dichter in der Karolingerzeit, welche durch

christliche Neuschöpfungen dem Volke den heidnischen Volksgesang zu entreißen suchten, wenn man sieht, wie Gottsched bestrebt ist, die deutsche Litteratur durch Lehre und Anpreisung von Mustern im Sinne des Rationalismus zu fördern, und wie er in Hoffnung auf Gelingen den prophetischen Ausspruch thut: „Nur der Pöbel schleppt sich noch mit D. Faust's und andern dergleichen Büchern herum, die man ihm aber mit der Zeit auch aus den Händen bringen wird" (II. S. 43). Ein Menschenalter später veröffentlichte Lessing zum Entsetzen Gottsched's sein Faustfragment.

Mit der bezeichneten Richtung hängt nun auch Gottsched's Kampf gegen das Opernwesen zusammen, welcher hier seinen Anfang nimmt und ganz im Sinne Evremont's geführt wird. Wenn er denselben mit solcher Zähigkeit, man könnte sagen, blinden Wuth führt, so liegt dies durchaus nicht darin, daß er, wie Gervinus behauptet, ein ganz tonloses Gemüth war; nicht zu bezweifeln ist wenigstens sein theoretisches Interesse für musikalische Fragen, wie denn auch schon im Biedermann Händel in London, Bach in Leipzig und Telemann in Hamburg rühmend hervorgehoben werden; vielmehr sah Gottsched in der Verfolgung der entarteten Oper einen Schutz für die Schaubühne, die gerade in letzter Zeit von theologischer Seite Angriffe mit Gründen erfahren hatte, welche eigentlich nur auf die Oper Bezug haben konnten[1]). Daher unternimmt er es denn auch schon hier, diese von der Tragödie und Komödie begrifflich zu scheiden und die sittliche Wirkung der beiden letzteren nachdrücklich zu betonen[2]).

Im Übrigen treten die Fragen der Poetik in dieser Zeitschrift gegenüber den Ausführungen in den „Tadlerinnen" zurück. Am 29. Sept. 1727 finden wir die ersten Anzeichen, daß sich Gottsched in mehr systematischer Weise zu orientiren sucht. Er rückt auch den ersten Theil seiner Übersetzung der ars poetica ein, damit die Unstudirten daraus lernen, wie man von Gedichten urtheilen müsse[3]). Im ersten Theile wird ein Auszug von Longus' Schäferroman „Daphnis und Chloe" gegeben, im zweiten folgen dann die

1) Biederm. II. 137 ff.; „Das in unsern Opern-Theatris und Comödien-Bühnen siechende Christenthum". 2) Vgl. II. 137 ff., II. 177 ff.
3) a. o. O. I. 85 ff., fortgesetzt S. 134 ff.

Regeln über die Schäferpoesie, wie sie in die „critische Dichtkunst“ aufgenommen sind[1]).

Im Übrigen werden die in den „Tadlerinnen“ behandelten Themen fortgesetzt: Reinheit und Korrektheit der Sprache, daher Angriffe gegen den Hof- und Kanzleistil (I. S. 107) ꝛc. Das „löbliche Frauenzimmer“ soll zwar nicht außer Acht gelassen werden, wie denn auch die „Frauenzimmerbibliothek“ eine Ergänzung erfährt; (I 27) hauptsächlich aber wird die Besserung des männlichen Geschlechtes durch Vorführung der besten Exempel redlicher Biedermänner aus der alten und neuen Historie angestrebt. In der That geht Gottsched zu diesem Zwecke auf die Quellen des 16. Jahrhunderts zurück. Wie er seine Freunde May und den Assessor Stübner in Hans Sachsischen Knittelversen besingt[2]), so citirt er auch hier öfter diesen alten Biedermann und bringt aus Fischart's Ehezuchtbüchlein einen ganzen Abschnitt: „Wie sich ein rechtes Biederweib gegen ihren Hauswirth zu verhalten habe.“

Hatten sich die „vernünftigen Tadlerinnen“ einen großen Leserkreis erworben, wozu freilich auch die zahlreichen Pikanterien mögen beigetragen haben, so scheint der Absatz des „Biedermann“ schwächer gewesen zu sein, weil er stellenweise zu doktrinär war. Er ist daher auch, wiewohl Gottsched i. J. 1750 einmal behauptet, daß die neue Auflage bei König in Hamburg unter der Presse sei, nicht wieder aufgelegt worden[3]).

---

1) II. Bl. 65, 67, 69.

2) Vgl. Krit. Dichtk. 1. Aufl. S. 497 ff., 503 ff.

3) Vgl. Redekunst 4. Aufl. 1750 Anhang. Die Exemplare des „Biedermann“ sind daher auch selten. (Stadtbibl. in München u. Leipz.).

IV.

Streit mit Henrici und den Schweizern.

Die rohen Trivialitäten, welche Christian Weise dem Schwulste der zweiten schlesischen Schule entgegengesetzt hatte, waren mit dem Zittauer Rektor nicht ausgestorben. Seine ein verborgenes Dasein fristende Schule ist uns schon in Leipzig begegnet, wo die einzelnen Flugblätter Gottsched zu seinem ersten öffentlichen Auftreten Gelegenheit gegeben haben. Dieser Gesellschaft gehörte unter anderen der Student Joh. Gottfried Neubert an, dessen „Poetischer Post-Reuter" wegen der schamlosen Zoten konfiscirt wurde. Der bedeutendste unter dieser Dichterschar war aber Christian Friedrich Henrici (1700—1764), der Sohn eines Posamentirs aus Meißen, der sich unter dem Dichternamen Picander in den zwanziger Jahren in Leipzig mit Poesien das Brot verdiente. Bis zum Jahre 1727, in welchem er Aktuar beim Oberpostamte wurde, hat er diesen Erwerb in der rücksichtslosesten Weise ausgeübt. Mit Derbheiten und Zoten suchte er zu fesseln; er war nicht ohne Begabung, liebte die Musik, war mit Sebastian Bach innig befreundet, aber liederlich im Lebenswandel wie Günther, den er auch nachahmte, und vor allem ein gefürchteter Pasquillant.

Mit Gottsched lag er beständig im Streite. Schon dessen erste Satire mag besonders Henrici gegolten haben. Nun verschmähte aber auch Gottsched persönliche Angriffe nicht; er hatte in den „Tadlerinnen", was ihm Pietsch sehr übel genommen, auch Leute aus Königsberg satirisirt (22. Okt. 1728); in Leipzig war er sogar mit der Censurbehörde in Konflikt gerathen[1]), und Henrici mag

1) Vgl. Tadlerinnen I. St. 25, 28. Scharfsicht war der Leipziger Rathsherr Dr. Hölzl, die schöne Chloris dessen Mündel Johanna Winklerin, Trax der junge Örtel und der verdrängte Freier ein Prediger, der, sobald er von der Kanzel war, sich zu Hause umkleidete, um Chloris auf dem Kirchwege noch sein Kompliment zu machen. Als Verf. dieser Satire hatten sich aber Junker und Frick herausgestellt. Viel Staub hat auch das 30. u. 34. Stück aufgewirbelt; die Ärgernis erregenden Stellen wurden in späteren Auflagen weg-

mit seinen ersten Ausfällen vielleicht einen Nebenbuhler haben treffen wollen; möglich auch, daß er im Auftrage Anderer handelte, denn er war für Geld zu haben. Allein es scheint auch noch ein tieferer Grund der Erbitterung vorzuliegen. 1725 hatte Henrici seine beiden Lustspiele: „Der akademische Schlendrian" und „Die Weiberprobe oder die Untreue der Ehe-Frauen"[1] zur Aufführung vorgelegt, wurde aber abgewiesen. Hiebei mag Gottsched, wie aus mehreren versteckten Anspielungen und Bemerkungen hervorgeht, nicht ohne Einfluß gewesen sein. Er stand damals mit dem Theater bereits in innigster Fühlung, und der Umstand, daß in den Stücken der Ehebruch den Hauptvorwurf bildete, war ein naheliegender Grund für die Verwerfung derselben.

Die Leipziger Stadtbibliothek bewahrt einige Flugschriften aus jenem Kampfe. Ob die unter dem Namen „Verander" erschienene Satire wider den „Parnaß an der Pleiße", womit die ganze Dichterzunft, deren Haupt Henrici war, verspottet wurde, von Gottsched herrührt, wird nicht sicher zu erweisen sein[2]. Gegen die „Tadlerinnen" wurde jedoch am 30. August 1725 von Henrici ein Schriftchen veröffentlicht[3], in welchem derselbe gerade jene Waffe schwingt, welche später von Gottsched durch beständigen Gebrauch fast abgenützt wurde. „Die Tadlerinnen haben", heißt es hier, „die Wahrscheinlichkeit ihrer Dichtungen verloren und also wider die Regeln der Kunst gesündigt." Die Verfasser werden junge Weltweise genannt, deren Sittenlehren noch wie die jungen Sperlinge furchtsam sind und sich nicht trauen, in der Höhe fortzukommen. Die Pasquillen wider vornehme Personen, die litterarische Freibeuterei wird ihnen vorgehalten und zum Schlusse die Lehre

---

gelassen. Vgl. hierüber: Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit in Schriften des Vereines für die Gesch. Leipzigs 1885. III. Bd. S. 194 ff.

1) Picander's Teutsche Schauspiele, bestehend im akademischen Schlendrian, Erzt-Säuffer und der Weiberprobe, zur Erbauung und Ergötzung des Gemüths entworffen. Berlin 1726.

2) Kurtze Nachricht von dem Plissenischen Parnasso des daselbst solennangestellten Dichter Carnevals, entworfen von Verandern. Leipz. Joh. Gottl. Rauch. Gegen diese Schrift erschien wieder ein Pasquill von Henrici: »Extract etc.« (Lpz. Stadt-Bibl.).

3) „An die vernünftigen Tadlerinnen den 30. August 1726" (Lpz. Stadt-Bibl.).

ertheilt, sie mögen in Verbesserung anderer nicht sehen lassen, daß sie selber der Verbesserung bedürftig seien, vor allem Niemandes Ehre antasten und den „Circul ihres Berufes" nicht übertreten. War das nicht eine Mahnung für den jungen Magister, sich mit der Bühne nicht zu vermengen? Ebenso erwähnt Henrici im „akademischen Schlendrian" die „vernünftigen Tadlerinnen", welche die Leute durchhecheln[1]).

Als dann Gottsched seine zweite Zeitschrift herausgab, wurde er in den sogen. Nouvellen, einem Leipziger Blättchen, welches wöchentlich gewöhnlich einmal erschien und in die Häuser getragen wurde, unter dem Namen „Biedermann" angegriffen[2]). Der Magister hält es unter seiner Würde, persönlich zu werden, tritt aber an verschiedenen Stellen Henrici's Unflätereien entgegen. Mit dem Zugeständnisse, daß derlei Leute zuweilen auch einen guten Einfall haben, ihn dann und wann auch ziemlich glücklich ausdrücken, ruft er aus: „Vorzeiten redeten die Poeten die Sprache der Götter, itzo sprechen sie wie die Gassenjungen. Sonst wohnte Apollo auf dem erhabenen Parnasso, itzo will man uns bereden, daß er in ein sumpfigtes Thal gezogen sei. Die Musen, die sonst Töchter Jupiters waren, sind itzo grobe Bauernmägde geworden, die ihren Verehrern lauter Dorf-Schwänke eingeben. Sie verstehen mich besser, mein Herr[3])."

An einer andern Stelle warnt er ihn vor dem Schaden, der ihm aus seinem Handwerk erwachsen könnte, „wenn eine sorgfältige Obrigkeit aufwachen sollte, da er seine Blätter unter die Leute bringe, ohne daß sie vorher die Censur erfahren hätten". Da sich Henrici in einer der Nouvellen auf das Recht der Satirenschreiber berufen hatte, wird ihm bedeutet, daß er vors erste gar nicht verstehe, was zu einer Satire gehöre, vors andere sei es lächerlich, in Zeitungen Satiren zu schreiben[4]).

1) Versteckte Bezüge sind auch übergegangen in „Picanders Ernst-scherzhafte und satyrische Gedichte". Lpz. 1732 S. 503, 521. Vgl. auch zu „Verander" die Stelle S. 515: „Wollt ihr grob an meine Thüre klopfen, so will ich Euch das Maul sowie Verandern stopfen." 2) Biedermann I S. 50, 197.

3) a. o. O. II S. 83 S. 130 ff.

4) a. o. O. I. Bl. 50. Ein Gedicht G. in der Ponikau'schen Sammlung der Universitätsbibliothek in Halle. Vgl. in Krit. Dichtkunst, I. Aufl. S. 476 ff. „An Thalia".

Gewiß hatte Henrici bei diesen Streitigkeiten eine nicht unansehnliche Partei auf seiner Seite; er fürchtete sich auch nicht sonderlich vor der angedrohten Censur, ja er ging in seinen Ausfällen so weit, daß ihn die Studenten, wenn wir einem von König mitgetheilten (28. Februar 1729), in Dresden verbreiteten Gerüchte Glauben schenken wollen, auf einer Schlittenfahrt durchprügelten. Gottsched, welcher die Mitglieder der deutschen Gesellschaft, namentlich einen Herrn von Kirchbach, auf seiner Seite hatte, gab den persönlichen Kampf auf, sah jedoch in Henrici immer den Vertreter der burlesken Dichtung, besonders im Drama, und unterließ es nicht, freilich ohne den Namen zu nennen, ab und zu boshafte Seitenhiebe zu führen. So bezieht sich die Anmerkung in der „critischen Dichtkunst" über die „unglaublichen Bühnen-Verwandlungen" auf Henrici's „Weiberprobe", wo sich der Wirth Buonevento mittels einer Maske in einen Hund verwandelt[1]).

Fand Gottsched in diesen Streitigkeiten Gelegenheit, für eine idealere Auffassung und Veredelung der Poesie nach Sprache und Inhalt einzutreten, so daß thatsächlich seit den dreißiger Jahren der Pleißesche Parnaß von dieser Seite als gesäubert anzusehen ist, so nahm er mit den Schweizern einen geistig weit schwierigeren und nachhaltigeren Kampf auf.

Seit Danzel hat man sich gewöhnt, den großen Litteraturstreit so darzustellen, als ob bis zum Jahre 1740 das beste Einvernehmen und eine völlige Übereinstimmung in den Bestrebungen der der beiden Parteien bestanden hätte. Eine eingehendere Verfolgung der Beziehungen zwischen den Schweizern und Gottsched ergiebt aber, daß den beginnenden Fehden schon jetzt jene fundamentalen Gegensätze zu Grunde lagen, welche später nur an Bestimmtheit, Umfang und Tiefe zunahmen und den lange währenden Streit beständig nährten.

Obwohl die Diskurse der Maler in den „Tadlerinnen" an einigen Stellen mit Anerkennung genannt worden waren, hatte es doch schon hier nicht an Meinungsverschiedenheiten und ironischen Ausfällen gefehlt. Nicht einverstanden war Gottsched mit den in

---

1) Vgl. Krit. Dichtk. 1. Aufl. S. 25 Anm. 247 ad ars poetic. 67; ferner S. 42 Anm. 480, S. 17 Anm. 113, S. 13 Anm. 51.

der Musterbibliothek aufgeführten Autoren; er hatte gleich Anfangs einen viel exklusiveren Standpunkt als die Schweizer. Ferner konnte er der unbedingten Verwerfung von Menantes' Poetik sowie dem Tadel über Neukirch nicht zustimmen, wie ihm denn Anfangs ihre ganze kritische Thätigkeit in der Sache zu weitgehend und in der Form zu schroff erschien. Hierauf deutet der einige Male gebrauchte Ausdruck „Schweizer Helden" und die Frau von Breßler sagt in dem eingesandten Gedichte geradezu: „Wer schreibt so accurat, daß nicht ein Schweizer-Held, kommt es ihm zu Gesichte, dem besten Schlesier was auszusetzen hat?" Gottsched hatte also ein weiteres kritisches Herz, er begünstigte die dichtenden Massen. Schärfer tritt der Gegensatz dort hervor, wo er den Schweizern entschieden überlegen ist: in der Sprachenfrage. „Wenn es auf die Sachen allein ankäme, die man schreibt," heißt es im ersten Theile (St. 21), „so würden gewiß die Maler in der Schweiz auch ihrem Vaterlande Ehre bringen", das gemischte Wesen in der Sprache gereiche aber der deutschen Nation mehr zum Schimpf als zur Ehre.

Empfindlicher wird indeß die ganze Wirksamkeit der Schweizer getroffen, wenn Gottsched ihre Verwendung der Bilder in Prosa und Poesie einer Kritik unterzieht und ihnen zeigt, daß ihre Praxis der von ihnen selbst in den Malern geübten Kritik nicht Stand halten könne. So heißt es in dem vielangefochtenen Aufsatze über die sinnreiche Schreibart (I. S. 271): „Rubeen (Bodmer) ist in Sonderheit ein solcher Grübler, der, wie man zu sagen pflegt, Flöhe husten höret und Gras wachsen siehet." Wiewohl daher Gottsched erklärt, von den Malern manchen „falschen Gedanken" kennen gelernt zu haben, was sich hauptsächlich auf die Würdigung Neukirch's bezieht, scheinen ihm dieselben doch nicht die rechten Richter zu sein. „Herr Rubeen weiß vor nichts als Phöbus, Galimathias und Wortspielen zu schreien, weiß aber nicht, daß er selbst ein Meister in diesen Künsten ist." Es wird auf die Beschreibung vom Reiche der Freude im ersten Diskurse des zweiten Theiles hingewiesen und an die „über das Land spazierenden Augen", an den „Hundsstern, der niemals die Saat verbrennet hat", an „die Wälder mit ihrem grünen Haare", an die mit „Atlas und Damast geschmückten Blätter" und ähnliche Ausdrücke die Bemerkung geknüpft, daß Bodmer, wofern er sich zu einer Vertheidigung seiner Redens-

arten herbeilassen wollte, durch dieselbe gewiß alle von ihm getadelten Poeten rechtfertigen würde. Schon hier also sehen wir, daß es sich um Gegensätze handelt, welche die Freiheit der Phantasie betreffen, und zwar finden wir Gottsched im vollkommenen Rechte, wenn er mit Berufung auf die angezogenen Beispiele eine vernunftgemäßere Praxis verlangt und die falschen Vergleichungen, hohen und hohlen Metaphern sowie die leeren Wortspiele verwirft.

Es war nicht das erste Mal, daß die Schweizer mit dem Journalismus Leipzigs in Streit geriethen. Eine elende Nachahmung ihrer „Discurse der Maler", welche hier unter dem Titel des „Leipziger Spectateur" erschienen war[1]), hatte schon 1723 Breitinger veranlaßt, den „Gestäupten Leipziger Diogenes" heraus zu geben[2]). Was der Verfasser daselbst über die Eigenschaften eines Schriftstellers, über Devisen, den Stil u. s. w. sagt, ist von keinem Belang; bezeichnend aber ist, daß der sprachliche Gegensatz auch hier schon seine Schatten wirft. „Purschikoses Leben" ist nicht deutsch, weiß nicht, ob es Leipzigisch ist, spöttelt Breitinger. „Dieser Leipziger", heißt es an anderer Stelle, „könnte noch bei manchem Schweizer in die Schule gehen, der ihn lehren würde, wie deposséediren, ingenium etc. in der deutschen Sprache gesagt wird." Nach all dem mußte es das durch die günstige Aufnahme der Diskurse noch gesteigerte Selbstgefühl der Schweizer tief verletzen, daß sich nun das Verhältnis umkehrte, und daß es ein Leipziger Blättchen, welches durch seinen Inhalt keineswegs ausgezeichnet war, gewagt hatte, ihnen gegenüber den Sprachmeister zu spielen, ja sogar auf poetischem Gebiete ihre Auktorität in Zweifel zu ziehen.

Wie König waren aber auch die Schweizer mit den Niedersachsen in Konflikt gerathen; im Hamburger „Patrioten" wurden sie häufig angegriffen, in Weichmann's Poesie der Niedersachsen

---

1) „Der Leipziger Spectateur, welcher die heutige Welt der Gelehrten u. Ungelehrten, Klugen und Thorhaften, Vornehmen und Geringen, Reichen u. Armen, Verehlichten u. Unverehlichten, so wohl männliches als weibliches Geschlechts, Leben u. Thaten, auch wohl Schriften beleuchtet, und ihnen die Wahrheit saget. Erste Speculation." Frankfurt, Hamburg und Lpz. 1723.

2) Später abgedruckt von G. in Krit. Beitr. IV. St. 14.

mußten sie manchen oft derben Witz über sich ergehen lassen[1]). Deshalb schrieb Bodmer noch i. J. 1725 über die ober- und niedersächsischen Wochenschriften eine anzügliche Kritik unter dem Titel: „Anklagung des verderbten Geschmackes" oder „Anmerkungen über den Hamburgischen Patrioten und die Hamburgischen Tadlerinnen"[2]). Hier vertheidigt er zunächst die in den Tadlerinnen angegriffenen Stellen mit Beispielen aus Brockes' Schriften, den er mit allen Mitteln auf seine Seite zu ziehen sucht, wobei er nur lebhaft bedauert, daß Brockes' Geist auch in die „patriotische Mistpfütze" einfließe[3]). Ja, er wirft sich sogar in Sachen des vielgenannten „Erbärmlichschön" zum Vertheidiger desselben wider Gottsched auf, dem es jedoch vor allem nahe ging, daß sein Aufsatz über die sinnreiche und scharfsinnige Schreibart Gelegenheit bot, über die Unklarheit und Verwirrung seiner Begriffe zu spötteln.

Die Streitschrift hatte indeß ein besonderes Mißgeschick. Sie wurde zunächst an den Verleger geschickt, wegen persönlicher Anzüglichkeiten aber von der Censur zurückgewiesen. Zufällig hatte König bei einem der Censoren — wahrscheinlich bei Mascov, den er seinen „sehr guten Freund" nennt, — dieselbe gesehen und sowohl nach dem Stil wie nach der Schrift in Bodmer den Verfasser erkannt. In einem Schreiben vom 15. Juni 1726 giebt er ihm über die niedrigen Redensarten sowie über die Parteinahme für Brockes, der später für den „einzigen, vornehmsten Patron des üblen Goût" erklärt wird, sein Mißfallen kund. Die „Tadlerinnen" wären vielmehr zu loben, daß sie einen Ausdruck angefochten, mit dem sich Brockes bei allen vernünftigen Leuten und Kennern des guten Geschmackes selbst in seiner Vaterstadt ridicul gemacht habe; dieser werde von Bodmer aber nur darum in Schutz genommen, weil die Tadlerinnen über ihn gelacht hätten. Man sieht hieraus

1) Berüchtigt war das triviale Epigramm Bd. III S. 250: „Über die Schreibart der sogenannten Maler-Gesellschaft in der Schweiz."

2) Gedruckt in Zürich; auf dem Titel steht Frankfurt u. Lpz. 1727. Die bei Adelung, in Jöcher's Lexikon u. anderwärts enthaltene Nachricht von einem Antipatrioten geht auf Richey's Leben in Göttens „itzt lebendem Europa" zurück, Diese Biogr. scheint von Gottsched zu sein, der ein Mitarbeiter Göttens war. Der Antipatriot ist identisch mit der „Anklagung".

3) Die Stelle ist nicht abgedruckt.

eine entschiedene Parteinahme für Gottsched, den Verbündeten wider Hanke.

Trotzdem ersuchen die Schweizer König, da Schuster die Drucklegung in Leipzig nicht durchsetzen konnte, die Schrift sprachlich zu bessern und für ihre Veröffentlichung zu sorgen. Der Plan zur Gründung der Boberfeldischen Gesellschaft wird weiter verfolgt, neue Mitglieder in Aussicht genommen, so Le Maitre, der Prediger in Baireuth, der mit Krause und Gottsched im Briefwechsel stand, dann Müller, der Rektor von Ülzen in Hannover u. A. Die Interessen der Gesellschaft sollte eine Zeitschrift vertreten unter dem Titel: „Nebenstunden der Boberfeldischen Gesellschaft, welche allerhand Arten von Schriften beurtheilet und dadurch den Geschmack zu verbessern suchet." Bodmer entwirft den genaueren Plan, das Ganze wird in eine Fiktion nach Steele eingekleidet. In den elyseischen Feldern sollen Opitz (Bodmer), und seine Freunde Buchner (Krause) und Nüßler (König) zusammenkommen und hier Briefe über Litteratur von der Oberwelt empfangen[1]). Krause wollte unter andern sprachlichen Aufsätzen den Entwurf einer Geschichte der deutschen Sprache von Rudolf I. an veröffentlichen, von ihm und König wurden ferner mehrere Übersetzungen betreffend die querelle des anciens et des modernes in Aussicht genommen; trotzdem man aber schon einen Verleger hatte, kam das Unternehmen nicht zu Stande. Zwischen Dresden und Zürich gab es nämlich tieferliegende Gegensätze, welche der hofmännische König der Waffenbrüderschaft wegen zwar zu überbrücken suchte, die aber doch gleich Anfangs ein gewisses Mißtrauen begründeten, dem später König auch Ausdruck gab, indem er an Bodmer schrieb: „Aber ich muß erst sehen, ob wir im Principio vom guten Geschmack einig sind, welches mir Ihr Tractat, und Ihnen von mir mein Discurs vom bon goût zu den Canitzischen Gedichten zeigen wird; dann wann wir in der Hauptsache nicht einig, so ist es besser, ein jeder bleibe für sich."

Und im principio waren sie nicht ganz einig.

So hatte sich König für Beibehaltung des Reimes ausgesprochen,

---

1) Dasselbe Motiv in Gottsched's deutschem Dichterkrieg (Schwabe, Belustigungen II 518 ff.).

„weil in der That unsre Mutterſprache wegen ſo vieler gehäuften Conſonanten und ihres daher hartſcheinenden Tones in gebundener Rede des Reimklangs nicht ſowohl als die griechiſche, lateiniſche oder andre Sprachen entbehren kann", während bekanntlich die Discurſe für reimloſe Poeſie eintraten. Stimmt ihnen König hierin Anfangs auch bei, ſo unterläßt er es doch nicht, dieſen Programmpunkt bei der Hebung des guten Geſchmackes von der Tagesordnung zu ſetzen und voritzt unmaßgeblich zu rathen, die Reime unangefochten zu laſſen, weil er als Operndichter ſelbſt ein Intereſſe daran haben mußte, den muſikaliſchen Schellenklang im Anſehen zu erhalten, vor allem aber, weil er es mit dem wegen ſeines hohen Alters nunmehr ſehr eigenſinnigen Herrn v. Beſſer, den eine Reimverfolgung aufbringen würde, nicht verderben will.

Und eine ähnliche Haltung nimmt König der Oper gegenüber ein; er billigt Bodmer's Unwillen wider dieſelbe, weil der Poet „in keiner einzigen Art Gedichten ein größerer Sklave als in den Singſpielen" ſei, aber es gebe bisher kein andres Mittel, „einiges teutſches Schauſpiel an großen Höfen oder vor der Nobleſſe aufzuführen". Gerade dieſe beiden Punkte waren es, welche ſpäter Gottſched's Loslöſung von König und ſeinen Anſchluß an die Schweizer begünſtigten.

Dieſe Gegenſätze und die bereits erörterten perſönlichen Rückſichten veranlaßten König, das Manuſkript des ſog. Antipatrioten, welches Gottſched inzwiſchen auch geleſen hatte, zurückzubehalten und nach einigen anzüglichen und groben Briefen aus der Schweiz, welche ſein Verhalten eine „Interception" nannten, zu der er aus blinder Liebe für die „Tadlerinnen" verführt worden ſei, endlich zurück zu ſenden.

Da machen ſich die Schweizer ſelbſtändig und veröffentlichen die erſte, ihre theoretiſchen Forſchungen enthaltende Studie: „Von dem Einfluſſe und Gebrauch der Einbildungskraft; zur Verbeſſerung des Geſchmacks: Oder genauere Unterſuchung aller Arten Beſchreibungen, worinne die auserleſenſte Stellen der berühmteſten Poeten dieſer Zeit mit gründlicher Freyheit beurtheilt werden[1])"

1) Mit dieſem Werke iſt das in älteren Nachrichten aufgeführte Buch identiſch: „Von der Natur der Beredtſamkeit" (Adelung, Meuſel). Auch im

(1727). Das Werk ist der erste ernst gemeinte, wenn auch schwache Versuch in Deutschland, die Poetik auf die wissenschaftliche Grundlage der Philosophie zu bauen. Mit „mathemathischer Gewißheit" sollte unter Zugrundelegung der Wolf'schen Philosophie „den wahren Quellen sowohl des Ergötzens, das uns gute Schriften geben, als der Kaltsinnigkeit, in welcher uns schlimme Schriften stehen lassen", nachgespürt werden. In dem an Christian Wolf gerichteten Widmungsschreiben wird nun der Leipziger Kreis, den Bodmer als Ursache seiner Entzweiung mit König ansah, scharf mitgenommen. Es zielt auf die Verfasser der „Tadlerinnen" und ihre kritischen Ausfälle, wenn es heißt: „Diejenigen, welche über Beredsamkeit überhaupt geschrieben haben, halten sich einzig bei der äußerlichen Form der Rede auf und richten nichts mehr aus, als daß sie mit leeren Sinnen lange schwatzen lehren"; und auf Hamann geht insbesondere die Stelle: „Die Figuren der Rede sind ihre Rhetorik, und die Lexica der Beiwörter versehen ihnen die Kunst, Beschreibungen zu machen." Den Kritik-Verfassern, die sich erst jüngst unterstanden hätten, absonderliche Stellen zu beurtheilen, wird jedes Recht zur Kritik abgesprochen, denn „es fehlt ihnen an der kritischen Wage, sie urtheilen nicht auf einen gewissen Fuß, sondern auf gerathe hin, ehe sie noch die Grundsätze der Beredsamkeit gelegt haben." Es wäre eine Thorheit, heißt es weiter, „daß die wahre philosophische Wohlredenheit von diesen Anführern werde hergestellt werden"; ja, es trifft die Lehrthätigkeit Gottsched's, der damals ein collegium poeticum las, wenn Bodmer von den Schülern derartiger Leute sagt, sie würden höchstens lernen, „aus dem Gedächtnisse machinalische Schlüsse zusammenfügen und aus gesammelten Gemein-Büchern ein mannigfaltiges Gewebe durch einander knüpfen"; sie würden die Gedanken von dem Reime entlehnen und sorgfältiger die Lage und den gemessenen Fall der Silben beachten als den Verstand ihrer Werke.

Zur Ostermesse 1728 wurde diese Schrift in Deutschland bekannt, und am 31. Mai brachte das 56. Stück des Biedermanns eine Entgegnung, in welcher allerdings nur Behauptung gegen

---

„Biedermann" ähnlich, weil Bodmer im Widmungsschreiben von „allen Theilen der Beredtsamkeit" spricht, worunter er auch die Poesie versteht.

Behauptung steht. Daß die „wahre Beredsamkeit" sich auf eine gute Philosophie gründen müsse, räumt Gottsched, der sich hier wie in den „Tadlerinnen" als „Philologus" zeichnet, ebenso ein, als daß es die Wolf'sche Philosophie sei, „welche eine gründlichere Art zu denken und zu schreiben in Deutschland einführen werde." Er bestreitet aber, daß Rubeen diese Wahrheit zuerst entdeckt habe, er widersetzt sich dessen kritischen Orakeln, nennt ihn ironisch den Schweizerischen Ober-Kritikus und schließt mit der lächerlichen Rodomontade: „Wenn er meine Begriffe von der Beredsamkeit wüßte, so würde er vielleicht finden, daß sie besser auf Herrn Wolf's Philosophie passeten, als er sichs von einem einzigen, der disseits des Gebirges wohnet, eingebildet hätte."

Bodmer hatte in seiner Schrift die wichtigsten poetischen Gemälde der besten deutschen Dichter seit Opitz zusammengestellt und kritisch beleuchtet; Gottsched wirft ihm vor, er habe mit seinem Tadel gegen Windmühlen gekämpft, da viele von den Dichtern, bei welchen sich die Kritiken so lange aufhalten, in Deutschland niemals gewürdigt worden wären. „Ich will nur des großen Wittekind's (Postel) gedenken, der seinem Verleger zur Maculatur wird, wodurch unsere Landsleute eine bessere und nachdrücklichere Probe ihres feinen Geschmackes gegeben haben, als wenn sie viele Bücher dawider geschrieben hätten. Und doch hat er Wunder gedacht, was er uns vor herrliche Lehren geben würde, wenn er uns weisen möchte, daß dieses deutsche Mägdchen von Orléans ein sehr schlechtes Heldengedichte sei oder doch sehr unrichtige Stellen in sich fasse." Gleichzeitig werden aus der von Bodmer entworfenen (S. 12) Beschreibung eines Schriftstellers einige Blümchen zusammengelesen, die als Lohensteinische und Hofmannswaldauische Brocken nach Gottsched's Urtheil kaum in der Poesie, geschweige denn in der Prosa zu dulden seien. „So poetisch oder vielmehr so ausschweifend und hochtrabend klinget eine prosaische Beschreibung nach Rubeens Geschmacke!" Als Muster einer Beschreibung mit „vernünftig gemäßigter Einbildungskraft" wird dagegen das 23. Stück des Patrioten (S. 219) empfohlen und den theoretischen Bestrebungen der Schweizer gegenüber auf die Abhandlung König's über den Geschmack aufmerksam gemacht, welche sich am Ende der 1727 erschienenen Canitzausgabe befindet. Was die einzelnen Urtheile Bodmer's an-

langt, so verspricht Gottsched, in einer besonderen Schrift sein Lob und seinen Tadel „mit deutscher Freiheit, doch ohne Schweizerische Grobheit" darzulegen; zunächst aber erwartet er eine Entgegnung in der Zueignungsschrift des II. Theiles des begonnenen Werkes.

So war denn eine förmliche Kriegserklärung erfolgt. König findet die Abfertigung, welche Rubeen erfahren, „ohne Schmeichelei sehr glücklich gerathen" und schürt die Flamme noch mehr (14. Juli 1728). Wie natürlich, war ja doch seine Beschreibung des Exercirens auch bemängelt und im Vergleiche mit der des Pietsch als wortreicher bezeichnet worden [1]).

Gottsched sah in seinen Gegnern Schriftsteller, welche unter Gebrauch einer ungelenken und im übrigen Deutschland mißachteten Sprache in ihrer praktischen Wirksamkeit noch unter dem unbewußten Einflusse der zweiten schlesischen Schule standen, obwohl sie dieselbe ebenfalls theoretisch bekämpften, während die Schweizer in den Publikationen ihres Gegners nichts Positives fanden, was diesen hätte berechtigen können, ihren durch die Discurse der Maler in Deutschland begründeten Ruf anzutasten.

Und schon jetzt wirft Gottsched, der inzwischen Senior der von ihm reformirten Leipziger Gesellschaft geworden war, die litterarische Machtfrage auf, schon jetzt macht er sich zum Anwalt einer litterarischen Mittelmäßigkeit, wenn er von den Schweizern sagt: „Sie sind durch das hin und wieder erlangte Lob einiger Tiefsinnigkeit und Gründlichkeit im Beurtheilen der Schriften so stolz geworden, daß sie sich nunmehr zu allgemeinen Richtern aufwerfen und die große Menge unsrer Dichter in ein Bockshorn jagen wollen. Mich dünkt nicht anders, als sähe ich den erbosten Kritikverfasser mit einem grämlichen Gesichte und der Ruthe in der Hand von seinen beschneiten Alpen heruntergestiegen kommen und mit einem fürchterlichen Tone in einer lieblichen schweizerischen Mundart alle unsre Scribenten in die kritische Acht und Oberacht erklären. Er poltert und störet in unsren Büchern herum und befiehlt uns bald dieses bald jenes, vor possierlich, phantastisch, ungereimt, dumm, kalt, schwülstig und lächerlich zu erkennen unter

1) a. o. O. S. 62 ff. Die von König über die vorgezogene Stelle verfaßte Gegenkritik ist abgedr. in Edlinger, Litteraturblatt, II. S. 36 ff.

der angehängten unbarmherzigen Bedrohung, daß er uns den guten Geschmack absprechen wolle, dafern wir das Herze haben sollten, uns wider sein Urtheil nur im geringsten aufzulehnen."

Die Schweizer antworteten aber auf die Angriffe im Biedermann nicht direkt; der zweite Theil ihres Werkes von der Einbildungskraft erschien nicht, weil der erste zu wenig Erfolg hatte. Sie rächten sich nur dadurch, daß sie im September 1728 in Zürich die „Anklagung des verderbten Geschmackes", welche sie schon „unter die Banke werfen" wollten, wirklich erscheinen ließen. Auf Gottsched's Vorwurf der Grobheit erwiderten sie nur, daß dergleichen „Aufrichtigkeit" ein Erfordernis der Wahrheit sei. „Stellet das Urtheil eine Sache als häßlich, lächerlich, gering oder abgeschmackt vor, so müssen Worte gesucht werden, die Haß, Verachtung, Ekel gegen dieselbe erwecken." Hiemit war die Schweizerische Grobheit, welche später unter den Anklagen der Gottschedianer eine so große Rolle spielte, ein für allemal gerechtfertigt.

Ergötzlich ist, wie sie hier ihre von Gottsched angegriffenen Sprachwendungen mit Parallelen aus andern Sprachen vertheidigen; so die „über Land spazierenden Augen" mit franz.: promener ses yeux, andre mit Horazischen Bildern, wieder andre mit Berufung auf Brockes' und Besser's Auktorität. Hiebei gewinnen wir einen Einblick in die höchst primitiven Vorstellungen, welche die Schweizer damals nicht nur von der Sprache im Allgemeinen, sondern insbesondere von der des Dichters hatten. Daß jede Sprache ihr ureigenstes Wesen, ihren besonderen Geist habe, ist ihnen völlig fremd; aber auch bei Beurtheilung der Bilder war ihnen das logische Princip maßgebend. Sie schließen: Wenn Besser von dem Haupte einer Lilie, Gottsched von dem einer Tulpe spricht, so seien sie auch berechtigt, von Blumen zu sprechen, welche ihre Hälse hervorrecken, denn „haben sie ein Haupt und eine Stirne, so haben sie auch einen Hals, so können sie ihn auch hervorrecken" und können dem Menschen auch „Gerüche von Balsam in die Nase blasen". Wollten wir nach der Analogie auf die übrigen Körpertheile weiter schließen, so würde sich das Absurde der „mathematischen Gewißheit" in der Poesie bald deutlicher ergeben.

Gottsched, der ihnen im 85. Stücke (II. S. 97) nochmals antwortet, zeigt wenigstens hinsichtlich der Sprache eine bessere Auf-

fassung, wenn er Bodmer vorwirft, „er verheirathet die Ausdrückungen andrer Völker mit deutschen Silben und Worten, . . er redet im Deutschen französisch und lateinisch, wie es ihm in den Sinn kommt und macht dadurch unsre Muttersprache ganz rauhe, unverständlich und barbarisch."

Durch die Veröffentlichung der „Anklagung" war König in den litterarischen Kreisen bloßgestellt. Er hatte sich mit Gottsched weiter eingelassen, war wieder mit den Niedersachsen, namentlich mit Weichmann und Richey, der soeben eine neue Auflage des „Patrioten" besorgt hatte, in Verbindung getreten, und nun meldete das an ihn gerichtete Vorwort der „Anklagung", wenn auch in etwas zweideutiger und verblümter Weise, den gemeinsam unternommenen Anschlag gegen den „Patrioten" und die „Tadlerinnen". König befand sich damals bei Pietsch in Königsberg, und die öffentliche Erklärung in den gelehrten Zeitungen im November 1728, es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, mit Bodmer gemeinschaftlich wider den Patrioten und die Tadlerinnen zu schreiben, dürfte von Krause sein, der allein mit all den Winkelzügen so vertraut war, um König durch eine etwas gewundene Ableugnung in Schutz nehmen zu können[1]).

Die Schweizer waren isolirt, und durch den geringen Abgang ihrer Schrift entmuthigt, wandten sie sich ferner liegenden Aufgaben zu. Eine Genugthuung fanden sie darin, daß Wolf ihnen aus Marburg (27. November 1729) zustimmend antwortete. Aus einer Stelle dieses Briefes, man habe in Leipzig das Lob nicht vertragen wollen, welches sie Wolf beigelegt, ist, wenn man ferner die Verstimmung berücksichtigt, die zwischen dem Philosophen und Gottsched thatsächlich eintrat, die Vermuthung gerechtfertigt, daß die Schweizer ihren Gegner auch als Widersacher Wolf's denuncirt hatten. Sicher ist, daß sie sich über Gottsched's Vorwurf der Grobheit beklagten, weil Wolf auf diesen Angriff näher eingeht und sie mit seinen eigenen Erfahrungen tröstet[2]).

Gottsched aber rückt in der litterarischen Welt immer mehr in

1) Vgl. Lpz. gel. Zeitungen 1728 S. 871 ff. und „Sammlung critischer, poetischer und andrer geistvoller Schriften ꝛc." (Züricher Streitschriften) Zürich 1741 St. II S. 157 ff.

2) Literarische Pamphlete S. 47 ff.

den Vordergrund. König, welcher ihn eigentlich stets nur von oben behandelte, weil er in ihm einen Menschen sah, der durch ihn sein Glück zu machen suche, nahm ihn anläßlich eines Besuches in Dresden in seinem Hause sehr freundlich auf und suchte ihn in den maßgebenden Kreisen zu fördern. Auch die Niedersachsen fielen ihm zu: Brockes, obgleich in den Tadlerinnen angegriffen, lobt das „Schäferspiel Endymion“[1]), die „Matrone“ in Hamburg, ein von Hamann redigirtes Blatt, macht dem „Biedermanne“ eine offene Liebeserklärung, Weichmann überfällt Gottsched in Leipzig mit einem Besuche, trägt ihm die Korrespondenz an und bittet ihn eindringlich, in der in Aussicht stehenden kritischen Schrift seinen „Wittekind“ nicht „gar zu scharf zu prüfen“[2]). Allein Gottsched, dem es nicht an Pfiffigkeit fehlte, wenn es galt, seinem mit dem gesteigerten Selbstgefühle erwachten Bedürfnisse nach persönlichem Ansehen und litterarischem Einflusse Rechnung zu tragen, warf sich keiner Partei ganz in die Arme. Er kannte den Grundsatz in der Politik, daß das Staatsoberhaupt über den Parteien stehen müsse, und eben träumte er den schönen Traum von einer Herrschaft, die, durch Fürstengunst gefestigt, Deutschland wenigstens litterarisch einigen sollte. Pflicht und taktische Klugheit geboten es daher dem Senior der auserwählten Gesellschaft, sich im Kampfe nicht zu exponiren. Und da er fühlte, daß jene von ihm angegriffenen „Grübler jenseits des Alpengebirges“ noch manches verborgen haben dürften, was seine leichte Waffe nicht erreichen konnte, so wurde der Plan für die angekündigte kritische Schrift zunächst fallen gelassen. — Zuerst rüsten, dann schlagen. —

1) Vgl. Irdisches Vergn. i. G. II S. 546 ff.

2) Vgl. König's Ged. 1745 S. 641 ff.; Weichmann hatte herausgegeben: „Der große Wittekind“ in einem Heldengedicht von Christian Heinrich Postel. Hamburg 1724.

V.

Die deutsche Gesellschaft. Odendichtung. Redekunst.

Die deutschübende poetische Gesellschaft war seit dem Jahre 1727 einem raschen Verfalle entgegen gegangen. Monate lang waren die Sitzungen eingestellt, die Mitglieder zerstreuten sich, selbst die Bibliothek, „das Palladium der Gesellschaft" kam in Gefahr[1]). Wie wenig Gottsched mit der Wirksamkeit dieses Vereines zufrieden war, geht aus einer Stelle des II. Stückes der „Tadlerinnen" hervor, wo er noch 1726 klagt: „Was die Gesellschaften anlanget, die zur Verbesserung unserer Muttersprache gestiftet werden sollten, so wird es wohl allem Anscheine nach bei lauter Vorschlägen bleiben."

In demselben Jahre jedoch wurde Gottsched, nachdem der bisherige Älteste des Verbandes, Christian Clodius, nachmals Rektor zu Zwickau, Leipzig verlassen hatte, zum Senior gewählt. Hiemit eröffnete sich ihm die Gelegenheit zu reformatorischer Thätigkeit. Seinem Antrage gemäß wurde ein Ausschuß von Mitgliedern, die sich durch litterarische Arbeiten bereits hervorgethan hatten, zur Abänderung der Satzungen eingesetzt, welche, in fehlerhaftem Deutsch abgefaßt, ohnehin schon in vielen Punkten durchbrochen waren. Auf Grund eines von Gottsched verfaßten Entwurfes wurde nun die Neugestaltung der Gesellschaft von dem Sekretär Joh. Friedrich May, Samuel Seidel und Joh. G. Hamann berathen, die neuen Statuten in einer Vollsitzung im Jahre 1727 nicht ohne einigen Widerspruch angenommen, von allen unterfertigt und dem Präsidenten Menke zur Bestätigung vorgelegt. Die Reform lag zunächst in der beabsichtigten Hebung des Niveaus der ganzen Gesellschaft. Im § 1 wird mit einem gewissen Nachdrucke hervorgehoben: „die Gesellschaft soll nicht einen jeden

1) Vgl. Der deutschen Gesellschaft gesammelte Reden und Gedichte, 1732 S. 373 ff.

ohne Unterschied aufnehmen", weshalb denn auch jeder Aufnahmsbewerber eine „Probe seiner Geschicklichkeit in Poesie oder Prosa" abzulegen hatte. Auf Grund derselben erfolgte dann die Aufnahme durch Kugelung.

Damit war nun erst die Gesellschaft aus einer Studentenverbindung zu einem litterarischen Vereine herangewachsen, wie denn auch Gottsched von nun ab die Mitglieder stellenweise als „akademische Väter" bezeichnet. Naturgemäß ergab sich hieraus auch eine Veränderung der Stellung des Präsidenten gegenüber der Gesellschaft.

Hatte Menke bisher die Aufsicht geführt, die Kritik auf seiner Stube selbständig und widerspruchslos gefällt, so wurde er jetzt unter Erhöhung seiner Würde geradezu von jedem unmittelbaren Einflusse entfernt. Er stellte nur die Preisthemen, welche zum Geburtstage des Landesherrn von den Mitgliedern ausgearbeitet wurden, gab, wenn bei der Zuerkennung der Preise Stimmengleichheit herrschte, den Ausschlag und vertheilte, nachdem die Arbeiten von den Verfassern in einer diesem Zwecke bestimmten Sitzung vorgelesen worden waren, die Preise[1]). Hierfür erhielt er je ein Exemplar der Schriften, die im Namen der Gesellschaft gedruckt wurden. Bezeichnend ist endlich auch, daß die Statuten über seine Wahl keine Bestimmungen enthalten. Dagegen wird der Schwerpunkt der Vereinsmacht in den Senior verlegt, der von der Gesellschaft gewählt wird. In seiner Wohnung werden jeden Mittwoch von 3—5 Uhr die Sitzungen abgehalten, er verwaltet die auf seinem Zimmer befindliche Bibliothek sowie die Kasse, er bestimmt acht Tage vor der Sitzung zwei Mitglieder der Reihe nach zur Ausarbeitung der Themen und ordnet die Abfassung außerordentlicher Arbeiten an: der Glückwünsche, Begrüßungen, Trauerreden ꝛc. Nach § 50 ist er bei „vorfallenden zu hitzigen Streitigkeiten" auch oberster Richter und soll „den uneinigen Parteien durch bescheidene

1) Die Preise bestanden in Denkmünzen, welche auf der einen Seite den Namen der Gesellschaft und die Jahreszahl trugen; auf der andern enthielt die für den poetischen Preis bestimmte einen Lorbeerkranz, die für den prosaischen den Schlangenstab Merkurs, des Gottes der Beredsamkeit, mit der Umschrift: „Dem Würdigsten". Benemann setzte auch einmal einen Preis in Dukaten aus.

Erinnerungen Einhalt thun", er besorgt den Druck der Vereinsschriften und dgl.

Außer einem Wohnungsbeitrag jährlicher 10 Thaler winkte ihm gemäß § 52 noch folgende Belohnung: „Der Senior ist von allem Beitrage frei, bekommt bei glücklicher Veränderung oder Absterben: ein Gedichte zwei Bogen lang von der Gesellschaft und jährlich in der Ostermesse zur Erkenntlichkeit vor seine Mühe ein Buch zum wenigsten zwei Reichsthaler werth als Geschenke." Ganz gleich ist die Entlohnung des Sekretärs, nur muß derselbe ohne Trauerrede von zwei Bogen Länge ins Jenseits wandern, da ihm der § 60 nur bei glücklicher Veränderung einen poetischen Glückwunsch gewährleistet.

In dieser veränderten Stellung des Präsidenten und Seniors sowie in den größeren Anforderungen, die bei der Aufnahme an die Mitglieder gestellt wurden, beruht vornehmlich die „Erneuerung" des Vereines, welcher sich von jetzt ab die „deutsche Gesellschaft" nennt. Was das innere Leben und namentlich die Ziele anlangt, so erhebt sich das Statut zunächst allerdings auf keinen wesentlich höheren Standpunkt. Alle einschlägigen Bestimmungen registriren meist nur die herkömmliche Übung. „Gemeine Hochzeit- und andere dergleichen Verse" sollten ebenso ausgeschlossen sein wie die von Gottsched schon in den „Tadlerinnen" verfolgten „poetischen Mißgeburten", als Chronosticha, Acrosticha, Anagrammata, Sechstinen, Quodlibete, Ringelreime, Bilderreime u. s. w. Wenn aber bestimmt wird, daß die gewöhnlichen Gattungen der Gedichte als heroische Lobschriften, Elegien, Briefe, Satiren, Oden u. s. w. nach den besonderen Regeln der Gattung in der Gesellschaft untersucht werden sollten, so geht daraus andrerseits hervor, daß es den Mitgliedern mit der angestrebten Unabhängigkeit von der bisher widerspruchslosen Kritik Menke's ernst war. Sie wollten Schöpfer und Richter zugleich sein, Praxis sollte sich mit Theorie verbinden; daher suchte ihre dichterische Bethätigung nach Mustern, ihre kritische nach Regeln. In diesem Sinne hebt der § 15 unter den Stoffen für die Arbeiten in ungebundener Schreibart besonders hervor: „critische Gedanken und Ausdrückungen, Erörterungen dahin gehöriger Fragen wie auch Auszüge und Beurtheilungen von Büchern, die zu beiden Arten der Beredsamkeit gehören". Thatsächlich hatte

die Gesellschaft ihren landschaftlichen Charakter bereits abgestreift; interessant ist es zu sehen, wie die statuarischen Bestimmungen auch jetzt noch überleiten und auf die Sprachverschiedenheit Rücksicht nehmen müssen. Der § 17 bestimmt: „Der Reime wegen soll es Schlesiern freistehen wie Gryphius, Lausitzern wie Weise, Meißnern wie Besser und Philander (Menke), Thüringern wie Wentzel, Schwaben wie König, Niedersachsen wie Amthor, Brandenburgern wie Canitz, Preußen wie Pietsch gereimt hat, zu reimen." Andrerseits wird aber „Reinigkeit und Richtigkeit" der Sprache gefordert, d. h. nicht nur Vermeidung von Fremdwörtern sondern auch von Provinzial-Redensarten, so daß man weder schlesisch noch niedersächsisch, sondern rein hochdeutsch schreibe, so wie man es in ganz Deutschland verstehen kann. Vor allem aber sollte die Gesellschaft jetzt mehr aus sich heraustreten und durch die Öffentlichkeit einerseits einen Antrieb zu größerer und nachdrücklicherer Wirksamkeit erhalten, andrerseits aber den Umfang ihres Einflusses hiedurch erweitern.

Noch im Jahre 1727 ließ Gottsched auf Kosten der deutschen Gesellschaft bei Breitkopf, welcher noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache hatte, um das Buch in Verlag zu nehmen, eine Nachricht von dieser „Erneuerung" drucken, welche dem sächsischen Staats- und Kabinetsminister Grafen Manteufel gewidmet war[1]). „Was würde nun diese erneuerte deutsche Gesellschaft", heißt es in der Widmung, „nicht vor einen Glanz erlangen, wenn ein so großer Staatsminister bei ihr diejenige Stelle vertreten wollte, die ein berühmter Cardinal und Premierminister in Frankreich bei der bekannten französischen Akademie vertreten hat!" In bestimmterer Weise hoffen auch die gelehrten Zeitungen, „daß Se. Excellenz diese deutsche Gesellschaft wie ehemals der Cardinal Richelieu die französische Akademie dero hohen Schutzes würdigen werden"[2]).

Wir sehen, wie Gottsched, welcher die Seele dieser Erneuerungen und der Verfasser der „Nachricht" war, schon jetzt, wenngleich

1) Nachricht von der erneuerten deutschen Gesellschaft in Leipzig und ihrer jetzigen Verfassung. Herausgegeben durch die Mitglieder derselben. Auf Kosten der Gesellschaft. Leipzig, mit Breitkopfischen Schrifften. 1727.

2) Zeitung f. gel. Sachen 1728. S. 79.

noch schüchtern, nach Frankreich blickt, wo freilich wesentlich andere politische Verhältnisse das unangefochtene Ansehen der Akademie begünstigten. Allein da Sachsen keine maßgebende politische Stellung in Deutschland einnahm, wußte er dessen geographische Lage, die Mundart, die Universität, den Handel und dergl. auszuspielen, um die litterarische Führerrolle zu begründen, welche er dieser sächsischen Akademie zugedacht hatte.

Indem er in dem Vorworte zur „Nachricht" dem Einwand begegnet, warum sich die Gesellschaft nicht die obersächsische, Meißnische oder Leipziger nenne, fährt er fort: „Leipzig ist freilich der Ort, wo sie sich aufhält und versammlet; eine berühmte hohe Schule, so ohne Zweifel mit gutem Rechte den Vorzug vor allen andern in Deutschland fordern kann. Andrer Vortheile, die zu unserm Zwecke nicht gehören, voritzo zu geschweigen, so ist allhier nicht nur des Handels wegen der stärkeste Zusammenfluß von allerlei Landeskindern, sondern es finden sich hier auch Gelehrte aus allen deutschen Provinzien, die nicht bloß auf etliche Jahre studierens halben dahin kommen, sondern wegen der besonderen Einrichtungen der Akademie, wirklich zu öffentlichen Ämtern gelangen und also lebenslang daselbst verbleiben. Durch die Vermischung so vieler verschiedenen Mundarten aller deutschen Nationen entsteht allmählig die allerbeste Art des deutschen Ausdruckes sowohl was die Redensarten als auch was die Aussprache anlanget. Ein jeder lernet durch den täglichen Umgang mit so vielerlei andern die Fehler seiner Provinzialsprache erkennen und vermeidet sie auch hernach im Reden und Schreiben mit Fleiß, damit er nicht dadurch unverständlich oder gar lächerlich werde. Und auf diese Art wäre es hier in Leipzig schon viel leichter, die allgemeine hochdeutsche Sprache zu fassen als an irgend einem andern Orte, wenngleich die meißnische Mundart an und vor sich selbst keine Vorzüge vor den übrigen hätte. Daß man allhier wegen des starken Bücherhandels in den berühmten drei Messen die beste Gelegenheit habe alle neue Sachen, die in ganz Deutschland heraus kommen, zu sehen und zu lesen, das ist ein andrer Vorzug dieses Ortes, den wir hier, wie vorhin gedacht worden, nebst andern mehreren mit Stillschweigen übergehen wollen."

Da Gottsched sein Augenmerk auf ganz Deutschland gerichtet

hatte, so wurde die „Nachricht" auch überall hin versandt; außer den Statuten enthielt dieselbe einige Proben von den seitherigen Leistungen der Gesellschaft, um Deutschland einen „kleinen Vorgeschmack" von derselben zu geben[1]). Allein auch jene gesellschaftlichen Schranken, in denen das Interesse für deutsche Sprache und Litteratur eingeengt war, suchte Gottsched zu beseitigen. Außer der zünftigen Gelehrtenwelt, die sich des Lateins bediente, standen die aristokratischen Kreise mit ihrer Vorliebe für das Französische einem alle Schichten durchdringenden nationalen Aufwärtsstreben entgegen. Was später Wieland durch die leichte Anmuth seiner Dichtung wirklich gelungen ist, das hatte schon Gottsched angestrebt und vorbereitet: ein ganzes Heer deutscher Kavaliere hat sich nach und nach um seine Fahne geschart. Schon die „Nachricht" führt in strenger Sonderung neben 15 akademischen auch 7 adelige Mitglieder auf[2]), und später wird Gottsched nicht müde, die Betheiligung dieses Standes zu betonen.

In gleicher Weise suchte er die akademischen Kreise zu gewinnen.

Schon 1727 hatte die Universität von der Gesellschaft in Leipzig, die bereits das Ansehen einer Dichterakademie genoß, einen Glückwunsch verlangt, welchen Seidel, der „Odendichter", auch lieferte. In der Folge wußte Gottsched bei verschiedenen feierlichen Anlässen das nationale Moment so in den Vordergrund zu rücken, daß namentlich später, als er, in Amt und Würden, schon ein

---

1) 1. Kritische Untersuchung des Wortes Ehrfurcht vom Appellationsrath von Heynitz; 2. Die nöthige Verbindung der Beredsamkeit mit der Gelehrsamkeit von Karl von Kirchbach; 3. Die Beantwortungsode von Gottsched 4. Eine Antrittsode von Gottl. Weidlich; 5. Die Beantwortung durch Friedr. May; 6. Erörterung der orthographischen Frage, ob man deutsch oder teutsch schreiben soll v. Gottsched; 7. Übersetzung des IX. Briefes von Plinius von Ludw. Baron v. Seckendorf; 8. Ein Brief von Zach. Wanckhel von Seeberg.

2) Außer den bereits Genannten waren i. J. 1727 noch Mitglieder: Benjamin Edler von Löwenstädt, Samuel v. Brück, Wilh. v. Schwicheldt, Adrian Brummer, Balthasar Hoffmann, Wilhelm Junker, Martin Katzer, Martin Knöcher, Gottfr. Knöcher, Heinr. Libers, Bernhard Pantke, Samuel Seidel, Joh. Thiemig, Heinr. Winkler, Georg Christ. Wolf.

wichtiges Wort mitzureden hatte, die Universitäts-Repräsentanz oft zurück trat und die deutsche Gesellschaft als natürliche Vertreterin deutscher Kundgebungen auftrat. Hiebei war der Senior klug genug, sich nicht persönlich vorzudrängen, vielmehr mußten die adeligen Mitglieder, auf welche er besondere Jagd zu machen pflegte, das Ansehen erhöhen. So wurde am 17. Oktober 1728 zum Gedächtnisse der verstorbenen Königin Christine eine große Leichenfeier veranstaltet. Es war zur Zeit der Messe. Früh um 8 Uhr versammelt sich die ganze Universität, der Gemeinderath, sechs Marschälle, Fürsten, Grafen, Minister und andere hervorragende Persönlichkeiten in der Nikolaikirche. Unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und Umgebung zieht die illustre Versammlung in Prozession in die Pauliner-Kirche, wo nach dem Plane des Herrn v. Kirchbach ein mit allerhand Inskriptionen, Chronostichen und Emblemen geschmücktes Trauergerüst mit einer Rednerbühne aufgestellt war. Von der schwarz verhängten Orgel ertönt eine Komposition Joh. Seb. Bach's, dann besteigt Karl Hans von Kirchbach, geführt von Herrn v. Busch und Schwichtel, die Tribüne, um eine deutsche Lob- und Trauerrede zu halten[1]). Die öffentlichen Blätter waren voll Lobes über die deutsche Leistung eines Mitgliedes der Gesellschaft: „Er hat von allen hohen Anwesenden", sagt die Zeitung f. gel. Sachen, „den Ruhm erhalten, daß er durch seine wohlabgelegte Rede gezeiget, wie geschickt und wohl man sich in der deutschen Sprache ausdrücken könne."

Vor allem aber sollte von den einzelnen Mitgliedern wie seitens der Gesellschaft recht viel veröffentlicht werden. Das in der „Nachricht" von 1727 gegebene Versprechen wurde schon im nächsten Jahre durch Herausgabe eines Bandes von 102 Oden erfüllt[2]); die Theorie war durch die von May übersetzte Abhandlung La motte's „Von der Poesie überhaupt und von der Ode insbesondere" der Praxis zur Seite gestellt. Die Terminologie jener Zeit weicht bekanntlich von der heutigen ab. „Oden" war der Gattungsbegriff

1) „Lob- und Trauer-Rede ꝛc. Leipz., bei Brauns Erben 1728. Beigefügt war derselben auch Gottsched's Lob- und Trauer-Ode Seidel's. Vgl. auch: Schriften d. Gesellschaft Bd. I² S. 94 ff.

2) Oden der deutschen Gesellschaft in Leipzig. In vier Büchern abgetheilet. Leipzig, Gleditsch 1728.

für verschiedene Arten der Lyrik; unter diesen standen nach dem Eintheilungsprinzipe der Muster als Arten die Pindarische, Horazische und Anakreontische Ode.

Wer es über sich bringt, diese von 18 Mitgliedern herrührenden Gedichte durchzugehen, wandelt zwischen verfallenen litterarischen Gräbern. Schon die Eintheilung der Sammlung ist bezeichnend: das erste Buch enthält Oden auf „durchlauchte Häupter oder kaiserliche, königliche oder fürstliche Personen", das andere Lieder „auf Standespersonen vom hohen und niedern Adel", das dritte auf Bürgerliche, während das vierte die „moralischen, galanten, verliebten, satirischen und vertraulichen Gedichten" umfaßt. Die ausgiebigste Pflege fand die Pindarische Ode, wie sich denn dichterische Unfähigkeit immer gern hinter hohe Worte flüchtet. Als unerreichter Meister galt hierin Sam. Seidel, dem selbst Gottsched die Palme zuerkannte, wenn er sagt:

„Seidel steigt mit eignen Flügeln,
Gottsched, der sie künsteln muß,
Mag sich an des Icarus
Weltbekanntem Falle spiegeln"[1].

In der That ist dieser häufige „Fall" des Odendichters Gottsched oft von ergötzlich komischer Wirkung, so wenn er den Historiker Heinrich v. Bünau, den „Livius", das „Licht der Zeit", besingt und ausruft: „Bünau's Deutlichkeit im Schreiben läßt auch Caesarn hinten bleiben" (S. 183), oder wenn er den Markgrafen von Baireuth lobt: „Der Glaube wohnt in deines Herzens Zimmern" (S. 67). Indes fehlt es auch bei den anderen Sängern nicht an ähnlichen Geschmacklosigkeiten, so bei dem wortreichen A. B. Pantke, welcher im Umgange und im brieflichen Verkehre durch sein vieles Gerede so berüchtigt war, daß die Genossen für „schwätzen" geradezu „pantketisiren" gebrauchten. Mit seinem 24 zehnzeilige Strophen umfassenden Gedichte an Prinz Eugen wollte er es mit Pietsch aufnehmen (S. 55), während Seidel, May, B. Hoffmann, J. H. Winkler, A. W. Schwichelt, Hamann und Junker zu Günther aufblicken. Die Pindarische Ode mußte „recht feurig" anklingen, gewöhnlich

1) Oden 1728 S. 329.

mit einem Ausrufe oder einer Frage als anregendem Moment: „Was tönt dort vor ein Freudenschall?“ — „Held, König, Vater, ist es wahr, daß wir dich noch am Leben sehen?“ — „Ihr Völker klagt!“ — „Er lebt und blüht! Ihr Musen auf!“ ꝛc. Hierauf folgt eine durch möglichst starken Gegensatz hervorgerufene Erhebung des besungenen Objektes, indem sich der Dichter in seiner ganzen Nichtigkeit, geistigen und poetischen Unfähigkeit dem erhabenen Gegenstande naht: „der blöde Geist“, „der matte, schwache Kiel“, „das schwache Blatt“, „das Lob mit schwachen Lippen singen“. (G.) „Mein rauhes, mein beschämtes Lallen Reimt sich zu keinem Fürsten Thron“, „Die Schwachheit wirft nunmehr die stumpfe Feder nieder Und senket die geschwächte Hand“. J. H. Winkler setzt sich über eine schwierigere Partie mit dem kläglichen Bekenntnis hinweg: „Es wär der Dichtkunst allzu schwer, Wenn sie noch dies besingen sollte. Wo nähme sie die Kräfte her, Wenn sie sich's unterstehen sollte?“ Selbst bei Seidel steigt die Dichtkunst nur zu Fuß auf ihren Hügel[1]). Dieses Kunststückchen, welches statt des Erhabenen oft das Lächerliche hervorbringt, kehrt dann häufig am Schlusse wieder.

Bei der Verherrlichung des erhabenen Gegenstandes hielt man sich an Lamotte's Auseinandersetzung über das Erhabene. Dasselbe ist nach ihm nichts anderes als die „Vereinigung des Wahren und Neuen in einer großen Idee“, welche zierlich und kurz ausgedrückt ist. Mit dem Begriffe des Wahren erreichte die Gesellschaft einen Fortschritt, welcher geschichtlich nicht ohne Bedeutung war. Die lyrische Dichtkunst jener Zeit, namentlich die eigentliche Odendichtung, hatte mit wenig Ausnahmen alle möglichen gekünstelten Formen, aber keinen Gehalt. Hohle Phrasen, leere Lobhudeleien, allenfalls ein zopfartiger allegorischer Aufputz waren die poetischen Gaben, mit denen sich der schüchterne Dichter dem angesungen Helden gewöhnlich näherte. Das „Wahre“ erheischte Thatsachen, Gegenstände, und indem man dieselben nun unermüdlich viele Strophen hindurch aufeinander häufte, glaubte man dieser Forderung gerecht zu werden. Das „Neue“, ein Begriff, den also die Schweizer durchaus nicht erfunden haben, lag entweder in den

1) Vgl. Ges. Schriften I. S. 196.

neuen, überraschenden Wahrheiten oder in der Ordnung der Sachen und Art des Vortrages. Man sieht hieraus, daß die Forderung eines bedeutenden Inhalts der Poesie den Gottsched'schen Kreisen doch nicht so ferne lag, als man gewöhnlich annimmt. Mit der hohen Idee endlich wurde die Art des subjektiven Eindruckes bezeichnet: das Wahre und Neue sollten nämlich Gedanken beim Leser anregen, welche in dem Verstande Bewunderung erwecken. Zur Bezeichnung derselben hatte man einen reichen Schatz typischer Vorstellungen und Redewendungen, welche freilich alle auf dem einen Kunstgriffe beruhten, daß der Dichter die beim Hörer zu bewirkende Gemüthsbewegung irgendwie in die Außenwelt reflektirte: „Der Weltkreis ist voll Furcht und Graus", „die Erde bebt", „Europens Herz fühlt zum Voraus, Was schon um seine Scheitel wittert", „Sachsen hört vor Freuden nicht", „Europa hört, es sinkt vor Schrecken fast in einen Todesschlummer". (G.)

Sehr häufig werden die Flüsse personificirt; so bittet Balth. Hoffmann: „Vergönne, fetter Weichselstrand, der Pleiße dieses seltne Glücke", „Die schnelle Donau fließt vergnüget Und sieht ihr freies Haupt empor" (Pantke) und Ähnliches.

Dem Begriffe der Horazischen Ode, welche sich durch „weniger Kühnheit" und gedämpftes Feuer" kennzeichnete, unterordnete man wieder: die eigentlich didaktischen, moralischen und satirischen Gedichte. In dieser Art galt Gottsched als Meister. Er übersetzte nicht nur Horazische Satiren, Oden[1]) und die ars poetica, die er als ein Gesetzbuch ansah, das man nur richtig auszulegen habe, um den Inbegriff aller poetischen Regeln zu kennen, sondern erkühnte sich selbst den Horazischen Kiel zu ergreifen. „Komm stimme dieser Lauten Ton, O göttlicher Horaz! nach deinen Wundersaiten", ruft er in einer Ode an Menke aus (S. 231), und wenn es auf die große Menge der poetischen Blümchen ankäme, die er seinem klassischen Muster entwendet hat, so könnte ihm der Ruhm eines Horazischen Dichters nicht streitig gemacht werden. Manchmal freilich treibt er es ganze Zeilen und Strophen hindurch gar

1) In der Odensammlung v. 1728: Hor. Od. II. 20. „Der Flügel Schwung erhebet mich" (S. 399).

zu arg. So heißt es in der Originalode: „Die Zufriedenheit“: (S. 307):

„Ja, fiele gleich der Bau des Himmels ein,
Und schlüge diese Welt in Stücken,
Soll Fall und Schlag, so herzhaft will ich sein!
Mich kühn und unverzagt erdrücken.“

Man sieht hier zugleich ein echtes Dichterwort, wie das Horazische: »Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae« im Gewande der Gottsched'schen Dichtersprache. Für »impavidus« stehen „herzhaft, kühn, unverzagt,“ und wiewohl keiner der drei Ausdrücke die Sache recht trifft, hielt man eine solche Häufung doch für die „rechte Stärke“ im Dichten; auch sonst überall mehr Worte, nur nicht die zutreffenden. Dabei erscheinen die zu künstlerischer Einheit gefaßten Vorstellungen des antiken Dichters in ein nur durch den Gedanken zusammengehaltenes Mannigfaltige aufgelöst.

Daß Gottsched bei seiner Nachahmung des Alterthums wenigstens die Richtung sah, in welcher der moderne Dichter seine Aufgabe zu lösen hatte, zeigt z. B. seine Ode: „Das Lob Germaniens “(S. 99). Sie ist aufrichtig gemeint und mit jener durch pedantische Gelehrsamkeit gedämpften Begeisterung geschrieben, der Gottsched nur immer fähig war. Der Dichter sucht offenbar nach nationalem Gehalt, aber statt deutsches Leben mit deutschem Geiste zu durchdringen und darzustellen, trägt er, immer mit einem Seitenblicke auf das Alterthum, geschichtliche Thatsachen zusammen, um Lamotte's Regel gerecht zu werden und „thätige und kräftige Wahrheiten“ vorzuführen. „Wer ehret nicht der Römer Kaiserthron? Und der muß Dir (Germanien) ein ewig Erbtheil werden. Wer kennt nicht Wien, das neue Rom der Erden?“ Die Alten kommen hiebei schlecht weg, nicht nur bei Vorführung der deutschen Kriegsthaten, auch bei der Wissenschaft und Kunst. „Vergebens prahlt ein stolzer Pythagor Die Harmonie des Himmelslaufs zu wissen. Dies Lob wird ihm von deutscher Hand entrissen“. Copernikus, Keppler, Leibnitz, Wolf, Sturm, Gericke mit seiner Luftpumpe u. A. müssen mit ihren Lehren und Erfindungen vorrücken; den Künstlern von Welschland, Athen und Paris wird Telemann und Händel, Holl-

bein und Lucas Kranach entgegengesetzt und den Dichtergenossen zugerufen:

„Schämt euch nur nicht, ihr Dichter deutscher Zunft,
Was legt ihr doch die blöden Flöten nieder?
Die Musen selbst begeistern eure Lieder,
Und Phöbus nennt sie seiner Triebe Frucht."

Ja, Gottsched bezeichnet hier ausdrücklich die Bahn, auf welcher er die moderne Dichtung über die antike hinaus zu führen gedenkt, wenn er (S. 104) fortfährt:

„Besang Homer den Eifer von Atriden,
Beschrieb Virgil Aeneens Heldenzug:
So hat die Welt der Fabeln längst genug:
Euch Deutschen ist der Wahrheit Lob beschieden."

Die Odensammlung enthält aber auch die Anfänge der deutschen Anakreontik, obwohl der Reim noch überall beibehalten ist. Neben Anakreon und Ovid tritt uns schon hier Mat. Prior als Muster entgegen, und zwar ist es merkwürdigerweise Gottsched selbst, der neben eigenen Gedichten leichterer Art eine Übersetzung aus des Engländers Liedern liefert[1]).

Der fruchtbarste Anakreontiker dieses Kreises ist J. G. Knöcher; er ist aber auch der kühnste. Während sich seine Genossen krümmen und wenden, um nur ja der Tugend nicht zu nahe zu treten und die Liebe über die Übereinstimmung der Seelen nicht herauswachsen zu lassen, versteigt er sich sogar dazu, an seiner Geliebten schwarze Augen, die er in dichterischer Verzückung „dunkle Kerzen" nennt, eine Ode zu richten (S. 324). Die Nachahmung der Alten, insbesondere Ovid's, ist bei den dichterischen Handwerksgriffen auch hier nirgends zu verkennen. Da spielen Venus und Amor mit dem Pfeile ihre längst bekannten Rollen, und Flora zürnt, weil „vor Dlorenens Wangen ihrer Blumen Pracht vergangen". Einen echt dichterischen Gefühlsausdruck wird man vergeblich suchen; alles geht in Gedanken und Betrachtungen über; nirgends Objekte in künstlerischer Verbindung und Darstellung, aus welchen die Empfindung in

1) Vgl. S. 395: An Melinden: „Als Venus einen Sommertag Ganz nackend in dem Bade lag". Ode 41: »As afternoon one Summers-Day« etc.

den Leser unmittelbar überströmen könnte; werden wirklich Objekte und selbst gut gewählte, herbeigezogen, dann muß ihre Bedeutung „klar" gemacht werden, d. h. sie werden durch Beschreibungen, weitläufige Personifikationen und Vergleiche solange zu dem eigentlichen Gegenstande in Beziehung gesetzt, bis auch der schwächste Anlauf von Mitempfindung seitens des Lesers verpufft. Nichts fehlt diesen das Alterthum verehrenden Dichterlingen mehr als die naive Dahingabe an die Welt. Vor der Sinnlichkeit haben sie einen wahren Schrecken, und wenn sich ja der Dichter so weit vergißt, das Mädchen zu fragen: „warum entfernen sich deines Körpers Perlenglieder?" oder wenn sich „der matte Mund" bis zu einem Kusse versteigt, dann wird, wie in den Oden an Cölestine, des Dichters Name verschwiegen. Ja. Fr. W. Junker hält Gericht über Ovid, welcher „den Kranz entweiht, der sein erhitztes Haupt umlaubet" und bezeichnet als das Amt der Kunst: „durch süßen Klang der Welt für Lastern Ekel stiften Und nicht durch zaubernden Gesang Der schwachen Menschen Herz vergiften" (S. 300).

Aus dem wortreichen Charakter dieser Dichtung folgt auch ihr großer Umfang; man bemerkte das auch und erklärte diese Erscheinung im Vergleiche zu den französischen Oden bezeichnend genug mit dem flüchtigen Charakter der Franzosen; gegenüber dem Alterthume stützt sich Gottsched auf den Mangel einer jeden den Umfang betreffenden Bestimmung. Da nun aber doch eine Grenze gesetzt werden mußte, so scheint man dreißig Strophen als das größte Ausmaß festgesetzt zu haben und konnte sich hiebei auf Gryphius und Günther stützen, die diese Grenze sogar überschritten hatten.

Hinsichtlich der Form hielt man Anfangs am Reime fest, und der Graf v. Manteufel, dem der erste Band der Oden zugeeignet war und der als „sächsischer Mäcen" galt, freute sich, keine reimlosen Stücke darin gefunden zu haben.

Das Versmaß ist nur jambisch und trochäisch, „weil die daktylischen und anapästischen wegen ihrer großen Zärtlichkeit wohl in kleinen Arien, aber nicht in Oden von vielen Strophen brauchbar zu sein scheinen".

Der Auffassung jener Zeit gemäß hängt mit der Poesie die Beredsamkeit auf das innigste zusammen. Vielleicht in keinem Punkte ist es so geboten, bei der Beurtheilung der Gottsched'schen

Wirksamkeit von dem heutigen Maßstabe nationaler Geisteskultur abzusehen und eine geschichtliche Würdigung zu suchen als rücksichtlich seiner Bestrebungen um die Förderung der deutschen Beredsamkeit.

Gottsched's Interesse für dieselbe reicht, wie wir gesehen haben, (vgl. S. 7) bis ins Vaterhaus zurück; Rohde in Königsberg hatte ihn auf Weise, Talander, Menantes, Hübner und Uhse hingewiesen, die „vertraute Rednergesellschaft" in Leipzig (vgl. S. 23) gab ihm Gelegenheit zu nachdrücklicherer Übung. Es ist keine Frage, daß er nicht nur eines der rührigsten Mitglieder dieses Vereines war, sondern es auch verstanden hat, in denselben einen von nachdrücklicher nationaler Gesinnung beherrschten Geist zu verpflanzen. In einer der Reden, mit welchen statutenmäßig jedes neu eintretende Mitglied begrüßt wurde, setzt er mit Bezug auf Deutschland auseinander, wie die Macht und das Ansehen eines Volkes mit seiner Sprache gestiegen und gefallen sei. Und wie er im „Biedermann" das deutsche Mannesideal zu zeichnen sucht, so ruft er auch hier dem neu Eintretenden zu: „Sie werden Männer von altem Schrote und Korne allhier kennen lernen; Männer, so die alte deutsche Redlichkeit lieben."

Wie bei den Vereinen des siebzehnten Jahrhunderts galt wohl auch hier als unmittelbares Ziel „Einfachheit des Stils, Schönheit und Reinheit der Muttersprache". Allein man war doch andrerseits zu einer richtigeren Auffassung von dem Wesen und Leben einer Sprache gelangt, und man würde es dem verrufenen Sprachtyrannen am wenigsten zumuthen, daß gerade er der Auffassung einer organischen Sprachentwickelung nahe kam. Nachdrücklich weist er die Zumuthung zurück, als ob die Gesellschaft eine Tochter und Nachfolgerin jener so berufenen Palmen-, Schwanen- und Tannen-Orden wäre, die ihre ganze Kunst in Erfindung neuer Wörter sehen zu lassen und auf jeder Seite ihrer Bücher ein Dutzend unerhörte Ausdrückungen auszuhecken beflissen gewesen. „Sprachen zu bereichern," sagt er, „das ist nicht die Arbeit einzelner Gelehrten, ja nicht einmal gelehrter Gesellschaften, sondern das Vorrecht ganzer Völker. Und es ist eine Einfalt, wenn sich wenige Privatpersonen zur Richtschnur ganzer Nationen aufwerfen wollen[1]).

1) Vgl. Ges. Reden. 1749. S. 603 ff.

Aber freilich findet diese aufdämmernde Erkenntnis bald ihre Grenze. Bei der Frage, welche Wörter und Wendungen das deutsche Bürgerrecht erlangt hätten, weiß er nur auf eine einzige Fundgrube hinzuweisen: auf „die tausend Büchersäle mit ihren unzählbaren Reichthümern". Der lebendige Quell, die Volkssprache, blieb ihm immer verschlossen.

Obwohl er bereits 1728 „wegen dringender Umstände", wie er in seiner Abschiedsrede sagt, aus der Gesellschaft trat, finden wir ihn 1730 wieder als Mitglied derselben seine drei Reden zur Vertheidigung Gottes und des menschlichen Geschlechtes halten. Seither war er ihr Vorsteher; noch 1748 rühmt er ihr nach, sie habe seit zwanzig Jahren dem Vaterlande und der Kirche viel große und geschickte Redner geliefert[1]. Auch Thomasius hat von Halle aus ihr Wirken stets mit großem Interesse verfolgt[2].

Die „vertraute Rednergesellschaft" war eine Art Meisterzunft, und Gottsched, der ihr Niveau immer zu heben bestrebt war, sorgte daher für einen festen Unterbau. Schon 1725 begann er an der Universität seine Vorlesungen über die Redekunst. Aus den einzelnen, meist Cicero und Quintilian entnommenen Lehrsätzen entstand sein 1728 erschienener „Grund-Riß einer vernunftmäßigen Rede-Kunst, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworffen und zum Gebrauche seiner Zuhörer ans Licht gestellet von M. Joh. Chr. Gottscheden, des Colleg. U. L. Fr. in Leipzig Collegiaten, bei Nik. Förster." Hannover 1729.

Die Lehrsätze sind kurz und knapp gefaßt. Neben der in Frankreich berühmten Rede des Bischofs Fléchier auf den Marschall Turenne werden klassische Muster vorgeführt: deutsche Übersetzungen der beiden ersten Philippischen Reden sowie der Cicero's für Ligarius und den Dichter Archias. Mit Stolz weist Gottsched öfter darauf hin, daß er die erste deutsche Übersetzung aus Demosthenes geliefert habe, wiewohl er damals kaum das griechische Original zu Grunde gelegt hatte.

1) Büchersaal Bd. VI. S. 285.

2) Die Reden, welche G. in dieser Gesellschaft gehalten hat, sind enthalten am Ende des von ihm herausgegebenen Bayle'schen Wörterbuches, dann in der letzten Abtheilung seiner „Gesammelten Reden" (1749) und bei dem von der Gottschedin übersetzten Traktat von der Glückseligkeit.

Mit der Theorie ging auch hier die Übung Hand in Hand. Im Jahre 1728 organisirte Gottsched die später sogenannte nachmittägige Rednergesellschaft. Zwar war die Anregung dazu von seinen Schülern ausgegangen, aber der Meister hat „vermöge der leutseligen und bereitwilligen Dienstfertigkeit, welche diesem Manne gleichsam angeboren ist“[1]), die Gelegenheit sofort ergriffen, seine „vernunftgemäße Rede-Kunst“ auch praktisch zu erproben und sich mit seinen Hörern in unmittelbare Verbindung zu setzen. Von dieser sowie von der vormittägigen Gesellschaft, aus welchen man öfter die Ehre hatte, in die „vertraute“ aufgenommen zu werden, wird noch die Rede sein.

Im Compendium der Redekunst zeigt sich bereits eine später öfter zu Tage tretende schriftstellerische Eigenart Gottsched's: der entschiedene und ausdrückliche Verzicht auf jede Originalität; und so betont er auch hier, daß das Buch nur nach den philosophischen Ideen des Aristoteles, Cicero und Quintilian eingerichtet sei. Die Regeln der Beredsamkeit und Dichtkunst — das war und blieb sein Standpunkt — seien nicht von ihm, sondern in der Vernunft gegründet und bereits vor 2000 Jahren von dem großen Stagiriten entdeckt worden. Nun hat Gottsched allerdings auch hinsichtlich der Redekunst nirgends eine deduktive Ableitung der Regeln aus der Vernunft versucht, allein aus dem, was er als Unvernunft verfolgt, läßt sich wenigstens der Hauptgesichtspunkt erkennen, nach welchem er eine Reform der Rhetorik anstrebte und in der That durchgesetzt hat. Hatte man vor ihm die Jünger der Beredsamkeit auf die lullianische Scheibe, auf die topischen Fächer, die Sammlungsbücher oder sog. Belesenheitsregister verwiesen und sie mit Hilfe von Kollektaneen angeleitet, Worte zu machen, welche mit allen möglichen oratorischen Zierden und gelehrtem Flickwerk ausgestattet waren, so hat Gottsched dieser rein äußerlichen Dressur gegenüber eine wirklich innere Bildung des Redners gefordert und das Wesen der Rede nicht in jenem formalen Kram, sondern im Gehalte gefunden. Der Redner müsse zunächst die Sache selbst,

---

1) Schwabe in der Vorrede zu „Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter Aufsicht Sr. Hoched. Herrn Prof. Gottsched's sind abgelegt worden“. Leipzig, Breitkopf, 1738.

von der er rede, vollkommen inne haben; Sophisten und Schwätzer seien aus der Zahl der Redner auszuschließen. Daher will er auch die oratorischen Übungen an das Ende der Universitätsjahre verlegt wissen, weil die Jugend erst dann mit der Reife des Urtheils die Kenntnis der Sachen verbinde; daher war es in den Satzungen seiner Rednergesellschaften ausdrücklich ausgesprochen, daß die Übung in der Sprache allein nicht das „Hauptwerk" sein dürfe, weßhalb auch Übersetzungen vorzutragen nur ausnahmsweise gestattet war. Halten wir diesen Grundsatz zusammen mit der schon in den Tadlerinnen enthaltenen Betonung des Sachlichen in der Poesie[1]) sowie mit den aus dem Lamotte'schen Begriffe der Wahrheit praktisch gezogenen Folgerungen für die Odendichtung[2]), so ergiebt sich ein die reformatorische Thätigkeit Gottsched's in Rede- und Dichtkunst gleichmäßig beherrschender Gedanke: Die gekünstelten Formen, weil ungeeignet für konkreten Gehalt, sind abzuschaffen; das Erste und Wesentlichste ist der Inhalt.

VI.

Bühne und Drama.

In entgegengesetzter Richtung entwickelten sich Gottsched's Ansichten über die Bühne und das Drama. Hier trat ihm Stofffülle entgegen ohne beherrschende Form, ein Naturalismus ohne Idealität und das alles in einer Sprache ohne Natur und Vernunft. Schon darin lag ein Verdienst, daß er die Volksbühne nicht nur als ein hervorragendes Bildungsmittel des Volkes erkannte, sondern daß er im Interesse der Förderung des nationalen Kulturzustandes gesellschaftliche Rücksichten hintansetzte und zum Theater in persönliche Beziehung trat. Und für ihn, den Magister der

1) Vgl. oben S. 43.
2) Vgl. oben S. 42 ff.

Philosophie, den akademischen Lehrer, der damals noch bei verschiedenen Anlässen auch mit geistlichen Reden öffentlich auftrat, war dieser Schritt nicht ohne Gefahr. War ja doch der sittliche Zustand jener Künstler keineswegs mit dem Berufe im Einklang, moralische Wirkungen auszuüben, und nur damit wurde von dem wohlwollenderen Theile der Gelehrtenwelt die Daseinsberechtigung der Schauspieler begründet. Von Ort zu Ort umherziehende Banden, die aus verdorbenen Studenten, allerlei gescheiterten Existenzen und problematischen Naturen bestanden, befriedigten die Schaulust der Menge. Kaum konnte sich Gottsched auf sein Litteraturinteresse berufen, denn der Zusammenhang der Bühne mit der Litteratur war so gut wie aufgehoben, die Möglichkeit eines solchen nur selten anerkannt. Was das Volksdrama von Lohenstein, Hallmann u. A. geerbt hatte, war die Schlüpfrigkeit, waren die Mord-, Folter- und Hinrichtungsscenen, die Gespenster- und Geistererscheinungen sowie die Maßlosigkeit und Vernunftwidrigkeit im bildlichen Ausdruck. Man sagte da nicht, daß der Mittag vorüber sei, sondern „daß der Monarch der Gestirne den Mittagswirbel schon überstiegen habe"; man sagte nicht, „ein Ritter liebt seine Prinzessin", sondern „die Pflanze ihrer Annehmlichkeiten schlägt in dem Erdreiche seines Herzens tiefste Wurzeln"[1]).

Wenn Lessing im 17. Litteraturbriefe von den berüchtigten Staats- und Heldenaktionen treffend urtheilt: sie waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz; wenn er von den Lustspielen sagt: sie bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben, so berührt er gerade jene Seiten der theatralischen Jämmerlichkeit, zu deren richtiger Würdigung es allerdings nicht des feinsten und größten Geistes bedurfte. Der rein äußerlichen Verrohung des Dramas war bereits der Leipziger Magister Christoph Kormart entgegengetreten. Schon er hatte zwischen Litteratur und Volksbühne ein Band zu knüpfen und die höheren Schichten des Volkes für das Theater zu gewinnen gesucht. Er bearbeitete Corneille's Polyeuct, schrieb eine Maria Stuart nach dem Niederländer Vondel sowie ein Drama „Heraclius und Martian". Die Stücke wurden auf der Schaubühne einer „studirenden Gesellschaft" in Leipzig

1) Vgl. Vern. Tadlerinnen I. S. 44.

aufgeführt; aus dem Umstand, daß die Darsteller akademische Bürger waren, daß sich unter den Zuschauern außer anderem gewählten Publikum auch der Rath von Leipzig und die Häupter der Universität befanden, geht hervor, daß wir es hier in der That mit dem Versuche einer Bühnenreinigung zu thun haben. Allein nach dem Polyeuct zu urtheilen, von dem Gottsched später einen eingehenden Auszug giebt[1]), war die Veredelung und Vergeistigung des Volksdramas nur auf Kosten des dramatischen Stiles versucht worden. Durch überlange Reden wurde das geistige Interesse der Zuhörer befriedigt; wenn aber Kormart in der Einleitung zum Polyeuct sagt: „Die Trauerspiele wollen mit wichtig ausführlichen Vernunftschlüssen abgehandelt sein", so ersehen wir, so schulmeisterlich pedantisch auch die Regel klingt, und so völlig undramatisch die Ausführung war, daß sich schon damals, im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, bei dem gebildeteren Theile des Bürgerstandes das Bedürfnis fühlbar machte, die Volksbühne nicht nur vom Schmutze, der Schlüpfrigkeit und den komischen Derbheiten zu reinigen, sondern ihr durch Verinnerlichung der handelnden Personen geistige Momente zuzuführen, welche das Publikum aus der sinnlichen Schaulust wenigstens zu intellektuellem Interesse erheben sollten. Allein Kormart hatte seinen Polyeuct, wie es auf dem Titel der Ausgabe von 1669 heißt, „mit sich dazu fügenden neuen Erfindungen vermehrt". Dieselben lehnen sich vielfach an die bestehende Theaterpraxis an, die lebenskräftigen Elemente des Volksdramas zu verwerthen, war der Dichter nicht im Stande. Er handhabt nur Zeit und Ort in freier Weise, dehnt das Stück vom Morgen des einen bis zum Abend des andern Tages aus, führt uns in einen Rathsaal von Armenien, in einen Wald, einen Tempel, auf einen Richtplatz, bei welchem man im Hintergrunde zwei Perser am Kreuze im Feuer hängen sieht, läßt antike Gottheiten, moderne Teufel und andere Geister erscheinen, sucht alle Begebenheiten möglichst auf der Scene zu entfalten und zeigt hiedurch, daß er gerade für das charakteristische Moment der Entartung des Dramas keinen Blick hat: für das Zurücksinken der koncentrirten dramatischen Form in die dem thatenunlustigen

1) Vgl. Crit. Beiträge VI. S. 385 ff.

Zeitalter weit angemessenere epische Entfaltung der Handlungen[1]).

Dieser Proceß schritt denn auch unaufhaltsam weiter fort, je seltener die Spielbüchlein der einzelnen Truppen die vollständigen Texte enthielten, und je häufiger man sich beim Stegreifspiele nur auf Festsetzung der Scenenfolge beschränkte. Auch die Benutzung der Quellen weist auf den fortschreitenden epischen Charakter hin; man war von den stofflich eingeschränkten alttestamentlichen Geschichten seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts immer häufiger an französische, italienische und spanische Romane gerathen.

Von einem dramatischen Bau konnte hiebei keine Rede sein; Spannungen und Lösungen wechselten willkürlich ab, und obgleich die Verwickelungen oft bis zum Mangel an Durchsichtigkeit angelegt waren, strebte das Ganze doch keinem Höhepunkte zu. Unter Verzichtleistung auf eine große Gesammtwirkung bezweckte alles eine Summe einzelner, oft mit Raffinement gehäufter Effekte[2]). Man muthete der Menge nicht einmal zu, sich den pragmatischen Zusammenhang der Handlungen auf Grund von episodischen Berichten zu vergegenwärtigen. Was irgendwie Motiv war, mußte auf der Scene gespielt werden, wodurch die theatralischen Stücke immer mehr den Charakter des zeitlichen Nebeneinander annahmen.

Die Folge davon war eine doppelte. Einerseits entbehrten die Stücke jeder Verinnerlichung der Charaktere, andrerseits mußten sie natürlich auf eine tragische Wirkung verzichten, und die Vergröberung des Heldenthums ging bald so weit, daß man meist wahre Gottesgeißeln der Menschheit, Nerone, Domitiane u. s. w. auf die Bühne brachte, denen dann in effektvollem Gegensatze unschuldige Schlachtopfer an die Seite gesetzt wurden.

---

1) In der Haupt- und Staatsaktion „Ödipus" wurde aufgeführt: Des Helden Geburt, der Orakelspruch, die Ermordung des Vaters, Herrschaft der Sphinx, die Hochzeit mit Jokaste, die Blindheit des Ödipus, der Brudermord der beiden Prinzen.

2) Über die Effekthascherei vgl. die Beispiele bei Bielfeld: »Progrès des Allemands« etc. 1768 S. 242 ff. — Bei der Staatsaktion „Die Zerstörung Jerusalems" wurde auf der Bühne dargestellt, wie eine hungrige Mutter ihr eigenes Kind verzehrte.

Was aber eine höhere tragische Wirkung noch mehr beeinträchtigte, war der Umstand, daß das niedrig komische Element, welches schon während des 16. Jahrhunderts im deutschen Volksdrama zu gegensätzlicher Wirkung verwendet worden war und durch die englischen Komödianten noch eine Verstärkung erfahren hatte, in unverhältnismäßiger Weise bis zur fast gänzlichen Zurückdrängung des ernsten Charakters erweitert wurde. Namentlich war, seit im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts die erste italienische Schauspielertruppe ihren Arlecchino nach Deutschland mitgebracht hatte, der deutsche Hanswurst mit seiner ständigen Maske als Harlekin Diktator der volksmäßigen Schaubühne.

Wenn nun auch Kormart's Versuche ohne nachhaltigen Einfluß blieben, so mögen doch einzelne Keime fortgewirkt haben. Es ist Thatsache, daß die Gottsched-Neuber'sche Theaterreform gerade in Leipzig dem größten Entgegenkommen begegnete. Gewiß ist das nicht dem persönlichen Einflusse des Herrn Magisters zuzuschreiben. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir neben anderen Faktoren den Grund hievon darin suchen, daß den älteren Herren vom Rathe und der Universität jene ersten Versuche noch im Gedächtnisse waren, und daß sich bei ihnen ein gewisses Interesse für veredeltere Bühnenaufführungen traditionell erhalten hat. War ja der Übersetzer von Corneille's Cid, Gottfried Lange (geb. 1672, i. J. 1710 Mitglied des Rathes und seit 1719 Bürgermeister der Stadt Leipzig) noch ein Zeitgenosse des um das Jahr 1720 gestorbenen Kormart, und die Zueignungsschrift, mit der ihm Gottsched seinen „sterbenden Cato" widmet, hebt das Bestreben des Leipziger Rathes um Förderung des Vergnügens der Bürger ausdrücklich hervor.

Noch ein anderer, wenn auch entfernterer Zusammenhang liegt uns vor. Bei der Aufführung des Polyeuct wirkte Joh. Velthen mit; den mit besserer Bildung ausgerüsteten Mann interessirte das veredelte Schauspiel; er ging zum Theater und gründete eine Truppe, die am Ausgange des 17. Jahrhunderts die berühmteste in ganz Deutschland ward, und von welcher sich später andere abzweigten. Aus seiner Schule geht Karl Ludwig Hofmann hervor, der sich seit 1723 durch Vermählung mit der Wittwe Elensohn-Haak an die Spitze der kursächsischen Schauspielerbande geschwungen

hatte, als Gottsched dem Theater näher trat. Hofmann selbst hatte gelehrte Bildung; außer ihm befanden sich jedoch noch andere Kräfte bei der Truppe, welche für eine Hebung der Bühne Sinn und Verständnis hatten, so Friedrich Kohlhardt, der Sohn eines Magdeburger Predigers, und namentlich das Ehepaar Johann und Karoline Neuber. Dieser Umstand erleichterte dem Magister den Verkehr in den Theaterkreisen. Da nur zur Zeit der Messe gespielt wurde, versäumte er kein einziges Stück. Trotzdem er in Königsberg keine Gelegenheit hatte, auf der lebendigen Bühne die dramatische Poesie kennen zu lernen und, wie wir gesehen haben, selbst mit den Regeln derselben nicht ins Reine kommen konnte, wird er gewiß schon bei den ersten Vorstellungen in Leipzig ein entschiedenes Gefühl für die Reformnothwendigkeit der Bühne gehabt haben. Wenn er aber im Jahre 1732 in der Vorrede zum „sterbenden Cato" sagt: „Lauter schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsaktionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam", eine Stelle, die gewöhnlich als Ausgangspunkt bei der Darstellung der Gottschedschen Reform genommen wird, so verschweigt er hierbei wissentlich die Bestrebungen seines litterarischen Bundesgenossen J. U. König, mit dem er damals bereits zerfallen war, von dem er aber offenbar die ersten bestimmteren Anregungen erhalten hatte.

Gottsched's früheste Äußerungen über das Theater stammen aus dem Jahre 1725. Aber schon im Juli 1724 hatte König zweimal seine Komödie „der geduldige Sokrates" und die Nachkomödie „der Dresdnische Schlendrian"[1]) aufführen lassen. Die Zeitungen von gelehrten Sachen betonen die Menge der Zuschauer, den großen Beifall und die Wandlung, welche diese Stücke bei denen hervorgebracht, „die bisher wegen der elenden Beschaffenheit unserer deutschen Komödien die deutsche Sprache vor ungeschickt zu Schauspielen gehalten". Man sehe nun ein, daß auch die deutsche Sprache geschickt sei, durch einen „delicaten Scherz oder feine Spötterei die Zuschauer zu kützeln oder durch natürliche Vorstellungen und ungezwungene Redensarten dem Charakter eines

1) „Der Dreßdener Schlendrian". Freystadt 1747.

Lustspiels ein Gnügen zu thun“ [1]). Und im nächsten Jahre berichtet dasselbe Blatt [2]) aus Dresden, König habe unlängst „in Abwesenheit des Hofes und Adels mit unglaublichen Zulauf und dem größten Beifall der Zuschauer zweimal eine Tragödie ‚Regulus‘ und ein von ihm verfertigtes Nachspiel ‚die verkehrte Welt‘ aufführen lassen“, und wieder wird daran ein Lob über dessen Verdienste um die deutsche Sprache und die Veredelung des Geschmackes geknüpft.

Gottsched's erste ausführliche Äußerung über das Theater vom 31. Oktober 1725 [3]) bezieht sich ausdrücklich auf die von König ausgegangenen Bestrebungen. Er tadelt ebenso die „nach dem läppischen und phantastischen Geschmacke der Italiener eingerichteten“ Stücke, in denen die Skaramutze und Harlekine mit ihren Possen allezeit die Hauptpersonen sind, und welche mit ihren zweideutigen Zoten alle Regeln der Sittsamkeit und Ehrbarkeit verletzen, wie die nach spanischem Geschmacke, deren Sprache beständig auf Stelzen gehe. Andre Aufführungen hätten ihm jedoch Vergnügen bereitet. Er nennt den aus dem Französischen übersetzten „Regulus“, „Die verkehrte Welt“, „Das Gespräche im Reiche der Todten“ und den „Dresdenischen Schlendrian“. Während er aber von der Tragödie „Regulus“ nichts weiter zu berichten weiß, als daß sie durchgehends in deutschen Versen verfaßt war, die zwar nicht nach den vollkommensten Regeln der heutigen reinen Poesie gerathen wären, aber doch einen guten und vernünftigen Geschmack zeigten, läßt er sich bei den Komödien darauf ein, den Grund seines Gefallens anzugeben, den er hauptsächlich in der meisterhaften Zeichnung typischer Charaktere findet. Er rühmt den Sachwalter, den Stutzer ꝛc. in der „verkehrten Welt“, und beim „Gespräche im Reiche der Todten“ ruft er mit einem Anflug von Verzückung, die ihm sonst nicht eigen ist, aus: „Wenn ihr doch, werteste Tadlerinnen, die verschiedenen Personen gesehen hättet, die daselbst auftraten! Jungfer Gernegroß, ein stolzes Bürgermädchen, Herr von Schlecht, ein einfältiger Dorfjunker, Murrkopf, ein alter Schulfuchs, Herr von Haudegen, ein feiger Offizier, Frau Selberklug, ein sächsisch Frauenzimmer,

1) Ztg. v. gel. S. 1724 S. 623. 2) a. a. O. 1725 S. 854.
3) Vern. Tadlerinnen I. St. 44.

Jungfer Opinatre, eine eigensinnige Französin, und vor allen andern, vier Bursche von den berühmtesten sächsischen Akademien waren so unvergleichlich charakterisiert, daß ich mein Lebenlang nichts Schöneres gesehen habe." Kein Zweifel, die dem wirklichen Bürgerleben entnommenen Lustspielcharaktere haben zunächst Gottsched's tieferes Interesse für die Bühne geweckt und ihm den Blick für die geistlosen und vernunftwidrigen Äußerlichkeiten der Haupt- und Staatsaktionen geöffnet. Gleichzeitig können wir aber auch beobachten, welchen Antheil bei diesem Eindruck die Darstellungskunst hatte.

„Ich will Euch von diesen vier letztern nur soviel sagen", fährt er an jener Stelle fort, „daß der Jenenser Ungestüm, der Hallenser Fleißig, der Wittenberger Haberecht und der Leipziger Zuallemgut geheißen, und daß diese vier verschiedene Leute, nämlich ein Schläger, ein Freund der morgenländischen Sprache, ein Zänker, und ein galant homme von einem viermal verkleideten Frauenzimmer so herrlich vorgestellt worden, daß ihnen nichts als eine männliche gröbere Stimme gefehlet." Dieses Lob betrifft, wie schon von Fürstenau bemerkt wurde[1]), die Neuberin, welche sich so gerne in Männerrollen zeigte und den Jenenser Studenten auch später noch mit Vorliebe spielte[2]). Aber auch auf sie wurde Gottsched erst durch König, Krause und deren Verbündete aufmerksam gemacht, als sie in den Leipziger gelehrten Zeitungen so ausnehmend gelobt wurde[3]). Sie hatte im geduldigen Sokrates die Xantippe und Mirto und im „Dresdnischen Schlendrian" die Frau Rechts und Links vorgestellt, wobei ihr nachgerühmt wird, sie hätte ihre „Person" (Rolle) so wohl gespielt, daß ihr jedermann das Zeugnis gegeben, sie habe es allen Italienerinnen und Französinnen weit zuvor gethan. Von dieser, wie es scheint, ersten publicistischen Anerkennung der berühmten Schauspielerin ist, wie aus dem Satzbaue

1) Vgl. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Dresden 1861. II. S. 307.

2) Vgl. Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, S. 235; Schmid, Chronologie des deutschen Theaters. S. 66.

3) a. a. O. 1724. S. 623. Der Name wird zwar nicht genannt, aber es gab keine zweite Schauspielerin in Deutschland, die in so hervorragender Weise hätte ausgezeichnet werden können.

hervorgeht, nicht nur das Lob in den „Tadlerinnen" abhängig, sondern auch das in der Vorrede zum „sterbenden Cato", wo es in wörtlicher Anlehnung heißt, ihre Vorstellungskunst gebe keiner Französin oder Engländerin etwas nach.

Von König's Wirksamkeit wird in Leipzig auch Henrici angeregt. Er war ein produktiver und findiger Kopf. Wenn er nicht im Schmutz und Pöbelwitz versunken wäre, hätte die deutsche Schaubühne, um zur Lessing'schen „Minna von Barnhelm" zu gelangen, nicht die Umwege durchs Ausland machen müssen. Wie König hat auch er dem Lustspiele frische Lokalfarbe zu geben gewußt. Hie Leipzig, dort Dresden. Auf König's „Dresdener Schlendrian" folgte Henrici's „Akademischer"[1]), der mit Berücksichtigung der Leipziger Bühne geschrieben war; das Stück sollte auch aufgeführt werden, aber „ein zur Zeit mir noch dunkel sein wollendes Schicksal", klagt der Verfasser in der Vorrede, „verhinderte das ganze Vorhaben und meine unschuldige und löbliche Absicht wurde vor der Zeit sehr unrecht angesehen." Wir wissen, daß Henrici Gottsched die Schuld beimaß, und er mag nicht Unrecht gehabt haben.

Komödie und „Stachelgedichte" (Satiren) sieht er als Kinder von einerlei Mutter an. Beide sollen das Laster in einer lebhaften Farbe und häßlichen Kleidung vorstellen, sonst seien sie von eben so kahlem Geschmacke wie ungesalzene Häringe. Auch von Henrici werden die Haupt- und Staatsaktionen ausdrücklich verworfen, die Liebesverwirrungen in die Oper und das Trauerspiel verwiesen. Aber wenn schon der Dresdener Hofdichter es nicht unterläßt, der irdischen Lust ab und zu recht ansehnliche Brocken zuzuwerfen[2]), so schmeichelt sich Henrici geradezu, in seiner Arbeit „Zucker und Pfeffer" nicht gespart zu haben. Ja noch mehr, der komische Charakter genügt ihm nicht, er verlangt eine besondere Vertretung des Burlesken durch einen Spaßmacher; aber er kennt auch den Leipziger Rath, die Censurbehörde, die Geistlichen, Professoren und die „vernünftigen Tadlerinnen" mit ihrem Angriff auf die Skaramutze und Harlekine und begründet daher seinen Standpunkt mit dem Hinweis auf den moralischen Zweck der Komödie: „Gleichwie

1) Die übrigen Stücke vgl. oben S. 69.

2) Vgl. z. B. die bei Plümicke S. 109 citirten Stellen aus der „verkehrten Welt".

nicht alle Patienten geneigt sind, die bittern Tropfen ohne Vermischung eines süßen Saftes zu verschlucken, also muß auch ein Moralisie, der mit kranken Gemüthern zu thun hat, seine beißenden Pillen mit lachendem Munde vorhalten und mit angenehmen Scherze einreden. Dahero ist die lustige Person in einer Comödie unentbehrlich."

Im Gegensatze zu Henrici nähert sich Gottsched dem Dresdner Dramaturgen durch seine Forderung nach vergeistigter Charakteristik der handelnden Personen, durch Verbannung des Pöbelhaften und Unsinnigen in der dramatischen Handlung und des Trivialen im sprachlichen Ausdrucke. Daß er den letzteren Punkt schon im Jahre 1725 ins Auge faßte, beweist seine Bemerkung in den „Tadlerinnen", es hätten alle Kenner unter den Zuhörern gewünscht, daß sich die Schauspieler ihre ungereimten Dinge von einem geschickten Manne durchsehen und etwas Vernünftiges an die Stelle setzen lassen möchten. Dieser geschickte Mann wollte er nun sein. Er suchte Gelegenheit, sich mit Hofmann bekannt zu machen; ob er dem Theater wirklich Korrektordienste geleistet hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich mußte er sich bald überzeugen, daß es bei den Haupt- und Staatsaktionen mit Korrekturen um so weniger sein Bewenden haben könne, als das Meiste extemporirt wurde, weßhalb er denn zur Aufführung von Litteraturstücken rieth.

Allein Gottsched trat an das Theater mit höheren Anforderungen heran als König. Dieser stellte sich die aus seinem Berufe folgende Aufgabe, das Vergnügen im Sinne der höfischen Sitte zu veredeln; daß er hiebei auch nationale Interessen verfolgte und förderte, war sein besonderes Verdienst. Dem angehenden Professor war das Vergnügen nur Mittel zum sittlichen Zwecke. Und in diesem Falle war der in die dramatische Kunst fälschlich hineingetragene moralische Gesichtspunkt triebkräftiger als der an sich richtigere Standpunkt des Vergnügens, weil er gegenüber der Veräußerlichung zu Vertiefung und Vergeistigung, gegenüber der verwilderten Komposition zu veredelteren Formen führen mußte.

Diesen moralischen Standpunkt hielt Gottsched mit so richtigem pädagogischen Blicke überall fest, daß sich ihm hieraus bei der nahen Verwandtschaft des Guten mit dem Schönen richtige Resultate ergaben. Je äußerlicher die dramatischen Aufführungen waren, je

mehr es auf den bloßen Effekt abgesehen war, desto größer war die Gefahr einer rein pathologischen Wirkung, desto mehr war der Zuschauer in eine stumpfe geistige Passivität gebannt. Die beabsichtigte moralische Einwirkung konnte daher nur dann erreicht werden, wenn es gelang, eine größere geistige Theilnahme des Zuschauers an dem Vorgestellten zu erwecken. Das Gemüth mußte von irgend einer Seite tiefer gefaßt, mit einem Worte: ein innigerer Zusammenhang zwischen Bühne und Publikum hergestellt werden. Diese Aufgabe hat Gottsched nicht allein erkannt, er hat auch zu ihrer Lösung beigetragen. Wie er vom Zuschauer anständiges Benehmen verlangt und das Strampeln mit den Füßen, das ungescheute Hinaufsteigen auf die Bühne und andere dergleichen Unarten geißelt[1], die einer vollen Aufmerksamkeit und Dahingabe an das Spiel hinderlich waren, so fragt er auch beständig nach dem geistigen Eindrucke, den das Schauspiel auszuüben vermag. Auch von diesem höheren Standpunkte verwirft er die Haupt- und Staatsaktionen und verlangt die Darstellung nur solcher Laster und Tugenden, die im gemeinen Leben unter Leuten von allerlei Ständen häufig vorkommen. „Denn was königliche und fürstliche Personen anlanget, die in denen sog. Haupt- und Staatsactionen vorgestellet werden", so blenden diese durch Glanz und Pracht, aber „die Zufälle, so regierenden Häuptern und anderen Standespersonen begegnen, hat kein einziger Zuschauer jemals gehabt, wird sie auch sein Lebenlang nicht haben. Was nützet ihm denn die Vorstellung derselben?"[2] Allerdings führt ihn schon jetzt die Anwendung dieses moralischen Zweckbegriffes zur Forderung nach Vereinfachung und Durchsichtigkeit der Komposition; er will unnöthige Verwirrungen vermieden wissen, weil sie den Zuschauer aus einem Labyrinthe in das andere stürzen; wenn er aber diese Regel damit begründet, der Zuschauer merke bald, daß er „bloße Fabeln und Hirngespenster", nicht aber den gemeinen Lauf der Welt siehet, folglich hätten sie in seinem Herzen keine Kraft, so sehen wir, daß er damals dieses lebhaftere geistige Interesse durch Einschränkung des dramatischen Stoffgebietes auf die Handlungen des gewöhnlichen Lebens zu erreichen meinte, daß ihm das Drama, um mit Bodmer zu reden,

1) Vgl. Tadlerinnen I. S. 130. 2) a. a. O. I. St. 17. S. 132 ff.

ein poema populare war. Diesen realistischen Zug betont er im Anschlusse an die Schweizer noch schärfer, wenn er im „Biedermann" von der Poesie im allgemeinen sagt, sie sei eine „angenehme Sittenlehrerin", in Schauspielen eine „Malerin der Sitten"[1]).

Zur fruchtbaren Ausgestaltung dieses gesunden Keimes bedurfte es jedoch vor allem eines gehobenen, von stärkeren Antrieben und Zielen getragenen nationalen Lebens. Es ist aber bezeichnend, daß das von König begründete Lustspielrepertoire meist Stücke mit Litteraturstoffen enthielt oder wenigstens solche, in denen litterarische Fragen mit Vorliebe behandelt werden. König's „verkehrte Welt", eine Umarbeitung des Singspieles »le monde renversé«, behandelt Harlekins Reise in ein Märchenland. Mit Zaubereien und abenteuerlichem Scenenwechsel wird eine Welt vorgeführt, die das Widerspiel der wirklichen ist, und der Dichter giebt uns hiebei zu verstehen, daß die Hochachtung der deutschen Sprache, der gute Geschmack und die Fähigkeit von sinnreichen Schriften wohl und richtig zu urtheilen, aus der unsrigen in die verkehrte Welt verbannt sei. Da sagt z. B. eine Person aus dieser Welt, daß man bei ihnen einen Poeten ins Tollhaus gebracht hätte, weil er Sonne, Mond und Sterne, Rubinen, Perlen und Edelgesteine, Marmor und Porphyr, Adler und Löwen und andere solche Dinge mehr in allen Zeilen seiner Gedichte verschwendet hätte; darauf erwidert ihm eine Person aus unserer Welt mit Bezug auf den noch immer herrschenden Lohenstein'schen Bombast, diese Sachen würden bei uns sonst für die besten Zierate der Poesie gehalten; ja man würde denjenigen, der seine Verse mit solchen Seltenheiten am reichlichsten ausputzen könne, für einen Monarchen aller Poeten erklären. Ähnliche Beziehungen wies auch der „Dresdener Schlendrian" auf, während das „Gespräche im Reiche der Todten" sein Hauptmotiv den litterarischen Tageserscheinungen entnimmt. Die von David Faßmann herausgegebenen „Entrevuen im Reiche der Todten" sowie die zahlreichen Nachahmungen derselben, selbst in dramatischer Form, erregten damals in allen Kreisen eine förmliche Lesewuth, und doch war die ganze Gattung dieser Todtengespräche eine äußerliche, oft niedrig gehaltene litterarische Spielerei[2]). König's

1) Vgl. Biedermann II. S. 123.

2) Vgl. Prutz, Gesch. d. deutschen Journalismus I. S. 399.

Lustspiel unternimmt nun die Verspottung dieser Litteraturmode. Der alte Bürger Simplicius ist durch die Lektüre so in die Vorstellung verrannt, es gäbe wirklich ein Reich der Todten, wo die Seelen der Verstorbenen zusammenkämen, um sich ihren Lebenslauf zu erzählen, daß die Freier seiner Töchter Isabella und Aurelia hierauf eine Intrigue bauen, ihn im Schlafe auf ein Landgut bringen und hier eine Komödie spielen, durch welche sie dem Alten, der sich bereits im Reiche der Todten glaubt, seine Einwilligung abdringen.

Vorliebe für litterarische Stoffe im Drama ist immer das Zeichen einer thatenarmen, unkräftigen Zeit. Aber auch die deutsche Vergangenheit, wie sie sich in den Werken des Andreas Gryphius spiegelte, war nicht mehr verwendbar. Es zeugt gewiß von richtigem dramaturgischen Instinkt und entschiedener Vorliebe für Realistik, daß Gottsched gerade dessen Trauerspiele und den Horribilicribrifax dem Theaterprincipal zur Aufführung in Vorschlag brachte, denn wollte man eine nationale Theaterreform ins Auge fassen, so war Gryphius der einzige, mit dem sich ein engerer Zusammenhang zwischen Litteraturdrama und Bühne hätte vermitteln lassen. Er war ein wahrhaft poetisches Talent. Ausgestattet mit einem tiefen Blicke für das Getriebe der menschlichen Leidenschaften, selbst im Unglücke erfahren und erprobt, begabt auch mit einem frischen und männlichen Humor, hätte er im Vereine mit einer deutschen Bühne im 17. Jahrhundert ein nationales Drama schaffen können; aber falsche Vorbilder und der Mangel eines Theaters hatten seinen Flug gehemmt. Gottsched besaß nichts von diesen Vorzügen, und für Gryphius' Dramen war die Zeit vorüber. Die Bühne war noch tiefer herabgesunken, und wie der miles gloriosus des dreißigjährigen Krieges dem Volksinteresse entschwunden war, so stand es auch mit andern komischen Figuren und mit vielen dem Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts entnommenen Lustspiel-Situationen. Hofmann verhielt sich daher gegenüber Gottsched's Vorschlag ablehnend. Die Trauerspiele, äußerte er, hätte er auch sonst vorgestellt; „allein itzo ließe sich's nicht mehr thun. Man würde solche Stücke in Versen nicht mehr sehen wollen, zumal sie gar zu ernsthaft wären und keine lustige Person in sich hätten."[1])

1) Vgl. „Sterbender Cato" Vorw.

Gottsched erbot sich hierauf, ein neues Stück für die Bühne einzurichten; Fontenelle beherrschte damals, wie wir gesehen haben, sein Interesse, Schäferspiele lagen im Geschmacke der Zeit; Gottsched haben sie sich überdies durch die Einfachheit der Komposition empfohlen. Er übersetzte Fontenelle's „Endymion" in Versen[1]) und suchte dem Bühnenbedürfnisse dadurch gerecht zu werden, daß er lustige Scenen einschob, welche zusammen ein Ganzes bildeten, mit der Haupthandlung aber in keinem Zusammenhange standen. Es sollten also die Intermezzi, welche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts durch den Italiener Valentini in Aufnahme gekommen waren, für die Belustigung sorgen. Gottsched hatte freilich auch diesen Kunstgriff seinem deutschen Meister Gryphius abgesehen, der in das Singspiel „Das verliebte Gespenst" eine Farce „Die geliebte Dornrose" eingefügt hatte, in welcher das komische Element noch durch die Abwechslung der Sprache verstärkt wurde, indem die in dem Scherzspiele handelnden Personen den schlesischen Dialekt sprachen.

Trotzdem der „Endymion" dem Übersetzer ein öffentliches Lob von Brockes in Hamburg[2]) sowie von den gelehrten Zeitungen in Leipzig eintrug[3]), hatte Hofmann, wie sich Gottsched ausdrückt, nicht das Herz, dieses Stück aufzuführen. Offenbar wird ihm, abgesehen von den Versen, auch die Gottsched'sche Komik in den Zwischenspielen nicht imponirt haben; aber auch seine äußeren Verhältnisse gestatteten ihm nicht, sich in Experimente einzulassen. Nach dem Tode seiner Frau Sophie i. J. 1725 verfiel die Gesellschaft rasch. Die durch seinen Leichtsinn fortwährend wachsende Schuldenlast, das Drängen der Gläubiger, das Zerwürfnis mit den Stiefkindern bereiteten seiner Gesellschaft, als er Ostern 1726 nach Hamburg zog, ein schimpfliches Ende.

Gottsched jedoch erkannte bald selbst, daß der „Endymion" kein Vorwurf für ein Schauspiel war. Als er später vom Herzog von Weißenfels den Auftrag erhielt, eine Oper zu dichten, arbeitete er den Endymion zu diesem Zwecke um, vollendete aber nur den ersten,

1) Abgedr. in „Gespräche von mehr als einer Welt" I. Aufl. Vgl. oben S. 58. Gottsched schreibt „Endimion".

2) Vgl. Irdisches Vergnügen i. G. II. S. 546.

3) a. a. O. 1726 S. 408. Vgl. Acta erud. CVIII.

in den Schriften der deutschen Gesellschaft veröffentlichten Akt, da inzwischen eine Landestrauer das ganze Projekt vergessen machte[1]).

Noch unter Hofmann's Theaterleitung wurde Greflinger's Übersetzung von Corneille's Cid aufgeführt. Das Stück regte Gottsched zum Nachdenken über die Regeln der Schaubühne an; es wäre ihm zum ersten Male, berichtet er, der große Unterschied zwischen einem ordentlichen Schauspiele und einer regellosen Vorstellung der seltsamsten Verwirrungen klar geworden[2]). Er sieht sich nach Belehrung um. Die deutschen Poetiken boten ihm nichts; bei Roth fand er Aristoteles gelobt[3]); er las ihn in André Dacier's Übersetzung, namentlich aber gesteht er, aus dessen ausführlichen Anmerkungen den längst gewünschten Unterricht erhalten zu haben. Daneben benützte er alles, dessen er habhaft werden konnte. Außer Dacier nennt er: Casaubonus' de poesi satyrica Graecorum, Rappolt's poetica Aristotelica, Heinsius' de tragödiae constitutione, Hedelin's pratique du theatre, den englischen Spectator, St. Evremont, die Vorreden des Corneille, Racine, la Grange, Lamotte, Molière, Voltaire u. A., später des Abts Brumoy's theatre des Grecs und Riccoboni's histoire du theatre italien[4]). Indeß ist diese sechs Jahre später entworfene Quellenliste keineswegs zuverlässig; sicher ist z. B., daß er Hedelin und Riccoboni erst nach dem Jahre 1730 kennen lernte; ob und wie er die übrigen Schriftsteller benützt hat, wird im nächsten Kapitel erörtert werden.

Im Wesentlichen war Gottsched in den Jahren 1726 und 1727 schon zur Kenntnis jener dramatischen Regeln gelangt, welche uns später in der „critischen Dichtkunst" begegnen. An seine Grund-

1) Vgl. Schriften d. deutschen Ges. II; Gottsched, Handlexikon d. schönen Wissenschaften ꝛc. Leipz. 1760 S. 606.

2) „Die sinnreiche Tragi-Comödia, genannt Cid, ist ein Streit der Ehren und Liebe." Hamburg 1679. Die Übersetzung ist in Alexandrinern abgefaßt. G. sagt im Vorwort zum sterbenden Cato: „aber nur in ungebundener Rede übersetzt". Eine Prosaübersetzung gab es nicht, indeß war es nichts seltenes, daß seitens der Schauspieler Verse in Prosa aufgelöst wurden. Übrigens sagt G. später selbst, die Greflinger'sche Übersetzung habe zu der Überlegung von dem Aufnehmen der Schauspiele unter den Deutschen Gelegenheit gegeben. Vgl. Crit. Beiträge IV. S. 293 ff.

3) Vgl. oben S. 33 und 42.

4) Vorwort zum „sterbenden Cato" 1732.

anschauungen über den sittlichen Zweck der Dichtkunst, insbesondere des Dramas, fügte sich ihm eine Reihe von Ansichten und Regeln, welche ihn bald seinem realistischen Standpunkte entrückten und zu einem absoluten Lobredner des französischen Dramas machten. Schon 1725 bemerkte er in den Tadlerinnen, in jedem Schauspiele sollte man entweder ein Laster oder eine Tugend vorstellig machen, aber dergestalt, „daß man bei jenem allezeit das darauf folgende Verderben und Unglück als eine Strafe desselben, bei dieser hingegen die darauf folgenden Glücksfälle und Wohlfahrt als ihre Belohnung bemerken könne“[1]). Nachdem er im „Biedermann“ den Begriff der Oper von dem der Tragödie und Komödie gesondert hatte, sucht er die zaghaften Gemüther, welche sich mit der letzteren nicht befreunden konnten, weil darin betrogene Väter oder Ehemänner lächerlich gemacht wurden, dadurch für die Bühne zu gewinnen, daß er mit Lamotte's Nergeleien über Molière vorrückt und nachdrücklich betont, die Tugend werde in einem regelmäßigen Stücke niemals verächtlich gemacht[2]). Damals also, im Jahre 1728, kannte er schon die Summe jener Regeln, welche er unter dem Begriffe der Regelmäßigkeit zusammenfaßte.

Für den Moralisten Gottsched mußte es eine wahre Erleuchtung sein, als er fand, das Drama wirke nicht allein sittlich durch die Verknüpfung von Schuld und Sühne, durch das Abmalen der Sitten und andrer Einzelheiten, sondern vor allem durch eine das Ganze beherrschende sittliche Idee. Diese Erkenntnis ward ihm Fundamentalgesetz.

Überall, ob er von der Fabel im allgemeinen oder von den Arten des Dramas spricht, wird dasselbe an die Spitze gestellt. „Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabsicht: nämlich einen moralischen Satz.“ Diesen sieht er als den Ausgangspunkt alles poetischen Schaffens an, und weil er dem Zuschauer klar, deutlich und in Bezug auf die sittliche Wirkung auch aktuell in die Augen springen muß, so darf die Fabel „auch nur eine Hauptandlung haben, um derentwillen alles übrige vorgehet. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung ge-

1) Tadlerinnen I. St. 17. S. 132.
2) a. a. O. II. St. 85. S. 137.

hören, können gar wohl andere moralische Wahrheiten in sich schließen." [1])

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Gottsched eine geistige Theilnahme des Zuschauers an dem Schauspiel anstrebte. Im ganzen Charakter der Zeit sowie in seiner eigenen nüchternen Geistesgrundlage lag es, daß er nicht nur diese Einheit der sittlichen Idee rein verstandesgemäß faßte, sondern auch bei der psychischen Wirkung des Dramas vornehmlich das intellektuelle Moment ins Auge faßte. Wohl spricht er von „Schrecken und Mitleiden", an einer anderen Stelle überdies noch von „Traurigkeit und Bewunderung" als den besonderen Affekten der Tragödie, aber er hat sich Anfangs gewiß keine Vorstellung über die Wirkung derselben auf den Zuschauer gemacht. Es kommt ihm nicht auf den Ton und die Stärke des erregten Gefühles an, sondern auf den jeweiligen Vorstellungskreis, in dem dasselbe wurzelt. Daher findet er sich auch mit der Phrase ab, die Gemüthsbewegungen müßten „auf eine der Tugend gemäße Weise" erregt werden (S. 572), und wo er sonst noch näher auf die Frage eingeht, da zeigt sich immer das Bestreben, durch ein Raisonnement darzuthun, welche Gedanken sich beim Zuhörer an die Affekte knüpfen, und wie dieselben geeignet seien, moralische Wirkungen hervorzubringen.

Je mehr er aber auf diese Weise das Wesen des Dramas und seine Wirkung in die begriffliche Sphäre rückt, desto mehr entschwindet ihm das Verständnis für das Mannigfaltige und Lebenskräftige; die dramatische Poesie kann ihm nicht mehr eine Malerin der Sitten und des Lebens sein, sie wird ihm eine Lehrerin des Sittlichen, die mit der Kunst nur durch die Anwendung des nach dem Leben geformten Beispieles zusammenhängt.

Allein gerade weil dieser Idealismus so einseitig auf das intellektuelle Moment gerichtet war, barg er zugleich den Antrieb in sich für eine Rückkehr zum Realismus. An die Shakespeare'schen Gespenster glauben wir, weil es der Dichter verstanden hat, unsre sämmtlichen Gemüthskräfte zu entbinden und in uns eine Stimmungsmacht wachzurufen, gegen welche der grübelnde Verstand nicht zu seinem Rechte kommt; an Voltaire's Gespenst am hellen Tage

1) Vgl. Crit. Dichtkunst I. Aufl. S. 573.

glauben wir nicht, weil der Verstand spricht, wofern das Gemüth nicht im tiefsten Grunde erschüttert ist. Der Handlung einer Tragödie, welche mit der Vollgewalt ihrer Mittel unsere Gefühle, Affekte und unsere Phantasie entbindet, folgen wir durch Zeit und Raum und hinaus über das Reich des Wirklichen; aber wenn uns das Drama nicht allseitig faßt, werden wir kritisch, und der dürftigste Verstandesmensch ist im Theater der unausstehlichste Kritikaster. Je ausschließlicher der Gedanke herrscht, desto sorgfältiger muß die Natur beobachtet und das Drama in die engeren Grenzen des Wirklichen und Wahrscheinlichen eingeschlossen werden. Die einseitige Verstandesrichtung der Gegenwart neigt daher ebenfalls zum Naturalismus.

Auch das große Publikum jener Zeit — und Gottsched selbst war ein echter Sohn derselben — konnte für ein erhöhteres geistiges Interesse am Drama nicht anders gewonnen werden als dadurch, daß die Bühne vor allem den Bedürfnissen des Verstandes Rechnung trug, daß sich das Drama unbeschadet der Hauptabsicht möglichst als eine Nachahmung der Natur darstellte. Damit war natürlich die Phantasie eingeschränkt und die Welt des Übersinnlichen, gegen die Gottsched's Rationalismus ohnehin eine heilige Scheu hegte, von der Bühne ausgeschlossen. Daher findet bei ihm der Begriff der Wahrscheinlichkeit die weiteste Anwendung. Wahrscheinlich mußte aber nicht nur die Handlung des Dramas, sondern auch das Verhältnis zwischen dem Zuschauer und der Bühnendarstellung sein. Von diesem Gesichtspunkte aus begründet er die von den Franzosen entlehnte Einheit der Zeit und des Ortes. Für das Schwerste hält er, die Fabel recht wahrscheinlich einzurichten: „Es hat viele Poeten gegeben", heißt es (S. 573), „die in allem andern Zubehör des Trauerspiels, in den Charakteren, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich gewesen: aber in der Fabel ist es sehr wenigen gelungen. Das macht, daß dieselbe eine dreifache Einheit haben muß, wenn ich so reden darf: die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes." Die Einheit der Handlung wird auf die der Idee zurückgeführt; aber die der Zeit und des Ortes dienen der Illusion. Da die Zuschauer, „ohne zu essen oder zu trinken oder zu schlafen immer auf einer Stelle sitzen bleiben", so ist es unwahrscheinlich, daß man es auf der Schaubühne etliche

Male Abend werden sieht; oder „was hat es vor eine Wahrscheinlichkeit, wenn man in dem ersten Auftritte den Helden in der Wiege, weiterhin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis und zuletzt gar im Sarge vorstellen wollte!“ (S. 574.) Bei dieser Begründung überrascht es nicht, wenn Gottsched eine Rangordnung der Fabeln mit Rücksicht auf die strengere oder weniger genaue Beobachtung dieser Regel festsetzt, wonach diejenigen die besten sein sollen, „die nicht mehr Zeit nöthig gehabt, wirklich zu geschehen, als sie zur Vorstellung brauchen, das ist etwa drei bis vier Stunden“. Freilich hätte er hiernach nur wenige Stücke billigen können; er giebt daher klein nach: „kommt es hoch, so bedürfen sie sechs, acht oder zum höchsten zehn Stunden zu ihrem ganzen Verlauf“; höher aber dürfe es der Poet nicht treiben, wenn er nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen will. Corneille's Cid, der eine Handlung von 24 Stunden hat, wird daher in Übereinstimmung mit den französischen Kritikern getadelt und nur deshalb nicht verworfen, weil die anderen Schönheiten dem Zuschauer keine Zeit lassen, daran zu denken; eine Begründung, welche beweist, wie sorgfältig Gottsched das grübelnde und krittelnde Publikum beobachtete und wie es ihm darauf ankam, die alte Schwiegermutter Weisheit ja nicht zu beleidigen, damit sie ungestört dem höheren Zwecke zustreben könne. Auf denselben Grund wird nun auch die Regel von der Einheit des Ortes zurückgeführt: „Die Zuschauer bleiben auf einer Stelle sitzen, folglich müssen auch die spielenden Personen alle auf einem Platze bleiben, den jene übersehen können, ohne ihren Ort zu ändern.“ Der Wahrscheinlichkeit gemäß wird auch die Schreibart geregelt; die Personen müssen ihrem Stande angemessen sprechen; der Tragödie eignet daher der hohe, der Komödie der niedrige Stil. Selbst wenn die letztere in Versen verfaßt wird, muß sie doch die „gemeinsten“ (gewöhnlichsten) Redensarten enthalten, durchaus dürfte keine „poetische Schreibart“ darin herrschen. Auf die Frage, ob sich in die Tragödien auch viel Gleichnisse schickten, räth er, auf die Natur zu sehen. „Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht, der hält sich mit solchen Spielen des Witzes nicht auf, sondern dringt gerade auf die Sachen selbst.“ Deshalb wird für den Ausdruck des höchsten Affekts nur das einfache Wort gefordert. Zusammenhängend mit

dieser realistischen Richtung ist die Beachtung größerer Kostümtreue. Es ist bekannt, wie viel die Bühne jener Zeit hierin geleistet hat; wie die römischen Bürger in Staatsperücken, mit Federhüten und Degen, die Römerinnen in Reifröcken und Spitzenkleidern auftraten. Der verständige Bühnenaufseher, verlangt Gottsched, müsse sich in den Alterthümern umgesehen haben und die Trachten aller Nationen in Bildern ausstudiren, denn „je näher man es darin der Vollkommenheit bringet, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, desto mehr wird das Auge der Zuschauer vergnüget".

Die Harlekine und Skaramutze werden nicht allein ihrer pöbelhaften Zoten wegen verworfen, sondern auch aus dem weit sachlicheren Grunde, weil sie nicht die „Handlungen des gemeinen Lebens" nachahmen, sondern mit ihren Streichen die Traumvorstellungen weit überbieten (S. 590). Daher warnt Gottsched mit dem damals beliebten Hinweis auf Molière's argwöhnischen Geizhals, der sich von seinem Bedienten auch die dritte Hand zeigen läßt, vor allzu hoch getriebenen komischen Charakteren.

Wie unselig platt und lächerlich endlich hat man es nicht gefunden, daß er vom Standpunkte der Wahrscheinlichkeit das Beiseite-Sprechen auf der Bühne verwirft und selbst den Monolog nur bei besonderen Affekten und dann in kürzester Fassung duldet: und doch hat ein Genie wie Ibsen den Monolog aus gleichen Gründen verworfen.

So hatte das Suchen nach dramatischen Gesetzen Gottsched gleichzeitig nach zwei verschiedenen Richtungen, nach der idealistischen und realistischen gedrängt. Beide in einer höheren Einheit zu verbinden war er ebenso wenig im Stande, als die einzelnen Regeln mit tieferem poetischen Verständnisse zu erfassen; je äußerlicher eine war, wie z. B. die von der Einheit der Zeit und des Ortes, desto nachdrücklicher wurde sie von ihm betont.

Seine Ansichten bargen keine Keime einer wahrhaften, volksthümlichen Entwickelung der dramatischen Dichtung, aber für jene Zeit waren sie von aktueller Bedeutung: Gegenüber der gesetzlosen Komposition, dem Labyrinthe der Verwirrungen wurde die Einheit der Idee und der Handlung betont, gegenüber der epischen Entfaltung der Handlung die koncentrirte dramatische Führung derselben; an Stelle der Charakterleerheit der handelnden Personen trat der typische Charakter, die geistige Passivität der Zuschauer sollte

wenigstens intellektueller Theilnahme weichen. Das Unfläthige und Zotenhafte wurde verbannt, die Sprache veredelt, gereinigt und dem sinnlosen Bombast gegenüber die Forderung nach der Stimme der Natur erhoben. Wie die unsinnigen Ausbrüche der Affekte durch das Maß, so sollten die Charaktere durch die Grenze des Wahrscheinlichen beschränkt werden; wie die Verwandlungen der Personen durch Masken in Hunde und andere Thiere verpönt wurden, so hatte sich auch das Menschenschicksal unbeeinflußt durch übersinnliche Bühnenerscheinungen lediglich nach bekannten Vernunftgesetzen zu vollziehen.

Und zu diesen positiven Forderungen traten zwei für alle Zeiten unverbrüchliche methodische Grundsätze: Gegenüber dem Extemporiren sollte die Bühne an die Litteratur gebunden sein, gegenüber der bisher sinnlichen, pathologischen Wirkung sollte sie einen höheren geistigen Zusammenhang mit dem Zuschauer anstreben.

Das war der Vorstellungskreis Gottsched's über das regelmäßige Schauspiel, als er 1727 zu Johann und Karoline Neuber in nähere Beziehung trat. Die Neuber's hatten seit Ostern das sächsische Theaterprivilegium erhalten. Beide waren damals 30 Jahre alt. Als ein aus seiner Laufbahn geworfener Studiosus juris war Johann Neuber zur Bühne gekommen; was ihm die Natur an schauspielerischer Begabung vorenthalten haben mag, ersetzte er theilweise durch eine tiefere Bildung; dabei war er ein ruhiger, in sich geordneter Charakter, praktisch und besonnen, aber auch höheren Idealen zugänglich und ausgerüstet mit männlichem Muthe, dieselben festzuhalten. Seine berühmtere Frau Karoline, geborene Weißenborn, welcher die Kunstgeschichte das hohe Verdienst einer Theaterreform zugeschrieben hat, war die Tochter eines Gerichtsinspektors zu Reichenbach im Voigtlande; nach einer trüben und bewegten Jugend ward sie 1717 mit ihrem Geliebten flüchtig, ging mit demselben zur Spiegelberg'schen Truppe nach Weißenfels und ließ sich im folgenden Jahre zu Braunschweig mit ihm trauen[1]).

Auf die Entwickelung beider waren die vom Braunschweiger Hofe ausgegangenen Anregungen zu einer Theaterreform nicht ohne Einfluß geblieben. Wie am Ende des 16. Jahrhunderts unter

1) Vgl. Reden-Esbeck, Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen. Leipz. 1881.

Herzog Heinrich Julius wurde hundert Jahre später unter Anton Ulrich dem deutschen Theater besondere Fürsorge gewidmet. Durch Aufführung französischer Tragödien in deutschen Übersetzungen sollte der verkommenen Bühne aufgeholfen werden. Zu diesem Zwecke hatte der Operndichter F. C. Bressand eine Reihe klassischer Stücke verdeutscht, so „Alexander und Porus" (1692), „Athalia" von Racine (1694), „Cid" (1699), „Brutus" (1702) von Corneille und den schon genannten „Regulus" von Pradon (1695)[1]. Waren auch diese Versuche nur Hofexperimente geblieben, so werden sie wenigstens auf die Neubers, die bei der Aufführung jener älteren Stücke schon mitgewirkt hatten, gewiß anregend eingewirkt haben. Die Nachricht, daß die wenigen mit „Regulus" und „Cid" auf der Hofmann'schen Bühne gewagten Versuche über Betreiben der Neuber's erfolgten, ist jedoch aus mehr denn einem Grunde verdächtig. In Dresden wenigstens hatte König den Ausschlag gegeben, und daß derselbe auch seitens der Bühne als eine Art Reformator angesehen wurde, geht daraus hervor, daß die Neuber's bei ihrem Einschreiten um das kurfürstliche Hofkomödianten-Privilegium am 15. Februar 1727 sich verpflichteten, durch Verschreibung der besten Leute von anderen Banden eine bessere Einrichtung des deutschen Schauplatzes und der darauf vorzustellenden Stücke „nach des Geh. Sekretär und Hofpoeten König Anleitung" dem Privilegium Ehre zu machen. Es war das gewiß nicht allein eine captatio benevolentiae, denn nachdem sie das Privileg erhalten und zur Ostermesse ihre Thätigkeit begonnen hatten, wandten sie sich direkt an König mit der Bitte, die veraltete Sprache der Bressand'schen Übersetzung des Regulus zu verbessern. Mag dieser nun auch, wie das Theaterjournal von Deutschland (1780) berichtet, den Regulus noch „platter und wässriger" gemacht haben[2], so ist sein Eifer für die Sache doch daraus zu entnehmen, daß er der Truppe gleichzeitig aus der

1) Andrè, zum Theil frühere deutsche Übersetzungen franz. Stücke: Cid 1650, 1655, 1699; Horaz 1662; Polyeuct 1669, 1673; Rodogune 1691; Sertorius 1694; Brutus 1699; der ganze Molière 1694; Racine's Alexander 1692, 1706, 1720.

2) Es liegt indeß die Vermuthung nahe, daß bei dieser Nachricht eine Verwechselung vorliegt. Sollte König diese Verbesserung nicht schon i. J. 1725 vorgenommen haben, als er den Regulus in Dresden aufführen ließ?

reichen Dresdener Garderobe die zur Aufführung nöthigen Kleider beistellte, so daß das Stück, welches in Paris ausgepfiffen worden war, in Leipzig sein Glück machte. Der Braunschweiger Hof gab ihnen Abschriften noch andrer Übersetzungen Bressand's, und so folgten die Aufführungen des „Brutus", „Alexander und Porus" und bald darauf auch des „Cid" von Corneille in der Übersetzung des Bürgermeisters von Leipzig Gottfried Lange. Gewiß hat auch er das ganze Unternehmen der Neuber's mit Interesse verfolgt, denn er hatte die 1699 noch in Wolfenbüttel für das Hoftheater verfaßte Übersetzung neuerdings durchgesehen und in „reinere und angenehmere Verse" gebracht, so daß das Stück „ungleich mehr Beifall fand als alle poetischen, die man vorhin gesehen hatte".

Bis jetzt hatten wir es nur mit Versuchen zu thun; ob und wie weit bei denselben Gottsched betheiligt war, läßt sich nicht feststellen. Von einer Bühnenreform kann offenbar aber erst gesprochen werden, wenn die versuchsweise eingeschlagene Kunstrichtung als eine ausschließlich berechtigte und weiter zu verfolgende erkannt wurde. Hiezu bedurfte es theoretischer Einsicht, bestimmter Grundsätze, fester Regeln. Zu all dem waren die Neuber's zunächst nicht berufen; dem Manne fehlte die Vorbildung hiezu, der Frau auch die besondere Fähigkeit. Die Frage, ob der Reformgedanke von den Vertretern der Bühne oder von jenen der Litteratur ausgegangen ist, erledigt sich hiedurch von selbst. Alle älteren Zeugnisse berichten, daß die neue Richtung über Anregung und Unterstützung Gottsched's eingeschlagen wurde; er selbst aber spricht hiebei öfter von mehreren Gelehrten Leipzigs oder von „einigen Gliedern der deutschen Gesellschaft". Wir wissen, daß er 1727 Senior derselben wurde; zu den stolzen Zielen, die er damals mit ihr erstrebte, gehörte offenbar eine entschiedene Einflußnahme auf das Theater. Kein Zweifel, daß bei den Besprechungen mit Johann Neuber über das regelmäßige Drama und die Regeln desselben auch die Genossen mitwirkten, die denn auch bald Hand anlegten. Während nun die Neuber's die Aufführung regelmäßiger Stücke im Interesse der Abwechslung versuchten, vielleicht auch um die höheren Gesellschaftsschichten zu gewinnen, Anfangs aber gar nicht daran denken konnten, dieser Theaterspecialität die Bedeutung ausschließlicher Kunstübung einzuräumen, weil es ihnen an den nöthigen Stücken, an den

geeigneten Schauspielern, wie nicht minder an dem nachhaltigen Interesse für eine durchgreifende Reform der Bühne fehlte, hat Gottsched, unbeirrt durch die Rücksicht auf die materiellen Bühnenerfolge, die jenen schüchternen Reformversuchen zu Grunde liegenden Gedanken zu alleinigen Grundsätzen der theatralischen Dichtung erhoben. Hielten die Neuber's auf Grund ihrer Erfahrung an der Möglichkeit einer Verbindung zwischen dramatischer Darstellung und Dichtung fest, und veranlaßte sie ihre bessere Bildung, auch ohne Gottsched's Unterstützung jenen Zusammenhang zu suchen, so betonte Gottsched, gestützt auf seine ästhetischen Studien und seinen allem Rohen und Ungeordneten abholden Geschmack, die Nothwendigkeit dieser Reform, und sein patriotischer Eifer wie sein einseitiger Charakter drängten nach ausschließlicher Verfolgung der neu gewonnenen Principien. Eine Umgestaltung der ganzen dramatischen Kunst wäre der Bühne jener Zeit nicht gelungen, wenn ihr nicht seitens eines anerkannten Vertreters der Litteratur die erste Hilfe geboten worden wäre.

Hiemit hängt denn auch die vielumstrittene Frage zusammen, ob die Bühnenreform mehr ein Verdienst Johann Neuber's oder seiner Frau Karoline war. Seit Lessing galt die Frau als Trägerin dieser Idee. Danzel hatte unter Hinweis auf Johann Neuber's Briefwechsel mit Gottsched das Verhältnis in einseitiger Weise beinahe umgekehrt; in neuerer Zeit scheint man wieder geneigt zu sein, Neuber nur als Gemahl seiner Frau gelten lassen zu wollen[1]). Indessen geht aus dem Briefwechsel sowie aus Gottsched's Zeugnissen hervor, daß die Rollen beider verschieden waren und die Zeit ihrer Geltung auseinander lag.

Karolinens Bildungszustand war für Regeln und Theorien unzugänglich; sie sehnte sich nach Leipzig zurück, um wieder „etwas Gelehrtes" zu hören (15. Februar 1730). In einer Polemik gegen

1) Vgl. Fürstenau a. a. O. S. 315 ff. Daß das Privilegium auch auf den Namen der Frau ausgestellt ist, kann kein Beweisgrund für ihre Stellung und Bedeutung als Principalin sein. Es mag das mit Rücksichten gegenüber der Sittenpolizei zusammenhängen; auch Johanna Sophie Beck, die Frau des berüchtigten Zahnbrechers und Hanswurstis Joh. Ferdinand Beck, tritt der Behörde gegenüber in ähnlicher Weise repräsentativ auf. Übrigens verhandelt der Leipziger Rath in dem Müller'schen Streite nur mit Johann Neuber.

Bielfeld, der in seinen »Progrès des Allemands« ihr Lob verkündete, sagt Gottsched, sie habe weder Grund noch Regeln verstanden und wäre weiter nichts als eine gute Schauspielerin gewesen. „Sollte man ja ihrer vormaligen Gesellschaft noch einen Ruhm zugestehen: so war es der, daß ihr Mann, nicht aber sie so viel Einsicht hatte, sich rathen zu lassen, Trauerspiele aufzuführen, die sonst was Unerhörtes waren, und den Harlekin, den er sonst selbst machte, aus den Komödien abzuschaffen. Es kann sein, daß jene in Hamburg den Leuten weiß gemacht, die Verbesserung ihrer Bühne käme von ihr her. Aber hier weiß ein jeder, daß einige Glieder der deutschen Gesellschaft dieses gethan haben, so daß sie ein bloßes Werkzeug abgegeben[1]). Nun suchte Gottsched allerdings nach seinem Zerwürfnis mit der Neuber deren Verdienst gegenüber dem ihres Mannes mehr in den Hintergrund zu drängen, aber auch in den ältesten Zeugnissen, in der I. Auflage der „Critischen Dichtkunst" sowie in der Vorrede zum „sterbenden Cato" wird die Verbesserung der Bühne durchaus nur dem Principal Johann Neuber zugeschrieben. Mit ihm werden die gelehrten Gespräche über dramatische Kunst gepflogen, und er erhebt Gottsched's Anschauungen zu ausschließlich von der Bühne zu verfolgenden Grundsätzen.

Er vertritt in den Theaterkreisen die aus der Gelehrtenstube auf die Bühne verpflanzte dramatische Theorie; er bahnt den Kontakt mit der Litteratur an, besorgt durch Gottsched neue Stücke, drängt zu rascherer Arbeit, ja er nimmt sogar Einfluß auf den Charakter der Übersetzungen. Allein er ist der starre Pedant in der Theaterwelt, wie Gottsched in der Litteratur. Die Gottschedin, die seine Verständigkeit für das Bessere und seine Folgsamkeit gegenüber seinen Rathgebern anerkennt, nennt ihn, allerdings in einer Satire, geradezu einen schlechten Schauspieler[2]): Erst seine Frau, die darstellende Künstlerin, welche die Theorie der Praxis nachsetzte, war im Stande, dem Bestreben der Männer auf der Bühne den

1) Vgl. Neuestes a. d. anm. Gel. II. S. 905.

2) Vgl. Der kleine Prophet von Böhmischbroda oder Weissagung des Gabriel Johannes Nepomucenus Franciscus de Paula Waldstorch, genannt Waldstörchel. Prag [Leipz.] 1753. S. 25. Hier wird auch von der Neuberin gesagt: „Verstand hatte sie nicht wie ihr Mann."

Erfolg zu sichern. Sie vertritt das lebenskräftige Element; gleich Anfangs faßt sie das von den Männern festgehaltene Princip viel freier, ohne es aufzugeben; improvisirte Scherze und Redewendungen läßt sie gelten, Verkleidungen begünstigt sie, sie hängt dem Hanswurst ein anderes Mäntelchen um und bringt ihn als veredelten Spaßmacher auf die Bühne. Sie billigt Gottsched's Ansicht von dem idealen Zweck des Dramas und weiß, wie er bei Verwerfung der Oper gegen die Sinnlichkeit losdonnert, aber sie erkennt auch, daß sich die echte Kunst von dem Boden der Sinnlichkeit aus zum Ideale erhebt.

Aus diesem Gegensatze folgt denn auch die Zeit ihrer aktuellen Wirksamkeit. Johann Neuber und Gottsched theilen dasselbe Schicksal. Sie überleben sich rasch; dieser in der Litteratur, jener innerhalb seiner Gesellschaft.

Johann Neuber hatte in seiner Truppe nur so lange eine Bedeutung, als es galt, den neuen Weg zu zeigen und die Bahn zu betreten; er hat es verstanden, die Forderungen des gelehrten Kunstenthusiasten: die Reinigkeit der Sprache, die edlere Führung der Handlung, die Einheiten 2c. auf die Bühne praktisch zu beziehen und hat auch Anfangs mit anerkennenswerthem Opfermuthe die neue Bahn betreten; als aber diese erste Aufgabe erfüllt war, als es galt, dem einmal gefaßten Princip eine mannigfaltigere Ausgestaltung zu geben, dasselbe mit dem herrschenden Bedürfnisse in einen höheren Einklang zu bringen, um die Reform auch gegenüber den verschiedenen Gegnern zu behaupten, da erwies er sich als unfähig. Schon 1740 sinkt er zum Unterfertiger der Theaterzettel herab. Seine Frau aber hatte sich durch den Gegensatz, in welchem sie ihrer innersten Künstlernatur nach gleich Anfangs zu Gottsched stand, nicht nur behauptet, sie hatte diesen Gegensatz im Kunstleben so weit entwickelt, daß Gottsched, mit dem sie denselben Weg betreten hatte, in ihr den ersten Widerstand fand. Und da sie es überdies war, welche die Prologe und Vorspiele dichtete, in denen dem Publikum die Vorzüge der veränderten Bühne vor Augen geführt wurden, da auch auf ihre Veranlassung hin später die feierliche Vertreibung der Harlekins in Scene gesetzt wurde, so mußte sie Lessing und den jüngeren Zeitgenossen als Trägerin der Reform erscheinen.

Wäre der Einfluß der Neuberin bei der Fassung und ersten Durchführung der Reformgedanken ein größerer gewesen, so hätte sich das Repertoire jedenfalls mehr im Lustspiele als in der Tragödie bewegt. An diese konnte sie allerdings ihr Interesse für den Alexandriner locken, in dessen Vortrag sie sich so gut gefiel, aber die Darstellung von komischen Rollen des regelmäßigen Lustspieles entsprach nicht nur mehr ihrem Wesen, sie hatte hierin auch schon eine gewisse Berühmtheit erlangt, und die Aussicht, sich in männlicher Verkleidung zeigen und die ganze Kraft ihres lebensfrischen Naturells entfalten zu können, war beim Lustspiel weit lockender als bei der pedantisch steifen Alexandrinertragödie.

In dieser Frage war offenbar Gottsched's Anschauung maßgebend. Der Gegensatz der neuen Richtung konnte mit der Tragödie entschiedener und schärfer hervorgehoben, der Zusammenhang mit der Litteratur fester geknüpft werden, da das Extemporiren im höheren Stile fast unmöglich war. Dazu kam Gottsched's eigene Verständnislosigkeit für Humor und Komik, deren Grund wir, abgesehen von seiner ganzen Gemüthsanlage, auch in seinem Lutherthume finden müssen. Wie der Reformator ist auch er ein Feind des Burlesken und der Posse, Anfangs sogar ein viel entschiedenerer als später. „Die Begierde einiger Scribenten, was Lustiges zu schreiben", sagt er in den Tadlerinnen[1]), „kann niemals abscheulich genug vorgestellet werden." Abraham a Santa Clara mit seinen „ärgerlichen Zoten" ist ihm ein Greuel. „Man lasse dem Papstthume diese Lustigmacher, sonderlich in ernsten Materien", ruft er aus, und seine Erfahrungen mit Henrici machen die sonderbare Schlußfolge begreiflich: „Aus der Bemühung, immer lustig zu schreiben, entsteht endlich eine Unfläterei."

Das erste Stück, welches über Vorschlag und Empfehlung Gottsched's aufgeführt wurde, war Corneille's Cinna in der Übersetzung des Nürnberger Rathsherrn Christoph Fürer von Haimendorf[2]). Angeregt durch dieses Stück übertrug Gottsched noch i. J. 1729 Racine's „Iphigenie" ins Deutsche. Was den color poeticus anlangt, so gilt von der Übersetzung das Wort des Pater Brumoy:

1) a. a. O. II. St. 2.

2) Abgedr. in „Christliche Vesta und irdische Flora". 1702.

»C'est ainsi, que Racine, traduit dans une langue etrangère, rougirait, de se voir si different de lui même et refuserait de se reconnaître.« Aber die Bühne und das Publikum hielt er sich auch hier immer vor Augen. Da die Truppe Mangel an weiblichen Kräften hatte[1]), ließ er die Person des „Kammerfräuleins" der Königin Klytämnestra ganz weg und wies ihre Worte dem Hauptmanne von der Wache zu. Ferner hatte er bemerkt, daß das Leipziger Publikum an dem für Iphigenie günstigen Ausgang des Stückes Zweifel hegte. Er dichtete daher eine kurze Schlußscene hinzu, in welcher Iphigenie, von Achill an der Hand geführt, ihrer Mutter nochmals vorgestellt wird. Nun sah man es handgreiflich, daß die Prinzessin nicht geopfert worden war. Aber was nun? Der Phantasie sollte womöglich gar nichts übrig bleiben. Man mußte in allem klar sehen, wie auch die Staatsaktionen alles breit entfaltet haben, daher verlobt Klytämnestra sofort ihre Tochter, freilich mit den echt Gottsched'schen Worten:

„Mein Prinz, empfaht die Hand und freuet euch zugleich!"

Das Stück wurde noch 1729 in Leipzig[2]), hierauf bei dem Braunschweigischen Huldigungsfeste vor dem Hofe aufgeführt[3]). Erst 1733 erschien es, mehrfach verbessert, mit einem Auszug aus der Euripideischen Iphigenie begleitet und mit einer Zueignungsschrift an den Herzog Ludwig Rudolf und seine Gemahlin[4]). Gottsched machte diesem im nächsten Jahre auf dem klassischen Boden des Bades Lauchstädt persönlich seine Aufwartung und wurde ansehnlich beschenkt[5]). Bei der Tafel hatte der Herzog die Gnade, dem Reformator der deutschen Bühne auf den Flor des deutschen Parnasses

---

1) „Die meisten Gesellschaften könnten kaum drei, zum höchsten vier aufbringen; fünf aber auf die Bühne zu stellen, würde ganz unmöglich fallen." G. im Vorworte zur „Iphigenie".

2) „Zum ersten Male aufgeführet", wie G. in der Vorrede 1733 sagt, „vor 4 Jahren." 3) Vorwort zur „Iphigenie".

4) „Des Herrn Racine Trauerspiel Iphigenia vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzt, nunmehro aber mit einer Vorrede und einem Auszuge aus der griechischen Iphigenia des Euripides ans Licht gestellet von Joh. Christ. Gottscheden. P. P. E. zu Leipzig ꝛc. Leipz. bey Bernh. Christoph Breitkopf 1734. Vgl. Schaubühne II. 1. 1740, 1745. G. spricht indeß von 5 oder 6 Ausgaben. 5) Vgl. Weltweisheit ꝛc. II. Vorwort.

zuzutrinken. Gottsched feiert das Ereignis in einer Ode[1]); er erinnert an Anton Ulrichs Zeiten und erhebt den Herzog seines Kunstsinnes und Verständnisses für deutsche Dichtung wegen über die übrigen Fürsten Deutschlands. Der Gedanke lag nahe, jenen Hof, der den ersten Antrieb zur Theaterreform gegeben hatte, für das zur Hebung des Volkes eingeleitete Unternehmen zu gewinnen. Aber Ludwig Rudolf starb im Jahre 1735. Die Aussicht auf einen fürstlichen Beschützer der gereinigten deutschen Schaubühne war hiemit in weitere Ferne gerückt.

VII.

„Versuch einer critischen Dichtkunst".

Weniger die eigene dichterische Bethätigung als vielmehr seine führende Stellung in der deutschen Gesellschaft, in welcher nach bestimmten Regeln ästhetische Kritik geübt wurde, sowie das litterarische Patronatsverhältnis zum Theater drängten Gottsched zu endlicher Fixirung der vielberufenen Dichterregeln. Schon 1727 war er von Masecov aufgefordert worden, eine poetische Anweisung zu schreiben; daß er sich damals dazu noch nicht stark genug fühlte, war allerdings ein Mangel an dem neuerwählten Senior. Hatte doch Menke, der frühere Kritiker der Gesellschaft, wenigstens anhangsweise eine Unterredung von der deutschen Poesie geschrieben[2]). Daher entschloß sich Gottsched im kommenden Jahre über Aufforderung einiger Freunde, ein Collegium poeticum zu lesen und ging daran, seine bisher „unordentlichen Gedanken und Anmerkungen" von der Poesie in systematischen Zusammenhang zu bringen. Er suchte, wie schon Pietsch gerathen hatte, nach dem „inneren Charakter und dem

1) Vgl. Gedichte 1736. S. 60; 44.

2) „Ausführliche Unterredung von der deutschen Poesie und ihren unterschiedenen Arten" im Anhang zu „Vermischte Gedichte". Leipzig. 1710.

wahren Wesen" der Dichtung, aus welchem alle besonderen Regeln derselben abgeleitet werden könnten." Neben fleißiger Lektüre kritischer Schriften wurden mit dem französischen Prediger Coste, einem nach Gottsched's Urtheile tiefsinnigen Kritiker, dann mit König und Krause Unterredungen gepflogen, und bald war die erlösende Offenbarung gefunden, „daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe". Die Vorlesung wurde gehalten, und aus dem Entwurfe für dieselbe entstand das vielberühmte und vielberüchtigte Buch: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen. Es erschien bereits 1729 zur Michaelismesse, wiewohl es das Jahr 1730 auf dem Titelblatte trägt[1]).

Der allgemeine, aus zwölf Kapiteln bestehende Theil handelt „vom Ursprunge und Wachsthum der Poesie überhaupt", dann von dem Charakter und dem guten Geschmack eines Poeten, im vierten Kapitel von den drei Gattungen der poetischen Nachahmung, insonderheit von der Fabel, im fünften von dem Wunderbaren und im sechsten von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie. Kap. VII bis XII sind der Dichtersprache gewidmet. Die zwölf Abschnitte des besonderen Theiles beschreiben die einzelnen Dichtungsarten; zunächst die Oden und Lieder, weil sie die älteste Gattung der Gedichte wären. Auch weiterhin will er der Ordnung der Natur

1) „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen; Darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondere Gattungen der Gedichte, abgehandelt und mit Exempeln erläutert worden: Uberall aber gezeiget wird Daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Anstatt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verse übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von M. Joh. Christoph Gottsched. Leipzig 1730 Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf." — „Zweyte und verbesserte Auflage, mit allergnädigster Freyheit. 1737" (statt „vor die Deutschen" ist „für" eingesetzt, sonst gleichlautend). Von Horaz' ars poetica ist auch der Text abgedruckt. Als Musterbeispiele figuriren in beiden Auflagen G.'s eigene Dichtungen. — Dritte und vermehrte Aufl. 1742: „Versuch einer Critischen Dichtkunst Durchgehends mit den Exempeln unsrer besten Dichter erläutert. Anstatt einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert, von Johann Christoph Gottscheden." (Der Zusatz „vor die Deutschen" fehlt, dem Buche sollte der Weg in's Ausland eröffnet werden. Fremde Beispiele statt der eigenen.) — IV. Aufl. 1751 gleichlautend, mit dem Zusatze: „Diese neue Ausgabe ist, sonderlich im zweiten Theile, mit vielen neuen Hauptstücken vermehrt". — Der obigen Darstellung liegt die I. Aufl. zu Grunde.

folgen, aber ohne jeden durchsichtigen Eintheilungsgrund behandelt er 2. Cantaten und Serenaten, 3. Idyllen, Eclogen oder Schäfergedichte, 4. Elegien, d. i. Klagelieder und verliebte Gedichte, 5. Poetische Sendschreiben oder Briefe, 6. Satiren oder Strafgedichte, 7. Sinn- und Scherzgedichte, 8. Dogmatische, heroische und andere größere Poesien, 9. Epopöen, 10. Tragödien, 11. Komödien, 12. Opern oder Singespiele.

Um es gleich auszusprechen: es ist recht schwer, sich in den Gottsched'schen Irrgängen einigermaßen zurecht zu finden, zumal wenn man an das Werk mit jenen Ansprüchen herantritt, welche Danzel's Auffassung nahe gelegt hat[1]). Wenn es schon nicht richtig ist, daß die übrigen Völker in unmittelbarer Selbstgenügsamkeit nur ohne Weiteres ihr System dichterischer Regeln auf die Vernunft selbst bezogen haben, ohne sich um die Ableitung derselben aus den höchsten Principien weiter zu kümmern, so ist es noch weniger zutreffend, daß Gottsched, wie Danzel will, mit dieser Aufgabe Ernst gemacht hat. Seine Hindeutungen auf eine aprioristische Deduktion der Dichterregeln aus der Vernunft sind nur ganz zusammenhangslos und gelegentlich hingeworfen (S. 81); ein Versuch dieser Ableitung wird gar nicht unternommen. Ja, es finden sich Stellen, aus denen hervorgehen könnte, daß Gottsched die Vernunft zu dem poetischen Geiste sogar in direkten Gegensatz stellte, so wenn er auf die Frage, „was denn nunmehro die poetische Art zu denken von der prosaischen unterscheide", antwortet: „Die Vernunft kann und soll es nach dem vorigen nicht sein" (S. 289). Daher entbehrt denn auch die Behauptung, daß er seine „Critische Dichtkunst" als eine Vervollständigung der Wolf'schen Philosophie habe angesehen wissen wollen, jeder Grundlage. Weder die Methode noch der inhaltliche Zusammenhang haben philosophischen Charakter.

Andererseits darf man Gottsched doch auch nicht wieder als stupiden Abschreiber und Plagiator bezeichnen, den man nicht einmal ernst nehmen will. An starken Widersprüchen fehlt es allerdings nicht, aber wie bei jedem Kompilator, dessen Wirksamkeit wie die Gottsched's eine geschichtliche Bedeutung hat, setzt sich auch bei ihm das scheinbar Willkürliche aus bestimmten, den überkommenen

1) Vgl. Danzel, Gottsched u. s. Zeit. S. 9 ff.

geschichtlichen Aufgaben entsprechenden Elementen zusammen, denen eine relative Nothwendigkeit innewohnt. Gottsched ist vor Allem Empiriker; er hat durch seine litterarische Wirksamkeit eine Summe appercipirender Vorstellungen gewonnen, mit denen er aus den Quellen, über die er im Vorworte eine ansehnliche Liste zum Besten giebt[1]), zusammenraffte, was ihm eben zu passen schien. Offenbar hatte er, nachdem er sich i. J. 1727 aus Dacier, Rappolt, Corneille, Racine und anderen Autoren die Regeln über das Drama zurechtgelegt, nach einem umfangreicheren, alle Gattungen umfassenden Compendium gesucht, weil es ja galt, das Ganze auf einem Principe aufzubauen. Es ist daher glaubwürdig, wenn er erzählt, er habe seine Zuflucht zu Scaliger genommen, dessen Poetik er für die deutsche Gesellschaft erhandelt hatte[2]). Auf ihr beruht die ganze Lehre von dem Wachsthum der Poesie und Mehreres aus dem zweiten Kapitel; Hauptquellen für die Lehre von der Dichtersprache sind Lamy und Bouhours, für das Kapitel von den Nachahmungen Dacier und Bossu, der dann auch für Alles, was die Fabel betrifft, namentlich für die Lehre vom Epos, die Grundlage bildet, obgleich hier auch der Aristotelische Text zu Rathe gezogen wurde. Der Abschnitt über das Drama scheint, obwohl äußerlich gehalten und ohne tieferes Eingehen auf das Tragische und Komische, aus mehreren Schriftstellern zusammengetragen. Ist auch der Einfluß von Corneille unverkennbar, so kann doch die Lehre von den Einheiten nicht auf ihn allein zurückgeführt werden. Denn gerade die für Gottsched charakteristische Motivirung derselben

1) Die Quellenliste weicht von der im Vorworte zum sterbenden Cato (vgl. oben S. 113) ab. Hier werden genannt: Aristoteles, Longin, Horaz, Scaliger, Boileau, Dacier, Bossu, Perrault, Bouhours, Fenelon, St. Evremont, Fontenelle, Callieres, Furetière, Shaftesbury, Steele, Corneille, Racine, Castelvetro, Muralt, Voltaire, Bodmer.

2) Vgl. Weltweisheit a. a. O. II. Was G. aber hier sonst mittheilt, er habe den Aristoteles nach der Ausgabe und Übersetzung von Wilh. Heinsius studirt, daneben Rappolt's poetica Aristotelica, und aus diesem Studium wäre ihm der Grundsatz von der Nachahmung der Natur aufgegangen, „von ungefähr" nur sei ihm auch Dacier's übersetzte Poetik des Aristoteles in die Hände gefallen und hätte ihm in den Anmerkungen kein geringes Licht gegeben, ist natürlich eine Verdrehung der Thatsachen zu dem Zwecke, um den gegen ihn oft erhobenen Vorwurf, er habe die Franzosen ausgeschrieben, zu entkräften.

mit der Wahrung der Illusion des Zuschauers weist deutlicher auf Fontenelle hin. Für die Anmerkungen, mit denen er die Übersetzung der ars poetica von Horaz begleitet, waren ihm die Noten Dacier's zu Aristoteles Muster. Von Boileau, der ihm wie Horaz Paradeautor war und mit dessen Aussprüchen er die einzelnen Regeln auszierte[1]), trennt ihn ein tieferer Gegensatz, indem der Franzose weit stärker das ästhetische, der Deutsche das sittliche Moment betont. Unverkennbar ist auch der Einfluß derjenigen französischen Schriftsteller, die in dem Litteraturstreite die Partei der Modernen gegenüber den Alten ergriffen haben: Perrault's, Fontenelle's und Lamotte's. Aus der Darstellung Callier's in seiner Histoire poetique de la guerre nouvellement declarée entre les Anciens et les Modernes, ferner aus Furetière, Voltaire und Evremont werden mehrere Urtheile, das Wunderbare und Wahrscheinliche betreffend, entnommen. Ob er Shaftesbury, von dem er eine Stelle über den Geschmack citirt, wirklich nicht gekannt hat, wird um so weniger behauptet werden können, als er auch sonst auf ihn verweist. Überhaupt ist jedes negative Urtheil über die Quellenbenutzung Gottsched's äußerst gewagt. Bei der Darstellung wird im Einzelnen auf die Entlehnung hingewiesen werden; volle Sicherheit und erschöpfende Einsicht wird man um so weniger erlangen können, als es Gottsched bei seinem guten Gedächtnisse nicht nöthig hatte, thatsächlich abzuschreiben, zumal es ihm weder auf tiefere Erfassung der Begriffe noch des Zusammenhanges der benutzten Schriftsteller ankam. Wir haben uns in den vorausgehenden Kapiteln den Weg gebahnt, um jene aktuellen Vorstellungskreise festzuhalten, mit denen er an die Lektüre der Quellen herantrat. Der Gegensatz zur zweiten schlesischen Dichterschule, die formalen Spielereien in der Poesie, die Hohlheit der Lyrik, namentlich der Odendichtung, die Bemühungen um eine vernunftgemäße Redekunst, seine Bestrebungen, einen geistigen Zusammenhang zwischen Bühne und Publikum herzustellen, lenkten ihn zur Betonung einer vernunftgemäßen Sprache, zur Einschränkung der Phantasiethätigkeit, zur Forderung nach reicherem und bedeutenderem

1) Vgl. Wichmann, L'art poetique de Boileau dans celui de Gottsched. Berl. 1879. Der Parallelismus zwischen Boileau's und G.'s Ansichten ist hier entschieden zu weit geführt, der Gegensatz unbeachtet gelassen.

Inhalt, also mehr nach einer realistischen Richtung. Der Kampf gegen Henrici und seine Genossen, gegen die Rohheiten der Volksbühne und namentlich das durch seine Theaterreform stärker hervorgetretene Sittlichkeitsprincip drängten nach Hervorhebung des idealistischen Princips.

Die Formel von der Naturnachahmung war ihm schon viel früher bekannt[1]). Seine gegenwärtige Aufgabe bestand darin, alle seine Regeln mit jenem Grundsatze in Einklang zu bringen; daß dies nur bei äußerster Dehnung und verschiedenartigster Deutung des Begriffes der μίμησις hätte möglich sein können, liegt auf der Hand. Gottsched hat aber eine derartige Anwendung nicht einmal consequent durchgeführt, wenn es ihm auch Bedürfnis war, den Ruf nach Natur, wo nur immer thunlich, zu erheben. Vergleichen wir die bisher von ihm geäußerten Ansichten über die Poesie mit den in der „Critischen Dichtkunst" codificirten Regeln, so ergiebt sich, daß ihn gerade seine Reflexionen und Studien in manchen Punkten von der Betonung der Natur abgeführt haben, so daß er sich durch das Überlieferte zu Concessionen an die antike und klassisch-französische Poetik genöthigt sah. Die geschichtliche Betrachtung wird, da sich die „Critische Dichtkunst" nur in ganz beschränkter und nebensächlicher Weise mit den metaphysischen Fragen der Poesie und des Schönen beschäftigt, vor Allem ein Bild davon zu geben haben, welche ausgedehnte Bedeutung der Begriff der Naturnachahmung bei Gottsched erhielt, und wie sich bei ihm das in der Kunstgeschichte ewige Schwanken zwischen Idealismus und Realismus darstellt.

Der Begriff der Naturnachahmung bot ihm zunächst die Waffe gegenüber dem „Phöbus und Galimatias"[2]). Mit ihr hatte er die Reformen auf sprachlichem Gebiete betreten, und daß er gerade den dichterischen Ausdruck oder, wie er gewöhnlich sagt, die „Schreibart" so betont, wie schon aus dem verhältnismäßig großen Umfange hervorgeht, der dieser Frage gewidmet ist, hängt zum nicht geringen Theile mit dem seine ganze Wirksamkeit tragenden nationalen Pathos zusammen. Da er nicht im Stande war, in die Tiefen deutscher Eigenart zu dringen, so ergriff er um so eifriger die Pflege der

1) Vgl. oben S. 42.

2) Über die Geschichte dieses Ausdruckes, namentlich über die Erklärung des Königsberger H. Arnold, vgl. Borinski, Die Poetik der Renaissance (1886) S. 372.

Sprache, jenes Schatzes, in dem nationale Besonderheit am deutlichsten ausgeprägt ist. Deshalb ist das Buch „vor die Deutschen" geschrieben. Nur bei der Stoffwahl für das Epos verlangt er eine Rücksicht auf den Interessenkreis des Volkes und der Zeit. Er weist jeder Nation einen passenden epischen Helden zu: für einen griechischen Dichter passe Xerxes, für einen römischen Hannibal ꝛc. „Weil ich aber itzo in Deutschland lebe, so dörfte ich nur Ludwig XIV. und dessen bei Höchstädt gedämpften Übermuth in meinem Gedichte beschreiben und demselben den Titel des herrschsüchtigen Ludewigs oder eingebildeten Universal-Monarchen geben, so hätte es in diesem Stücke seine Richtigkeit" (S. 138). Sonst deutet keine Bemerkung darauf hin, daß Gottsched damals eine weitergehende Vorstellung von dem innigen Verhältnis des nationalen Lebens zur Poesie gehabt hätte. Nur auf sprachlichem Gebiete beruft er sich auf die „Natur unsrer Mundart" (S. 256), auf das natürliche Gehör, welches oft entscheiden müsse. Von diesem Standpunkte aus werden mit Zeugnissen aus Andr. Gryphius, Rachel und Lauremberg vor Allem die Fremdwörter verworfen, denn „ein deutscher Poet bleibt bei seiner reinen Muttersprache und behängt seine Gedichte mit keinen gestohlenen Lumpen der Ausländer". Aber auch die deutschen, den fremden Sprachen nachgeahmten Redensarten lehnt er mit Beispielen, die aus den Schweizer Schriften entnommen sind[1]) (S. 257), als Barbarismen ab. Die Nachahmung der Natur fordert Achtung vor der Natur der Sprache, und zu dieser gehört auch die natürliche, d. i. prosaische Wortfolge. Wenn nun auch Gottsched nicht auf dem einseitigen Standpunkte Weise's verharrte, so werden die „Versetzungen" doch nur in gewissen Fällen, bei besonderen Affekten, in der Ode ꝛc. geduldet. Denn wer „ohne Scheu wider die Natur unsrer Mundart alle Regeln der Sprachkunst aus den Augen setzt, der verdient ein Pol oder Wende genennt zu werden, der nicht einmal Deutsch kann, geschweige daß er ein Poet zu heißen verdienen sollte". Nimmt man noch hinzu, daß die angeführten Beispiele meist der deutschen Litteratur entnommen sind, daß das Buch in deutscher Sprache abgefaßt ist, so stellt sich der nationale Ertrag freilich als ziemlich gering dar.

1) Vgl. oben S. 72.

Natur und Leben sollten auch den Wortschatz des Poeten einschränken. Besondere Beachtung wird hiebei der Lautmalerei gezollt, „weil sie den Schall gewisser natürlicher Dinge nachahmt". Allein dieselbe darf nicht in einer neugebackenen Menge „nichtsheißender Silben" bestehen, wie es Nic. Peucker gethan, sondern in „ausgesuchten, der Natur gemäßen, aber ungezwungenen und sparsam angebrachten Wörtern" (S. 202). Veraltete Ausdrücke sind, ausgenommen in Knittelversen, bei denen ohnehin eine komische Wirkung beabsichtigt ist, zu meiden; mit dem Hinweis auf die Pegnitzschäfer und Zesenianer wird die Sucht, neue Worte zu bilden, scharf getadelt. Dagegen thut man Gottsched Unrecht, wenn man behauptet, daß er die Sprachbereicherung ganz ausgeschlossen habe. Mit Maß und Verstand darf der Poet ein „geschicktes Wort" wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervorziehen; ja, es soll einem deutschen Dichter, damit seinem Pegasus die Flügel nicht allzu kurz beschnitten werden, unbenommen sein, neue Wörter zu bilden, denn gewisse grammatische Verwegenheiten gerathen manchem Dichter so gut, daß man eine besondere Schönheit darin findet. Freilich kann hier nur das „zärtliche Gehör" entscheiden, und der Dichter muß sich die Abweisung der Neubildung Seitens des Volkes gefallen lassen. Als Muster werden Wörter aus Dach, Flemming und Opitz herangezogen, wiewohl sich der letztere durch das Beispiel der Holländer auch nach Art der Hirsenpfriemer — eine Bezeichnung Rachel's für Wortschmiede — zu einer gar zu großen Kühnheit habe verleiten lassen.

Dagegen ist fast der gesammte lebende Wortschatz für die Poesie verwendbar. In gewissen Gattungen, „wo das Natürliche mehr herrschen muß" (Schäfergedichte, Briefe, Liebeslieder, Satire und Komödie), sind sogar die „ganz niederträchtigen und pöbelhaften Worte" nicht zu verwerfen. Der „Bauerkerl" Sancho Pansa bei Cervantes spricht daher naturgemäßer als Scandor in Ziegler's Banise. Es ist bekannt, daß hierin Gottsched's Geschmack oft bis zum rohen Naturalismus herabsank, und doch störte ihm schon hier der Sittlichkeitsbegriff seine Cirkel, denn Unflätereien, Alles, was wider die Ehrbarkeit läuft und guten Sitten zuwider ist, wurde ausgeschlossen, ja es wird daneben auch, wahrscheinlich nach Bossu (la langage des Dieux), verlangt, der Poet habe „gleichsam die Sprache der Götter" zu sprechen.

Immer muß das Wort eine Anschauung oder einen Begriff decken; nur in dieser Beschränkung werden die Wortspiele geduldet; wo jedoch eine Häufung gleichartiger oder lautverwandter Wörter beabsichtigt wird, da sind „diese Wortspiele nichts als leere Schellen, die nur im Gehöre klingen". Es ist bekannt, in welchen läppischen Kindereien sich die Dichter in der Zeit vor Gottsched gefielen; selbst Flemming, der übrigens stets mit der größten Hochachtung als Muster herangezogen wird, lieferte hierfür Belege, und sogar Opitz, der deutsche Klassiker, und andere Poeten haben sich „zuweilen von dem verderbten Geschmacke ihrer Zeiten gleichsam wider ihren Willen hinreißen lassen. Ihr Exempel aber muß uns keine Regel machen, weil es mit keinen guten Gründen unterstützt ist" (S. 210). Da ihn deutsche Muster und Regeln hier völlig im Stiche lassen, so weist er auf die Auctorität Boileau's hin.

Für die musikalische Seite der Sprache hatte Gottsched wenig Sinn. Selbst der Rhythmus ist eigentlich nur dazu da, die Ohren zu kitzeln und dadurch das Gemüth des Lesers oder Zuhörers zu belustigen. Für die erhebende Wirkung der rhythmischen Rede hat er ebenso wenig Verständnis als davon, daß dieselbe dem schaffenden Dichter höheren Aufschwung verleiht. Er steht hier noch mehr unter dem Einflusse Lamotte's als später. Wenn das Wesen der Poesie nur in einer Nachahmung des Wirklichen bestände, so wäre die Consequenz allerdings die gänzliche Verwerfung des Rhythmus. Bei Gottsched nimmt derselbe daher naturgemäß auch eine untergeordnete Stelle ein und wird nur als etwas Gegebenes und aus dem ursprünglichen Zusammenhange der Poesie mit der Musik Erklärliches behandelt. Consequenter ist das Nachahmungsprincip in der Reimfrage gehandhabt.

Das Zeitalter der poetischen Spielereien verwarf die Reimlosigkeit unbedingt. Morhof verglich reimlose Verse mit einer „Strohfidel"; der Klang des Reimes gleiche einer wohlgestimmten Geige[1]); Prasch und Andere folgten ihm in der Lobpreisung dieser „himmlischen Harmonie". Die Reaktion ging von zwei Seiten aus. Schon der Realismus Christian Weise's empfindet im Reime einen Zwang, welcher öfter dem »Sensus« nachtheilig sei und die »dictio

1) Vgl. Morhof, „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie", S. 516.

sententiosa« beeinträchtige; wo diese, wie in der Oper und im Madrigal der Singspiele, besonders hervorzutreten habe, ist Reimlosigkeit gestattet. Entschiedener noch sind jene Angriffe gegen den Reim, die auf englischen Einfluß, besonders auf die Vorbildlichkeit Milton's zurückgehen. So treten die Schweizer, nachdem sie in Dubos' „Reflexion" (1719) auch einen theoretischen Rückhalt für diese Art Poesie gefunden hatten, in den Diskursen für die Berechtigung der reimfreien Verse im Allgemeinen auf. Den Angriff, den Bodmer wegen seines reimlos übersetzten Stückes des zweiten Gesanges aus Boileau's »art poëtique« (Blatt 21) erfahren hatte, beantwortete er (Th. II. 7) mit der gänzlichen Verwerfung des „Schellenklanges". Gottsched nimmt auch hierin eine Mittelstellung ein. Schon im „Biedermann" (I. 165) hatte er ein Stück aus Xenophanes' Lehrgedicht in reimfreie Alexandriner übersetzt. Als man darin eine Annäherung an die Schweizer erblickte, wies er diese Zumuthung ausdrücklich ab[1]). Er will nur versuchen, die Ohren der Deutschen in poetischen Übersetzungen an reimfreie Verse zu gewöhnen. Der Anfang sei schon durch Ludwig von Seckendorf's Übersetzung von Lucan's Pharsalischem Kriege gemacht worden; sie gefalle ihm zwar nicht, aber dies liege, wie er später ausführt, in der rauhen, poesielosen Sprache. Selbst Canitz' Übersetzung der V. Satire Boileau's und Neukirch's Übertragungen beweisen, daß der Reime wegen manches Gezwungene mit unterlaufe. Weitergehend ist der Standpunkt Gottsched's in der „Critischen Dichtkunst". Zwar will er auch hier die Reime nicht abschaffen, weil sie dem Gehör so viel Belustigung erwecken wie das Silbenmaß und die Harmonie selbst (S. 314), aber er fordert gleichwohl zur Pflege reimloser Poesie auf und zwar aus Gründen, die dem realistischen Rüstzeug seiner Poetik entnommen sind: „Vors erste würde man sich gewöhnen, mehr auf das innere Wesen in Versen zu sehen als itzo geschieht, da der Klang der Reime, sonderlich in kurzen Versen, das Gehör so einnimmt, daß das elendeste Zeug bei dem größten Theile der Leser Beifall findet" (S. 314). Besonders aber leitet ihn die Rücksicht auf das Theater. In diesem Punkte nähert er sich den Engländern am meisten, denn nicht nur in der Komödie, auch in

1) Vgl. „Biedermann" I. 181.

der Tragödie sollen „von rechtswegen" die Verse in einer leichten Art geschrieben sein, damit sie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterschieden wären. „Wenn alle Personen mit gereimten Versen auf die Schaubühne treten und dieselben herbeten oder wohl gar hersingen: wie kann das natürlich herauskommen?" Auch bei dieser Gelegenheit dringt er wie bei der Betonung der Einheit des Ortes und der Zeit auf Herbeiführung der Illusion des Zuschauers. Es müsse demselben wahrscheinlich sein, daß er wirklich die Handlungen gewisser Leute mit ansehe. Die Reime klängen immer gar zu studirt. Ja, die Engländer werden sogar wegen ihrer reimlosen Trauerspiele den Franzosen gegenüber gelobt, die „lauter reimende Helden aufs Theatrum stellen". Gleichzeitig will er der erste sein, der, sollte er es einmal wagen, ein Trauerspiel zu „machen", hierin wider den Strom schwimmen wird. Vielleicht hätte sich Gottsched auch inhaltlich der englischen Tragödie mehr genähert, wenn er diesem ersten Vorsatze treu geblieben wäre.

Rhythmus und Reim treten als unwesentlich vor der „poetischen Schreibart" zurück. Aber mit diesem ungeschickten Ausdrucke verband Gottsched durchaus nicht, wie man ihm auch zugemuthet hat, die Vorstellung, als käme es hauptsächlich auf das Schreiben an. Wenn er wirklich einmal bei Besprechung des Scherzgedichtes neben der Nachahmung altfränkischer Wörter, Reime und Redensarten auch die Beachtung der vormaligen Rechtschreibung der Alten verlangt (S. 492), so kann das hier gar nicht in Betracht kommen. Vielmehr ist es gerade eines seiner Hauptverdienste und ein Kernpunkt der „Critischen Dichtkunst", daß hier zum ersten Male in einer deutschen Poetik die Dichtersprache ihrer „inneren Natur" nach eine zusammenhängende Behandlung erfährt (S. 259). Das Gebotene ist allerdings weder erschöpfend noch tiefgehend. Die Beschreibung der dreißig Figuren und Tropen erweist sich als ein Auszug aus Lamy's »La rhétorique ou l'art de parler« (1670). Für die ganze Auffassung ist der Cartesianische Geist bestimmend, der den verständigen Jesuiten beherrschte. Allein Figuren und Bilder sind nicht mehr bunte Kiesel oder angeflickte Lappen, sondern nothwendige Äußerungen des Dichtergemüthes; sie sind „eine Sprache der Affekte, ein Ausdruck starker Gemüthsbewegungen" und nach Lamy mit den Gesichtszügen zu vergleichen, daran man die innere

Gemüthsbeschaffenheit von außen abnehmen kann. Mag es auch Gottsched mit dem Gemüthe nicht so ernst genommen haben, mag es ihm wohl meist darum zu thun gewesen sein, daß jede Zeile von ihrem „vernünftigen Vater" Zeugnis ablege (S. 284), so waren ihm Figuren und Tropen wenigstens mehr als bloße Zierate (S. 259); ihre Stärke zeige sich darin, daß sie „ein gewisses Feuer in sich enthalten, welches auch den Lesern oder Zuhörern durch eine geheime Kunst Funken ins Herz wirft und sie gleichergestalt entzündet". Wie in seiner Redekunst gegen die inhaltslose Phrase, eifert er hier gegen die leeren poetischen Blümchen sowie gegen jene von ihm einst empfohlene galante und gezierte Poesie, die mit ihren „künstlichen Einfällen und anderem Flittergold" von der Einfalt der Natur abweicht. Es ist daher auch bezeichnend, daß der Dichtung Menke's, des hohen Gönners, der in den „Tadlerinnen" so ausgezeichnet wurde, gar nicht Erwähnung geschieht und Menantes an mehreren Stellen Widerspruch erfährt. Das dichterische Handwerkszeug wird durchaus verworfen: Käme es auf die Worte allein an und nicht hauptsächlich auf die Art zu denken, sagt er, so könnte man zur Noth aus einem poetischen Lexikon, desgleichen Bergmann, Männling u. a. m. geschrieben, oder im Lateinischen aus einem Gradus ad Parnassum ein Poet werden. Und daß das nicht in den Wind gesprochen war, beweist die damals noch allgemein übliche Anlage poetischer Collectaneen, in welche man die zierenden Beiwörter, Tropen, Figuren und andere Zierate eintrug, um dieselben zu eigenen Produktionen zusammenzustoppeln. Hübner's Sammlung war in den Händen eines jeden Poeten, noch Hamann glaubte die deutsche Gesellschaft durch Herausgabe eines poetischen Lexikons fördern zu können, und selbst Günther hatte dergleichen Bücher empfohlen. „Allein das sind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poesie Ehre bringen", ruft er aus, „und also wäre es besser, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Silbenhenken nicht erleichterte. Geistreiche Köpfe brauchen solche Gängelwägen nicht, ihre Musen zu leiten."

Damit steht Gottsched's Forderung im Zusammenhange, daß sich der angehende Dichter durch Vertiefung in gute Dichterwerke bilde. Die „inneren Schönheiten" eines poetischen Werkes sollen der Jugend erschlossen werden. Zu diesem Zwecke nahm er auch

eine Art analytische Poetik in Angriff, über welche er in der Einleitung berichtet. Er will die Schale der Worte Vergilii, mit der man sich so lange aufgehalten, fahren lassen und auf den Kern seiner Gedichte gehen. Man habe bisher der Jugend den Vergil in die Hände gegeben, um Wörter und poetische Redensarten daraus zu lernen; seine Ausgabe sollte eine poetisch-kritische Einleitung und fortlaufende kunstkritische Anmerkungen enthalten. Spuren dieser Arbeit finden sich vor, das Ganze kam nicht zu Stande.

Die Dichtersprache sollte also der natürliche Ausdruck dichterischen Geistes sein. Hiermit war nicht nur die Zeit handwerksmäßiger poetischer Künstelei abgeschlossen, sondern auch ein realistisches Moment gegeben, das freilich heute als selbstverständlich angesehen wird. Allein was Gottsched über Dichtersprache und dichterischen Geist an verschiedenen Stellen beibringt, setzt sich aus mannigfaltigen, zum Theile entgegengesetzten Einflüssen zusammen. Dem Marinismus gegenüber hatte er schon früher neben Horaz den französischen Vertreter des Klassicismus, Boileau, in's Feld geführt, wie sich denn auch die Schweizer nicht allein auf ihn als unangefochtene Auctorität beriefen, sondern sogar Stücke aus seiner Art poetique übersetzt hatten[1]). Boileau's einfache Nüchternheit ist der Standpunkt, den Gottsched nicht nur am nachdrücklichsten theoretisch vertreten, sondern auch wirklich begriffen hat. „Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen üblen Verdacht von dem Verstande dessen erwecken, der es geschrieben hat", und bald am Anfange der Auseinandersetzung über die poetische Schreibart wird der Grundsatz eingeschärft:

»Aimez donc la Raison! Que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix.«

Je einseitiger bei Gottsched's Naturanlage dieses intellektuelle Princip in Anwendung kam, desto mehr mußten sich seine Ansichten der traditionellen Schulpoetik nähern. Hatte ihn die Betonung des Intellekts im Gebiete des Dramas unter den gegebenen Verhältnissen zur Beachtung größerer Illusion, zur Naturwahrheit geführt, so konnte mit demselben Principe im Bereiche der Dichtersprache nur eine künstlerische Verarmung erzielt werden, denn mit der Her-

1) Vgl. Disk. II. 5.

vorhebung der „Beurtheilungskraft" war schon an sich die Geringschätzung der Phantasie gegeben. Die rationalistische Richtung bevorzugte daher auch in Betreff der einzelnen, sinnlich wahrnehmbaren Dinge den Vernunftbegriff vor den durch die Sinne gegebenen Wahrnehmungsbildern.[1]) Deutlichkeit und Einfachheit wurden von der Sprache verlangt, und damit mußte der Reichthum der Anschauungen, die Mannigfaltigkeit besonderer Züge, mit einem Worte die Naturwahrheit schwinden. Freilich bringt Gottsched auch den Grundsatz der Einfachheit mit der Forderung nach Naturwahrheit in Einklang. Sowohl er als seine Schüler beweisen, daß der naturgemäße Ausdruck der Affekte wie des Erhabenen in der Einfachheit liege, mit demselben Beispiele aus Corneille's Horaz, welches schon Boileau beigebracht hatte. Das »qu'il mourût«, mit dem sich der alte Horatius in seinem tiefsten Schmerze abfindet, ward unerreichtes Musterbeispiel. In der „Critischen Dichtkunst" illustrirt Gottsched diese Regel zunächst mit Stellen aus Günther und Canitz (S. 299). Auf dieser Kunst beruht ihm fast die ganze theatralische Poesie, was die Charaktere einzelner Personen, ihre Reden und Handlungen anlangt. Denn hier muß ein Poet Alles, was von dem Helden wirklich und der Natur gemäß hätte geschehen können, so genau nachahmen, daß man nichts Unwahrscheinliches dabei wahrnehmen kann (S. 122). Wie er hier die Regel gegen die naturwidrigen Tiraden der Theaterhelden in Anwendung bringt, so an anderen Stellen gegen Marino und Tasso, gegen Seneca und die zweite schlesische Schule. Selbst in den von den Schweizern als besondere Muster im schönen Ausdruck der Affekte gerühmten Elegien von Canitz und Besser, in denen sie den Tod ihrer Frauen beklagen, findet er gekünstelte Gedanken und gezwungenen Ausdruck, aber gerade bei der Begründung dieses Urtheils zeigt sich, wie weit er von einer gesunden Realistik in der Kunst entfernt war. Die Schweizer wollen, daß sich der Dichter während des Schaffens ganz in den darzustellenden Affekt versetzen müsse, um den richtigen Ausdruck der Leidenschaft zu treffen, Gottsched verlangt ganz richtig vor der dichterischen Formgebung eine Entrückung des nachzuahmenden Objektes in die Ferne, „denn so viel ist gewiß, daß ein Dichter zum wenigsten denn, wenn

1) Vgl. Stein, Die Entstehung der neueren Ästhetik (1886) S. 13 ff.

er Verse macht, die volle Stärke der Leidenschaft nicht empfinden kann. Diese würde ihm nicht Zeit lassen, eine Zeile aufzusetzen, sondern ihn nöthigen, alle seine Gedanken auf die Größe seines Verlusts und Unglücks zu richten. Der Affect muß schon ziemlich gestillet sein, wenn man die Feder zur Hand nehmen und seine Klagen in einem ordentlichen Zusammenhange vorstellen will" (S. 121). Er erinnert an Günther's der Natur abgelauschte Darstellung der Affekte und giebt die Weisung, die „innersten Schlupfwinkel des Herzens" auszustudiren und durch eine genaue Beobachtung der Natur den Unterschied des „Gekünstelten" von dem „Ungezwungenen" anzumerken. Aber freilich studiren! Hierin lag die ganze Unfähigkeit des Mannes, der keine andere geistige Bethätigung kannte, als die, welche mit dem Erkenntnisvermögen zusammenhing. Daß es in diesem Falle vielmehr nachzufühlen geboten war, um dann aus dem untrüglichen Schatze der inneren Erfahrung die Natur nachzuahmen, das war und blieb der gefühlsarmen Seele verschlossen. Daher konnte Gottsched auch niemals ein Verständnis für die individuelle Eigenart, für die Originalität der Dichtersprache haben; daher sondert er nicht allein die Dichtungsarten streng von einander ab, sondern ordnet und klassificirt gemäß denselben nach dem Vorgange der französischen Renaissance[1]) auch die Gedanken und ihren dichterischen Ausdruck, denn „was im Schäfergedichte schön ist, schickt sich in ein Heldengedicht nicht, und was in einer Ode ungemein klinget, wird vor Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig sein. Die tragische Schreibart geht fast immer auf Stelzen, d. i. sie redet fast durchgehends verblümt, die komische hergegen geht barfuß, ich meine, sie braucht die gemeine Sprache der Bürger, doch nach Beschaffenheit ihrer besonderen Charaktere" (S. 234).

Allein auch bei Beobachtung der Charaktere kennt Gottsched keinerlei individuelles Leben. Überall wird nur auf die schon von Horaz und Boileau beschriebenen Typen hingewiesen. „Ein Geiziger muß geizig, ein Stolzer stolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt sein und bleiben." Ein „widersprechender Charakter" ist ein Ungeheuer, das in der Natur nicht leicht vorkommt. Nun konnte sich Gottsched aber doch der Einsicht nicht verschließen, daß das Drama

1) Vgl. Stein a. a. O. S. 11.

auch Charakterwandlungen erheischt; deshalb macht er die vorsichtige Bemerkung, daß diese nur „ein wenig" platzgreifen dürfe, während die Bedienten, weil sie fast allezeit in fremdem Namen handeln, keine besondere Gemüthsart haben, also zu wesenlosen Schatten herabsinken. Ebenso werden die Standestypen unter die einzelnen Dichtungsgattungen streng vertheilt: in die Komödie gehören bürgerliche Personen, in die Tragödie Helden und Prinzen. Im Allgemeinen unterscheidet er drei Schreibarten: die natürliche und niedrige, die sinnreiche (hohe, scharfsinnige oder geistreiche) und die pathetische (feurige, affectuöse oder heftige). Eine jede von ihnen hat ihr bestimmtes Geltungsgebiet: die erste in poetischen Erzählungen, Briefen, Satiren und Lehrgedichten, die zweite in Lobgedichten, besonders in Heldenoden, dann in der Tragödie u. s. w.; doch sieht Gottsched hier eine Gefahr: gar zu viel Licht blendet die Augen, gar zu starke Töne betäuben das Gehör, und gar zu gewürzte Speisen erwecken einen Ekel; deshalb wird diese Schreibart „kaum in einer einzigen Gattung von Gedichten durchgehends herrschen". Die pathetische Schreibart endlich ist vor Allem der Ode eigen. Der ganze Versuch dieser Schematisirung ist natürlich ohne praktischen Nutzen und steht in völligem Widerspruche zu den ab und zu hingeworfenen Bemerkungen, die errathen lassen, daß dem Verfasser der Gedanke an eine Mannigfaltigkeit des Stilcharakters innerhalb einer Gattung doch nicht ganz ferne lag.

Noch einseitiger vertritt er den französischen Klassicismus in der Lehre von den Beiwörtern. Maßvolle Ausstattung der Substantive mit denselben hatte schon Ronsard in seinem Abrégé de l'art poetique gefordert, Gottsched jedoch formt die Regel: „Ordentlich soll kein Wort mehr als ein Beiwort haben, welches sich zur Sache schicket und entweder zum Verstande unentbehrlich ist oder doch einen besonderen Zierat abgiebt, indem es eine angenehme Vorstellung beim Leser erweckt" (S. 204). Allein er mußte doch gewahr werden, daß die Forderung nach möglichster Einfachheit, verbunden mit der steten Rücksicht auf den Alles bestimmenden und regelnden Verstand die Aufhebung jeder Poesie bedeute; in Christian Weise und Besser fand er Dichter, denen sich nichts Vernunftwidriges nachsagen ließ, aber „sie wollten die hochtrabende Lohensteinische Schreibart meiden und fielen in den gemeinen prosaischen Ausdruck, so daß endlich

ihre Gedichte nichts als eine abgezählte Prose geworden". Er führt Verse aus beiden Dichtern an und löst sie dann in die ungebundene Sprache auf, um zu zeigen, daß in ihnen kein „poetisches Wesen" stecke (214). Diejenigen, die da meinen sollten, daß es eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poesie sei, ganz natürlich zu reden und sich von schwülstigen Redensarten zu enthalten, verweist er auf Horazens goldene Mittelstraße:

»Professus grandia turget,
Serpit humi, tutus nimium timidusque procellae:
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.«

Die Einsicht in diese besondere Kunst der Poeten hat er aber nicht aus Boileau, sondern aus den unmittelbar nachklassischen französischen Autoren Lamotte und Bouhours zu gewinnen gesucht. Von S. 289 an ist namentlich Vieles aus des letzteren »La manière de bien penser dans les ouvrages de l'esprit« entlehnt.

Was unterscheidet nun aber die poetische Art zu denken von der prosaischen? fragt Gottsched weiter. Wenn es nicht die Vernunft sein kann, was wird es dann wohl anders als der Witz oder Geist sein? Es ist dies eine Begabung, die bis zu einem gewissen Grade allerdings allen Menschen zukommt, allein manche Geister haben viel Scharfsinnigkeit, wodurch sie gleichsam in einem Augenblicke *hundert Eigenschaften* von einer Sache, so ihnen vorkommt, wahrnehmen. Mit „begieriger Aufmerksamkeit" drücken sich diese Wahrnehmungen tief in ihr Gedächtnis, und sobald zu anderer Zeit etwas vorfällt, was nur die geringste Ähnlichkeit damit hat, bringt ihnen die Einbildungskraft dasselbe wiederum hervor. „Daher entstehen nun Gleichnisse, verblümte Ausdrücke, Anspielungen, neue Bilder, Beschreibungen, Vergrößerungen, nachdrücklichere Redensarten, Folgerungen, Schlüsse, kurz, alles das, was man *Einfälle* zu nennen pflegt. Dergleichen Geister nun nennet man *poetische Geister*, und durch diese Gemüthskraft unterscheidet sich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menschen gemein ist." Diese „Einfälle" sind Bouhours' »pensées«, und das Beispiel, welches Gottsched zur Erläuterung beibringt, beweist, daß er das Wesen der Schönheit nicht nur in der klassischen Einfachheit, in der mühelos aufzufassenden Einheit, sondern auch in der Mannigfaltigkeit sah, also in jenem Princip, welches in der nachklassischen Zeit durch

Bouhours, Lamotte, Fontenelle, Batteux u. A. immer mehr zur Geltung kam. Zur Erläuterung zeigt er, wie ein Geschichtsschreiber etwa die Heimsuchung eines Landes durch Krieg, Hunger und Pest erzählen würde; daneben wird Amthor's poetische Behandlung gestellt. Dem Historiker sei es nur um die nackte Wahrheit zu thun, dem Poeten aber seien „tausend Dinge" eingefallen. Daß Gottsched diese „Einfälle" nicht nur als abstrakte Gedanken, sondern auch als Anschauungen faßt, beweist die weitere Ausführung: Wenn der Dichter die unfruchtbaren Äcker bedenkt, sieht er anstatt des Regens das Blut in den Furchen laufen u. s. w. Er hat, wie es an anderer Stelle heißt, auf alle Kleinigkeiten bei einer Person, Handlung oder Begebenheit Acht zu geben. Auch sonst wird bei den Regeln auf das Anschauungsmoment nachdrücklich hingewiesen. „Die Metaphern müssen soviel als möglich sinnlich gemacht und Redensarten gebraucht werden, die das Gesicht, Gehör, Gefühl, den Geruch und Geschmack angehen." Vor Allem aber sind die sichtbaren Dinge geschickt, lebhafte Metaphern zu geben, denn die Einbildungskraft, sagt er ganz richtig, bringt die Begriffe desto klarer hervor, je stärkere Eindrücke man davon sonst gehabt; unter allen Sinnen aber wirkt das Gesicht bei der Empfindung am stärksten auf die Seele (S. 222). Im Zusammenhange damit steht die Forderung nach Ausbildung des Formensinnes beim angehenden Dichter durch fleißiges Zeichnen: „Es glaubt Niemand, was diese Übung jungen Leuten vor Vortheil schaffet! Wer einen vor Augen liegenden Riß nachmalen will, der muß sehr genau auf alle gerade und krumme Linien, Verhältnisse, Größen, Stellungen, Entfernungen, Erhebungen, Schattirungen, Strichlein und allerkleineste Punkte Achtung geben. Durch dergleichen Übung erlangt man also einen hohen Grad der Aufmerksamkeit auf jede vorfallende Sache, welche endlich zu einer Fertigkeit gedeihet, in großer Geschwindigkeit und fast im Augenblicke viel an einer Sache wahrzunehmen" (S. 87). Wer Goethe's Entwickelungsgang vor Augen hat, wird wenigstens dieses von Gottsched empfohlene Bildungsmittel nicht lächerlich finden.

Wo er von diesen geistreichen und sinnreichen Einfällen, von dieser Mannigfaltigkeit bei der Bethätigung des Dichtergeistes spricht, da weist er auch öfter als sonst auf das ästhetische Genießen hin, freilich mehr im Vorübergehen als in gründlicher Untersuchung.

Die Schweizer, denen die Poesie eine redende Malerei war, sahen den Grund des Gefallens in der wahrgenommenen Ähnlichkeit zwischen Bild und Urbild. Bei Gottsched ist der Proceß komplicirter: der Leser sieht nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorstellt, sondern auch die Absicht desselben und die Ähnlichkeit zwischen beiden. Dadurch wird sein Verstand auf eine angenehme Art mit vielen Begriffen auf einmal beschäftigt. Wollten wir diesen Satz analysiren, so ergäbe dies als Elemente des ästhetischen Genusses: 1) Den Eindruck des Abbildes, welches, wenn naturwahr dargestellt, schön sein muß, denn „Gott hat Alles nach Zahl, Maß und Gewicht geschaffen“; die natürlichen Dinge sind schön (S. 110), daher auch die künstliche Nachbildung. 2) Die Absicht des Dichters. Gottsched unterscheidet, wie bald gezeigt werden soll, die niedere Absicht, den Leser zu belustigen, zu vergnügen, und die höhere, moralische Wahrheiten darzustellen; nur diese höhere Absicht, die Idee, gewährt an sich dem Geiste ein Vergnügen. 3) Die Ähnlichkeit zwischen Bild und Absicht, das wäre nach unserer Auffassung etwa: die Harmonie zwischen Idee und sinnlicher Darstellung, die Übereinstimmung zwischen Form und Gehalt. Allein alle diese Elemente des ästhetischen Genusses beruhen bei Gottsched eben nur auf dem Verstande und begründen nichts weiter als intellektuelle Lustgefühle und, um ja keinen Zweifel hierüber aufkommen zu lassen, fährt er, ähnlich wie die Schweizer, in der von ihm bekämpften Handwerkersprache der Dichter des siebzehnten Jahrhunderts fort: der Leser empfinde nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten ein Vergnügen, sondern belustigt sich auch über seine eigene Scharfsinnigkeit, die ihn fähig gemacht, alle die Schönheiten ohne Mühe zu entdecken. In der Auffassung und fruchtbaren Verwendung dieser durch die Einfälle (pensées) hervorgerufenen Mannigfaltigkeit bleibt daher Gottsched hinter seinem Gewährsmanne Bouhours weit zurück. Zwar finden sich bei ihm ebenfalls Andeutungen darüber, daß in der Poesie auch das Undeutliche, das nur Angedeutete seine Berechtigung habe, aber in dem »bons sens« Gottsched's ist für das Gefühl keine Stelle. Bouhour's Paradoxon: »Le coeur est plus ingénieux que l'esprit« ist dem deutschen Compilator ganz unverständlich; ihm bleibt Boileau's beherrschende und regelnde »raison« oberste Instanz.

Dieser Gegensatz zu Bouhours scheint ihm gar nicht bewußt geworden zu sein. Der Franzose begründet es ausdrücklich mit seinem Standpunkte, warum er durch praktische Beispiele wirken und auf Regeln und Gründe verzichten müsse, Gottsched benutzt dies, trotzdem er an anderer Stelle von der Demonstrirbarkeit der Geschmacksregeln spricht, ganz unbefangen als ein Hinterthor seiner Unwissenheit. Bei seiner Auseinandersetzung über das Erhabene weist er auf Longin und Werenfels (de meteoris) hin. Diese beiden Schriften müsse man mit großem Fleiße lesen, „wenn man sich auf einem so glipfrichten Stege, als der nach dem Parnaß führet, nicht versehen will". Es komme hier mehr auf den Geschmack als auf Regeln an. Bouhours selbst, der vernünftigste Kritikus in Frankreich, habe selten die Ursachen und Regeln seiner Urtheile angeben können (S. 295).

Dieser in naturgemäßen Ausdruck geprägte dichterische Geist begründet nun bei Gottsched den allgemeinen Charakter der Dichtkunst, die Poesie im weiteren Sinne; wie Ronsard wählt er für dieselbe das unter dem Kupferstiche stehende Motto aus Horazens ars poetica:

»Scribendi sapere est et principium et fons.«

Der Name des Dichters im engeren Sinne hängt von dem besonderen Gehalte der Dichtung ab. Dieser besteht in einer Nachahmung der Natur. Die „Critische Dichtkunst" zeigt, daß sich Gottsched's Gesichtskreis hinsichtlich der Auffassung dieser Formel unter dem Einflusse seiner Beschäftigung mit dem Theater und seiner theoretischen Studien bereits verengt hat. Als er noch mehr unter dem Einflusse der „Modernen" stand, fanden wir, namentlich bei der Odendichtung und den ersten Äußerungen über das Drama, die ganze Natur als dichterisches Stoffgebiet bezeichnet, nur eingeschränkt durch die Forderung nach dem Wahren, Großen, dem der Nation und der Zeit Nahestehenden[1]). Es war der Standpunkt eines vernünftigen Eklekticismus, den Gottsched und seine Genossen über Lamotte's Anregung einnahmen; er forderte als Stoffgebiet eine »Nature choisie«, wiewohl ihm der Begriff erst seit seiner Beschäftigung mit Batteux klarer wurde. Diese Schranke hat weder er noch seine Schule je überwunden. Daß das Universum, mit

1) Vgl. oben S. 91 ff., namentlich G.'s Ode: „Das Lob Germaniens" S. 93.

Goethe zu sprechen, dem Dichter in das Herz schlüpfen müsse, um ungesehen darin zu ruhen, der Dichtstunde wartend, — diesen gesunden Realismus hat jene Zeit nicht gekannt. Auch in der „Critischen Dichtkunst" ist vom Wahren und Großen die Rede, aber, bezeichnend genug, außer beim Wunderbaren nur beim Lobgedicht. Es wäre gratulantenmäßig, wenn man auf alle seine Gönner gleichsam einerlei Verse macht und ihre Gottesfurcht, Wohlthätigkeit ꝛc. mit großem Geschrei erhebt. Man lobe keinen, als von dem man was Besonderes zu sagen und zu rühmen weiß (S. 520). In einer Ode an König[1]) geißelt er die von dem Wahren abweichenden Dichter seiner Zeit:

„Künstelt Riesen aus den Zwergen,
Maulwurfshügel macht zu Bergen,
Solche Lieder klingen fein.
Fragt nicht, ob es sich gezieme,
Daß man einen fälschlich rühme?
Itzo packt die Wahrheit ein."

Ja, Gottsched, der doch keinen Dichter im Stiche lassen will, giebt folgende köstliche Regel: „Da die Gewohnheit es eingeführet hat, auf viele Leute Verse zu machen, wenngleich uns von denselben keine ruhmwürdigen Eigenschaften bekannt sind, so bediene man sich des Kunstgriffes, den Pindar ersonnen hat, wenn er auf die Überwinder in den Olympischen Spielen nicht viel zu sagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechischen Helden oder Gott oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war, zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertigt wurde." So spaßhaft uns dieser Gottsched's sittlichem Bewußtsein völlig entsprechende Kniff heute erscheint, so wenig wird man die geschichtliche Bedeutung einer solchen Regel unterschätzen, wenn man in der Lage war, das oft mehrere Seiten umfassende, tödtlich langweilige und nichtssagende Geschwätz eines Gelegenheits- oder Lobgedichtes jener Zeit lesen zu müssen. Und wenn ferner die Fluth von Gedichten in Betracht gezogen wird, in denen Geburts-, Hochzeits-, Sterbetage ꝛc. besungen werden[2]), so

1) Vgl. Crit. Dichtkunst S. 352.

2) Die anläßlich des Ablebens der Frau Gottsched gedruckten Trauergedichte umfassen über 100 Seiten. Vgl. Der Frau Gottschedinn sämmtliche

wird es doch auch noch in einem anderen Lichte als in dem der Lächerlichkeit erscheinen, wenn Gottsched in der Zueignungsschrift an den Kammerherrn Christian von Loos sagt: „Dieses Buch enthält unter andern auch[1]) diejenigen Regeln, darnach sich alle Verfasser der Lobgedichte und folglich auch diejenigen werden zu richten haben, die sich künftig an dero hohes Lob machen dörften." Es kam vor, daß sich Leute von Geist und einigem Geschmack vor diesen Professionsdichtungen geradezu fürchteten[2]).

Allein gerade dort, wo man es erwarten sollte, mangelt es an einem Hinweise auf die nothwendige Größe des Inhalts. In der Lehre von der Ode und den Liedern werden nur dürftige Regeln über das Fortlassen der Bindewörter, über das Versetzen der Worte u. Ähnl. gegeben, sodann aber auf die „ausführlichen Regeln und guten Exempel" in den Oden der deutschen Gesellschaft verwiesen. Im Übrigen läßt uns Gottsched darüber im Unklaren, worin das dichterisch Verwerthbare in der Natur bestehe. Die Schweizer, welche den Grund des Ergötzens in die Wahrnehmung von Ähnlichkeit zwischen Objekt und Abbild setzen, ziehen auch die Beschreibung des an sich Erbärmlichen, Häßlichen, Ekelhaften, Schrecklichen, ja Scheußlichen folgerichtig in den Bereich der Schönheit; Gottsched läßt sich auf die Frage hier nicht ein, aber wenn auch die Schweizer in der Schrift „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft" bereits ihre in den Diskursen vertretene Anschauung von der treuen Wiedergabe der Naturobjekte in der Beschreibung dahin modificirt hatten, daß sie auf die Nothwendigkeit einer Auswahl des Wichtigen und Wesentlichen und Abstraktion des Nebensächlichen hinwiesen[3]), bekämpft Gottsched diese unaufhörlichen Malereien und unendlichen Bilder (S. 119) doch weit nachdrücklicher: „Die Stümper verfallen auf Kleinigkeiten in ihren Beschreibungen. Sie mahlen uns alle Sonnenstäubchen, die sie in

---

Kleinere Gedichte ꝛc. Leipz. Bernh. Christ. Breitkopf und Sohn 1763. S. 379—484.

1) Um das ohnehin Lächerliche noch lächerlicher zu machen, werden gewöhnlich bei Citirung dieser servilen Floskel die Worte „unter andern auch" einfach weggelassen.

2) In der II. Aufl. räth G., dem Ekel der Leser zuvorzukommen. S. 616.

3) Vgl. Braitmaier a. a. O. S. 71.

der Luft haben fliegen sehen, aber im ganzen ist weder Art noch Geschicke." Auch hier hat er vor Allem das Drama im Auge, wenn er tadelt, daß man eine Schöne in den künstlichsten Ausdrückungen bis auf die an den Spitzen befindlichen Fäserchen beschreibe, aber die Fabel vernachlässige[1]; wohl zehnmal habe Virgil Gelegenheit gehabt, den Regenbogen abzumalen, aber nichts weiter gesagt als: »Mille trahens varios adverso sole colores«[2]. An anderen Stellen räth er, nur das zu beschreiben, was sich zur Sache schicke. Ob dies ein bestimmter Eindruck, eine bestimmte Empfindung oder etwa, wie bei den Platonikern, ein allgemeiner Gattungsbegriff sei, sagt Gottsched nicht, sondern beruft sich hier ausdrücklich auf Bodmer's feine Regeln und Anmerkungen. Diese ganze Gattung erschien ihm aber jetzt von untergeordneter Bedeutung. Das Drama hatte ihn veranlaßt, den höheren Zweck der Poesie schärfer in's Auge zu fassen.

»Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci«

war das überkommene Dogma Horazens, gegen welches sich Niemand in jener Zeit, der über Poesie sprach und schrieb, auflehnte; es kommt nur darauf an, worauf man den Nachdruck legte, und was man unter dem Nützlichen besonders hervorhob. Das Ergötzen ist bei Gottsched eine Grundbedingung der Poesie: „Die Poesie soll zum Vergnügen der Menschen gereichen: also wird sie verwerflich sein, wenn sie es nicht erweckt." Der in der Natur des Menschen liegende Trieb, sich und Andere zu ergötzen, ist der Ursprung aller Dichtung. Dacier's Ansicht, daß die Religion „die Hebamme aller Poesie" gewesen sei, wird als Aberglaube verworfen, wie denn der Zweck der Erbauung, das religiöse Lied ꝛc., in der „Critischen Dichtkunst" fast gar keine Stelle finden. Auch der Trieb der Nachahmung wäre ursprünglich nicht das Motiv zur Poesie gewesen, sondern der Affekt. Der Mensch würde auch gesungen haben, wenn ihm nicht die Vögel das Vorbild abgegeben hätten. „Lehrt uns nicht

1) Ad ars poet. 45. S. 12; vgl. auch ad 25. S. 11.

2) In der II. A. werden diese Bemerkungen noch mit einem Citat aus Bossu 276 gestützt. In der III. A. die bezeichnende Bemerkung: „Wie viele Dichter haben nicht bei uns wider diese Regeln verstoßen; die uns wohl gar ganze Bücher voller Beschreibungen und gekünstelter Schildereien aufgedrungen haben."

die Natur, alle unsere Gemüthsbewegungen durch einen gewissen Ton der Sprache auszudrücken?" Im Anschlusse an Scaliger's erste Kapitel wird dann dieser naive Ausdruck der Empfindungen bei den ältesten Dichtern weiter ausgeführt; dabei kommt es allerdings vor, daß sich auch Hunold's poetischer Genius einstellt und dem munteren Kopf von gutem Naturell bei der Mahlzeit oder einem starken Trunke das Geblüt erhitzt und die Lebensgeister rege macht[1]); im Übrigen aber werden die Liebe, die Ehrfurcht vor den Göttern ꝛc. als zur Poesie weckende Gemüthskräfte angeführt. Noch immer haben wir es hier mit dem reinen Ergötzen ohne jede weitere Absicht auf das Belehrende oder Moralische zu thun. Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder haben nichts anderes im Sinne gehabt, als wie sie ihren Affekt auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so daß derselbe auch in Anderen eine gewisse Gemüthsbewegung erwecken möchte. „Ein Saufbruder machte den andern lustig, ein Betrübter lockte den anderen Thränen heraus, ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten, und ein Spottvogel brachte durch seinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Gesellschaften zu Wege" (S. 74). Der weitere Impuls zur Ausübung der „wunderbaren Kunst" war nun die Ruhmsucht, und erst auf der obersten Entwicklungsstufe der Poesie haben die Dichter Weisheit, treffliche Sittenlehren und Lebensregeln mit in die Lieder verflochten. Die ersten Poeten waren auch die ersten Weltweisen, oder umgekehrt: die ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, um das rohe Volk zu zähmen. „Wahrheit und Tugend" muß also neben der Absicht des Ergötzens das einzige Augenmerk der Poesie sein; allein auch die Wahrheit nur dann, wenn sie nützt und der Tugend nicht widerstrebt. Ovid hätte besser gethan, seine »ars amandi« nicht

1) Vgl. oben S. 13. — Braitmaier macht a. a. O. S. 96 zu dieser Stelle G.'s von der Mahlzeit und dem starken Trunke die Bemerkung: „bei G. eine Hauptquelle poetischer Begutachtung". Da dieser Ausdruck keinen Sinn ergiebt, so lese ich statt „Begutachtung" „Begeisterung", wenn auch das Druckfehlerverzeichnis kein Recht hiezu giebt. In diesem Falle aber müßte ausdrücklich Einspruch erhoben werden, weil die Behauptung durch nichts zu rechtfertigen ist. G. spricht hier nur historisch, auch würde dies gar nicht mit seinem Standpunkte vereinbar sein, daß der Stoff vor der künstlerischen Gestaltung erst in eine gewisse Ferne gerückt sein müsse, was ja Braitmaier auch ausdrücklich erwähnt (S. 101).

geschrieben zu haben, es ist ein Überzuckern eines schädlichen Giftes (S. 516). Ebenso wird die Vermittlung der sittlich indifferenten Erkenntnis nur nebenbei als Zweck der Poesie erwähnt. Wenn sich die Poeten in die Wissenschaften mengen, „so thun sie es nur, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einigermaßen was davon etwas wissen wollen" (S. 516); das Horazische »utile« ist für Gottsched das Sittliche. Mit dieser Waffe kämpft er gegen die Oper und für das Drama. Seine persönlichen Beziehungen zum Theater waren nur möglich und denkbar bei nachdrücklicher Betonung dieses sittlichen Zweckes. Mit diesem Begriffe hat Gottsched die Dichtung der damaligen Zeit zu größerer Würde erhoben, trotzdem er, der Magister der Philosophie, nach der landläufigen Auffassung in der Vorrede noch erklärte, daß er die Poesie stets für eine brotlose Kunst, für ein Nebenwerk angesehen und nicht mehr Zeit darauf gewandt habe, als er von andern ernsthafteren Verrichtungen habe erübrigen können. Gottsched und seine Schule fanden sogar noch die geschichtliche Aufgabe vor, die Daseinsberechtigung der Poesie zu begründen[1]), die mit Berufung auf Plato unter dem Einfluß der Cartesianischen Philosophie in Frankreich[2]) und in Deutschland angefochten wurde. Und es ist in der That kein Zweifel: Gottsched hat sich dadurch, daß er die Poesie als eine sittliche Macht proklamirte, um die weitere Ausbreitung derselben und um ihre Einbürgerung am deutschen Familientisch ein wesentliches Verdienst erworben[3]). In diesem Gedankenkreise wurzelt Gellert's Wirksamkeit und dessen Popularität.

Nun muß aber jede Poetik weit abirren, welche nicht die Schönheit, sondern die Sittlichkeit als letzten Zweck der Poesie setzt. Je nachdrücklicher und folgerichtiger das Moralitätsprincip auf die Kunst angewandt wird, desto größer die Verwirrung. Breitinger war hierin konsequenter durch die hervorragende Würdigung der äsopischen Fabel, aber er gerieth eben dadurch noch tiefer in den Irrthum. Gottsched, der Empiriker, bleibt beim Gegebenen stehen und sucht sich mit dem widerstreitenden Principe, so gut es geht, abzufinden. So muß er denn

1) Vgl. z. B. Schwabe in der Vorrede zu G.'s Gedichten 1736.

2) Vgl. Stein a. a. O. S. 16. A 2.

3) Zuerst wurde dieser Gesichtspunkt richtig gewürdigt von Servaes, Die Poetik Gottsched's und der Schweizer. 1887. S. 19 ff.

sofort merken, daß sich auf eine ganze Reihe lyrischer Arten die Sittlichkeit als Zweckbegriff nicht anwenden lasse. Er hilft sich damit, ihnen einen geringeren Grad der Vollkommenheit zuzuweisen, und die Dichter derselben erhalten auch nur geringes Lob, weil zu einer einzigen poetischen Absicht (dem Ergötzen) auch ein sehr seichter Geist und mäßiger Witz schon zulänglich ist. Die sittliche Förderung, welche der Mensch unbewußt und unmittelbar erfährt, wenn er vom Zauber der Schönheit getroffen wird, hat Gottsched weder an sich erfahren, noch theoretisch begriffen. Nur einmal scheint ihm etwas dergleichen aufzudämmern, wenn er in dem Kapitel vom Ursprunge der Poesie auf die sittigende Kraft derselben hinweist. Wie kleine Kinder, meint er, nach den Erzählungen ihrer Wärterinnen begierig sind, so die ältesten Völker nach den wunderbaren Historien und Fabeln. „Das bezauberte gleichsam die sonst ungezogenen Gemüther. Die wildesten Leute verließen ihre Wälder und liefen einem Amphion und Orpheus nach" (S. 75).

Wenn nun zur Aufrechterhaltung des sittlichen Zweckes in der Poesie eine deutlich hervortretende Lehre gehört, wie läßt sich diese Forderung mit dem Grundsatze der Naturnachahmung in Einklang bringen? Gottsched unterscheidet nach dem Objekt drei Arten der Nachahmung (S. 118 ff.): die Nachahmung der natürlichen Dinge, zu denen er auch die inneren Bewegungen des eigenen Herzens und die verborgensten Gedanken des Dichters rechnet. Dieser Nachahmungsart entspricht die Beschreibung und Schilderung. „Die andre Art der Nachahmung geschieht, wenn der Poet selbst die Person eines andern spielet oder einem, der sie spielen soll, solche Worte, Geberden und Handlungen vorschreibt und an die Hand giebt, die sich in solchen und solchen Umständen vor ihn schicken." Auf dieser Nachahmung beruht eine Reihe lyrischer Formen sowie die ganze „theatralische Poesie", was nämlich die Charaktere einzelner Personen, ihre Reden in einzelnen Scenen und ihre Handlungen anlangt. Das dritte Objekt der Nachahmung sind die Handlungen, deren Nachbildung die Fabel heißt. Offenbar war nur dies Nachahmungsgebiet geeignet, dem in Gottsched's Sinne gefaßten sittlichen Zwecke zu entsprechen, denn nur bei der Nachahmung von Handlungen konnte ein bestimmter moralischer Lehrsatz unter einem Bilde in die Augen springen. Hiezu hatte ihn schon das Theater geführt, hiefür fand

er bei Aristoteles eine Stütze: „Die Fabel ist hauptsächlich dasjenige, so die Seele der ganzen Dichtkunst ist", sagt er mit Berufung auf Aristoteles, Kap. 6: ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ μῦθος und beachtet nicht, daß sich diese Worte nur auf die Tragödie beziehen[1]). Wie wenig er aber den ganzen Gedankengang aufgefaßt hat, zeigt die Verwirrung, die er hier mit den Begriffen Nachahmung, Fabel und Erfindung anrichtet. Aristoteles sagt im IX. Kapitel:

»οὐ τὸ τὰ γενόμενα λέγειν, τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστίν.«

Gottsched kümmert sich wieder nicht um den Zusammenhang dieser Stelle, die, wie aus den Verbindungsworten hervorgeht, nur eine Schlußfolge enthält; er sieht nicht, daß das wirklich Geschehene als solches nur insoweit für die Zwecke der Kunst als untauglich bezeichnet wird, als ihm Zufälligkeiten anhaften, welche das innerlich Zusammengehörige stören und die im VIII. Kapitel geforderte Einheit und Geschlossenheit beeinträchtigen. Ganz unbefangen faßt er das: οὐ τὸ τὰ γενόμενα λέγειν als die Hauptsache. Das Wesentlichste der Dichtung ist für ihn daher die Erfindung. Wie die Poetiker des siebzehnten Jahrhunderts[2]) beachtet er hiebei auch nicht den Zusatz: »ἀλλ' οἷα ἂν γένοιτο καὶ τὰ δυνατὰ κατὰ τὸ εἰκός, ἢ τὸ ἀναγκαῖον.« Damit hatte er sich aber von dem Aristotelischen Begriffe der μίμησις vollständig entfernt; er mußte zu dem Schlusse gelangen, zur Dichtung gehöre vor Allem eine Fiktion[3]). Daß Aristoteles im sechsten Kapitel ausdrücklich sagt: ἔστιν δὲ τῆς μὲν πράξεως ὁ μῦθος ἡ μίμησις wird von Gottsched vollständig übersehen; dagegen machen ihm die Stellen: λέγω γὰρ μῦθον τοῦτο, τὴν σύνθεσιν τῶν πραγμάτων und μέγιστον δὲ τούτων ἐστὶν ἡ τῶν πραγμάτων σύστασις Schwierigkeiten. Hier verläßt er sogar seinen Gewährsmann Bossu, der in der „Zusammensetzung oder Verbindung der Sachen" die Verknüpfung des Wahren und Falschen gesehen hat, und entnimmt, wie es scheint, seine Erklärung aus der 17. An-

1) Übrigens scheint G. bei diesen Worten seine eigenen Gedanken gehabt zu haben. Sowohl Bossu als Dacier verstanden unter ἀρχή das Wesentliche; Gottsched umgeht in der I. Aufl. (S. 123) dies Wort; in der II. Aufl. aber übersetzt er gegen seine Auctoritäten: „Die Fabel ist hauptsächlich dasjenige, so der Ursprung und die Seele der ganzen Dichtung ist."

2) Vgl. Borinski a. a. O. S. 69.

3) Vgl. auch Crit. Beiträge III. S. 339.

merkung Dacier's über das VI. Kapitel der Aristotelischen Dichtkunst, wenn er sagt: „Die Sachen müssen auf das Zubehör der Fabel, als da sind die Thiere, Menschen, Götter, Handlungen, Gespräche ꝛc., gedeutet werden" (S. 124).

Ein wichtiger Beweisgrund für die Erfindung als das Wesen der Poesie liegt für Gottsched in unserer Muttersprache, welche die Poesie Dichtkunst und das poetische Werk ein Gedicht nennt. Sachen, die wirklich geschehen sind, d. i. wahre Begebenheiten, dürfe man nicht erst dichten, folglich entstehe auch aus Beschreibungen und Erzählungen kein Gedicht, sondern eine Historie oder Geschichte, und ihr Verfasser bekomme nicht den Namen eines Dichters, sondern eines Geschichtsschreibers. Lucan's pharsalische Schlacht wird, obwohl sie in Versen geschrieben ist, nur eine Historie[1]) genannt; Äsop's Fabeln, obwohl in Prosa abgefaßt, sind dagegen Gedichte. Phädrus ist wohl ein Versemacher, aber kein Dichter gewesen, weil er zwar die Äsopischen Fabeln in Verse gebracht, aber selbst keine erfunden hat. Hiemit hängt Gottsched's Stellung zur Fabeldichtung zusammen. Der Schwerpunkt seiner Formel liegt jetzt nicht auf dem Begriffe „Natur", sondern auf „Nachahmung".

Indem er nun aber das Wesen der Dichtung in der Nachahmung, diese in einer Erfindung sieht, welche er auf die Fabel einschränkt, muß er offenbar dazu gelangen, alle Gedichte von dem Begriffe der Poesie auszuschließen, deren Inhalt nicht eine Fabel ist. Gottsched zieht auch in der That diese Consequenz: Oden, Elegien, Briefe werden aus dem Bereiche der eigentlichen Poesie ausgeschlossen, weil selten eine Fabel darin vorkommt (S. 514); vor Allem aber erhält die Lehrdichtung, was man am wenigsten bei Gottsched vermuthen wird, einen sehr untergeordneten Rang. Sie ist nur für die „mittelmäßigen Köpfe", die von den Wissenschaften nur „einigermaßen" etwas wissen wollen und sich um den höchsten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern (S. 515). Deshalb muß er den Einwürfen des Fräulein Hooghard, welche in den »lettres antipoetiques« Boileau's Lehrgedicht mit so großer

1) Auch Aristoteles geht nach der obcitirten Stelle auf den Unterschied zwischen Historiker und Dichter ein und fährt fort, man könnte ja Herodot's Werk in Verse bringen ꝛc.

Heftigkeit angegriffen hatte, größtentheils Recht geben. Aber er hat kaum die Consequenz gehabt, sich selbst unter diese mittelmäßigen Köpfe zu rechnen, wiewohl Horaz und Boileau für seine Poetik kanonische Geltung hatten.

Diesem Standpunkte gemäß blieben daher nur die epischen und dramatischen Formen unter dem Begriffe der eigentlichen Poesie. Nun ließen sich aber die anderen Gattungen nicht wegleugnen; vor dem Gegebenen hat Gottsched immer einen Respekt, er ist, wo es möglich ist, immer conservativ, daher resolvirt er anläßlich der Lobgedichte, auch der musterhaften: „Alle diese poetischen Stücke sind nicht dem Inhalte, sondern nur der äußerlichen Form nach poetisch (519)".[1] Der Gehalt der Dichtung ist also die Fabel, und da die Seele derselben der moralische Satz ist, so ist ohne denselben kein Gehalt denkbar. Diese höhere Absicht (Idee) des Dichters aber bereitet dem Leser sowohl an sich, wie durch Vergleichung mit dem Bilde ein Vergnügen, tritt daher als ein steigerndes Moment zu dem schon durch die Form hervorgerufenen Ergötzen hinzu. „Die Verfasser der kleineren Gedichte haben sich gleichsam in die Vollkommenheiten der größeren getheilt. Sie erhalten aber dergestalt auch nur geringes Lob, weil zu einer einzigen poetischen Absicht auch ein sehr seichter Geist und mäßiger Witz schon hinlänglich ist" (S. 77). Und so finden wir denn bei Gottsched eine eigenthümliche Stufenleiter hinsichtlich der Würdigung der einzelnen Gattungen. So beruht z. B. der qualitative Unterschied der drei Arten von Nachahmungen auf der Schwierigkeit, welche dieselben dem Dichter bereiten. Die Beschreibung steht, obwohl sie die Abbildung der eigenen Affekte in sich schließt, am tiefsten: „Wenn ich die besten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet zu heißen verdienen, wenn ich nichts Besseres zu machen wüßte." Die Nachahmung der Affekte anderer ist schon schwerer, aber das Hauptwerk aller Poesie ist die Erfindung der Fabel. Selbst Gottsched's Schüler haben sich in dieser Eintheilung nicht zurecht gefunden, namentlich weil die Nachahmung der Affekte unter zwei Gattungen

1) Allerdings fügte er einschränkend hinzu: „es wäre denn, daß sie auch in eine Fabel eingekleidet wären oder hier und da durch poetische Zierate sehr ausstaffiret würden."

geordnet ist. Der Meister gab eben vor, nach den Objekten der Nachahmung einzutheilen, nahm aber das subjektive Verhalten des Dichters zu denselben zum Eintheilungsgrunde. Die Beschreibung beruht zunächst auf der sinnlichen Perception, beziehungsweise auf der inneren Erfahrung; die Wiedergabe der fremden Seelenzustände, die man nach Gottsched studiren, also zu klarer Erkenntnis bringen muß, setzt die Thätigkeit des Verstandes voraus. Beide Arten entsprechen also dem Erkenntnisvermögen; die erste dem aposterioristischen oder sinnlichen, die zweite dem aprioristischen oder vernünftigen, und wie jenes bei Wolf das niedere, dieses das höhere heißt, so wird auch bei den entsprechenden Nahahmungen von Gottsched diese Stufenleiter festgehalten. Erst zur Erfindung der Fabel mit ihrem sittlichen Gehalte gehört neben Witz, Phantasie u. s. w. auch die höchste Vernunft. Allerdings hat Gottsched diesen Parallelismus nicht gezogen, aber er schwebte ihm offenbar vor. Infolge seines Bestrebens, recht klar zu sein, wußte man endlich nicht, was er wollte.

Obwohl nun diese Lehre von der Fabel als dem eigentlichen und ausschließlichen Gehalte der Poesie eine Einseitigkeit aufweist, die nur mit der völligen Verständnislosigkeit Gottsched's für die echte Lyrik und mit seinem lebhaften Interesse für das Theater erklärt werden kann, darf doch gerade diesem Irrthume eine geschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden. Neben den Hunderten von kleinen Geistern, die Gottsched's vielgeschäftige Wirksamkeit sowie seine Auctorität an den Fuß des Parnasses rief, gab es bald auch größere, denen diese Lehre die höhere Bahn wies. Auch die Gelegenheitsgedichte, welche Gottsched reformiren wollte, Meier bekämpfte und Lessing im „Jungen Gelehrten" und in der „Alten Jungfer" verspottete, waren durch diese nachdrücklich betonte Auffassung ihrer Art nach als minderwerthig hingestellt worden. „Poetische Kleinigkeiten", sagt Gottsched, „bringen einer Nation nicht viel Ehre; es muß was Größeres sein, womit man sich gegen andere Völker breit machen und ihren Dichtern trotzen will" (S. 77). Dieses Pathos tönt in Klopstock's Abiturientenrede zu einer Zeit veredelt wieder, als die „Critische Dichtkunst" in der Schulpforte ihren Eingang gefunden und hier den trefflichen Lehrern wenigstens ein Interesse für deutsche Dichtung erweckt hatte. Und wenn wir endlich von der

Einseitigkeit der Lehre absehen: das würdigste Objekt dichterischen Schaffens bleibt doch der Mensch, und „Handlung ist der Welt allmächt'ger Puls".

In der Lehre von der Fabel lehnt sich Gottsched im Einzelnen an Bossu an, so an dessen Definition »La fable est un discours inventé pour former les moeurs par des instructions déguisées sous les allégories d'un action«. Was er daran herumdeutelt, ohne selbst etwas Besseres an die Stelle zu setzen, ist völlig belanglos; lächerlich geradezu ist es, wenn er an seinem Gewährsmanne aussetzt, daß die Fabel nicht nur eine Rede (discours), sondern auch eine Schrift sein könne. Er weiß offenbar nicht, daß die Franzosen auch Abhandlungen, die nicht zum mündlichen Vortrage bestimmt sind, häufig discours nennen. Seine eigene Erklärung aber lautet: Die Fabel ist eine unter gewissen Umständen mögliche, aber nicht vorgefallene Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt (S. 125).

Die Eintheilung derselben hat keine praktische Bedeutung. Auch hier ist fast alles aus Bossu entlehnt. Nach der Glaubwürdigkeit unterscheidet er „unwahrscheinliche", „wahrscheinliche" und „vermischte"[1] Fabeln, nach der Darstellungsform epische und theatralische. Inhalt und Schreibart begründen den Unterschied der „hohen" und „niedrigen"; zu jenen gehören das Epos, die Tragödie und die Staatsromane, zu diesen die Schäfereien, die Komödien und Pastorale, die bürgerlichen Romane nebst allen Äsopischen Fabeln. Endlich werden noch vollständige und unvollständige, Haupt- und Nebenfabeln unterschieden.

Mit der Auffassung der Fabel als einer Erfindung hängt nun auch Gottsched's Ansicht von der künstlerisch schaffenden Thätigkeit zusammen oder die Frage, wie man es angreift, „wenn man gesonnen ist, als ein Poet ein Gedichte oder eine Fabel zu machen" (S. 133). Wir kommen hier zu dem bekannten und viel verspotteten Recept[2]: „Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen

1) Erst in späteren Aufl. werden sie als „unglaubliche, glaubliche und vermischte" bezeichnet.

2) Nach Bossu's Anweisung (Kap. VII): »La première chose par ou l'on doit commencer pour faire une fable est de choisir l'instruction et le point de morale qui lui doit servir de fond, selon le dessein et la fin que l'on se propose.« Vgl. Servaes a. a. O. S. 25.

moralischen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen soll, nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkommt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt." An dem Satze: „Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit ist ein abscheuliches Laster" wird nun diese Vorschrift durch Dichtung einer Fabel erläutert und gezeigt, daß die in derselben befindliche Handlung den von Bossu vorgeschriebenen vier Eigenschaften entspricht: sie ist allgemein, nachgeahmt, erdichtet und allegorisch, „weil eine moralische Wahrheit darin verborgen liegt"[1]).

Gewiß ist hiemit durchaus nicht der Vorgang der Kunstschöpfung richtig charakterisirt; wenn aber von der kochkunstgemäßen Fassung dieser Regel abgesehen wird, so liegt in derselben nichts weiter als die allerdings irrthümliche Forderung, daß der Dichter von der Idee auszugehen habe. Absurder ist jedenfalls die folgende Auseinandersetzung, in welcher gezeigt wird, wie es nun auf die Entschließung des Dichters ankomme, ob er eine äsopische, komische, tragische oder epische Fabel daraus machen wolle. Hier muß wieder Dacier beispringen, denn im Anschlusse an Aristoteles, der im 17. Kapitel zeigt, wie der allgemeine Inhalt der Iphigenienfabel durch Knüpfung derselben an bestimmte Namen erweitert wird, läßt Gottsched nun sogar den specifischen Stimmungscharakter der Fabel durch die Wahl der Personen bestimmt werden. „Alles beruht hiebei auf der Benennung der Personen, so darin vorkommen sollen." Natürlich tritt hier wieder das bereits bekannte Schema bestimmend hinzu: Bei der äsopischen Fabel werden Thiere zu wählen sein, bei der komischen bürgerliche Personen, bei der Tragödie Helden und Prinzen, beim Epos „die Ansehnlichsten von der Welt", so daß die Handlungen nicht einzelne Häuser oder Städte, sondern ganze Länder und Völker betreffen.

In der Praxis Gottsched's und seiner Genossen widersprachen diese Vorschriften für das poetische Schaffen der echten künstlerischen Bethätigung um so mehr, als dieser moralische Satz (Idee) nicht

1) universelle, imitée, feinte, contenant allégoriquement une verité morale. Bossu.

etwa ein Resultat der innigen Erfassung der Welt und der von Begeisterung getragenen abstrahirenden Phantasie ist. Hiefür fehlte bei Gottsched die Grundvoraussetzung, das Verständnis für die Begeisterung. Dieses Wort ist ihm nur ein Tropus; der Dichter spricht nur „gleichsam in einer Begeisterung (S. 233) oder aus Eingebung der Musen". Seine rationalistische Denkungsart sträubt sich, in dem „Göttlichen der Poesie" irgend eine mysteriöse Anlage zu sehen. Boileau's Ausdruck: S'il ne sent point du ciel l'influence secrète, s'il son astre en naissant ne l'a formé poëte ... übersetzt er in Prosa und meint, den heimlichen Einfluß des Himmels fühlen und durch ein Gestirn in der Geburt zum Poeten gemacht worden sein, heiße nichts anderes, als ein gutes und zum Nachahmen geschicktes Naturell bekommen haben. Er versteht darunter aber nur eine dem Grade nach bedeutendere Naturanlage. Damit hört denn auch jede künstlerische Schöpferkraft auf, welche doch der Begriff der Erfindung unbedingt erfordert. Während Gottsched, wie wir gesehen haben, bei der Beschreibung die abstrahirende Phantasiethätigkeit betont, weil hier das poetische Schaffen ein idealisirendes Nachahmen der Natur ist, kennt er dieselbe bei der Fabel nicht, da bei der Fassung derselben der vom erwägenden Verstande gesetzte moralische Satz das erste ist.

Wie verhält sich nun aber Gottsched zu dem weiteren Processe, zu der Rückführung der durch die Erkenntniskräfte schlechthin gesetzten Vollkommenheit (Idee) in das Gebiet des Individuellen, der sinnlichen Erscheinungswelt? Da der moralische Satz „sehr augenscheinlich" oder, wie es an einer anderen Stelle heißt, „unmittelbar" und auch mittelmäßigen Köpfen einleuchten muß, so werden die Phantasiekräfte nach allen Seiten hin bekämpft und dem Kunstideal hierdurch Leben und Bewegung, Kraft und Dasein entzogen. Zwar spricht Gottsched recht oft von der Einbildungskraft, aber er versteht darunter nach Wolf's Terminologie nichts anderes als das Vermögen der Seele, Vorstellungen von Dingen hervorzubringen, die nicht zugegen sind. Der Begriff hat also einen größeren Umfang als heute, indem er auch das Vermögen der unveränderten Reproduktion unter sich faßt, also das Gedächtnis, welches nach Wolf's Psychologie nur die zur reproducirten Vorstellung hinzutretende Erkenntnis ist, daß jene wirklich schon im Bewußtsein da war.

Die Phantasie in unserem Sinne, also das Vermögen der veränderten Reproduktion heißt dagegen bei Gottsched auch imaginatio combinatoria. Mit der Einbildungskraft verwandt ist der Witz, eine Gemüthskraft, „welche die Ähnlichkeit der Dinge leicht wahrnehmen und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann". Die Forderung, daß der Witz neben der Raschheit seiner Funktion die Eigenschaft haben soll, Ähnlichkeiten zu verknüpfen, die nicht in dem Wesen der Dinge liegen, sondern ihnen nur äußerlich anhaften, erhebt Gottsched nicht. Witz und Einbildungskraft werden aber von dem Dichter nur dort ausdrücklich gefordert, wo es sich um den poetischen Geist und den demselben entsprechenden Ausdruck handelt. Bei der Erfindung und Durchbildung der Fabel kommt es ihm hauptsächlich darauf an, vor den Tollheiten und Ausschreitungen der Phantasie zu warnen. „Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unsinnige Dichter, dafern das Feuer der Phantasie nicht durch gesunde Vernunft gemäßiget wird. Es ist nirgend leichter ausgeschweifet als in der Poesie" (S. 91).

Zwei Begriffe sind es namentlich, durch die er den idealistischen Charakter seines Standpunktes mit den Forderungen des Realismus zu verbinden sucht: die Vorbildlichkeit der Natur für alles dichterische Schaffen und die Wahrscheinlichkeit. Auf Grund des ersteren will er die Opern mit Stumpf und Stil ausrotten; die Angriffe im Biedermann werden hier verstärkt und erweitert. „Die Oper ist das ungereimteste Werk, das der menschliche Verstand ersonnen hat. Wir müßten uns einbilden, wir wären in einer andern Welt, wenn wir eine Oper in ihrem Zusammenhange ansehen, so gar unnatürlich sei alles. Die Leute denken, reden, handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut." „Wo sieht man im gemeinen Leben Leute, die sich als Götter einander anbeten, Liebhaber, die auf den Knien vor ihrer Gebieterin liegen und sich das Leben nehmen wollen?" „Wo hört man die gewöhnliche Oper-Sprache von Sternen und Sonnen, von Felsen-Brüsten und Ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsstunden um eines scheelen Blickes wegen?" (S. 604.) „Wo ist doch das Urbild dieser Nachahmungen?" Die Opern sind ihm die wildeste Ausgeburt der Phantasie, ja sie widerstreiten gerade dem Grundprincip des poetischen Gehaltes, der Sittlichkeit, sie „flößen dem Zuschauer nur ihr Gift ein". Bezeichnend

ist, daß er den „Ammenmärchen und Romanen" gegenüber, die doch auch nur zur „bloßen Belustigung" ersonnen sind, eine viel duldsamere Stellung einnimmt; er sucht hier einen Ausweg und findet ihn bei der Bürgertugend. Da es nämlich möglich ist, meint er, die Lust mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann sein müsse, so wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als ihm möglich ist, ja keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge. Der Oper gegenüber macht er ein derartiges Zugeständnis nicht; sie ist ein bloßes Sinnenwerk. „Die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht, damit sie nicht etwa durch ein gar zu kitzliches Urtheil die ganze Lust unterbreche." Es spielt hier offenbar die Eifersucht des Theatergönners mit; deshalb vergleicht er auch mit Berufung auf Aussprüche von Labruyère die Oper mit dem Drama, um die Regelwidrigkeit der ersteren zu erweisen.

Ein besonderer Greuel ist ihm die seltsame Verbindung der Musik mit der Sprache: „Sie sprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, fordert, sondern sie dehnen, erheben und vertiefen ihre Töne nach den Phantasien eines andern. Sie lachen und weinen, husten und schnupfen nach Noten ꝛc. Wo ist doch das Urbild dieser Nachahmungen?" Wie er bestrebt war, die Verbindung von Musik und Dichtung im Interesse größerer Naturtreue aufzulösen, zeigt auch seine Lehre von den Kantaten. Freilich hatte Menantes eine Reihe von Regeln gegeben, welche den Dichter zu Wortkünsteleien aus Rücksicht auf die Musik verurtheilten. So mußten die ersten Zeilen der Arien mit solchen Wörtern angefüllt sein, bei denen, wie Gottsched sagt, der Komponist sich eine halbe Stunde aufhalten könne, wenn er das Lachen, Weinen, Jauchzen, Ächzen ꝛc. auszudrücken sucht; ferner sollten die Zeilen so eingerichtet sein, daß sie nach Art von Ringelreimen wiederholt werden konnten; das Recitativ mußte an sich kurz sein, nur aus kurzen Zeilen bestehen u. Ähnl. „Wie wäre es", fragt Gottsched, „wenn ein Poet seinem Komponisten einmal nach Anleitung der Natur und Vernunft sagte, wie er seine Kantaten setzen sollte; es möchte nun dieses mit den

Regeln und Exempeln ihrer so großen, aber sehr unnatürlichen italienischen Meister übereinkommen oder nicht" (S. 361). Er räth, diesen formalen Forderungen gegenüber die Affekte auszudrücken und auf die Beschaffenheit der Sachen zu sehen, denn „das Singen ist doch nur ein angenehmes Lesen oder Aussprechen eines Verses, welches der Natur und dem Inhalte desselben gemäß ist" (S. 363).

Mit diesem Grundsatze der Vorbildlichkeit steht im Widerspruche, wenn Gottsched, allerdings nur im Vorworte, nach Aristoteles drei Arten der Darstellung unterscheidet. Der Poet habe eine Sache abzubilden „entweder so wie sie ist oder gewesen, oder wie sie zu sein scheint und wie man sagt, daß sie sei, oder endlich, wie sie von Rechtswegen sein sollte"[1]).

Auf der Nachahmung einer „gewesenen Welt" beruht die Idylle. Hier ist die Schäferwelt der Gegenstand, aber nicht die heutige. Denn erstens hat dieselbe zu wenig Annehmlichkeiten, als daß sie uns gefallen könnte; den Grund hiervon findet er instinktiv ganz richtig in der Abhängigkeit des modernen Schäferstandes von einer außerhalb ihrer und der äußeren Natur gelegenen Macht: Sie sind armselige, gedrückte und geplagte Leute. Sie sind selten die Besitzer ihrer Heerden, und wenn sie es sind, werden ihnen doch so viel Steuern und Abgaben auferlegt, daß sie bei all ihrer sauren Arbeit kaum ihr Brot haben. Zweitens aber herrschen eben deswegen so viele Laster unter ihnen, daß man sie nicht mehr als Muster der Tugend aufführen kann. Die Sittlichkeitsidee liegt also hier nicht in der Handlung, sondern in den abgeschilderten Gestalten, wiewohl die ganze Gattung nur deshalb zur eigentlichen Poesie gehört, weil sie eine Fabel darstellt. Das Wesen eines Schäfergedichtes beruht daher bei Gottsched auf der Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches „vorzeiten in der Welt geführet worden" (S. 382); auf christliche Art zu reden, ist es „eine Vorstellung des Standes der Unschuld oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeiten vor und nach der Sündflut". Dieses goldene Zeitalter wird nun mit einem Gottsched sonst nicht eigenen Farbenreichthum abgeschildert. Wo ist nun aber das Vorbild hierfür in der Natur? Er merkt es in der That nicht,

1) Vgl. Arist. 26: ἀνάγκη μιμεῖσθαι, τριῶν ὄντων τὸν ἀριθμόν, ἕν τι ἀεί. ἢ γὰρ οἷα ἦν ἢ ἔστιν, ἢ οἷα φασὶ καὶ δοκεῖ, ἢ οἷα εἶναι δεῖ.

daß sein Bild eine Schöpfung der losen Phantasie ist, denn er hat es unbesehen aus Richard Steele's Guardian und von anderwärts zusammengetragen[1]). Erst sein Schüler Joachim Schwabe zeigt später den Muth, die Schlußfolge zu ziehen und die Berechtigung der ganzen Gattung zu leugnen. „Es wird dich nicht wenig Wunder nehmen, geliebter Leser", sagt er in der Vorrede zu Gottsched's Gedichten[2]), „daß du hier den Titel Schäfergedichte[2]) nicht gewahr wirst. Wundre dich aber darüber nicht. Du weißt, daß ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat und nur deren Schönheiten nachzuahmen sucht. Wo zeigt aber itzt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrscht die Unschuld, die darin vorkommen soll? . . . Wie kann nun ein Dichter das wieder vorstellen, was er nirgends mehr erblickt?" Die Schäfer sollen also nicht geschildert werden, wie sie sind, sondern wie sie gewesen sind und sein sollen. Theokrit hat sie öfter sehr grob und plump gezeichnet, Vergil's Haberrohr erhebt zuweilen einen gar zu hohen Ton. Die Italiener Guarini und Bonarelli haben die Hirten zu scharfsinnig gemacht, sogar Tasso, „der noch am leidlichsten ist", läßt sie in seinem Amyntas die Sylvia gar zu künstlich denken. Von Fontenelle erborgt er die Urtheile über die französischen Idyllen: Marot ist abgeschmackt, Ronsard hat zu hohe Stoffe, Segnais ist in der Schreibart zu künstlich und gleißend. Aber auch der Gewährsmann Fontenelle wird verworfen: er hat seine Schäfer zu scharfsinnigen Pariserinnen gemacht, und sein Ausspruch: die Schäfer der Eklogen müßten gleichsam seidene Kleider haben, die nur schäfermäßig zugeschnitten wären, sei nur eine Beschönigung seiner eigenen Fehler (S. 388). Bei Philips' Arcadia weist er wieder auf das Urtheil von Steele hin. Unter den Deutschen werden Opitz, Dach, Schoch und vor Allen Neukirch hervorgehoben, über dessen Eklogen selbständige Kritik geübt wird (S. 390 ff.). Und Gottsched selbst? Er bringt vier Beispiele, die sämmtlich Gelegenheitsgedichte sind: drei Hochzeitsgedichte und einen Glückwunsch zu des Vaters sechzigstem Geburtstag. Nur in dem letzteren bricht manchmal ein Ansatz zu elegischer Stimmung durch. Keine Spur

1) Vgl. a. a. O. I. S. 28. 30. 32.
2) Vgl. G.'s Gedichte 1736. Vorw.

von dem in der Theorie gezeichneten Schäferideal, überall Reflexion, die aber, da sie sich doch, weil Schäfer nachgeahmt werden sollen, noch unter dem Stande Gottsched'scher Geistestiefe hält, mit unsäglicher Plattheit martert. In der Theorie hatte er zugestanden, man könne sich auch einbilden, daß in benachbarten Ländern, wo man sonst schon allenthalben Städte gebauet, Obrigkeiten geordnet, Gesetze gegeben, ein Überrest der alten Unschuld in einer gewissen glückseligen Landschaft geblieben (S. 392). Hiermit sollte offenbar die Forderung der Vorbildlichkeit befriedigt, wenigstens also Anlehnung an das Wirkliche gesucht werden. Gottsched wählt auch dies Stoffgebiet. Der Schauplatz ist: „Da, wo die Elster ihre Fluthen mit Rauschen in die Pleiße lenkt", dann „Bei Zittau, wo die Hand der gütigen Natur Aus reicher Mildigkeit, die Auen, Wald und Flur Mit tausend Gaben schmückt", „An unsrer Saal begrüntem Strande" ꝛc. Die Schäfer selbst erweisen sich als Herren von der Universität Leipzig. Philander ist Menke, Philinde seine Tochter, Amyntas Homann, ihr Bräutigam, Damon und Silvander sind Freunde des Menke'schen Hauses, die zusammenkommen, um über die Vorzüge der Verlobten zu sprechen und zuletzt in einem Wechselgesange ihnen Glückwünsche zu bringen. Auf denselben Motiven beruhen die andern Hochzeitslieder. In der vierten Ekloge ist in dem Hirten Prutentio Gottsched selbst gezeichnet. Er beklagt das Los seiner Verbannung aus der Heimat, sehnt sich nach der Schäferzunft am Pregel, wobei es weder gegen die Regel noch gegen die Wahrscheinlichkeit verstößt, wenn May, der wahrscheinlich unter Damon zu denken ist, ihn an seine Weisheitsstudien erinnert und ihn tröstet: „Du nährst dich deiner Kunst und guten Wissenschaft" (S. 309). In keiner Gattung gehen bei Gottsched Theorie und Praxis weiter auseinander. Die Phantasie war nicht vermögend, das Idealbild der Schäferwelt praktisch auch nur im Entferntesten zu fassen. Die Anschauung bleibt leer; nur ganz äußere Dinge, Herden, Schäferhütte ꝛc., werden nebenbei genannt; die Stimmung, wenn ja einmal erzeugt, ist sofort wegräsonnirt. Die Hirten sind allegorische Puppen, Abbilder ganz gewöhnlicher Kulturmenschen, umhangen mit einzelnen Lappen aus der Schäfergarderobe.

Noch wichtiger als die Vorbildlichkeit ist die Wahrscheinlichkeit. Gottsched versteht darunter „die Ähnlichkeit des Erdichteten

mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt, oder die Übereinstimmung der Fabel mit der Natur" (S. 164). Das ganze sechste Kapitel ist dieser Frage gewidmet, und zwar muß die ganze Weltlitteratur in ihren hervorragendsten Erscheinungen abschreckende Beispiele für die Ausartungen der Phantasie darbieten. Bei Homer gefällt ihm nicht, daß die Dreifüße aus eigener Kraft in die Versammlung der Götter spazieren gehen; die nicht nur redenden, sondern auch denkenden Bildsäulen erfahren ebenso seinen Widerspruch wie der Schild Achill's und die gar zu verächtlich geschilderten Götter und Helden. Er erhebt seine chronologischen Bedenken dagegen, daß Vergil den Äneas zur Dido nach Afrika kommen ließ; wenn das anginge, müßte es auch erlaubt sein, Gott mit den Kindern Adams ein Examen aus Luther's Katechismus anstellen zu lassen, wie Hans Sachs in einer Komödie gedichtet habe. Es sei wohl wahr, daß man in Rom die alte Chronologie so genau nicht gewußt und also der Pöbel diesen Fehler Vergil's nicht wahrnehmen konnte, allein man müsse in solchen Fällen mehr auf einen verständigen Kritiker als auf eine ganze Stadt voll unwissender Leute sehen. Daher Gottsched's Ängstlichkeit, mit der er sich gegen jeden Vorwurf vertheidigte, der dahin zielte, daß sein „Cato" in einzelnen Punkten von der geschichtlichen Überlieferung abweiche. Das Wirkliche müsse auch wahrscheinlich sein, und der Tadel eines Kritikers schade mehr, als der Beifall der unwissenden Menge nütze.

Die Litteratur der christlichen Völker erfährt noch schärferen Tadel, weil wir es hier mit erleuchteten Zeiten zu thun haben. Während Camoens das Christenthum mit den heidnischen Göttern, hat es Tasso mit der türkischen Religion vermischt. Noch ärger treiben es Marino, Ariost, Voltaire und Milton[1]). Der letztere erfährt schon hier eine entschiedene Verurtheilung, und zwar erfolgen die ersten Angriffe auf Grund von Voltaire's Kritik über Milton. Der Poet scheine ein Belieben getragen zu haben, sein Pandämonium nach der dorischen Ordnung zu bauen, es mit allerlei Verzierungen, als Karniesen und goldenen Blumen, auszuschmücken. Diese Erfindung schicke sich nun zwar nicht für den ernsthaften Milton, aber noch schöner komme es heraus, wenn

1) Vgl. auch S. 151.

sich alle seine Teufel in Zwerge verwandeln müssen, damit sie nur in dem gar zu engen Gebäude Platz finden. Lucifer mit seinen vornehmsten Bedienten behalten indessen ihre natürliche ungeheure Größe, während der gemeine Pöbel böser Geister nur in Gestalt kleiner Pygmäen erscheinen müsse. „Wenn das nicht das Lächerliche aufs Höchste getrieben heißt, so weiß ich nicht mehr, was wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Erdichtungen sein sollen" (S. 178). Andere Heldengedichte, wie Postel's Wittekind, Chapelain's Mädchen von Orleans und St. Amand's erretteter Moses stehen ihm unter aller Kritik. Auf Voltaire gestützt, unternimmt er es nun auch, aus dem Ödipus von Sophokles Beispiele für Unwahrscheinlichkeiten im Drama vorzuführen. Obwohl einzelne Bemerkungen dieses Kapitels durchaus nicht so uneben sind, so geht doch aus dem Ganzen hervor, daß sich ihm die poetische Wahrscheinlichkeit einfach zur logischen verengt; nur im Anfange des Kapitels weist er einmal darauf hin, daß die Glaublichkeit der Fabel im Zusammenhange derselben begründet sei. Die Wahrscheinlichkeit ist Gottsched's schärfste kritische Waffe. Mit ihr sucht er das dem Dichter bis zu einem gewissen Grade zugestandene Recht der freien Erfindung wieder aufzuheben und ihn an die Wirklichkeit zu bannen; beim Erfinden der Fabel soll die Natur nachgeahmt werden.

Allerdings konnte Gottsched jetzt, da er das ganze Gebiet der Dichtung überblickte und allen Gattungen möglichst Rechnung tragen mußte, nicht mehr jenen vom religiösen Rationalismus diktirten exklusiven Standpunkt einnehmen, den er noch als Journalist im „Biedermann" vertreten hatte. Er muß jetzt zugestehen, daß die Nachahmung nicht Wiedergabe des Wirklichen ist. Vor Allem kreuzte die Äsopische Fabel, für welche er schon in seinen Zeitschriften Proben gegeben hatte[1]), seine Regeln von der Vorbildlichkeit der Natur und von der Wahrscheinlichkeit, und im Epos ließ sich das Wunderbare doch auch nicht völlig verbannen. Gottsched hilft sich damit, eine unbedingte und eine hypothetische Wahrscheinlichkeit zu unterscheiden. Die letztere beruht auf einer

1) „Vernünft. Tadlerinnen": „Vom Veilchenstocke", „Die Tulpe und die Blumengöttin Flora", „Pferd und Esel". „Biedermann" II: „Der Hase, der sich in den Löwenstand erheben ließ."

unter gewissen Umständen stattfindenden logischen Widerspruchslosigkeit. Man dürfe nur die Bedingung zum voraus setzen, daß Bäume Verstand und Sprache haben, so gehe alles Übrige an (S. 165)[1]. Das Stoffgebiet der Fabel ist daher nicht die wirkliche, sondern eine „mögliche" Welt. Metaphysisch, meint er, müsse man sich nämlich die Welt als eine Reihe möglicher Dinge vorstellen, so daß außer derjenigen, die wir wirklich vor Augen sehen, noch viele andre dergleichen Reihen gedacht werden können. Daher sind alle Begebenheiten, „die in unserm Zusammenhange wirklich vorhandener Dinge nicht geschehen", an sich selbst aber nichts Widersprechendes in sich haben, in einer andern Welt zu Hause und gleichsam Theile derselben.

Wenn Gottsched mit dieser Lehre Ernst gemacht hätte, so wäre der dichterischen Phantasie offenbar ein größerer Spielraum gewahrt gewesen; allein diese Sätze sind durchaus nicht der Ausfluß einer allseitig begründeten Weltansicht. Damals hatte er eben gegen Leibnitzens „prästabilirte Harmonie" seine Einwände erhoben, wie er denn gerade diese Lehre als den unwesentlichsten Theil in dessen System erklärte[2]. Vielmehr entnimmt er die Sätze über die „möglichen Welten" unbesehen aus Wolf, welcher einen „wohlgeschriebenen Roman", d. i. einen solchen, der nichts Widersprechendes enthält, für eine Historie aus einer andern Welt erklärt hatte. Durch die Lehre von den „möglichen Welten" sollen nur die nicht

1) In der II. Aufl. wird diese Lehre durch Einschiebung eines ganzen Paragraphen (I. 4. § 10) viel ausführlicher erläutert: Es sei nicht zu leugnen, daß in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge nicht leicht was zu ersinnen ist, wodurch die Sprache der Bäume oder der Thiere wahrscheinlich werde. „Allein einem Poeten ist es erlaubt, eine Fabel durch die andre wahrscheinlich zu machen, und er darf also nur überhaupt dichten: es sei einmal eine Zeit gewesen, da alle Pflanzen und Thiere hätten reden können. Setzt man dies zum voraus, so läßt sich hernach alles Übrige hören."

2) »Rejici potest quam facillime Systema Harmoniae praestabilitae, probari tamen eodem tempore possunt vel omnia reliqua, vel plurima saltem philosophiae Leibnitianae capita« etc. Vgl. Vindiciae Systematis influxus physici II. Vgl. Danzl, Gottsched S. 13 ff. Den Zusammenhang der Lehre von den „möglichen Welten" hat Servaes a. a. O. S. 27 ff. auseinandergesetzt, aber er irrt, wenn er Gottsched als „strenggläubigen Wolfianer" bezeichnet und annimmt, er habe jene Sätze mit der Monadenlehre und der von der prästabilirten Harmonie in Zusammenhang gebracht.

wegzuleugnenden Schöpfungen der über das Natürliche hinausgehen den Phantasie mit der Forderung der Naturnachahmung nothdürftig in Zusammenhang gebracht werden. Aus den Worten: „Nun kann man wohl freilich die Fabel selbst von dem Wunderbaren nicht ausschließen" (S. 141), geht hervor, wie schwer ihm dieses Zugeständnis gefallen ist. Schon die Herleitung des Wunderbaren aus der Dummheit des Pöbels zeigt, welche untergeordnete Bedeutung er demselben zuweist. Die antiken Dichter kommen hiebei noch so ziemlich gut weg, weil sie in der Nacht des Aberglaubens lebten, aber „ein heutiger Poet hat große Ursache, in dergleichen Wunderdingen sparsam zu sein, denn die Welt ist nunmehro viel aufgeklärter" (S. 151). Wenngleich er das Wunder auch mit Rücksicht auf die Offenbarung nicht ganz in Abrede stellen will, so sieht er es doch mit Wolf als eine Ausnahme der bestehenden Weltordnung an, ja er wäre nicht abgeneigt, vom philosophischen Standpunkte dasselbe zu leugnen; wenigstens nimmt er anderwärts diese Ansicht gegen den Vorwurf des Spinozismus in Schutz. Es könne nämlich jemand von der Vollkommenheit Gottes ganz überführet sein und doch dafür halten, Gott hätte keinen Gefallen an solchen außerordentlichen Begebenheiten in der Welt, welche nur die Ordnung und Schönheit des Ganzen unterbrächen und von seiner Macht, aber nicht von seiner Weisheit zeugten, oder jemand könnte dafür halten, die Welt wäre ein nothwendig von Gott hervorgebrachtes Wesen[1]). Jedenfalls räth er, sich bei Annahme des Übernatürlichen nicht zu übereilen und nicht gleich Alles, wovon wir Grund und Ursache nicht einsehen, für ein Wunderwerk auszugeben. Daher wird auf den großen Fortschritt der Naturwissenschaften im aufgeklärten Jahrhundert hingewiesen, woraus dann von selbst folgt, daß sich die Verwendung des Wunderbaren nach dem jeweiligen Kulturzustand eines Volkes und einer Zeit richtet, wenn es auch unleugbar besser wäre, sich solcher Arten des Wunderbaren zu bedienen, die zu allen Zeiten gemein sind und bleiben (S. 151).

Abgesehen davon aber, daß das Wunderbare in der Poesie gegeben war, daß Bossu das »Admirable« in einem besonderen Kapitel (III. 8) behandelte und Boileau ausdrücklich sagte: »Nos

1) Vgl. Weltweisheit a. a. O. I. § 410, 411.

pensées vont souvent plus loin que les cieux et pénètrent au-delà de ces bornes qui environnent et qui terminent toutes choses«, hatte es für Gottsched auch eine besondere Bedeutung mit Rücksicht auf den sittlichen Zweck der Poesie. Denn der moralische Satz muß auch das Gemüth bewegen, und dies kann nur durch „neue, seltsame und fürtreffliche Sachen“ (S. 141) geschehen. In dieser Beziehung aber finden wir wieder jene Anlehnung an Lamotte, welche uns schon bei der Odendichtung begegnet ist. Nicht auf das der gesunden Kritik so unterworfene objektive Wunderbare an sich kommt es an, sondern darauf, was wirklich Bewunderung erregt. Jenes reizt den Verstand oft zum Widerspruche und ist daher den höheren Absichten der Poesie geradezu zuwider; dieses aber fördert immer den Endzweck. Auch bei der Fabel ist daher „das beste und vernünftigste Wunderbare, wenn man bei Thieren und leblosen Dingen nur die Wunder der Natur recht nachahmet und allezeit dasjenige wählt, was diese am vortrefflichsten gemacht hat. Es kommt hier Alles auf gute Beschreibungen recht außerordentlich schöner und schlechter Sachen an, denn die mittelmäßigen werden nichts Wunderwürdiges abgeben“ (S. 162). Ebenso beschäftigt sich die Poesie auch nur mit „lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder im Bösen aufs Höchste gebracht“ (S. 155). „Eine mittelmäßige Tugend rühret die Gemüther nicht sehr.“ Große Helden, unmenschliche Tyrannen, verdammliche Bösewichter werden zum Vorwurfe empfohlen und als poetisch verwendbare Moraltypen aufgeführt: Achilles mit seinem unauslöschlichen Zorne, Ulysses mit seiner unüberwindlichen Standhaftigkeit, der fromme Äneas, der lasterhafte Ödipus, die rasende Medea ꝛc. „Das sind Menschen und Thaten, die wunderbar sind und ohne alle Beihilfe anderer Seltsamkeiten die Leser oder Zuschauer eines Gedichtes entzücken können“... „Weil aber seichte Geister und ungelehrte Versmacher dazu nicht fähig sind, daher kommt es, daß man uns anstatt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem falschen aufhält.“ Also auch hier fordert Gottsched die Verwendung des Bedeutenden für die Poesie; in dem Maße, als er das im Übernatürlichen wurzelnde Wunderbare verfolgt, betont er das im Menschenleben vorhandene Große. Ja, er dehnt dasselbe sogar auf das Lustspiel aus; wenn man in einer Komödie z. B.

einen Geizhals vorstellen will, so dürfe man keinen mittelmäßigen Geiz abbilden, sondern müsse Alles zusammensuchen, was an verschiedenen kargen Leuten zu bemerken sei, und aus diesen Stücken einen vollkommenen Geizhals zusammensetzen (S. 157); und wie bei den Charakteren der Helden, so hat auch bei den Schicksalen derselben das Große und Seltsame die nothwendige Bewunderung zu erwecken. Wenn daher auf der einen Seite der deus ex machina mit dem Horazischen Spruche: »Nec deus intersit, nisi dignus vindice nodus inciderit« verworfen wird, weil es nicht viel Verstand erfordet, alle Augenblicke einen Gott vom Himmel kommen zu lassen, um dem Schauspiele aufzuhelfen, so wird andererseits gefordert, daß dem Helden viel Unvermuthetes und Seltsames begegne (S. 161), natürlich immer in den Schranken der Wahrscheinlichkeit. Es ist der Standpunkt, den auch Fontenelle mit seinem »vraisemblable extraordinaire« einnimmt.

In einem Punkte hatte jedoch das stärker ins Auge gefaßte Sittlichkeitsprincip Gottsched's Stellung zum Wunderbaren wankend gemacht; während er früher dasselbe auch zu allegorischen Zwecken nicht verwendet wissen wollte, macht er jetzt dieses Zugeständnis unter der Bedingung, daß die Gottheiten und Geister auch wirklich einen ihrer allegorischen Bedeutung entsprechenden Charakter haben und auch der Absicht des Dichters gemäß aufgefaßt werden. Damit es der moderne Dichter hierin nicht verfehle, räth er, es so zu machen wie Boileau in seinem „Lutrin" und Voltaire in der „Henriade", nämlich statt der Götter allegorische Wesen zu dichten, wie die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht ꝛc. Hinsichtlich des Dramas war und blieb er unerbittlich. Die theatralische Fabel leidet nichts, als was wahrscheinlich ist. „Tausend Dinge lassen sich gar wohl erzählen, aber den Augen läßt sich nichts vorstellen, als was glaublich ist."

Nur in losem Zusammenhange steht mit den praktischen Lehren und Regeln über die Dichtkunst dasjenige, was Gottsched über die Schönheit und den Geschmack vorbringt. In der Begriffsbestimmung des Geschmackes hatte Gottsched einen deutschen Vorgänger in J. U. König; dieser hatte am Schlusse seiner Canitzausgabe i. J. 1727 einen Aufsatz veröffentlicht: „Untersuchung von dem guten Geschmack in der Dicht- und Redekunst".

In der zeitgenössischen gedruckten und ungedruckten Litteratur finden sich nur wenig Spuren, daß man diesen Aufsatz irgendwie beachtet hätte, und so blieb es, bis demselben erst in neuerer Zeit eine Bedeutung beigemessen wurde[1]), die ein kurzes Eingehen auf den Inhalt desselben nöthig macht. Nach einem unausstehlich langweiligen Gewäsche über die Geschichte des guten Geschmackes bei Griechen, Römern, Italienern ꝛc., über den Gebrauch des Wortes in eigentlicher und übertragener Bedeutung kommt er zur Begriffsbestimmung des Geschmackes. Die Frau Dacier hatte denselben in einer Zusammenstimmung des »esprit« mit der »raison« gefunden; man besitze mehr oder weniger von diesem Geschmacke, je nachdem diese Harmonie richtig oder unrichtig sei. Daran knüpft nun König den einzigen werthvollen und beachtenswerthen Gedanken, der freilich an Leibnitz' prästabilirte Harmonie erinnert: Er meint, es wäre von Natur eine Übereinstimmung zwischen der Beschaffenheit eines uns angenehmen Gegenstandes und der Eigenschaft seines Eindruckes wie hinwiederum zwischen diesem und unserer Empfindung, die darauf folgt. Es sei natürlich, daß unser Verstand an einer solchen Übereinstimmung und Ordnung ein Belieben habe, nachdem sich in der Natur selbst Alles in so richtigem Gleichmaße, in Abtheilung und Einstimmung befinde. Aus diesem Gedanken geht ihm nun allerdings hervor, daß ein jeder Gegenstand, der den Beifall unseres Verstandes nach genauer Prüfung aller seiner Theile insbesondere und deren Gleichförmigket verdienen würde, schon bei dem ersten Eindruck in unserer Seele eine Empfindung erzeugt, die kraft jener Übereinstimmung denselben Gegenstand „uns liebens- und schätzenswerth macht". Wenn nun jene Spekulation irgendwie fruchtbar hätte sein sollen, so mußte König diese Empfindung vor Allem als einen einfachen, für sich bestehenden Seelenzustand fassen.

1) Braitmaier a. a. O., S. 57 ff. Mit welchem Rechte soll bei der Verbindung von esprit und raison das erstere mit „unmittelbare Empfindung" übersetzt werden? (S. 58.) Aus den vielen Erörterungen, die zu Gottsched's Zeit über diesen Begriff gepflogen wurden, geht nur so viel hervor, daß der Geschmack bei Dacier, Scudery, Train du Tremblay und anderen Franzosen auf einer Übereinstimmung des esprit mit der raison beruhe, das heißt, der auf Grund des dunklen Bewußtseins ohne vorhergegangene Überlegung gefällten Urtheile mit der klaren und deutlichen Reflexion. Esprit und raison fällen Verstandesurtheile, jener ohne, diese mit bewußten Gründen.

Er sagt aber: „Diese Empfindung ist eben der Geschmack des Verstandes." Der Geschmack ist ihm Art, der Verstand Gattungsbegriff. Der Geschmack „pflegt sein Urtheil von einer Sache, die uns angenehm oder unangenehm vorkommt, nicht so lange zu verschieben" als der eigentliche Verstand. Ja, die Konfusion wird durch die endliche Definition (S. 404) noch größer: „Der Geschmack des Verstandes ist also nichts anderes, als die zusammengesetzte Kraft der Seele zu empfinden und zu urtheilen, vermittels welcher sie durch die Werkzeuge der Sinnen einen gewissen Eindruck empfindet und über denselben alsdann ihre Entscheidung durch eine Zuneigung oder Abneigung äußert." Fragt man, woraus diese Kraft zusammengesetzt sei, so erhält man einige Zeilen darauf die Antwort: Wohlbeschaffene Gliedmaßen der äußerlichen und richtiger Zustand der innerlichen Sinne und zwar ein „ziemliches" Gedächtnis, eine gute Einbildungskraft, ein feiner Witz, Beurtheilungskraft ꝛc. Kurz, je weiter wir kommen, desto größer wird die Konfusion, in einen desto tieferen Sumpf gerathen wir. Namentlich ist das, was dann über den besonderen und allgemeinen Geschmack beigebracht wird, so verworren, daß ein hoher Grad von Wohlwollen gegenüber König nothwendig ist, um die Behauptung zu unterdrücken, daß er sich bei alledem nichts Rechtes gedacht hat. Allerdings blitzen hier und da verwerthbare Gedanken auf; daß sie aber verständnislos den reichlich zu Rathe gezogenen Quellen entnommen wurden, zeigt die Naivität, mit der das einmal Behauptete bald wieder zurückgenommen wird.

Jedenfalls klarer als bei König, wenn auch nicht fruchtbarer, ist der Geschmacksbegriff bei Gottsched gefaßt. Er unterscheidet bei sinnlichen Eindrücken einen leidenden und einen thätigen Zustand. Jenen weist er den Sinnen zu: „Unsere Sinne, insoweit sie körperlichen Gliedmaßen zukommen, sind nichts als Leidenschaften und empfangen also nur die Eindrückungen der außer uns befindlichen Dinge" (S. 100). Bei dieser Perception der Außenwelt hat also die Seele nichts zu thun. Erst wenn die auf die Sinne ausgeübten Eindrücke vorgestellt und ihr Unterschied beurtheilt wird, tritt die Seele mit einer thätigen Kraft in Wirksamkeit. Diese Funktion der Seele, sinnliche Eindrücke vorzustellen und ihren Unterschied zu fassen, nennt Gottsched den Geschmack im eigentlichen

Sinne. Hierbei betont er aber nachdrücklich, daß die so gewonnenen Vorstellungen bei all ihrer Klarheit dennoch nichts Deutliches in sich hätten. Wir sind wohl im Stande, das Süße vom Bittern, das Saure vom Herben zu unterscheiden, also sind diese Begriffe nicht dunkel; wir sind hingegen nicht vermögend, das Allergeringste zu antworten, wenn man uns fragt, worin diese Eindrücke unterschieden seien, und woran wir einen vor dem andern erkennen. Die Vorstellungen davon sind also verwirrt und undeutlich. Wir sehen hieraus, daß Gottsched den ganzen einheitlichen Proceß der Empfindung in zwei Akte zerlegt: in eine rein sinnliche Perception und in den eigentlichen, durch Hinzutritt der Gemüthskraft zu Stande gekommenen Empfindungsakt. Jener wird sinnliche Empfindung, dieser, auf undeutlichen und verworrenen Vorstellungen beruhend, Empfindung schlechthin genannt.

Dieser Grundirrthum ist von historischer Bedeutung. Auf ihm beruht das gröbliche Mißverständnis der Baumgarten'schen Definition eines Gedichtes seitens mehrerer Kämpen aus der Gottsched'schen Schule. Sie konnten das »sensitiva« nicht anders auffassen als körperlich. Daher die von ihrem Standpunkte ganz zutreffenden, im Grunde aber albernen Witze über Baumgarten, wie sie namentlich Quistorp vorbrachte, als gehöre zu einem Gedichte, weil es eine sinnliche Rede sei, daß es recht stark in die Nase rieche u. Ähnl. Daher muß sich Gottsched später auf Grund dieser Stelle von Meier, dem Schüler Baumgarten's, den Vorwurf des Materialismus machen und sich ganz richtig vorwerfen lassen, er habe das, was die körperliche Voraussetzung der Empfindung sei, zu dieser selbst erhoben[1]). Wie König unterscheidet auch Gottsched einen eigentlichen und einen metaphorischen Geschmack; während ihn jener aber nicht nur auf das Schöne und Gute, sondern auch auf das Wahre überträgt, schließt Gottsched die Wissenschaften von demselben aus und schränkt ihn nur auf die freien Künste und „etliche andere sinnliche Dinge" ein. Es ist eine stille Polemik gegen König, wenn er nachdrücklicher darauf hinweist, daß es die Wissenschaft nur mit deutlich erkannten Grundwahrheiten zu thun habe, und daß

1) Georg Friedrich Meier's „Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst" (Halle 1747), S. 66 ff.

man höchstens dort vom Geschmacke in den Wissenschaften reden könne, wo das Deutliche und Undeutliche noch vermischt sei. Also ein theologisches Buch nach Moßheimischem Geschmacke, ein Recht der Natur nach Puffendorf's Geschmack ꝛc. „Sobald aber eine Sache allgemeinen Beifall erhält und vor etwas Demonstrirtes gehalten wird, so hört man auch auf, sie zum Geschmack zu ziehen." Der metaphorische Geschmack hat es also nur mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Vorstellungen zu thun; er ist „der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verstand in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntnis hat" (S. 104). Und im geraden Gegensatz zu König, der in den Begriff alle möglichen Funktionen des Intellekts zusammengepackt hatte, sagt Gottsched: „Weder der Witz, noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtnis, noch die Vernunft können einen Anspruch darauf machen". Während er auch den fünf Sinnen jedes Recht auf den Geschmack abspricht, scheint er nicht abgeneigt, für denselben mit Dubos[1]) und Hutcheson einen sechsten Sinn zu setzen. Freilich steht er vor dem Räthsel rathlos da wie die Franzosen, die mit ihrem je ne sçai quoi ein Hinterthor für die Unwissenheit gefunden hatten. Worunter ist diese Kraft der Seele zu subsumiren? „Ich rechne zuförderst den Geschmack zum Verstande, weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kann." Gottsched blieb also das Eigengebiet für das Schöne im Bereiche der menschlichen Seele, wie es Baumgarten später betreten, Mendelssohn erhellt und Kant gefunden hat, allerdings verborgen, aber man sieht aus der Fassung jenes Satzes, daß er den Widerspruch wohl herausfühlt; denn wenn es der Geschmack nur mit undeutlichen Vorstellungen zu thun hat, so kann er gar nicht zum Verstande gehören, da der Verstand nach der Leibnitz-Wolf'schen Terminologie nur das Vermögen deutlicher Erkenntnis ist. Allein Entdeckungen zu machen, war Gottsched's Sache nicht. Erst nach dem Drucke des Buches kommt ihm eine Stelle bei Leibnitz zur Kenntnis[2]): Le goût distingué de l'entendement consiste dans les perceptions confuses, dont on

1) Reflexions sur la poesie et la peinture II. S. 308. Von G. im Originale nicht gekannt.

2) Recueil de diverses pièces S. 285.

ne saurait assez rendre raison. C'est quelque chose d'approchant de l'instinct«. Das war nun bis auf das wichtige »distingué de l'entendement«, welches er einfach übersah, zum Theil auch Gottsched's Meinung, und er unterläßt es nicht, sich dieser Übereinstimmung mit dem großen Philosophen in der Vorrede zu rühmen. Die erste Perception des Schönen beruhte auch ihm nur auf einer klaren, aber undeutlichen Empfindung, wie er denn auch später die Schönheit nicht einfach mit der Vollkommenheit, also der Übereinstimmung des Mannigfaltigen identificirt, sondern ausdrücklich sagt: „Wenn eine solche Vollkommenheit in die Sinne fällt und, ohne deutlich eingesehen zu werden, nur klar empfunden wird, so heißt sie eine Schönheit"[1]. Allein bei dieser »inferior facultas cognoscitiva« bleibt die Seele nicht stehen. Nur der Pöbel, der Ungebildete, bescheidet sich mit dem auf bloß sinnlicher Empfindung beruhenden Geschmacksurtheil; der höher Gebildete wird naturgemäß weiter geführt. Wenn er auch vorläufig nur auf Grund der Empfindung urtheilt, so wird ihm die „Scharfsinnigkeit", eine Kraft der Seele, in kurzer Zeit das Mannigfaltige eines Dinges zu fassen, auch bald die Merkmale, wodurch sich ein Ding von einem andern unterscheidet, klar machen, woraus dann die deutlichen Begriffe entstehen und die Auffassung des Schönen förmlich in das Gebiet des Verstandes erhoben wird. Erst mit den deutlichen Begriffen aber kann die Vollkommenheit eines Dinges sicher erfaßt werden. Daher ist das auf der bloßen Empfindung beruhende Geschmacksurtheil unsicher, trügerisch, individuell verschieden und den Schwankungen der Zeit unterworfen; nach Verwandlung desselben in eine gegründete Einsicht gelangen wir jedoch zu einem richtigen und festen, unanfechtbaren Urtheil über das Schöne. Warum auch das Empfindungsurtheil schon vermögend ist, über die Vollkommenheit ein Urtheil zu fällen, sagt Gottsched nicht, wiewohl hier die Berufung auf die prästabilirte Harmonie nahe gelegen wäre; dagegen weist er öfter darauf hin, daß das dem Geschmacksurtheil nachfolgende, dasselbe entweder bestätigende oder verwerfende Verstandesurtheil auf der deutlichen Erkenntnis der Regeln beruhe. Diese aber sind, weil in der Natur und

1) Vgl. Weltweisheit a. a. O. I. § 256.

Vernunft gegründet, zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich; diejenigen bleiben nur an der äußeren Schale kleben, die sich einbilden, die poetischen Schönheiten wären ganz willkürlich, heute könnte dies und morgen was anderes gefallen; in Rom könnte was häßlich sein, so in Paris oder London unvergleichlich wäre (S. 111). Die Verhältnisse und Ordnung der Dinge nach Maß, Zahl, Gewicht ꝛc. sind die Quelle der Schönheiten, aus welcher auch die Schönheit der Nachahmungen fließt. Die Regeln hierüber enthalten die einzelnen Wissenschaften, welche von Allem deutliche Begriffe entwickelt haben; die Regeln der freien Künste, der Nachahmungen der Natur, wurden schon vor 2000 Jahren von den Griechen aufgestellt und können am klarsten und sichersten nur von einem Philosophen aufgefaßt werden.

Dies ist im Wesentlichen der Umfang jener Lehren, welche die „Critische Dichtkunst" vermittelt hat. Von einem festgefügten, auf philosophischer Grundlage erbauten System kann hier ebenso wenig die Rede sein, wie von einem folgerichtigen Zusammenhange des Einzelnen. Was an einer Stelle behauptet wird, erscheint manchmal an anderer entweder wesentlich eingeschränkt oder gar aufgehoben. Die hiedurch hervorgerufenen Widersprüche beruhen aber nur zum geringeren Theile auf Denkfehlern. Flüchtigkeit, ungeschickte sprachliche Fassung und die bestimmte Absicht, in strittigen Fragen eine nach allen Seiten gesicherte und unangreifbare Haltung einzunehmen, stempeln das Werk zu einem Universallehrbuch für alle möglichen Richtungen der Poetik. Mit einzelnen Sätzen wird man daher Gottsched's Ansichten niemals beikommen können. Er ist schlüpfrig wie ein Aal; wenn er nicht ganz gefaßt wird, entkommt er, und hierin liegt eine Hauptursache für die Dauer und Hartnäckigkeit des späteren Litteraturstreites. Es gab wenig Punkte, von denen die Gottschedianer nicht hätten behaupten können, das habe der Meister auch gesagt.

Die „Critische Dichtkunst" ist keine Bereicherung der wissenschaftlichen Forschung, aber sie ist ein wichtiges, ja in diesem Umfange das erste Lehrbuch der Poetik „vor die Deutschen". In einer poesielosen Zeit entstanden, hat es die verborgeneren und tieferen Geheimnisse der Dichtkunst nicht zu erschließen vermögen und selbst dort Lücken offen gelassen, wo die fortgeschrittenere Erkenntnis

Anderer bereits Regeln gefunden hatte. Aber sie hat der Poesie den handwerksmäßigen Charakter endgültig benommen, indem sie nicht nur die formalen Künsteleien verwarf, sondern auch die Dichtersprache als den angemessenen Ausdruck dichterischen Geistes faßte, mochte sich derselbe auch in den engen Grenzen des Verstandes bewegen. Sie forderte bedeutenden Inhalt und hat der Dichtung durch Hochhaltung der Sittlichkeitsidee nicht nur weitere Kreise erschlossen, sondern auch auf ihren würdigsten Stoff, den Menschen, hingewiesen und inmitten des fabrikmäßigen Betriebes der Gelegenheitsdichtungen durch Hervorhebung des Epos und Dramas poetische Großthaten verlangt. Sie registrirt die Regeln der antiken Poetik, wie sie von den Franzosen einseitig ausgelegt und von Gottsched oft schief verstanden wurden, aber das ganze lückenhafte und stellenweise geborstene Gebäude durchweht ein moderner Zug: der Ruf nach Natur. Und wenn auch Gottsched das Wort nicht in seiner Tiefe und allseitigen Beziehung zur Kunst fassen konnte: für das gezierte, verschnörkelte und verstiegene Zeitalter war es immerhin eine Mahnung zur Rückkehr nach der ewigen Quelle des Schönen, eine Regel, die freilich erst durch die bildende Kraft eines wahren Dichters bestimmten Gehalt bekommen konnte.

Es ist keine Frage, daß diese so oft wiederholte Formel auch in der That weitere Anregungen bot; auf keinen seiner Sätze war Gottsched später so stolz als auf diesen. Noch 1754 äußerte er: „Als ich in meiner Dichtkunst 1730 zuerst den Grundsatz der Alten von der Nachahmung vortrug, schien er ganz Deutschland neu und fremde zu sein. Jedermann meinte, die Poesie sei eine Kunst, Verse zu machen, und weiter nichts. Alle unsere vorigen Dichtkünste hätten so gelehrt"[1]).

Aber nicht nur durch die positiven Regeln, sondern auch durch die immerhin ausgiebige Benutzung der einheimischen und fremden Litteratur ward die „Critische Dichtkunst" ein achtungswerthes Lehrbuch des deutschen Volkes. Mochten auch des Verfassers eigene Beispiele, welche nach dem Vorgange von Birken, Opitz und

1) Vgl. „Auszug aus Batteux' schönen Künsten aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet; zum Gebrauche seiner Vorlesungen ꝛc. von J. Ch. Gottscheden." Lpz. 1754. S. 74.

Anderen aufgenommen wurden und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, zu dessen Glorificirung beitragen sollten, ein richtiges Kunstverständnis herzlich wenig fördern, so waren doch überall und häufig nicht ohne methodisches Geschick auch Beispiele aus anderen deutschen Dichtern herbeigezogen und zum ersten Male in weit umfangreicherer Weise als bisher die Weltlitteratur in ihren Haupterscheinungen berücksichtigt. Ein solches Buch mußte, verglichen mit den bisherigen poetischen „Trichtern" und „Anweisungen", das litterarische Interesse des deutschen Volkes tiefer erregen. Es wird daher auch auf das Lebhafteste begrüßt: „Es ist leicht zu erachten", sagen die Leipziger gelehrten Zeitungen, „daß man von einem Autore, der sich in unserer Muttersprache in beiderlei Schreibart durch seine geschickte Feder so berühmt gemacht, nichts Mittelmäßiges in diesem Stück zu erwarten gehabt, und in der That hat er mit diesem Werke gewiesen, daß er nicht die Poesie durch bloße Nachahmung der besten Meister erlernet, sondern auch dieselbe kunstmäßig und aus dem Grunde verstehe". Und nach einer weiteren Ausführung heißt es mit Rücksicht auf die zahlreich gefällten Urtheile über die berühmtesten Gedichte aus allen Litteraturen: „Dadurch hat er das Buch in den Stand gesetzt, daß man billig Ursache hat, zu zweifeln, ob nicht nur die Deutschen, sondern auch die Ausländer in irgend einer Sprache eine bessere und vollständigere Anweisung zur Dichtkunst vorzeigen können"[1]).

Es folgen die Anerkennungen der Acta eruditorum[2]), der Schiffbecker Zeitung u. A. Mochte auch hier und da schon jetzt ein Widerspruch laut werden, Ausstellungen, wie in den „deutschen" Actis eruditorum[3]), wie sie ferner Hagedorn bringt, der bescheiden aufmerksam macht, daß die Dryden'sche Definition des englischen Humour (S. 591) nicht zutreffend ist[4]), bewiesen nur das tiefergehende Interesse, mit dem auch ernste und bessere Köpfe das Buch aufnahmen. Allgemein war die Auffassung, daß die „Critische Dichtkunst" durch ihre Forderung eines bedeutenderen Inhaltes die Heere der elenden Reimschmiede, welche den Parnaß umlagerten, verscheuchen werde. Diesem Gedanken gab auch Hagedorn

1) Vgl. a. a. O. 1729. S. 936. 2) Vgl. a. a. O. 1730. Nr. 11. Jan.
3) Vgl. a. a. O. Theil CXLIX. 4) Vgl. Danzel, Gottsch. S. 116.

Ausdruck, der Gottsched's Übersetzung der ars poetica ein „rechtes Meisterstück" nennt, und der da meinte, daß die zahlreichen Haufen der halben Poeten sich itzt weit schwerer entschuldigen können als jemals, da sie nunmehro aus einem Unterricht in ihrer Muttersprache lernen könnten, wie viel zu einem Dichter erfordert werde. „Dero Buch", fährt er fort, „störet sie in ihrer ruhigen Unwissenheit, deren sie bisher auch mit einigem Recht genossen"[1]). Dieselbe Ansicht hatte der Wittenberger Professor der Beredsamkeit, Hofrath von Berger, und noch 1753 singt der Gottschedianer Reichel:

„Der Dichter, der die Silben zählt,
Und den ein Reim zwo Stunden quält,
Wünscht, was denn? etwa Kranz und Kette?
Daß Gottsched nichts geschrieben hätte."

Es ist hier nicht der Ort, die Anerkennungen und Danksagungen zu verzeichnen, welche Gottsched von allen Seiten zukamen. Freunde und Gegner lernen von ihm. Das Buch dringt in alle Schichten. In musikalischen Kreisen wird es viel bestritten, aber die Abhandlung von der Kantate nimmt Lorenz Mitzler in seine „Neu eröffnete musikalische Bibliothek" zustimmend auf (1739). An Gymnasien und Universitäten wird systematischer Unterricht in deutscher Poesie auf Grund dieses Kompendiums. ertheilt. Trotz unausgesetzter und, wie sich jeder Denkende leicht überzeugen konnte, auch gerechter Angriffe und grober Schmähungen erlebte das Werk bis 1751 vier Auflagen; um auch den mittleren Schulen die Regeln zugänglich zu machen, veranstaltete Gottsched i. J. 1756 einen Auszug, der bis 1775 dreimal aufgelegt wurde[2]). Seiner Forderung, der Jugend gute Beispiele in die Hand zu geben, wurde von mehreren Seiten nachgekommen. Fast jede Provinz beeilte sich, ihre Jugend zu Dichtern zu machen. Der Schlesier Gottfried Bürgel, ein Schüler Gottsched's[3]), schrieb schon 1732

1) Zuerst abgedr. Weltweisheit a. a. O. II, dann Danzel S. 116.

2) „Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst zum Gebrauche der Schulen entworfen v. J. Ch. Gottscheden." Leipz. Breitkopf. 1756; II. verbesserte Aufl. 1760, III. Aufl. 1775.

3) Diesem Manne hat die Litteraturgeschichte seinen Ruhm entrissen. Au Jörden's Auktorität hin (II. S. 232) wird Gottsched eine Dissertation zuge-

„Erste Anfangsgründe der Dichtkunst"[1]); in Süddeutschland erscheint, mit Beispielen aus Gottsched's Dichtungen geschmückt, eine „Poetische Blumenlese zum Gebrauche der Schulen angestellet" (1733) von Georg Munz, dem Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, und auch der später so hartnäckige Joh. Stuß aus Gotha zeigt sich in seiner „Sammlung auserlesener Gedichte", mit der er durch „reinfließende deutsche Poesie" den „jetzigen Geschmack" fördern will, durchaus noch unter dem Banne Gottsched's[2]).

Wenn man nun heute wieder beginnt, die „Critische Dichtkunst" nur als Jungbrunnen des Lächerlichen zu betrachten und ihr auch jede geschichtliche Bedeutung abzusprechen, so sollte man sich doch die Worte eines klassischen Zeugen vergegenwärtigen, der von seiner in den Beginn der sechziger Jahre fallenden poetischen Lernzeit berichtet: „Von einem höchsten Princip der Kunst hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's ‚Critische Dichtkunst' in die Hände. Sie war brauchbar und belehrend genug, denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntnis, sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt" ꝛc. Mit größeren Erwartungen vertiefte man sich in die Schweizer, die Antagonisten Gottsched's, die als vorzüglicher gepriesen wurden: Breitinger's kritische Dichtkunst ward vorgenommen, man gelangte in ein weiteres Feld, „eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir trauten, uns darin herum trieb". So, Goethe im siebenten Buche seiner Selbstbiographie, der, wo er aus eigener Erfahrung in Sachen der Poesie spricht, doch gehört werden muß. Mit einem seiner Sprüche könnten

schrieben: »De regni, ex quo literae exulant, infelicitate«. Lips. 1732; so auch bei Gödeke. Die Schrift ist aber von Bürgel und nur »sub moderamine Gottschedii« vertheidigt. Sie ist auch nicht bei Breitkopf, sondern bei Zeidler gedruckt.

1) „Die ersten Anfangsgründe der Dichtkunst" ꝛc. v. G. Bürgel. Leipzig u. Budissin 1732.

2) „Sammlung auserlesener Gedichte, welche als mehrentheils neue Proben der nach jetzigem Geschmack erfahrener Kenner eingerichteten und reinfließenden deutschen Poesie zum gemeinen Nutzen und Ergötzen wie auch der Jugend zu geschickter Nachahmung in III Abtheilungen vorgelegt worden." Nordhausen, Große, 1734. Enthält Beispiele aus Besser, Brockes, Canitz, Gryphius, Menantes, Opitz, Pietsch, Schmelke und Wentzel.

auch Licht und Schatten der „Critischen Dichtkunst" kurz markirt werden:

„Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber die Poesie mag das Vernünftige lieben."

Noch während der Ausarbeitung seines Werkes hatte Gottsched von Ostern bis in den Juli 1729 eine Reise in seine Heimat unternommen. Über Wittenberg, Berlin und Stargard gelangte er nach Danzig, besuchte hier Opitzens Grab in der Oberpfarrkirche zu St. Maria und that das Gelübde, das Andenken des großen Dichters zu erneuern. Aus Königsberg waren die Eltern herbeigekommen, und mit dem Hause Kulmus wurde persönliche Bekanntschaft gemacht. Nachdem er dann auf der Höhe von Bornholm durch eines seiner Lieder sein liebendes Herz in entsprechender Ehrbarkeit erleichtert hatte, ging er über Rostock, Lübeck und Hamburg nach Leipzig zurück, wobei er es denn nicht unterließ, überall mit den einigermaßen bekannten litterarischen Persönlichkeiten Verbindungen anzuknüpfen[1]).

Als dann Michaelis 1729 die „Critische Dichtkunst" erschien, sollte auch seine gesellschaftliche Stellung verbessert werden. Am 16. Oktober starb Joh. Heinr. Ernesti, welcher seit 1691 die Professur der Poesie inne gehabt hatte. Gottsched beeilte sich, sein Buch bei den Ministern einzureichen, aber ein Andrer stand im Wege. „Wir wissen wohl, daß Menz kein Poet ist", sagte der wirkliche Staats-, nachmalige Konferenzminister Graf Zech zu ihm, „allein er hat uns schon den zweiten Kabinetsbefehl gebracht, daß wir ihn versorgen sollen." Indessen erhielt Gottsched noch am Schlusse des Jahres wenigstens die außerordentliche Professur der Dichtkunst und hatte damit an der Universität doch eine Stelle errungen; bald darauf wurde er auch von der preußischen Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt.

Am 3. Februar 1730, dem Jahrestage seiner Ankunft in Leipzig, trat er sein Lehramt mit einer Antrittsrede an. Die Einladungsschrift enthielt eine Ausführung der in der „Critischen Dichtkunst" enthaltenen Gedanken von dem Zusammenhange der Poesie mit der Philosophie in den ältesten Zeiten[2]). Die Rede selbst aber

1) Liscow jedoch lernte er damals nicht kennen.

2) »Invitatorium sistens Musas obstetrices philosophiae.« Lips. 1730. 4.

beleuchtete Gottsched's Lieblingsthema: den hervorragenden Nutzen der Dichter und Philosophen für den Staat und die Menschheit[1]). Die Poesie konnte kein „Nebenwerk" mehr bleiben, sie sollte als ein wichtiger Faktor des kulturellen Fortschrittes erkannt und gewürdigt werden.

VIII.

Das älteste Tragödien-Repertoire und die Musik.

Die „Critische Dichtkunst" war Gottsched's erste Großthat „vor die Deutschen". Von Stufe zu Stufe gelangt er jetzt an die Spitze der deutschen Kulturbewegung, theils gehoben durch eigenes unermüdliches Schaffen, mehr noch getragen durch eine Summe von Kräften und Erscheinungen, die er wachrief, anregte und nach Vermögen förderte. Drei Momente bedingen zunächst seinen steigenden Einfluß: der siegreiche Erfolg der gereinigten Schaubühne, das Wachsthum der deutschen Gesellschaft und die Begründung der „Critischen Beiträge".

Gewiß hätten weder die Regeln der „Critischen Dichtkunst" und noch weniger die darin enthaltenen praktischen Beispiele die Aufmerksamkeit Deutschlands in dem Grade erregt, wenn nicht Thalia selbst mit lebendigem Worte als Verkünderin der Leipziger Kunst von Stadt zu Stadt durch Deutschland gezogen wäre. Die Neuber'sche Bande hat Gottsched's Sittlichkeitsprincip der Dichtkunst in's Leben getragen. Mit Recht konnten die Principale überall dem gestrengen Stadtrath gegenüber betonen, daß sich die Gesellschaft des besten Lebenswandels befleiße, daß die Zoten und Rohheiten abgeschafft seien, ja daß sich die gereinigte Bühne neben edlem Divertissement die Förderung guter Sitten, des Bürgersinnes und der Bürgertugend zum Zwecke gesetzt habe. Man versäumt es

1) »Oratio inauguralis de poetis, philosophis reipublicae generique humano utilissimis.« Lips. 1730. 4.

auch nicht, den zwischen Bühne und Litteratur vollzogenen Zusammenhang zu betonen, die nationale Ehre wachzurufen und dankbar jener „klugen und gelehrten Männer" zu gedenken, mit deren Beihilfe es gelungen war, „die Schaubühne von ihrem Unflate zu säubern". „Die deutsche Sprache", heißt es in einer Eingabe an den Hamburger Stadtrath, „ist seit einigen Jahren aus ihrer Verachtung herfür gegangen, und die Deutschen haben gesehen, wie nützlich, rühmlich und nothwendig es einem Deutschen ist, deutsch zu können. Auch die Sprache hat ihren verdienten Platz auf der Schaubühne gefunden, und Schauspiele, welche nach ihren Regeln und nach ihrer Reinigkeit abgefaßt sind, werden zur Beförderung der Schönheit, Stärke und Deutlichkeit der deutschen Sprache in einer Republik nicht wenig beitragen." Jedermann wußte, wo die Regeln gegeben worden waren, und wo sich der Sitz der Reinigkeit der deutschen Sprache befand; man kannte jene klugen und gelehrten Männer als Mitglieder der deutschen Gesellschaft, und „Leipziger Verse" waren ebenso wie „Verse-Komödien" eine geläufige Bezeichnung für das neue Drama.

Wo daher nicht, wie z. B. in Bremen, der pietistische Eifer diese moralischen Absichten verdächtig fand, oder wo die Unsitte des „Tobakrauchens" Seitens der Studenten nicht die Furcht vor Feuersgefahr erweckte, wurden gegen die Neuber'sche Truppe keine principiellen Bedenken erhoben. Außer Leipzig waren Hamburg, Frankfurt a. M., Blankenburg, Merseburg, Hannover, Dresden, Nürnberg, Wolfenbüttel, Braunschweig, Kiel, Wittenberg, Lübeck, Straßburg nach einander die hervorragendsten Stätten ihrer Wirksamkeit. Überall waren es die besseren Bürgerkreise, die der Reform ihr Interesse entgegenbrachten, und Gottsched wußte sehr gut, daß diese Bühne die lauteste Verkünderin seines Ruhmes und wirksamste Förderin seiner Ziele war. Neben seinem thatsächlichen Interesse für das deutsche Drama darf also bei Beurtheilung der großen Fürsorge, welche er für Herstellung eines geeigneten Repertoires an den Tag legte, dieser menschlichere Beweggrund nicht außer Acht gelassen werden.

Es war ein von Gottsched in der deutschen Gesellschaft oft betonter methodischer Grundsatz, daß sich Niemand an ein größeres Originalstück wagen dürfe, der nicht zunächst im Übersetzen Übung

hatte. Es scheint, daß man in gemeinsamer Besprechung die hierfür bestimmten Stücke vertheilte; wenigstens berichtet Gottsched, man habe ihm Anfangs eine bloße Übersetzung des englischen Cato zugemuthet. Nachdem nun der Meister mit Racine's Iphigenie den Anfang gemacht, folgte Ad. Bernh. Pantke's Übersetzung der Berenice[1]) (Racine) und der zweite Theil von Corneille's Cid, „Chimenens Trauerjahr", übersetzt von Joh. Friedr. von Heynitz, „einem sehr geschickten Poeten"[2]), so daß der Bühne, von Koch's Arbeiten abgesehen, i. J. 1732 acht regelmäßige Stücke zur Verfügung standen. Die Arbeit geht allerdings langsam vor sich; Neuber drängt in seinen Briefen, das ganze Unternehmen wird ihm hiedurch recht „sauer" gemacht. Von Akt zu Akt schickt Gottsched die Manuskripte nach Blankenburg, Hamburg und Hannover. Aber die Bühne übt auch ihre Kritik an den Litteraturerzeugnissen. An Pantke's, des endlosen Schwätzers, Übersetzung knüpft Neuber die Bemerkung, einige vornehme Kenner hätten gewünscht, man sollte nur in den gar langen Reden hier und da absetzen und noch andre Personen haben dazwischen reden lassen; ein schwedischer Kavalier, der auch so ziemlich was gelernt zu haben scheint, meinte, dies wäre übersetzt, aber künftig sollte man den Übersetzern rathen, die französischen Gedanken erst zu ihren eigenen zu machen und zu versuchen, ob das Wort, das im Französischen zärtlich klinge, auch im Deutschen denselben Ton habe; wenn nicht, sollte man sich nur mit den Gedanken vergnügen (28. Juni 1730). Damit war wohl in der That der Hauptvorwurf erhoben, der jenen Arbeiten, soweit sie uns heute vorliegen, gemacht werden muß. Sie treffen kaum irgendwo den rechten Ton; die Feinheit der Empfindung und des Geistes ging verloren, und es bedurfte gewiß hervorragender theatralischer Mittel, um die Stücke überhaupt zu halten.

Anfangs waren indeß gewiß nicht allein jene Kräfte in Aussicht genommen, die reimen und »oui, Monsieur« verstehen konnten, denn Gottsched selbst machte sich i. J. 1730 an ein englisches Stück und übersetzte es in reimlosen Fünffüßlern[3]), ganz entsprechend seiner in der „Critischen Dichtkunst" geäußerten Vorliebe für diese dramatische

1) Vgl. Beiträge VI. S. 533. 2) Ebenda S. 522.
3) Probe davon in „Beiträge" I. S. 99 ff.

Form der Engländer. Allein der Inhalt war ihm doch die Hauptsache. Während er Addison's Cato übertrug, fand er, daß das Stück den Regeln nicht entspreche. Er hatte sich unterdeß theoretisch weitergebildet und in Hedelin's Pratique du Théâtre ein Gesetzbuch gefunden, das nun bald in seinen Kreisen als der Inbegriff dramaturgischer Weisheit angesehen wurde. Daher stört es ihn nicht nur, daß bei Addison zwei Nebenhandlungen parallel gehen, die mit der Haupthandlung in keinem inneren Zusammenhange stehen, sondern namentlich, daß die Schaubühne oft leer bleibt und die einzelnen Auftritte nicht nothwendig einer aus dem anderen folgen. Diese Regel wird neben jener der Einheiten von nun ab Gottsched's Hauptgesichtspunkt bei der dramatischen Beurtheilung, denn wenn er auch die Forderung der »liaison des scènes« schon früher bei Corneille kennen gelernt hatte, so konnte er dieselbe doch erst nach Hedelin's Studium, der die Regel aus der Einheit der Handlung und aus Aristoteles, Kap. 10: συνεχοῦς καὶ μιᾶς abgeleitet, als eine vernunftgemäße und dem Wesen der Gattung entsprechende bezeichnen[1]).

Einen weiteren Gegensatz fand Addison's Cato in Gottsched's persönlichen Anschauungen. Es widerstrebte durchaus seinem Gefühle, daß der sterbende Held, der doch ganz andere Dinge im Kopfe haben sollte, noch zuletzt ein paar Heiraten bestätigen mußte. „Das Hochzeitmachen", sagt er, „hat in theatralischen Vorstellungen dergestalt überhand genommen, daß ich es längst überdrüssig geworden bin." All das war nun freilich zu viel wider die Regelmäßigkeit gesündigt, und da er doch auf der deutschen Schaubühne nicht gern ein neues Muster aufführen lassen wollte, „so den Feinden aller Regeln einen neuen Vorwand geben könnte, zu sagen, daß ein Stück auch ohne dieselben schön sein könne", so griff er zu einem französischen Drama. Damit war der englischen Tragödie ein für allemal der Abschied gegeben, denn was er noch sonst von derselben kennen lernte, entsprach seinen Begriffen von der Regelmäßigkeit noch weniger. Mit dem Gehalte übernahm er zugleich die französische Form des gereimten Alexandriners. François Deschamps (1683—1747), ein mittelmäßiger Dichter, hatte 1715

1) Vgl. Pratique du théâtre II. c. 4.

ebenfalls einen Caton d'Utique herausgegeben. Da schien Alles in Ordnung: die Nebenhandlungen waren in der That eingeschränkt und in innigerem Zusammenhange mit der Haupthandlung; die Liebe spielte nur insofern eine Rolle, als sie dazu diente, den einseitigen, starren Charakter des Helden zu heben, aber die Katastrophe gefällt Gottsched nicht. Er zweifelt an der tragischen Wirkung. Deschamps' Cato nimmt sich nämlich im Affekt das Leben; er stirbt nicht mit ruhiger Überlegung, nicht freiwillig wie ein Philosoph, sondern in Verzweiflung über das Eindringen der Soldaten Cäsar's nach Utika.

Wenn Lessing im 17. Litteraturbriefe auseinandersetzt, warum wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, und wenn er in formaler Beziehung den größeren Reichthum der Handlung und die größere Verwicklung, dann aber das Große, das Schreckliche, das Melancholische auf Seiten der Engländer als dem deutschen Charakter mehr angemessen bezeichnet, so ist der Vorwurf, als habe Gottsched diese beiden Momente mißachtet und wäre dem entgegengesetzten Geschmacke der Franzosen gefolgt, nur zur Hälfte richtig. Seine geistige Unfähigkeit, ein größeres Mannigfaltiges in ein Eines zusammenzuschauen, die Gebundenheit seiner Phantasie, die einmal aufgestellte Regel und das Beispiel des Alterthums ließen ihn allerdings an der Forderung der Einheit und vollen Durchsichtigkeit der dramatischen Komposition festhalten, und deshalb war und blieb ihm Shakespeare ein Greuel und das sog. klassische Drama der Franzosen ein Muster. Was aber den zweiten Punkt des Vorwurfs anlangt, so hat Gottsched dem „Artigen, Zärtlichen und Verliebten" des französischen Dramas niemals das Wort gesprochen, sondern es bei jeder Gelegenheit bekämpft; wohl fand er hiefür sowohl bei Fenelon, dessen „Gedanken von der Tragödie" er dem „Cato" als Geleitbrief mitgab, wie auch bei Riccoboni in dessen »Dissertation sur la tragédie moderne«[1]) eine Stütze; vor Allem aber ging ihm dieser französische Charakterzug wider die eigene Natur, und gerade hierin liegt der Differenzpunkt zwischen den von ihm empfohlenen Mustern und seinem eigenen Geschmack. Dies zeigt sich an den Ausstellungen, die er, wenn

1) In Histoire du théâtre italien, Anhang, Bd. I.

auch häufig im Anschlusse an andere Kritiker, an den französischen Dramen macht, dies beweist dann seine Tragödie „Agis“ und die „Pariſiſche Bluthochzeit“, und wenn er auch hauptsächlich nur aus reinem patriotischen Interesse später fort und fort zu deutschen Originalstücken antreibt, so fehlt es doch nicht an Beweisen, daß er die für unverbrüchlich richtig gehaltene französische Form des Dramas mit einem, wenn auch nicht nationalen, so doch dem deutschen Gefühle entsprechenderen Inhalt füllen wollte.

Deshalb entscheidet er sich hinsichtlich der Katastrophe für den Addison'schen Cato, der sein Leben mit einem großen Aufgebote von gespreizter Philosophengröße beschließt; eine Größe auf Stelzen, ohne die Kraft echt tragischer Wirkung, die aber immerhin eine Größe bleibt. Und so kommt das erste deutsche „Originaldrama“, „der sterbende Cato“, zu Stande. Aufbau und Verwicklung bis zum Höhepunkte, also die ersten drei Akte, sind, mit Ausnahme von Akt II, Scene 5 und 6, und Akt III, Scene 4, Deschamps' Eigenthum; der vierte Akt, obwohl noch im engeren Anschlusse an das französische Stück, dem die 2. und 3. Scene ganz angehören, ist eine Mischung aus den beiden Vorlagen und aus eigenen Zuthaten; an Addison endlich schließt sich eng der fünfte Akt an, mit Ausnahme der 8. Scene, bei der Deschamps benutzt ist. Von 1648 Versen gehören etwa 174, also ein Zehntel, Gottsched an[1], das Übrige ist eine nicht selten fehlerhafte, überall breitspurige Übersetzung, hier und da eine freiere Wiedergabe des englischen und des französischen Stückes. Über die „Originalität“ wird man nach alledem nicht im Zweifel sein; es ist in der That eine dichterische Schöpfung „mit Kleister und Schere“. Gottsched hat übrigens aus dieser Kompilation durchaus kein Hehl gemacht und dieselbe in der Vorrede der ersten Auflage nicht nur freimüthig bekannt, sondern hiebei auch sonst eine Bescheidenheit rücksichtlich seiner Leistung zum Ausdrucke gebracht, aus welcher hervorgeht, daß er wenigstens damals noch ein gesundes Urtheil über sein dramatisches Dichtervermögen hatte. Freilich sind seine eigenen Zuthaten auch herzlich schwach; man kann nicht einmal behaupten, daß er Geschick und

1) Vgl. J. Crüger in Kürschner's „Deutsche Nationallitteratur“, Bd. 42, S. 38.

Gestaltungskraft genug gehabt hätte, das Vorhandene zusammenzuschweißen. So behält er aus dem englischen Stücke die beiden Söhne Cato's bei, weil ihm die betreffenden Stellen gar zu schön erscheinen. Wie er aber Portius einflicht, entspricht durchaus nicht dem Aufbaue; während ferner dieser beibehalten werden muß, damit Cato am Schlusse Jemandem sein politisches Testament übergeben könnte, weiß Gottsched mit Marcus, dem anderen Sohne Cato's, nichts weiter anzufangen, als ihn todt auf die Bühne bringen zu lassen.

Über das Verhältnis des Stückes zu unserem Geschmacke wird kein Wort zu verlieren sein; man könnte sogar leicht in Gefahr kommen, über den langathmigen Reden, der umständlichen Führung des Dialogs, dem unerträglichen Tugendgeschwätz und philosophischen Wortschwall den historischen Blick ganz zu verlieren und das Stück als das elendeste Machwerk ohne geschichtliche Triebkraft zu erklären. Allein woher der großartige Erfolg? Welches Stück kann sich rühmen, innerhalb 15 Jahren 10 Auflagen erlebt zu haben? Abgesehen von einzelnen Paradeaufführungen, bei welchen, wie z. B. auf der Opernbühne zu Braunschweig, Cäsar, der zu Cato der großen Unterredung wegen kommt, von 24 römisch gekleideten Soldaten mit weißen Wachsfackeln begleitet wurde, machte das Stück seine Runde durch ganz Deutschland. Es wurde in Riga, von Prinzen und fürstlichen Personen an den Höfen zu Petersburg und Wien aufgeführt, in Leipzig von einer Gesellschaft junger Kaufleute, in Rostock von Studenten, in Gurk auf Befehl des Fürstbischofs von Thun vom jungen Hofadel, von den gräflichen Herrschaften zu Oldenburg u. s. w. „So viel ist gewiß", sagt Christ. Gottl. Köllner, der Herausgeber der 10. Auflage, „daß nicht leicht eine Residenz, Reichs- oder ansehnliche Handelsstadt von Bern in der Schweiz und Straßburg an bis nach Königsberg in Preußen und von Wien her bis nach Kiel im Holsteinischen zu nennen ist, wo nicht Cato vielfältig wäre aufgeführt worden"[1]). Und wenn sich Gottsched im Vorwort zur ersten Auflage rühmte, daß das Stück Gelehrten und Ungelehrten bei der Aufführung gefallen und Vielen Thränen ausgepreßt habe, so war das, wie sein Briefwechsel und andere Quellen erweisen, nicht eitle Prahlerei.

1) Vgl. 10. Aufl. 1757. S. 134.

Publikum, Drama und Darstellung sind zur Erklärung dieser Erscheinung heranzuziehen. Daß der Reiz der Neuheit mitwirkte, ist wohl außer Frage. Auf die deutschen Reime, langen Reden in halb patriotischem, halb plattem Tone aus dem Munde schön geputzter Leute führt das Theaterjournal für Deutschland (1780) den Erfolg allein zurück. In der That bestätigt diese satirische Bemerkung nur das damals allgemeine Bedürfnis nach erhöhter geistiger Theilnahme Seitens des Publikums. Daß dieselbe vorwiegend eine intellektuelle war, ist bereits hervorgehoben worden. Aber charakteristisch ist für jene Zeit, daß die Verstandeskräfte weit langsamer funktionirten als heute. Die Leute von damals hatten viel mehr Zeit als wir, sie brauchten aber auch länger, um Gedankenreihen, die wir heute rasch und leicht durchlaufen, völlig zu erfassen. Wo wir gedankenmäßiges Fortschreiten sehen, fand man damals Sprünge. Und wie sich der gewöhnliche Mann breitspurig und bedachtsam in Rede und Schrift ausdrückte, so schritt auch der Gelehrte, in die spanischen Stiefel der Logik geschnürt, pedantisch von einer selbstverständlichen Prämisse zur anderen, um endlich zu Schlußsätzen zu gelangen, die wir heute oft ganz selbstverständlich finden. Daher hat den gewöhnlichen Zuschauer jener Zeit die Redseligkeit im „Cato" nichts weniger als ermüdet und gelangweilt; da die drastischen Effekte der Haupt- und Staatsaktionen fehlten, mußte das höhere Drama mit ausgiebiger Rede die richtigen Vorstellungen erwecken. Ferner fand der Charakter des Haupthelden in den sittlichen Anschauungen der Zeit einen fruchtbaren Boden. Noch bevor Kant seinen kategorischen Imperativ proklamirte, war durch das erstarrte Lutherthum dem deutschen Volke in einem allerdings engeren Sinne ein Sittlichkeitsprincip auferlegt worden, welches sich im 17. Jahrhundert zu einer solchen Starrheit und Unbeugsamkeit entwickelt hatte, daß die individuelleren und freieren Regungen des Herzens und Willens als unberechtigte Auswüchse und verabscheuungswürdige Sünden kaum eine Stelle im sittlichen Leben beanspruchen konnten. Erst nachdem der Pietismus Bresche gelegt, Rousseau's Naturevangelium verkündet worden und das Ideal des reinen Menschenthums, wie es Lessing und Herder vorangetragen, ins Bewußtsein des deutschen Volkes gedrungen war, konnte die relative Berechtigung des Individuellen gegenüber dem Allgemeinen Anerkennung finden, dann erst

war auch in den gebildeteren Kreisen der Boden fruchtbar gemacht für die Tragödie Shakespeare's. Der Charakter des Cato mit seiner allgemeinen typischen Bedeutung, mit seinem starren dogmatischen Gepräge entsprach vollständig dem Sittlichkeitsideal der Zeit.

Das Stück berührte aber auch eine feinere und lebensvollere Seite des deutschen Gemüthes, für die dem Recken von den Ufern der Ostsee das Verständnis ebenfalls nicht ganz abging. Wenn sich die Freiheitsidee damals auch oft in die tiefsten Falten des deutschen Herzens bergen mußte, sie war doch nie verloren gegangen, und selbst in einer politisch völlig unreifen und auch der bescheidensten Freiheitsthat abholden Zeit kam der schlummernde Genius keck hervor und beklatschte den Helden, der lieber den Tod wählte, als Roms Knechtschaft erlebte. Eine Freiheitsbegeisterung, die nichts kostete und keine Gefahr barg! In Städten aber, in denen die freie Verfassung unabhängigen und stolzeren Bürgersinn bewahrt hatte, wie in Hamburg, wo Behrmann am 28. November 1735 zu Ehren des Magistrates seinen Timoleon aufführen ließ, trat diese Beziehung zwischen Bühne und Leben noch deutlicher zu Tage [1]). Und gewiß ist, daß man auch in Gottsched's Kreisen manchen kühneren Ton anschlug, ja es ist bezeichnend, daß schon damals ein Mitglied der Gesellschaft, Joh. Sim. Buchka, an einem Arminius arbeitete, der im Winter 1731 fertig werden sollte (31. Nov. 1731).

Übrigens enthält der Aufbau des „Cato" einige erregende Momente, welche bei gutem Spiele immerhin einen gewissen Erfolg verbürgten. Gleich im Beginne ist eine Spannung errichtet: Cato erfährt, daß Arsene nicht die Tochter des Partherkönigs Arsaces, sondern seine eigene sei, welche im Kriege gefangen genommen worden war. In drei Stufen erfolgt sodann die Verwickelung. Cato, als Republikaner, will nicht, daß seine Tochter das Königserbe antrete, er widerstrebt aber auch einer Verbindung mit Pharnaces, dem Könige. Darauf gründet sich die Gegenhandlung, da der Verschmähte, der bis jetzt Verbündeter war, die Auslieferung Cato's an Cäsar beschließt. Der zweite, dem Gegenspiele angehörige

1) Vgl. Timoleon, der Bürgerfreund, ein Trauerspiel des Herrn Georg Behrmanns. Hamburg 1741, S. 12, 128.

Akt hinkt wohl am meisten; der dritte bringt zunächst noch eine Steigerung, indem Cäsar, der zu einer Unterredung nach Utica in das Schloß kommt, Arsenen, die er schon früher geliebt, seine Neigung erklärt und Gegenliebe findet; hierauf folgt der Höhepunkt in einer großen Scene der beiden Gegner, die aber keinen Ausgleich des Konfliktes zur Folge hat. Von hier ab sinkt das Interesse immer mehr bis zu der Effektscene (IV, 5), in welcher der Leichnam des Marcus auf die Bühne gebracht wird.

Als das Stück i. J. 1731 in Leipzig aufgeführt wurde, gab Kohlhardt den Cato, Koch den Cäsar, die Neuberin Arsene (Portia) [1]. Die Besetzung der Hauptrollen durch die besten Kräfte sicherte den Erfolg. Gottsched's Gegner haben daher auch immer behauptet, das Stück wäre lediglich durch das gute Spiel gehalten worden.

Inzwischen waren von Hudemann die ersten Angriffe auf die Alexandrinertragödie erfolgt. Gottsched antwortete, wie wir noch sehen werden, in den „Critischen Beiträgen"; zunächst aber will er, wie er an Bodmer berichtet, den „Cato" drucken lassen, der dem Gegner „einigermaßen dienen soll, die Falschheit mancher Beschuldigungen einzusehen, womit er die Trauerspiele verhaßt zu machen suchet" (a. Bod. 7. Okt. 1732). Hiemit unternahm er nun einen weiteren Schritt zur festeren Knüpfung des Bandes zwischen Bühne und Litteratur. Der Handwerksneid der Schauspieler, wohl auch ihr süßes Bewußtsein der Unkontrollirbarkeit des von ihnen recitirten Textes und die Ansicht, als ob die Veröffentlichung der Stücke ihren Erfolg auf dem Theater beeinträchtige, hatten bisher der Drucklegung aufgeführter Stücke widerstrebt [2]. Weder „Chimenen's Trauerjahr" noch „Berenice" wurden veröffentlicht; Pantke ersucht zwar Gottsched, die Drucklegung seines Stückes bei Breitkopf zu vermitteln, wie dieser aber bei Übernahme der Gesellschaftsschriften erst zuwartete, so scheint er auch jetzt in die ganze dramatische Litteratur vom geschäftlichen Standpunkte noch kein rechtes Vertrauen gesetzt zu haben, weshalb sich denn auch später die Verhandlungen wegen Kopp's „Alzire" zerschlugen. Auch Gottsched mußte sich mit seinem „Cato" an Teubner wenden, bei

1) Die Rollenbesetzung theilt Gottsched in der I. Auflage mit.
2) Vgl. Deutsche Schaubühne I. S. 12 des Vorw.

dem denn auch das Stück i. J. 1732 erschien[1]). Wie sehr die Bühne für den Vertrieb des Buches maßgebend war, geht aus einem Kasseler Berichte hervor. Dort war das Stück expresso jussu des Statthalters Prinz Wilhelm aufgeführt worden und hatte sich „seiner galanten Tradition halber" dergestalt eingeschmeichelt, daß durch dessen vielfältige Beschreibung nun gar kein Exemplar mehr zu haben stand (9. Nov. 1734). Gleichzeitig wird hervorgehoben, wie die gelehrte Welt gleichsam zu einer eifrigen Imitation und neuen Verehrung der göttlichen Melpomene attiriret wird, und auf zwei neue Übersetzungen hingewiesen, die in Hirschberg bei Siegert erschienen waren[2]).

---

1) „Joh. Christ. Gottsched's Sterbender Cato ein Trauerspiel nebst einer Critischen Vorrede, darinnen von der Einrichtung desselben Rechenschaft gegeben wird. Leipzig, Teubner 1732. Anhang: Übersetzung aus Fenelon's Gedanken von der Tragödie." — 2. Aufl. 1735 (Teubner) mit einigen sprachlichen Verbesserungen. — Die fehlerhafteste, 3. Aufl. 1741 (Teubner) ohne des Verf. Vorwissen; mit einem kritischen Anhange, „darinnen die Einrichtung desselben vertheidiget wird". Vgl. Krit. Beitr. II. S. 39. — 4. Aufl. 1742 in der deutschen Schaubühne I. Nr. 15; einige sprachliche Verbesserungen; für die Anredewörter „Ihr" und „Euch" ist „Du" eingesetzt. — 5. Aufl.: Frankfurter Ausgabe 1743. — 6. Aufl.: in Deutsche Schaubühne (2. A.) 1747, „übersehen und verbessert". — 7. Aufl.: a) Wiener Einzeldruck, Wien 1750; b) Deutsche Schauspiele, welche in Wien auf dem k. k. Hoftheater aufgeführet worden. Wien 1750. Nr. 3. — 8. Berliner Ausgabe, wahrscheinlich für die Schuch'sche Bühne gedruckt. — 9. Gothaer Ausgabe für Schauspieler. — 10. Aufl. 1757 (Teubner) mit einem ausführlichen Verzeichnisse deutscher Schauspiele und einer „Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato in Frankreich und Deutschland von Christ. Gottlob Köllner"; hier erhält der „Bürgermeister Cäsar", ein Titel, an welchem man an einem „gewissen Hofe" Anstoß genommen, seine Konsulswürde wieder. Außerdem nebst Verbesserungen einige Einschaltungen, so I. 4: „Den blinden Pöbel mag der Vögel Flug belehren, Ein Weiser muß das Wort der wahren Weisheit hören". — In neuerer Zeit: 11. Aufl. von J. Crüger in Deutsche Nationallitteratur Bd. 42 mit Anm. (Abdruck der 4. Aufl.) — 12. von Otto Lachmann. Reclam'sche Ausg. (Abdr. d. 1. Aufl.)

2) Gabinie, Tragédie Chrêtienne oder die unter der letzten zehenden schwersten Hauptverfolgung des Kayſers Diocletiani standhafte Christin Gabinia in einem Christlichen Poetischen Trauerspiele vorgestellet von P. C. — Polyeucte Martyr, Tragédie Chrêtienne oder der Martyrer Polyeuctes, welcher in der achten Verfolgung der Christen unter dem Kayser Decio enthauptet worden ꝛc., vorgestellt von P. Corneille. 1734. — Mit gegenüberstehendem französischen Texte.

Unterdeß traten die Vertreter der Bühne und Litteratur einander immer näher. Außer den Neuber's gehörten zu diesem Kreise der litterarisch angehauchte Türpe, Kohlhardt, Suppig, Schönemann und Koch, von den Mitgliedern der deutschen Gesellschaft außer Heynitz und Pantke vor Allem Christian Gottlieb Ludwig, Lamprecht, Wolf, May, Steinwehr und die Ziegler. Über die Form ihres gesellschaftlichen Verkehres ist nichts bekannt; im Briefwechsel werden rücksichtlich der Gesellschaftsmitglieder die Häuser Breitkopf, Dufour und das der Ziegler, von dem noch zu sprechen sein wird, als Sammelplätze genannt; ob und wie weit die Schauspieler hier Zutritt hatten, läßt sich nicht entnehmen. Daß die Ziegler mit im Bunde war, geht aus ihrem Versprechen hervor, beim Übersetzen mit Hand anlegen zu wollen.

Vor Allem suchte Koch dem Bühnenbedürfnisse abzuhelfen. Nicht ohne persönliche Absicht wird es gewesen sein, daß er sich zunächst gerade König's Oper „Sancio und Sinilde" zum Gegenstand eines recitirenden Dramas in Alexandrinern wählte; Gottsched war damit ganz gewiß nicht einverstanden, es gelang auch eben nur „so gut es sich thun lassen". Es folgten die Originale „Titus Manlius oder der Edelmann in der Stadt"[1]) und der „Tod Cäsars". Aber neben seinen unablässigen Bemühungen für Herstellung neuer Decorationen war er auch beständig im Übersetzerhandwerk thätig, und von der stattlichen Reihe französischer Lustspiele, welche das Repertoire der Neuberin in jener Zeit aufweist, wird die Zurichtung mehrerer gewiß ihm zugeschrieben werden müssen. Und auch „Friedericgen" — wie ihr Gemahl schreibt — hat sich bald in der Gelehrsamkeit der Männer zurecht gefunden; sie dichtet allegorische Festspiele mit den stereotypen Figuren der Weisheit, als dem Genius der Schauspielkunst, dem Tadler, als dem Vertreter des unwissenden, nergelnden Publikums u. s. w.; schon 1734 erscheint bei Breitkopf ihr „Deutsches Vorspiel", welches im Juni

1) „Sancio und Sinilde" sowie „Titus Manlius" noch vor 1732; vgl. Vorw. zu „Cato". Von „Titus Manlius" schreibt El. Schlegel an Hagedorn, er erinnere sich nur im Traume, einige Auftritte davon gesehen zu haben. „Es wird aber sehr gelobt. Es hat etwas Komisches und noch mehr von einem Schäferspiele an sich". Vgl. Hagedorn, Poetische Werke, herausgegeben von Eschenburg. Hamburg 1800. Bd. V. S. 287 ff.

dieses Jahres in Leipzig aufgeführt wurde[1]; aber sie theoretisirt auch mit Gottsched's Gründen. In dem zu Lübeck aufgeführten und 1736 erschienenen Vorspiel in Versen: „Die von Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst" wird in einer Apostrophe an den Leser die Schaubühne als die Schule des Geschmackes und der guten Sitten gepriesen und der Harlekin, vor dem die Natur als vor einer Mißgeburt erschrickt, verworfen: „denn die Natur hat ihn nicht gegeben, wenn sie gleich viele Harlekins erhält und wieder annimmt". Im Übrigen liebt sie es, die Vorrednerin für die gereinigte Schaubühne zu spielen, wenn sie auch immer nur ihr Rüstzeug von den gelehrten Freunden erborgt.

Steinwehr und May, mit welchen die Neuber's auch im Briefwechsel standen, mochten anfangs beim Übersetzen nicht mitthun, so sehr auch dem Letzteren versprochen wird, „falls er sich hiezu einmal überwünden wollte, dasselbe bald zu „agiren" (31. Okt. 1731)[2], aber sie haben im Vereine mit ihrem Senior in Zeit- und Flugschriften für das Theater eifrig Propaganda gemacht. Steinwehr, der am 6. August 1732 in die deutschen Gesellschaft getreten war, übersetzte Hedelin's »Pratique du Théâtre«[3]; man wollte doch auch einen deutschen Kanon haben, denn es sei eine Schande, von einer leichtsinnigen Nation wie die Franzosen an Großmuth und Ernsthaftigkeit übertroffen zu werden[4]. May übersetzt Riccoboni's »Dissertation sur la Tragédie moderne«[5], Wengler Evremont's „Betrachtungen über die Trauer- und Lustspiele"[6]. Ludwig veröffentlicht einen Aufsatz: „Abhandlung von denen auf der Schaubühne sterbenden Personen"[7], und Gottsched, der schon 1734 die Übersetzung von Aristoteles' Ars poetica fertig haben will (Steinwehr

1) „Ein deutsches Vorspiel, verfertigt von Friederica Carolina Neuberin, gebohrner Weißenbornin ꝛc." Leipzig. Breitkopf 1734 (Bibl. Weimar).

2) Den „Timon" (vgl. Schriften d. deutsch. Ges. III. 1739. S. 663 ff.) hat May jedenfalls erst weit später in Angriff genommen.

3) Schon 1737 erschien: „Franz Hedelin, Abtes von Aubignac, gründlicher Unterricht von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, aus dem Französischen übersetzt durch Wolf Balthasar Steinwehr." Hamburg 1737.

4) Vgl. „Beiträge" V. S. 146.

5) Vgl. Schriften d. Gesellsch. 1734. Bd. II.

6) Vgl. Schriften d. Gesellsch. I.² S. 551.

7) Vgl. „Beiträge" IV. S. 390 ff.

beschäftigte sich mit der Rhetorik[1]), vertheidigt seinen Cato, nimmt die regelmäßige Tragödie gegen ihre Feinde in Schutz und sucht durch sachliche Kritiken und Besprechungen in den „Critischen Beiträgen" das Interesse für das Theater auch von der kunstkritischen Seite aus zu wecken und zu fördern. Wie er für Alles und Jedes, was er schrieb, klassische Stützen suchte, so berief er sich auch, um seine und seiner Freunde Bethätigung an der Schaubühne zu rechtfertigen, auf anerkannte Vorbilder, auf Sokrates, der den Tragödien des Euripides beiwohnte, auf Aristoteles, der eine Theorie der dramatischen Dichtkunst geschrieben, auf Carl Borromée, den Bischof von Mailand, der, wie es ja wohl auch Gottsched that, mit der Feder in der Hand die Schauspiele verbesserte, und endlich auf die Thätigkeit Richelieu's. „Wir wollten gern", schreibt er an Bodmer, „daß die deutsche Schaubühne ins Geschick käme" (an Bodm. 3. Juni 1734).

Ein besonderes Ansehen genoß eine Rede über die Schaubühne, welche der Jesuit Karl Poree am 13. März 1733 gehalten hatte[2]). Der gelehrte Geistliche hatte die herrschenden Theaterzustände zwar verurtheilt, gleichzeitig aber auf die hohe Aufgabe der Bühne für die Erziehung des Volkes zur Sittlichkeit hingewiesen. Die Rede wurde ins Englische und vom Pater Brumoy auch ins Französische übersetzt. Die französische Ausgabe liegt nun einer deutschen Übersetzung zu Grunde, welche May im Jahre 1734 veröffentlichte[3]). Während die Rede selbst gegenüber den von Seite der Geistlichkeit gegen die Schaubühne erfolgten Angriffen nur im Allgemeinen Stellung nimmt, wobei freilich keine wesentlich neuen Argumente vorgebracht werden, geht die gleichzeitig mit der Übersetzung herausgekommene Abhandlung May's auf die deutschen Verhältnisse näher ein und stellt sich als eine Verherrlichung der Gottsched'schen Wirksamkeit auf dem Gebiete des Theaterwesens dar, welche man ihm,

1) Vgl. „Beiträge" III. S. 206.

2) »Theatrum sitne, vel esse possit schola informandis moribus idonea.«

3) Des berühmten Französischen Paters Poree Rede von den Schauspielen: Ob sie eine Schule guter Sitten sind oder sein können, übersetzt nebst einer Abhandlung von der Schaubühne herausgegeben von Joh. Friedr. Mayen. Leipzig 1734.

wie aus dem Briefwechsel an mehreren Stellen hervorgeht, längst übel gedeutet hatte. Wenn man schon die Poesie als Nebenwerk eines Gelehrten gelten ließ, das Theater sah man doch häufig als eine gewöhnliche Belustigungsanstalt an, und es klingt fast wie ein kühner Trumpf, wenn May bemerkt: „Ich halte auch allerdings davor, daß die Gelehrsamkeit ein Recht auf die Schaubühne habe. Die Schauspiele, welche auf ihr vorgestellt werden sollen, sind eine Frucht der Poesie, und diese hat ihren Platz unter der Gelehrsamkeit längst behauptet.“ Nur daraus, daß die Poetik bis jetzt dem Drama oft gar keine Beachtung geschenkt habe, sei die Meinung entstanden, als ob die Schauspiele keine Sache für die Gelehrten wären. Daher wird denn auch besonders dem Harlekin zu Leibe gegangen, der sich überall hineinmische und mit seinen läppischen Possen und unanständigen Scherzreden Alles verderbe, was sonst den Regeln gemäß hätte werden können. Die Zuschauer, die größtentheils nicht von sonderlicher Einsicht, noch gereinigten Sitten seien, habe man dadurch so verwöhnt, daß ihnen fast nichts hat gefallen wollen, was nicht mit Vernunft, Grobheit und Unfläterei reichlich versehen gewesen wäre. Die lächerlichen Leibesstellungen der italienischen Scapins werden verworfen, weil sie zur Vollkommenheit der Handlung nichts beitrügen und das Publikum durch unzeitiges Gelächter gestört würde. Den Liebhabern solcher Stellungen wird der Rath ertheilt, sich lieber bei den Seiltänzern oder jungen Katzen zu belustigen. „Ist denn der Pöbel dazu verdammt“, heißt es in den Schlußsätzen, „daß er in seinem unzötigen Wesen bleiben und niemals einen besseren Geschmack bekommen soll?“ Ist es nicht Schuldigkeit der Gelehrten, sie davon zu befreien, da die Mittel in ihren Händen sind? Eben der Abscheu vor solchen unerträglichen Vorstellungen und die Möglichkeit, eine bessere Einrichtung in den Gang zu bringen, sind die Ursachen, daß man auf allerhand Vorschläge sinnet, das Übel abzuschaffen und das Gute einzuführen. „Man reinige, verbessere und bringe nur die Schaubühne unter den Gehorsam der Vernunft, es werden sich bei uns so wenig als in anderen Ländern auch die bravsten Männer nicht schämen dürfen, Zuschauer eines Schauspieles abzugeben. Hedelin's Werk wird Dichtern und Schauspielern empfohlen; man werde daraus lernen, daß zu einem dramatischen Poeten mehr als Reime- und

Versschmieden und zu einem geschickten Komödianten mehr gehöre, als Affengesichter machen und Zoten reden. Da die Schaubühne nicht nur eine reiche Quelle des Vergnügens, sondern auch eine Schule der Sitten sei, so sollte jeder wohleingerichtete Staat ihre Fortentwicklung ins Auge fassen. Das Publikum jedoch sei verpflichtet, den Schauspielern einer vernünftigen Bühne mehr Achtung entgegenzubringen, da sie doch Diener der Tugend, Feinde des Lasters und Verfolger der Eitelkeit seien.

Ein Auszug aus May's Abhandlung sowie eine von Steinwehr am 27. Oktober 1734 gehaltene Rede über den Spruch des Palingenius: »Si recte aspicias, vita haec est fabula quaedam, scena autem mundus versatilis« etc. wurden von der Neuberin in den besseren Familien zugleich mit der Einladungsschrift überreicht. So in Frankfurt a. M. zur Herbstmesse 1736, wo das Handlungshaus Benjamin Metzler's Söhne die neue Bühne protegirte, die Korrespondenz Gottsched's mit den Neuber's vermittelte und dieselben an befreundete Häuser des übrigen Deutschlands empfahl. „Und die angesehensten Leute in Frankfurt, die sonsten noch niemalen eine Inclination für das Theater bezeuget, scheuten sich auch nicht, die Neuber'sche Schaubühne nach sothaner Vorbereitung mit einer ganz seltsamlichen Spannung zu erwarten[1]).

Ein begeisterter Apostel für den neuen Geschmack ist Christian Gottlieb Ludwig, später Arzt und Professor der Medicin in Leipzig. Er nimmt es mit seiner dramatischen Laufbahn sehr genau. Wir finden ihn auf einer Reise nach Afrika, bei welcher Gelegenheit er in Straßburg, Lyon und Marseille fleißig das französische Theater besucht, um sich für die Übersetzung von Corneille's Cinna und Crebillon's Pyrrhus tüchtig zu machen. In Afrika, „an der barbarischen Küste", sucht er zu erforschen, ob bei diesen Völkern auch nicht einige Spuren der Dichtkunst anzutreffen sind. Freilich macht ihm die Sprache Schwierigkeiten, aber er will doch zweierlei bemerkt haben: daß die Wilden Zoten-, Sauf- oder Heldenlieder singen und sich weder um das Silbenmaß noch um den Reim bemühen (16. Juli 1732). Natur folgt der Natur. Schon aus Algier hatte er den Entwurf eines Trauerspiels „Selem und Barbarossa"

1) Vgl. Mentzel, Frankf. Theatergesch. S. 161.

eingesandt (1732) und verfaßte, da ihm das Stück „zu afrikanisch" gelungen war, mit Zugrundelegung von Ziegler's gleichnamigem Roman eine „asiatische Banise", die denn auch (1733) in Dresden vollendet wurde. Auch Schütze erwähnt (S. 224) eine in Hamburg1735 aufgeführte „asiatische Banise"; wiewohl er sie aber eine Haupt- und Staatsaktion nennt und dies nicht das einzige Beispiel dafür wäre, daß die Neuber's zu diesem von ihnen verpönten Genre zurückgegriffen hätten[1]), so ist es doch nicht unmöglich, daß wir es hier mit Ludwig's Stück zu thun haben könnten.[2]) Den Grund hiefür, warum es nicht gedruckt wurde, könnte man darin suchen, daß es der Dichter selbst als „allzu barbarisch" bezeichnete, weshalb Gottsched den Stoff später seinem Schüler Grimm empfahl[3]). Nur ein von Gottsched sehr geschätztes Original ist uns von all den Versuchen Ludwig's übrig: „Ulysses oder der für todt gehaltene, aber endlich glücklich wiedergefundene Ehegemahl".

Der Schauplatz ist ein großer Saal in dem königlichen Schlosse von Ithaka. Im ersten Akte finden wir Penelope von ihren Freiern bedrängt. Um noch Zeit zu gewinnen, giebt sie ihrer Vertrauten Eurynome den Auftrag, die beiden Fürsten, welche sie am unverschämtesten zur Ehe zwingen wollen, gegeneinanderzuhetzen, indem sie Jedem insbesondere mittheilen soll, daß Penelope dem Andern bereits ihr Jawort im Geheimen gegeben habe. Hiedurch kommt es am Ende des ersten Aktes zu einer Steigerung. Eurymachos will seinen bereits in Eifersucht entbrannten Nebenbuhler zur Rechenschaft ziehen. Im zweiten Akte ist Telemach von seiner Reise zurückgekehrt; er ist ganz typisch gehalten, ein leicht aufbrausender Jüngling, der gegen die Frevler seines Hauses auf der Bühne sogar den Säbel zieht. Dramatisch bewegter ist der dritte Akt. Während im Gottsched'schen Stücke der Höhepunkt auf der Gegenüberstellung der durch Cäsar und Cato repräsentirten politischen Gegensätzen beruht, wie sich dieselben in einem Gespräche äußern, finden wir hier Kampf und Intriguen. Die beiden ein-

1) Vgl. Creizenach, Zur Entstehungsgesch. des neueren deutschen Lustsp. 1879, S. 25 und Heitmüller, Hamburgische Dramatiker 1891, S. 26.

2) Der alte Titel schließt eine Verwechselung nicht aus; auch wäre es denkbar, daß unter demselben Ludwig's Bearbeitung vorgestellt wurde.

3) In Gottsch. Schaubühne Bd. IV.

ander mißtrauenden Freier ziehen ihre Säbel zum Zweikampf; aber so ernst ist es nicht gemeint: mit noch anderen Personen tritt Phaon, ein vertriebener Kretenser, auf, welcher erzählt, daß Ulysses auf dem Wege nach Ithaka sei. Die drohende Gefahr vereinigt die beiden Freier zu gemeinsamem Handeln. Der ganze Konflikt zwischen ihnen bis zum Höhepunkte im dritten Akte steht mit der Katastrophe nicht in der geringsten Verbindung, es ist eine rein epische Spannung. Phaon giebt sich nun als Feind des Ulysses aus, erbietet sich, denselben zu ermorden und Penelopen dessen Tod zu melden. Dem klassisch gebildeten Zuschauer mußte diese List bald die Augen öffnen: Phaon will die Freier nur sicher machen, während er sich dem Anhange der Königin als Freund des Ulysses offenbart. Die Intrigue wird im vierten Akte ziemlich unerträglich. Auch die fünfte Handlung bringt noch eine Spannung. Während die Freier im Schloßhofe, wie es Phaon gerathen, den Bogen zu spannen suchen, bringt Eurynome, die Vertraute, den Helm und das Kleid des Königs, welches ein Bürger am Gestade gefunden hatte, als einen Beweis für den Tod desselben. Man hält Phaon nun, der sich das Vertrauen erschlichen, für den Mörder. Penelope befindet sich hierüber im Affekt, als die Sieger eintreten. Phaon giebt sich als Ulysses zu erkennen, und da die Königin zweifelt, legitimirt er sich durch eine Narbe an der Hand. Telemach ruft aus: „Die Freude, die mich rührt, weiß ich nicht auszudrücken". So haben die Gottschedianer das berühmte »qu'il mourût« nachgeahmt; die Regel von der Einfachheit im Ausdrucke der Effekte hatte zu einem platten non possumus geführt. Ob wir das Stück, welches i. J. 1752 im dritten Bande der Wiener Schaubühne gedruckt wurde[1]), auch nur seiner äußeren Gestalt nach in der ältesten Fassung vor uns haben, ist zu bezweifeln[2]). Gottsched, der von der Unnatur des Monologs so überzeugt war, daß er ihn dort, wo er sich im Originale vorfand,

1) Die deutsche Schaubühne zu Wienn nach alten und neuen Mustern. III. Theil Wienn (Kraus) 1752) Nr. 6. Beisatz a. Titel: „Dieses deutsche Original ist in Leipzig von einer gelehrten Feder verfertiget".

2) J. El. Schlegel berichtet an Hagedorn: „An der Einrichtung des Stückes haben eine große Menge Leute gekünstelt". Die stereotype Phrase: „Ich weiß es ganz gewiß" und die „zierliche Redensart der Penelope, daß die Freier ihr ihre Keuschheit beschmitzen wollen", findet sich im Drucke nicht. Vgl. Eschenburg, Hagedorn a. a. O. V. S. 287.

sogar in einen Dialog umarbeitete[1]), wäre mit dem 3. Auftritte des 5. Aktes kaum zufrieden gewesen, wiewohl sich Penelope hier an die Götter wendet. Damit mag wohl auch Ludwig sein kunstkritisches Gewissen beschwichtigt haben. Gegenüber dem „Cato" bietet „Ulysses" größere Bewegung und Verwicklung, die sich freilich mehr im Gerede, als in der Handlung vollzieht; offenbar hat auf den fleißigen Besucher des französischen Theaters das Lustspiel einen Einfluß ausgeübt, wie denn auch einzelnen Schilderungen des Sturmes auf dem Meere und Ähnlichem wirkliche Erlebnisse des Dichters auf seiner Reise nach Afrika zu Grunde liegen mögen. Dagegen ist das Gottsched'sche Stück, was freilich mehr ein Verdienst Addison's und Deschamps' war, vertiefter und gehaltvoller. Ludwig schöpft aus dem frischen Naturquell Homer's, aber er giebt nur abgestandenes Wasser. Die Neuber's haben das Stück auch nur einmal aufgeführt; dagegen wollte der Principal Müller, als er Leipzig's theatralische Bedürfnisse drei Jahre hindurch allein zu decken hatte, mit demselben die ganze klassische Richtung ad absurdum führen. Da er aber so viele Zuschauer hatte, daß kein Platz mehr zu bekommen war, soll er so böse geworden sein, daß er den Hut voll Gold, welches er eingenommen hatte, aus Zorn wegwarf.

Das Interesse für dramatische Aufführungen wird aber durch die Mitglieder der Gesellschaft auch außerhalb Leipzig's angeregt und genährt. So hatte sich in Straßburg ein litterarischer Cirkel zusammengefunden, welcher dem regelmäßigen Schauspiele ähnliches Interesse entgegenbrachte wie die Gottsched'schen Kreise. Mittelpunkt war Katharina Salome Linkin, die Übersetzerin von Corneille's Polyeuctes (Straßburg 1727). In ihrem Hause verkehrten unter Anderem Prof. Fischer und ihr Schwiegersohn Joh. Witter, der in einem Huldigungsgedichte von ihr sagt:

„Und solange Teutsche leben,
Wird man Frau Linkin Ruhm erheben,
Die mehr als ihres Gleichen kann,
Es soll hinfort der Sitz der Musen
In Linken Haus und Felzen Busen
Und also hier in Straßburg sein."

3) Eine Ausnahme siehe „Cato" V. Act.

Aber es sollte anders kommen; man lernte sich in Straßburg den Leipzigern bald unterordnen. G. Chr. Wolf (vgl. oben S. 64) bahnte die Bekanntschaft an; er schildert die Linkin als eine „ganze Frau und sehr gelehrt". Unter Anderem berichtet er an Gottsched: „Am zweiten Weihnachtsfeiertage ist der Frau Linkin übersetzte Tragödie privatim gespielet worden. Die Aktricen sind gewesen dero Frau Dr. Linkin Tochter nebst eines Kaufmannes Tochter, die Acteurs aber Studenten. Ihro Magnificenz Prof. Witterus, pro tempore rector academicus war Director von diesem actu privato-solenni, zündete die Lichter mit an und gab auch den Soufleur ab. Die Jungfer Linkin agirte sehr gut, die andern desto schlimmer. Man spielte auch den Peter Squenz zur Nachcomödie. Es waren vornehme Zuschauer da, hübsche Straßburger Mädgen. Ich habe mich mit Prof. Fischer krank gelacht. Die Straßburger Sprache schickt sich nicht recht zur Tragödie, besser zur Comödie" (29. Dec. 1730) [1].

Gottsched rühmt sich einige Male, Witter zur Übersetzung von Racine's „Mithridates" [2] angeregt zu haben, und als die Neuber's 1736 nach Straßburg kommen, haben sie auch die Ehre, mit jenen Kreisen bekannt zu werden, und können dem Herrn Prof. Witter die große Freude bereiten, seine Übersetzung auf der Bühne zu sehen (24. Dec. 1736).

In Hamburg stand vor Allem Jac. Friedr. Lamprecht für die neue Bühnenrichtung ein. Gottsched hatte ihn zur Dichtkunst erweckt [3]; mit einer Lobrede auf die alten Deutschen verließ er seine Gesellschaftsgenossen in Leipzig i. J. 1735, um nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsbad in seine Vaterstadt Hamburg zurückzukehren. Er war mit Hagedorn bekannt und verkehrte mit Hudemann, Behrmann und anderen litterarischen Persönlichkeiten. Als er 1737 die Redaktion der Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten besorgte, war ihm Dreyer als Sekretär beigegeben, welcher schon damals mit seinen satirischen

1) Danzel, G., S. 266, berichtet auch über diesen Brief, macht aber fast in allen Punkten verkehrte Angaben. Nicht der „Cato" wurde aufgeführt, sondern der „Polyeuct". Davon, daß der erstere zu einer „vollständigen Komödie" gemacht worden sei, steht in dem Briefe kein Wort.

2) Mithridates, Trauerspiel aus dem Franz. des Herrn Racine. Straßburg 1735. 3) Vgl. Ode an G. in Schriften d. Ges. II. S. 350.

und scherzhaften Vorspielen manche Lücken im Repertoire ausgefüllt haben mag. Lamprecht, ein lockerer Geselle, ist seinem Leipziger Wohlthäter sehr ergeben. Schon am 30. Juli 1735 kann er ihm aus Hamburg melden: „Die Komödien stehen im größten Flore, die Oper hingegen sieht ihren völligen Untergang, ja die Operisten sind so verzweiflungsvoll, daß sie selbst Komödianten werden wollen." Wenn er sich dann rühmt: „Ich eifere hier für den guten Geschmack und predige denselben allenthalben als ein treuer Apostel", und an anderer Stelle: ...„Ich habe verschiedene Verirrte bekehrt, einige Schwache gestärkt und unter vielen dummen Frauenzimmern eine klug gemacht," so hatte dies eine gewisse Berechtigung, denn trotz seiner sittlichen Lotterhaftigkeit — er schreibt schon hier Pumpbriefe »inter pocula« — lagen ihm doch die Angelegenheiten der Bühne und der deutschen Gesellschaft sehr am Herzen. Aus London hatte er ein Stück »The Orphan« zum Übersetzen für die Gottschedin mitgebracht: es sei zwar unordentlich im Bau — diese Erkenntnis setzt sich bezüglich der englischen Dramen in jenen Kreisen immer fester —, aber man könnte ein ganz neues Stück daraus machen (21. Juni 1736). In Hannover schließt er mit dem Dichter und Hofmedicus Werlhof Bekanntschaft und freut sich, in ihm einen Freund für die deutsche Gesellschaft gemacht zu machen, „denn der Mann weiß alles; er liebt Ew. H., die Gesellschaft und ihre Muttersprache" (28. Okt. 1735). Wichtiger noch aber war ihm die Bekanntschaft mit Georg Behrmann in Hamburg, einem reichen Patricier und Mäcen, der, wie Schütze berichtet, die Neuber's öfter aus ihren Geldverlegenheiten herausriß. Daß auch Behrmann durchaus von Gottsched's Theorie und Praxis ausging, wiewohl er lediglich Autodidakt war, beweist seine Bearbeitung der Corneille'schen „Horatier", welche am 5. Juni 1733 aufgeführt wurden[1]). Von den Versen des Originales hat er nur das »qu'il mourût« beibehalten, im Aufbaue ist er ganz abgewichen. Corneille's Stück beginnt mit der Schlacht zwischen den Römern und Albanern und endet mit der Begnadigung des Horatiers, der seine Schwester ermordet hatte. Behrmann's Bearbeitung hebt erst nach dem Abschluß

1) Nicht erst 1735, wie bei Gödeke III. S. 371; vgl.: „Die Horazier", ein Trauerspiel von Georg Behrmann. 1751. Vorw. Über die Veränderungen des Stückes gegenüber der Fassung von 1733 vgl. Heitmüller a. o. O. S. 12.

des Kampfes der sechs Helden an und schließt mit der über den Tod des Curiatiers ausgebrochenen Verzweiflung der Camilla. Hiedurch war einerseits die durch den Schwestermord nothwendig gewordene Doppelhandlung, sowie anderseits eine zu große Explikation des Stückes in der Zeit vermieden, also ganz nach Gottsched's Recept.

Ohne Anlehnung an die Franzosen und nur auf Grund geschichtlicher Quellen ist der schon erwähnte „Timoleon" gedichtet[1]), welcher Gottsched's „Cato" den Ruhm, die erste regelmäßige Originaltragödie der Deutschen zu sein, schon zu jener Zeit streitig machte. Das Stück behandelt die bekannte Geschichte des Tyrannen zu Korinth, gegen den sich, da er den Vater seiner Gattin hinrichten lassen will, eine Verschwörung bildet, an deren Spitze Timoleon, der Bruder des Wütherichs, steht, welcher denselben dann auch am Schlusse tödtet. An dramatischer Handlung steht das Stück dem „Cato" weit nach. Auf der Bühne sehen wir nichts als ein fortwährendes Konspiriren, ohne daß das Gegenspiel etwas Anderes entgegensetzen könnte als den Willen des Tyrannen. Am raschesten entwickelt sich noch der Akt, in welchem sich Alles zum Sturze des Timophanes verbindet.

Trotzdem beweist das Stück, daß Behrmann von dem Theater Manches gelernt hatte. Wenn auch der gereimte Alexandriner in der gewöhnlichen Weise parademäßig einherschreitet, so bezeichnet der viel bewegtere Dialog doch einen Fortschritt über Gottsched hinaus. Hiedurch kommen denn auch die Affekte weit stärker zur Geltung, wie z. B. die Scene zwischen dem Tyrannen und seiner Mutter im II. Akte eine nicht unbedeutende Wirkung erzielt haben mag. Überhaupt zeigt Behrmann ein Verständnis für Seelenbewegungen; das öfter vorkommende plötzliche Umschlagen aus einem Affekte in den anderen ist psychologisch richtig gedacht, aber freilich durch die pedantische Nüchternheit der Sprache in der Durchführung verfehlt. Auch ihn sucht Lamprecht in den Gottsched'schen Kreis zu ziehen. Sein Bericht vom 27. Juli 1736 lautet:

„Wir haben hier einen jungen Kaufmann, dessen Name Behrmann ist. Er gehört unter die größten Häuser, so man hier aufweisen kann. Seine angenehmste Bemühung ist das Studiren

1) Vgl. oben S. 190 A; II. Aufl. Frkf. u. Lpz. 1742, III. Aufl. 1750.

unserer Muttersprache und die Poesie. Er hat eine Tragödie vom Timoleon gemacht, die gewiß gut ist, ich habe ihn zu überreden gesucht, sie Ew. H. zu schicken, und sie auf dero Beyfall, nach geänderten Kleinigkeiten drucken zu lassen. Das erstere hat er mir versprochen. Mich däucht, es würde unserer Gesellschaft zuträglich sein, ihn und mehr dergleichen Leute zu berufen."

Gottsched begrüßt ihn denn auch als den Vertreter des neuen Geschmackes, indem er bei der Anzeige der „Horatier" hervorhebt: „Es giebt auch in Hamburg endlich schon Leute, die über die Vortheile so weit einig sind, daß sie selbst an die tragische Bühne Hand anlegen."[1] Behrmann erwählte sich indeß Dreyer zum Aristarchen, der denn auch die beiden Dramen veröffentlichte, jedoch bei aller Anerkennung für den „geschickten Herrn Professor Gottsched" die Taktlosigkeit beging, den „Timoleon" als das erste deutsche Trauerspiel zu bezeichnen.[2]

In jenen Kreis gehört auch der Licentiat Peter Stüven[3], der bis 1735 Voltaire's „Brutus", Racine's „Britannicus" und Corneille's „Graf Essex"[4], dann bis 1739 noch Racine's „Phädra" und Voltaire's „Alzire"[5] für die Bühne übersetzte. Nur eine unsichere Spur findet sich im Briefwechsel dafür, daß Hudemann die Verbindung Stüven's mit Gottsched zu vermitteln suchte. So weit die Übersetzungen des Hamburger Licentiaten, der später mit seiner Alzire in Leipzig Verstimmung hervorrief, uns vorliegen, war er allerdings einer von denen, die sich, wie El. Schlegel an Gottsched klagt, nicht bemühten, die Majestät des Trauerspiels durch eine sorgfältige Ausarbeitung der Verse bestehen zu

1) Vgl. Beiträge III. S. 301. 2) G's Protest vgl. Beitr. VII. S. 668.

3) Er heißt Stüven und nicht Stüve, wie er bei Gödeke III. S. 365 genannt ist. Vgl. Hagedorn: „Herr Stüven wird nächstens seine Phädra ans Licht treten lassen." (Eschenburg V. S. 16.)

4) „Brutus" ungedruckt; „Britannicus" in Wiener Schaubühne V. (1754); „Der Graf von Essex" Hamburg (Ruge) 1747, Wien (Ghelen) 1748. Wiener Schaubühne I. 1749.

5) Phädra und Hippolytus, Trauerspiel aus dem Französischen des Racine. Wien 1756. Wiener Schaubühne Bd. I. v. J. 1749; aber nach der obcitirten Briefstelle von Hagedorn scheint die Phädra bald nach 1739 auch in Hamburg erschienen zu sein. — Alzire oder die Amerikaner aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt. Hamburg 1739.

lassen[1]). Wenn aber Schlegel später an Bodmer schreibt, es wären die Stüven'schen Übersetzungen so voll gewöhnlicher Ausdrücke als die Gottsched'schen Originale[2]), so ist dieser Vergleich, insofern es sich um die Tragödien des letzteren handelt — und nur die können dort gemeint sein —, eine offenbar ungerechte Bosheit seitens des Verfassers des „epigrammatischen Herrmann's"[3]). Stüven und Ludwig haben im ältesten Tragödien-Repertoire die naturalistische Richtung vertreten, jener als Übersetzer, dieser als Dichter.

Auch der bekehrte Hudemann führt in Hamburg Gottsched's Sache und bietet ein gewisses Gegengewicht gegenüber Hamann, der eben nur für die Oper schwärmt, und von dem die Neuber's mittheilen, daß er kein Freund des neuen Geschmackes wäre, weshalb sich denn auch Gottsched nicht beeilt, ihm zu antworten und auf seine litterarische Projekte einzugehen. Hudemann wird nach seinem eigenen Geständnisse durch die Neuber'sche Bühne zur Übersetzung angeregt und wählt Racine's Phädra, „weil die in dieser Tragödie befindliche Moral ganz untadelich ist" (22. Juni 1735)[4]).

Von geschichtlicher Bedeutung aber sind Gottsched's Beziehungen zu Joh. Adolf Scheibe. Er ist der Musiker der Gottsched'schen Schule. In Leipzig geboren, widmete er sich von 1725 an den juristischen Studien und wurde hier mit Gottsched bekannt. Bald sah er sich gezwungen, die Gelehrtenlaufbahn aufzugeben, verließ 1735 Leipzig, besuchte mehrere Städte in Deutschland und ließ sich in Hamburg nieder, wo er Musikunterricht ertheilte und seit 1736 eine alle vierzehn Tage erscheinende musikalische Zeitschrift: »Musicus criticus« herausgab. Er ist in der Geschichte als Feind der italienischen Musik bekannt, aber die Abneigung gegen dieselbe bildete sich nicht, wie angenommen wird, erst in Kopenhagen, wo er dem Italiener Sarti weichen und seine Stelle als Kapellmeister niederlegen mußte, sondern wurzelt völlig im Gottsched'schen Gedanken-

1) Vgl. El. Schlegel. Werke V. S. 33. Briefe vom 2. April 1744. Vgl. auch Heitmüller a. o. O. S. 34 ff., der über Stüven die sichersten Nachrichten bringt; an der Existenz der Wiener Drucke von 1748 (Essex) und 1756 (Phädra) ist jedoch nicht zu zweifeln.

2) Briefe an Bodmer S. 38 ff.; vom 8. Oktober 1746.

3) Vgl. Gottsch. Schaubühne V. S. 15.

4) Das Stück erschien erst 1751, zusammen mit Diocletianus, einem Original.

kreise. Schon bei Erwähnung der Kantate haben wir gesehen, wie Gottsched Ausfälle gegen die italienische Musik unternimmt und auf Berücksichtigung des Textes dringt. Bei Aufführung der Tragödien ist er nun namentlich mit dem Orchester nicht einverstanden: Im Gegensatze zum antiken Chore ließen sich bei uns nur die Instrumente zwischen jeder Handlung mit allerhand lustigen Stücken hören. Seiner Reformidee entsprechend klagt er, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer hiedurch von dem Vorstellungskreise, in welchen sie durch das Stück versetzt worden wären, abgezogen würden. Er verlangt also eine gewisse Übereinstimmung der durch die Theatermusik erweckten Stimmung mit dem Inhalte des Dramas. Freilich tritt hier wieder der sittliche Zweck mehr in den Vordergrund, wenn er den praktischen Vorschlag macht, statt der Chöre eine „nach unserer Art eingerichtete Kantate von etlichen Vokalisten absingen zu lassen". Diese müßte sich nämlich zu den kurz vorher gespielten Begebenheiten schicken und folglich moralische Betrachtungen darüber anstellen, so daß der Zuhörer in dem Affekte, darin er schon steht, erhalten und zum bevorstehenden desto besser vorbereitet würde[1]). Mit diesem positiven Vorschlage war nun nichts anzufangen; aber das zu Grunde liegende Princip ist den Neuber's von Gottsched jedenfalls eingeschärft worden. Die Neuberin berichtet am 15. Februar 1735 von einer Aufführung des „Cato" auf dem Operntheater zu Braunschweig, von der sie hervorhebt, es habe sich auf ihr Ansuchen die ganze herzogliche Kapelle zwischen dem 4. und 5. Akte mit einer besonderen Trauer- oder sanften Music hören lassen und auch im Übrigen „zu vor und nach die ganze Musik dem Stück gemäß" eingerichtet. »Das ist also die erste Ehre, die dero Fleiß auf solche Art hat geschehen können.". Für dieselbe Idee wirkt nun Scheibe theoretisch und praktisch. Er beruft sich im »Musicus criticus« (St. 40) ausdrücklich auf Gottsched; über die Lösung der Opernfrage steht er mit ihm in beständigem Briefwechsel, und am 10. Juni 1739 schreibt er ausdrücklich, die „Critische Dichtkunst" wäre der Grund gewesen, daß er die Musik „vernünftiger einsehen und untersuchen können, als es sonst von Musikanten geschieht". Er hatte kurz vorher zum „Polyeuct" und „Mithridates" besondere Symphonien verfertigt, die

1) Vgl. Crit. Dichtkunst I. Aufl. 581.

denn auch bei Aufführung dieser Stücke in Leipzig und Hamburg gespielt wurden. Gottsched's „Critischer Dichtkunst" entsprach sein „Critischer Musikus".

Auch er will in Kantaten die Charaktere schärfer unterscheiden, die Gemüthsbewegungen natürlich vorstellen, er legt den Schwerpunkt in den Text und tritt daher auch für die Loslösung der deutschen von der italienischen und französischen Musik ein. Gottsched unterstützt ihn hierin mit dem Hinweis auf die stolze Reihe der deutschen Komponisten Händel, Hasse, Telemann, Graunn, Bach und Weiße, ja er geht weiter und verlangt in Kantaten und Singspielen ausschließlich deutsche Texte[1]). „In Wahrheit, wie bisher die Welschen uns bloß durch ihre Musik ihre so unnatürliche Poesien aufgedrungen haben, so würden wir bald die Zeit erleben, daß ganz Europa um der deutschen Musik halber auch lauter deutsche Texte singen würde."

Im siebenundsechzigsten Stücke des kritischen Musikus untersucht Scheibe auch das Wesen der Symphonien. Wir hören hier Gottsched's Grundsätze oft in so ausgeprägter Gottsched'scher Sprache, daß der Zusammenhang ersichtlich wäre, selbst wenn er nicht urkundlich feststünde. „Alle Symphonien, die zu einem Schauspiele verfertigt werden, sollen sich auf den Inhalt und die Beschaffenheit desselben beziehen." Zu den Trauerspielen gehöre daher eine andere Symphonie als zu den Lustspielen; die Anfangssymphonie habe sich auf den ersten Aufzug des Stückes zu beziehen, diejenigen aber, die zwischen den Aufzügen vorkommen, müssen theils mit dem Schlusse des vorhergehenden Aufzuges theils mit dem Aufzuge des folgenden übereinkommen, die letzte Symphonie aber dem Schlusse gemäß sein. Er verlangt ferner für die Trauerspiele eine prächtige, feurige und geistreich gesetzte Musik, für die Komödien eine freie, fließende und zuweilen scherzhafte. Wie Gottsched betont auch er überall die Aufmerksamkeit des Zuhörers. Auf Scheibe's Versuche folgen die Symphonien Hertel's zu Cronegk's Olint und Sophronia und die des Agricola in Berlin. Später ist Lessing, der im 26. Stücke der Dramaturgie Scheibe's Reformen eingehend mittheilt und bespricht, in demselben

1) Crit. Beiträge VI. S. 453.

Sinne beim Theater in Hamburg thätig gewesen. Er ahnte nicht, daß die ganze Bewegung ihre Wurzel in der „Critischen Dichtkunst" Sr. Magnificenz hatte, und daß die Schlagworte desselben von der Vorbildlichkeit der Natur und der Wahrscheinlichkeit jene Ideen bei Scheibe angeregt haben, die sich dreißig Jahre später bei Gluck in seiner Vorrede zu „Alceste" wieder finden und die Befreiung der deutschnationalen Musik von der italienischen anbahnten. Freilich sagt Lessing mit Bezug auf Scheibe trefflich: „Die Regeln waren leicht zu machen; sie lehren nur, was geschehen soll, ohne zu sagen, wie es geschehen kann. Der Ausdruck der Leidenschaften, auf welchen Alles dabei ankömmt, ist noch einzig das Werk des Genies"[1]; aber hierin liegt das Wesen Gottsched's; er war nirgends berufen zu vollenden, nicht einmal das Genie unmittelbar zu entzünden, er hat jedoch zu geistiger Arbeit aufgerufen, das Feld bezeichnet, und der Genius mußte sich dann seinen eigenen Weg zur That zu bahnen."

In Dresden wollte es mit dem Geschmacke eigentlich niemals recht vorwärts. Joh. Friedr. Kopp, der Übersetzer von Tasso's Befreitem Jerusalem, klagt noch i. J. 1737: „Ew. H. E. wird vielleicht nicht unbekannt seyn, daß der gemeine Geschmack in unserer königlichen Residenz mehr auf sogenannte Memoires, Robinson's Reisebeschreibungen, Liederbüchelgen, Harlequiniana, Eulenspiegels-Histörgen mit gelehrten Anmerkungen erläutert u. s. f. als auf poetische und kritische Schriften, vornehmlich aber Übersetzungen zu halten pflege." Was aber das Schlimmste bei Allem war, Gottsched sowohl als die gereinigte Bühne hatten an König einen erbitterten Feind erhalten. Es ist gewiß, daß tiefere Gegensätze zu Tage getreten waren. Die „Critische Dichtkunst" hatte die Oper gänzlich verworfen, aber das hatte auch schon der Biedermann gethan; Besser war als Wasserpoet hart mitgenommen worden — das ging jedoch, wie wir gesehen haben, König durchaus nicht zu Herzen, und die Stelle gegen Canitz war doch im Grunde ziemlich unschuldig. Schwerer trug er es, daß sich die Bühne von ihm gänzlich emancipirt hatte, und daß Gottsched den geistigen Vormund der sächsischen Truppe spielte. Hierin lag also eine unmittelbare Gefahr. Die nächste Veranlassung zum Zerwürfnis lag aber in einem elenden

1) Lessing Werke, Hempel VII. S. 167.

Geklätsche, welches von einem Komödianten ausgegangen war. Dieser hatte Gottsched mitgetheilt, der Kurfürst hätte auf eines seiner Carmina geschrieben, er wolle den Dichter bei erster Gelegenheit befördern, und hätte das Exemplar ins Marschallamt geschickt. Gottsched wollte sich hierauf immediate an den Churfürsten wenden, wurde aber von König hieran mit dem Bedeuten gehindert, das Konsistorium könne in keinem Falle übergangen werden; übrigens sei die ganze Sache gar nicht wahr. Dahinter mußte Gottsched um so mehr ein verstecktes Spiel sehen, als ihn ein „vornehmer Gönner" ausdrücklich vor König gewarnt hatte. Übrigens war dieser auch wegen einer geringschätzigen Äußerung über die deutsche Gesellschaft bei den Mitgliedern derselben mißliebig geworden.[1] Erst nachdem Gottsched mit all diesen Dingen König angegangen hatte, erfolgte der von Danzel theilweise mitgetheilte Absagebrief[2]. Ebenso ist es irrig, daß Gottsched zur Beilegung des Zwistes nichts unternommen hätte. Vielmehr bemühten sich mehrere Persönlichkeiten, denselben zu schlichten, vor allem Gottsched's treue Freundin in Dresden, die Malerin Anna Maria Werner aus Danzig (1689—1753)[3]. Wie Scheibe der Musiker war sie die bildende Künstlerin der Gottsched'schen Schule. Die Titelkupfer zu Canitzen's Gedichten, zum II. Theil der Hanke'schen Lieder, zur Übersetzung des Pope'schen Lockenraubes, zur Critischen Dichtkunst und zu Schönaich's Hermann waren von ihr gezeichnet. Ihre Bemühungen bei König blieben aber erfolglos, und es ist keine Frage, daß dieser bei dem langjährigen Streite zwischen Müller und den Neuber's seine Hand mit im Spiele hatte. Drei Jahre mußte die Truppe in Folge dieser Intriguen von Leipzig abwesend bleiben. Wie die Neuber's in einer Eingabe an den Rath hervorheben, wäre ihnen das Verlangen der zu Leipzig zurückgelassenen Freunde, die regelmäßigen Komödien wieder zu sehen, nicht unverholen geblieben, und auch Gottsched erkannte ganz gut, welche Folge der unterbrochene Kontakt mit der Bühne für die litterarische Produktion seiner Genossen hatte. Er beklagt sich, daß in Deutschland nur eine vernünftige Schaubühne anzutreffen sei, welche noch überdies durch viele Verfolgungen an

1) Vgl. Canitz, Gedichte v. J. U. König 1727. Vorbericht (S. 64.)
2) Vgl. Danzel, G. S. 128. 3) Vgl. „Neuestes" IV. S. 608.

ihrem Fortgange gehindert werde. Hierin liege der Grund, warum bisher für die dramatische Poesie verhältnißmäßig wenig gethan wurde; die Meisten hätten es für etwas Vergebliches angesehen, ihre Kräfte hierinnen zu versuchen[1]).

Um den Produktionsgeist neu zu beleben, plant Gottsched schon jetzt, eine Sammlung dramatischer Dichtung herauszugeben (2. Mai 1737). Im ganzen war jedoch das Repertoire der Tragödie, wie wir es bis jetzt in seinen Beziehungen zu Gottsched betrachtet haben, ziemlich gering. Nehmen wir noch Müller's Cajus Fabricius, die Bearbeitung einer Dresdenschen Oper, hinzu, so haben wir den ganzen Ertrag der tragischen Muse, wie er sich um das Jahr 1737 herausgestellt hatte. Die lange Abwesenheit der Neuber's von Leipzig hatte auf die Produktion entschieden lähmend eingewirkt.

Die Stücke, welche Gottsched i. J. 1740 noch außerdem aufzählt[2]), gehören der späteren Zeit an. Das Jahr 1737 aber bedeutet einen Wendepunkt in der Entwicklung der dramatischen Litteratur und im Schicksal der gereinigten Bühne. Hochfliegende Pläne tauchen auf, die Erfahrung ist gereift; man hatte erkannt, daß die Tragödie allein den neuen Geschmack auf der Bühne nicht halten könne, und wenn auch der würdevolle Professor sich mit dem Lustspiele nicht vermengen mochte oder konnte, so sollte dafür die geschickte Freundin eintreten.

IX.

Wachsthum der deutschen Gesellschaft, Begründung der „Beiträge", Massenproduktion, Zeitgedichte.

Mit dem Erfolge, den Gottsched durch seinen „Sterbenden Cato" errungen, stehen die weitgehenden Pläne im Zusammenhange, die er mit der deutschen Gesellschaft ins Auge faßte. Im Jahre 1730 war der erste Band der Gesellschaftsschriften erschienen[3]).

1) Vgl. Beiträge III. S. 141. 2) Vgl. Beiträge VI. S. 522 ff.

3) „Nachricht von der deutschen Gesellschaft zu Leipzig bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Nebst einem Anhange und einem Verzeichnisse Ihres itzigen Bücher Vorraths, herausgegeben von dem Senior derselben." Leipzig 1731.

Lobende Zuschriften von dem berühmten Prosaisten Mosheim, welcher seit 1728 Mitglied war, und von Fontenelle schmückten die Vorrede, welche auch die weitere Geschichte der Gesellschaft enthielt. Die einzelnen Stücke sollten Musterbeispiele für Poesie und Prosa darbieten. Mehrere Ausarbeitungen stehen noch unter dem frischen Eindrucke der „Critischen Dichtkunst". Mit zwei in großem Stile angelegten Lehrgedichten: „Gedanken über die Dichtkunst" (v. Brück) und „Von den wesentlichen Eigenschaften eines Dichters" (Langguth) will man Horaz und Boileau Trotz bieten. Einen nennenswerthen Fortschritt weisen diese langathmigen Poeme nicht auf, wie denn auch sonst die Materien über den uns schon bekannten Gottsched'schen Ideenkreis nicht hinausgehen. Abhandlungen von der Schönheit der Sprachen (Winkler), und dem Gebrauche der Zeugnisse in der Beredsamkeit (Ernesti), Vorschläge zur Verbesserung der deutschen Sprache (May), pädagogische, moralische Themen, Strohkranzreden ꝛc. wechseln kunterbunt mit einander ab.

1731 veranstaltet Gottsched eine zweite Auflage der 1727 erschienenen „Nachricht"[1]), worin er seine und seiner Freunde Bemühungen um das Theater auf das Nachdrücklichste hervorhebt. Seit Opitzens, des älteren Gryphius' und Lohenstein's Zeiten wäre die tragische Poesie in Deutschland ganz und gar in Vergessenheit gerathen, bei dem eingerissenen italienischen Geschmacke sei man nur auf lauter Opern verfallen, welche an innerlicher Schönheit oder natürlicher Einrichtung der Fabel und Wahrscheinlichkeit einer regelmäßigen Tragödie nicht im geringsten beikämen. Es wäre allerdings zu wünschen, daß diese Hauptgattung der hohen Poesie nach dem Muster der Franzosen auf der deutschen Schaubühne auch wiederhergestellt werde. Nun habe er, der Senior der Gesellschaft, nach der ihm allergnädigst übertragenen poetischen Profession für seine Pflicht erachtet, seinem Vaterlande diesen Dienst zu leisten. Und nun kommen die Verdienste aufgezählt: die Wiederherstellung der fast vergessenen theatralischen Regeln durch die Critische Dichtkunst und den Unterricht in den Lectionibus

1) „Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Übersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart." Leipzig. Breitkopf 1730. II. Aufl. 1735.

publicis, die Übersetzung der „Iphigenia" und der „Cato", von dem er hier behauptet, er habe sich ihn durch neue Zusätze und Änderungen ganz zu eigen gemacht. Daß er auch verschiedene andere Mitglieder aufgemuntert habe, Hand ans Werk zu legen, wird um so nachdrücklicher erwähnt, als natürlich auch sonst Alles registrirt ist, was der Einzelne bisher geleistet, und welcher Ehren sich die Gesellschaft zu erfreuen gehabt hat. In zwei Punkten enthalten die Statuten eine dem gewachsenen Ansehen entsprechende Veränderung. Im § 1 wird die Bedingung zur Aufnahme von Mitgliedern noch durch den Zusatz verschärft: „und zwar solche, die entweder von Adel, oder graduirt sind, oder in Bedienungen stehen, oder sonst von besonderer Geschicklichkeit sind". Der Briefwechsel beweist denn auch, daß man wirklich nicht Alles aufnahm, was sich eben nur darbot. Der zweite Punkt enthält die Bestimmung, daß es sich die Gesellschaft vorbehalte, „Leute von bekannter Geschicklichkeit selbst vor ihre Mitglieder zu erklären". Dadurch namentlich hatte sich die Gesellschaft als oberster litterarischer Gerichtshof für Deutschland konstituirt. Allein Gottsched war es um ein Höheres zu thun; er hatte etwas geleistet und glaubte nun fordern zu können.

Obwohl er Anfangs nur schüchtern zur académie française, als zu einem Ideale, emporgeblickt und ausdrücklich bemerkt hatte, die Gesellschaft verlange weder ihrer Fähigkeit noch ihres Ansehens halber einer so großen Akademie an die Seite gesetzt zu werden, nur rücksichtlich ihrer Bemühungen fühle sie sich eins mit ihr[1]), so versäumte er doch jetzt nichts, um die Dresdener Hofkreise dafür zu gewinnen, diese Gesellschaft zur Grundlage für eine von der Regierung erhaltene oder wenigstens unterstützte Akademie zu machen.

Als er die Angelegenheit in Dresden im Februar 1732 persönlich betrieb, verlangte das Ministerium einen kürzer gefaßten Bericht über die Einrichtungen und Ziele der Gesellschaft. Gottsched machte noch in Dresden den Entwurf hiezu und schickte ihn nach Leipzig, wo May, Lotter, Seidel und Schelhafer zu einem Komité, welchem später noch Winkler beigezogen wurde, zusammentraten, um denselben zu ergänzen, zu verbessern und ihn von May zu einem officiellen Bericht ausarbeiten zu lassen.

---

1) Vgl. „Nachricht" a. a. O. 1727. S. 24.

Diese Denkschrift ist die Hauptquelle für die Kenntnis der inneren Bestrebungen und weiteren Ziele der Gesellschaft[1]). Es mochte Gottsched bedenklich erscheinen, vor den hohen, mit den französischen Verhältnissen gut vertrauten Herren sofort mit der Forderung herauszurücken, eine Art académie française zu begründen; auch paßte Vieles nicht auf die deutschen Verhältnisse. Er greift daher auf einen älteren deutschen Plan zurück, dessen er in dem Berichte ausdrücklich Erwähnung thut.

Schon unter Karl VI. hatte Karl Gustav Heräus, dessen prosaische Reimereien zu den sonstigen Bemühungen um die Hebung der deutschen Sprache und Dichtung in grellem Gegensatze stehen, eine Denkschrift zur Errichtung einer „Karolinischen Akademie" unterbreitet[2]). Er hatte auf die französische Akademie hingewiesen und den Grund, warum es die fruchtbringende Gesellschaft nicht zu dieser Geltung gebracht hat, in dem territorial beschränkten Charakter derselben, in dem Mangel einer für ganz Deutschland gültigen Auktorität, in der Art der Mitgliederaufnahme ꝛc. gefunden. Die zu begründende Akademie sollte den Kaiser, der sich durch einen Minister vertreten lassen könnte und die Mitglieder (auch unkatholische) bestätigen sollte, zum allerhöchsten Oberhaupte haben. Bei der Wahl derselben müßte als Grundsatz gelten, „daß man nicht auf schlechte, eigennützige, von der Grammatik ein Handwerk machende Leute das Absehen richte, sondern auf solche Männer, welche der Vorzug des Standes, die Erfahrung in Ämtern und der Umgang mit Leuten, deren Sprache und Sitten eine gleiche Zierlichkeit haben, von der Schulart unterscheidet". Im Übrigen sollten „gelehrte Grammatici, dafern sie von ihren eigenen Sitten nicht erniedriget werden", durchaus nicht ausgeschlossen sein. Nach Besprechung der finan-

1) „Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig ausführliche Erläuterung Ihrer bisherigen Absichten, Anstalten und der davon zu verhoffenden Vortheile" in: „Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Gesammlete Reden und Gedichte, welche bey dem Eintritte und Abschiede ihrer Mitglieder, pflegen abgelesen zu werden, ans Licht gestellt von Joh. Christ. Gottscheden. Leipzig. Breitkopf 1732.

2) Abgedruckt im Anhange seiner „Gedichte und Inschriften". Nürnberg 1721 unter dem Titel: „Unvorgreifliche Gedanken und über die Auf- und Einrichtung einer deutschen Sprach-Gesellschaft, wie solche einem Minister sind unterbreitet worden." Auch abgedr.: „Beiträge" I. S. 267 ff.

ziellen Seite dieser Schöpfung erörtert Heräus die Ziele der Akademie und bezeichnet als erste Aufgabe eine Revision der vorhandenen deutschen Sprachlehre, die Anlage eines Wörterbuches und drittens die „Grundlehren einer Zierlichkeit im Schreiben“.

Auf diesen Entwurf weist der Bericht an das Ministerium ausdrücklich hin. Im Anschlusse an die fruchtbringende Gesellschaft und deren Beziehungen zum Hause Sachsen, werden die Bemühungen der deutschen Sektion der Berliner Akademie und im Besonderen die Verdienste eines Leibniz, Jablonski, Wachter und Frisch hervorgehoben; aber Alles dies sei noch unzulänglich. Die deutsche Gesellschaft habe sich daher ihre Ziele weiter hinaus zu stecken bewogen gefunden und nicht mehr ihr Absehen allein auf die deutsche Poesie und Beredtsamkeit, sondern auf die Untersuchung und Ausübung der deutschen Sprache überhaupt gerichtet. Diese Forschungen sollen sich zunächst auf die Sprachformationen vor Luther beziehen, woraus man vor Allem eine Förderung für die Erklärung der deutschen Alterthümer und der Geschichte hoffe; daran hätte sich die etymologische und sprachgeschichtliche Forschung zu reihen und das Ganze in einer „Historie der deutschen Sprache“ zu gipfeln. Die Schriften Spelmann's und Sommer's, Schilter's deutsche Alterthümer, Wachter's Wörterbuch und Egenolf's Historie der deutschen Sprache seien nur Versuche, die Verfasser hätten selbst zugestanden, daß zu einem nach dieser Richtung vollkommenen Werke mehr als eines Menschen Kräfte erfordert würden. In der neuhochdeutschen Sprache sollen die Wörter nach der Veränderung oder Beständigkeit ihrer Bedeutung untersucht, unterschobene, in der Geschichte der Sprache nicht hinlänglich gestützte ausgemustert und die Lücke durch Wiedererweckung ehedem üblicher und nachdrücklicher Ausdrücke ergänzt werden. In den schwankenden Gebrauch der Flexionen will man Ordnung und Regelmäßigkeit bringen, den verschiedenen Schreibarten die ihnen eigenthümlichen und angemessenen Wörter und Redensarten zuweisen (!) und auf diese Weise eine vollständige Grammatik, eine Synonymik und ein deutsches Wörterbuch herstellen[1]). Daneben wird eine planmäßige Übung in Poesie und Prosa in Aussicht genommen; mit

1) Vgl. auch Krit. Beiträge III. S. 246.

den „zwo schönen Wissenschaften Poesie und Beredsamkeit" soll der Anfang gemacht werden, „damit sie aus der Unvollkommenheit, worinnen sie noch bisher gestanden, herausgerissen und zur Ehre der Deutschen in eben den vortrefflichen Zustand mögen gesetzet werden, worinnen wir die Schriften der Griechen und Lateiner finden".

Gottsched steht im Jahre 1732 auf der Höhe seiner Entwürfe, und wollte man nach dem hier entwickelten Programme, welches in einzelnen Punkten außer auf Heraus auch auf Leibnitz und die früheren Tendenzen der Gesellschaft hinweist, seine geschichtliche Stellung bezeichnen, so müßte man Danzel, der behauptet hat, Gottsched wäre der erste gewesen, welchem die Idee der deutschen Gesammtlitteratur in ihrer Gliederung aufgegangen sei, noch weit übertrumpfen und sagen, er habe die Idee einer klassischen deutschen Gesammtlitteratur sowie die einer germanischen Wissenschaft gefaßt.

In einem besonderen Abschnitte werden in jener Denkschrift auch die Vortheile erwogen, welche Deutschland und namentlich Sachsen von einem Aufschwung der deutschen Wissenschaft und Litteratur zu erwarten hätte. Außer der Ehre, dem ewigen Andenken, welches sich ein durchlauchtigstes Haupt durch seine Beschützung der Musen bei ganz Deutschland erwerben würde, ist die günstige Rückwirkung der deutschen Alterthumsforschung auf die Kenntnis der Urkunden und die Deutung der Rechtsquellen hervorgehoben, vor Allem aber, was wohl auch damals schon den Behörden gegenüber der zugkräftigste Trumpf gewesen zu sein scheint, die materielle Seite des ganzen Unternehmens. Es stünde nämlich billig zu hoffen, daß durch die bezeichneten Ziele bei den Ausländern statt des bisherigen Ekels gegenüber der deutschen Sprache ein Verlangen darnach erweckt werden dürfte. Wenn man alsdann unsere Bücher selbst verstehen und lesen könnte, diese aber von nützlichen Dingen mit Vernunft und Witz geschrieben würden, so müßte der deutsche Bücherhandel nach und nach auch Eingang in fremde Länder finden, welcher ihm bishero bei der nachlässigen Untersuchung und Übung unserer Muttersprache verschlossen geblieben.

Gewiß hat auch Breitkopf in der Wirksamkeit der deutschen Gesellschaft eine Förderung für den deutschen Buchhandel, wenn

auch zunächst nur des inländischen gesehen. Seit dem Jahre 1730, in welchem er den ersten Band der Gesellschaftsschriften verlegte, blieb er der ständige Verleger nicht nur der von der Gesellschaft herausgegebenen Werke, sondern auch derjenigen, welche, aus Gottsched'schen Kreisen hervorgegangen, dazu dienen sollten, Deutschland durch Übersetzungen und Originalarbeiten vom Auslande unabhängig zu machen. Und der in wenigen Jahren vollzogene Aufschwung des Hauses zeigt, daß sich Breitkopf in dieser Voraussicht nicht getäuscht hatte.

Schon im Jahre 1731 vereinigte er sich mit Lotter und Gottsched zur Herausgabe jener Zeitschrift, welche die bereits bezeichneten hohen Ziele fördern sollte und in der Denkschrift an die Regierung bereits angekündigt wurde. Die „historisch-kritische Monatsschrift" erschien unter dem Titel: „Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig" von 1732 bis 1744 in 8 Bänden.

Der für jene Zeit immerhin groß angelegte Plan ist kaum von Gottsched. Sein Interesse für das deutsche Alterthum ging damals nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaus. Dagegen zeigt Joh. Georg Lotter aus Augsburg, Assessor der philosophischen Fakultät, schon bei seiner Antrittsrede ausgebreitete historische Kenntnisse, welche zu dem leeren Gewäsche Anderer in vortheilhaftem Gegensatze stehen[1]).

Er hatte durch Herausgabe der Bibliotheca philosophica seine bibliographischen Kenntnisse bewiesen, außer einer Reihe kleinerer historischen Schriften auch eine Biographie des Konrad Peutinger geschrieben und arbeitete an einer Geschichte seiner Vaterstadt Augsburg, in welcher das geistige und litterarische Leben Süddeutschlands besondere Berücksichtigung finden sollte. Von ihm rührt auch gleich der erste Aufsatz her, welcher fälschlich als verdienstvolle Arbeit Gottsched's ausgegeben wird: „Von deutschen Übersetzungen der meisten alten lateinischen Schriftsteller", wie denn das ganze Thema von der Geschichte der Übersetzungen mit Gottsched gar nichts zu thun hat, da auch die späteren Fortsetzungen theils von den Schwaben

1) Vgl. Ges. Reden und Gedichte 1732. S. 350 ff.

Jakob Miller und Schellhorn[1]), theils von Christ. Tobias Damm[2]), dem Konrektor des Gymnasiums in Berlin, herrühren. Jedenfalls war die Idee, die Beiträge auch zu einem wissenschaftlichen Archiv für Sprache und Alterthumskunde zu machen, von Lotter ausgegangen. Bärmann nennt ihn auch später in einer vor den Gesellschaftsmitgliedern gehaltenen Gedächtnisrede[3]) den Hauptbegründer der Beiträge, ja Pantke, der, von demselben angeregt, im Jahre 1732 mit der Abfassung einer schlesischen Litteraturgeschichte beschäftigt ist, bezeichnet die „Beiträge" in einem Briefe an Gottsched (!) geradezu als das Lotter'sche Journal (2. Jänner 1732), so daß die Vermuthung nahe liegt, es wird sich mit der Begründung dieser Zeitschrift ähnlich verhalten haben, wie mit den „Tadlerinnen". Die Idee ist von einem Andern ausgegangen, aber Gottsched hat sie mit Eifer ergriffen, das Werk mit der ihm eigenen Energie gefördert und endlich ganz zu dem seinigen gemacht. Daß er später behaupten konnte, das ganze Unternehmen wäre von ihm und Lotter ausgegangen, wurde ihm nur dadurch möglich, daß dieser schon 1735 nach Petersburg berufen wurde und bald darauf starb.

Der Vorbericht zu den Beiträgen ist Gottsched's Arbeit. Die Zeitschrift sollte sich von den bestehenden Monatsschriften, welche nur Auszüge älterer und neuerer Bücher brachten, namentlich durch Originalarbeiten unterscheiden und dadurch ein Archiv sämmtlicher das Gebiet der deutschen Sprache und Litteratur betreffenden Fragen werden. Es wird auf die Fortschritte der Italiener, Franzosen, Holländer und Engländer hingewiesen und beklagt, daß Deutschland jenen Völkern gegenüber um hundert Jahre zurückgeblieben sei, weil es der von Opitz gewiesenen Bahn nicht gefolgt wäre. Darauf folgt ein kurzes Résumée über den Stand der deutschen Litteratur: Der Umfang der litterarischen Denkmale sei gering; das Gute erstrecke sich nur auf die kleinen Gattungen der Gedichte, die Beredsamkeit stecke noch in den Kinderschuhen, und auch in den Wissenschaften hätten wir noch nicht genug deutsche Bücher, mit denen wir uns gegen unsere Nachbarn rühmen könnten. Der Ruf nach deutscher Arbeit tönt durch alle Gottsched'schen Schriften. „Seichte

1) Beiträge I. S. 447 ff. III. S. 195 ff. 2) a. a. O. III. S. 564.
3) Vgl. Schriften d. Ges. III. S. 200 ff.

Geister", fährt er fort, „sehen alle unsere Scherben für Edelgesteine an. Wer aber die wahren Vollkommenheiten der Ausländer nach den Regeln der Vernunft und Kunst gelernet, der kann sich nicht enthalten, unsern Eigendünkel mit Erbarmen und die daher entstehende Nachlässigkeit mit einigem Unwillen anzusehen." Daher wird es einem jeden redlich gesinnten Deutschen zur Pflicht gemacht, die Absicht der „Beiträge" zu fördern und das Seinige zur Ehre des Vaterlandes beizutragen.

Und es folgen diesem Rufe nicht nur Mitglieder der Gesellschaft, sondern auch Auswärtige. Die beiden Redakteure werden gleich Anfangs von Joh. Heinr. Winkler[1]) unterstützt; später tritt Steinwehr hinzu, Schwabe war so ziemlich für Alles zu haben[2]); besonders aber lieferte er sowie der Schlesier Steinbach, der Hamburger Grammatiker Hermann Wahn[3]), dann Lemker[4]) aus Lüneburg, Georg Bentzky[5]) aus Halberstadt u. A. sprachwissenschaftliche Artikel. Nach dem Abgange Lotter's sind die Hauptvertreter für die deutsche Bibliographie und Alterthumskunde der berühmte Brucker[6]), Gottfried Behrndt[7]), Joh. Gottl. Krause und Joh. Frick aus Ulm, der Sohn des bekannten Herausgebers des Schilter'schen Thesaurus. Die ästhetisch-kritischen Aufsätze, welche sich Gottsched Anfangs selbst vorbehält, werden von dem Epigrammatiker Konsistorialrath Teuber[8]), von Kopp[9]) aus Dresden und später auch von der Frau Gottsched geliefert. Das Ressort der geschickten Freundin sind die Nachrichten und Auszüge „aus lustigen und so zu reden spaßhaften Sachen"[10]). Sie kritisirt Joh. Maria Maxen's Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens[11]), besorgt die Referate musikalischen Inhalts[12]), sie zieht die berüchtigte, von der Litteraturgeschichte auf das Kerbholz ihres Mannes gesetzte Parallele zwischen Hagedorn's

---

1) Vgl. „Beiträge" II. S. 463 ff. S. 599 ff. 2) ibid. IV. S. 190 ff. 3) ibid. V. S. 659 ff. 4) ibid. IV. S. 74 ff. S. 469 ff. 5) ibid. III. S. 59 ff. S. 494 ff. 6) ibid. IV. S. 362. 561. V. S. 9. ff. S. 179 ff. S. 223 ff. S. 270 ff. S. 320 ff. S. 349 ff. S. 552 ff. VI. S. 1 ff. S. 171 ff. S. 335 ff. S. 363 ff. VII. S. 321 ff. S. 414 ff. VIII. S. 195 ff. Vgl. Miscellanea historiae philosophicae 1748. Vorw. 7) ibid. III. S. 40 ff. S. 368 ff. V. S. 48 ff. S. 187 ff. S. 240 ff. 8) ibid. V. S. 387 ff. 9) ibid. V. S. 63 ff. 10) Vgl. „Der Frau Gottschedin kleinere Ged." 1763. Vorw. 11) Beiträge IV. S. 416 ff. 12) ibid. VI. S. 453 ff. VII. S. 8 ff.

und Stoppen's Fabeln[1]), zeigt Glafey's Übersetzung der Fabeln Lamotte's an (Bd. V.), übersetzt Buffier's Abhandlung, daß alle Sprachen und Mundarten in der Welt eine gleiche Schönheit haben[2]), bringt einen Auszug aus Triller's Prinzenraub[3]) und scheint auch die meisten der kurzen Referate über die litterarischen Tageserscheinungen, welche erst seit 1734 unter der Rubrik: „Verzeichnis einiger neuen Schriften" in die „Beiträge" aufgenommen wurden, verfaßt zu haben. Sie ist unter den sonst würdigen und bedächtigen Mitarbeitern die Hauptvertreterin des litterarischen Muthwillens und der journalistischen Rücksichtslosigkeit. Tieferes Eingehen auf die einzelnen Fragen ist ihre Sache nicht, aber sie verdeckt diesen Mangel durch Witz, Geist und geschmackvollen, prickelnden Rhythmus der Rede; sie ist Deutschlands erste Journalistin und bis tief in die klassische Zeit hinein jedenfalls auch die bedeutendste. Die ersten Händel fängt sie mit den Göttingern an, indem sie die dort (1736) erschienene Wochenschrift „Der Sammler" striegelt[4]), sie fertigt den Professor Danovius aus Königsberg ab[5]), sie höhnt Joh. Christ. Hirsch aus Bayreuth, daß er elf Jahre zur Herausgabe des Neukirch'schen Telemach gebraucht, und daß er sich unterfangen hätte, in der Vorrede zu behaupten, die „Beiträge" hätten falsche Nachrichten über Neukirch's Schriften gebracht und befaßten sich nur mit „Zusammentragen" von Material. Als es sich dann herausstellte, daß der arme Hirsch gar nicht der Verfasser jenes Vorwortes war, mußte das Ganze eben auf dem „Unbekannten" sitzen bleiben[6]). In den Beiträgen schon beginnt die geschickte Freundin ihre Späße mit den Reden und Predigten der süddeutschen Geistlichen. Der Pater Förster aus Bruchsal ist der erste, der seine Lobrede auf den Tod Kaiser Karls VI. ihrem Gespötte preisgegeben sieht[7]); es folgen dann andere Opfer im „Büchersaal" und im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit". Diese Spottartikel sind ein Specifikum in den Gottsched'schen Zeitschriften. Natürlich war es auch die spitze Frauenfeder, die nach dem Ausbruche des Litteraturstreites

1) Vgl. „Beiträge" VI. S. 299 ff. 2) ibid. VIII. S. 240 ff. 3) ibid. VIII. S. 535 ff. 4) ibid. IV. S. 611 ff. Vgl. Brief v. Hagedorn a. Bodm. Eschenburg, Hag. Werke V. S. 198. 5) Vgl. Beiträge VI. S. 668 ff. vgl. hierzu VII. S. 119. 6) ibid. VI. S. 617 und VII. S. 172. 7) ibid. VIII. S. 233 ff.

die Schweizer ab und zu anging und unter Anderem das Gericht über Bodmer's Übersetzung eines Stückes aus dem Telemach in dem „Charakter der deutschen Gedichte" schrieb[1]).

Außer Bärmann, dem Professor in Wittenberg, welcher auf einer Reise nach Paris, mit einem Empfehlungsschreiben Gottsched's ausgerüstet, die persönliche Bekanntschaft Fontenelle's gemacht hatte, außer dem Dramatiker Ludwig[2]), außer Gruber aus Hannover, Friedr. Weichmann aus Braunschweig, dem Licentiaten v. Seelen[3]) bringt auch Bodmer[4]) einen Beitrag; aber er wird sofort abgetrumpft und erscheint nie wieder. Dafür tritt die jüngere Generation ein: Konr. Arnold Schmid[5]) bringt sein Gedicht an die Kunstrichter, und Straube sucht zu beweisen, daß eine gereimte Komödie nicht gut sein könne[6]). Unabhängiger als dieser tritt El. Schlegel für die Komödie in Versen ein[7]), bespricht Klaj's Herodes[8]), vergleicht Shakespeare und Gryphius[9]) und veröffentlicht hier den ersten Theil seiner Abhandlung: „Von der Nachahmung"[10]), während Mylius ganz im Geiste seines Meisters unter Anderem für die Wahrscheinlichkeit bei dramatischen Vorstellungen durch Wahrung der Kostümtreue eintritt[11]) und über die Verwendung der Gleichnisse in den Trauerspielen handelt[12]).

Die „Beiträge" waren das erste Litteraturjournal Deutschlands. Sie befreiten die litterarische Kritik aus dem Schlepptau der Moral, an welches sie noch in den Wochenschriften gekettet war. In dem Maße, in welchem die Würde der Poesie anerkannt und die Beschäftigung mit derselben nicht mehr als bloßes „Nebenwerk" angesehen wird, erhält auch die Kritik das Ansehen einer philosophischen Bethätigung.

Noch hängt ihr ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Zopf an. Da die Poesie auch den Zweck verfolgt, den Dichter in Hochachtung bei der Nation zu bringen, so verbietet es die

1) Vgl. Beiträge VIII. S. 671 ff. 2) ibid. IV. S. 390 ff. 3) ibid. V. S. 383 ff. 4) ibid. V. S. 428 ff. Vgl. G. Weltweisheit II. Vorw. 5) ibid. VIII. S. 323 ff. 6) ibid. VI. S. 466 ff. VII. 287 ff. 7) ibid. VI. S. 624 ff. 8) ibid. VII. S. 355 ff. 9) ibid. VII. S. 540 ff. 10) ibid. VIII. S. 46 ff. Die Fortsetzung im „Büchersaal" I. S. 415 ff. 11) ibid. VIII. S. 297 ff. 12) ibid. VIII. S. 394 ff. Auf einzelne Artikel werden wir noch im Besonderen zurückkommen. Über den Antheil der Schlesier (Steinbach, Krause, Ludwig) an den „Beiträgen" vgl. Gelehrte Neuigkeiten Schlesiiens ꝛc. Zum Vergnügen allerhand Liebhaber." Schweidnitz 1737. S. 96.

Humanität, die Tageslitteratur mit Lob und Tadel zu begleiten. Auch hierüber geht die Gottschedin allmählich zur Tagesordnung über; aber einer mit der litterarischen Aufgabe ihres Mannes zusammenhängenden Schranke kann auch sie sich nicht entziehen. Es gilt eine deutsche Litteratur zu schaffen, daher darf man namentlich mit dramatischen Arbeiten nicht streng ins Gericht gehen, solange Deutschland keinen Überfluß an denselben hat[1]). So werden denn hauptsächlich ältere Werke der kritischen Sonde unterworfen: außer mehreren Dramen auch Ziegler's „Asiatische Banise", Hohenberg's „Habsburgischer Ottobert" u. Ähnl.

Vor Allem aber bieten die französischen Kritiker reiche Ausbeute, und die Deutschen werden auf diese Weise gleichzeitig mit den Schöpfungen der Nachbarn bekannt gemacht, die sie sich wohl zum Muster nehmen, aber nicht mit all den Fehlern nachahmen sollen. Allein auch hierin drängt Gottsched bald zur Selbständigkeit. Mit dem Moralprofessor in Königsberg Daniel Heinrich Arnold, der an einer Anleitung zur Poesie[2]) schrieb, stand er in beständigem Briefwechsel. Das Buch will die bekannten Dichterregeln auf eine demonstrativische Art entwickeln und beweisen. Der „Critischen Dichtkunst" wird möglichst aus dem Wege gegangen. Zahlreiche, in den Noten angeführte Beispiele, die meist geistlichen Dichtungen entnommen sind, bilden die Grundlage. Der Schwerpunkt des ganzen Buches liegt im Gegensatze zu dem Gottsched'schen in der stärkeren Betonung des Formalen in der Poesie, in der Kunst, Verse zu schreiben. Wir finden hier eine Art Prosodik, Metrik, einen Abschnitt über die Lehre vom Reime, eine Anweisung, wie man die Worte dem erwählten Silbenmaße anbequemen und wie trotz des Metrums und Reimes die gewöhnliche Wortfolge beibehalten werden könne. Bei der im zweiten Theile enthaltenen Lehre von der inneren Beschaffenheit eines Gedichtes steht die Reinigkeit der Sprache im Vordergrunde.

Die Grammatik wird der kritische Zuchtmeister der Poesie. Es ist keine Frage, daß zu dem vorwiegend formalen, zumeist auf die

1) Vgl. „Beiträge" VI. S. 349.

2) „Versuch einer systematischen Anleitung zur Poesie überhaupt". Königsberg 1732.

„Reinigkeit" beschränkten kritischen Standpunkte, wie ihn die „Beiträge" einnehmen, das Arnold'sche Buch wesentlich beigetragen hat. Mit mehreren Einzelheiten desselben war indeß Gottsched durchaus nicht zufrieden; er suchte daher unter seinen Auspicien ein kritisches Werk ins Leben zu rufen. Nun hatte schon G. Chr. Wolf Swift's Satire περὶ βάθους übersetzt; da aber die Schrift wegen der Bezüge zur englischen Litteratur, der man verständnislos gegenüberstand, keinen Erfolg hatte, so griff Gottsched zu einer neuen Methode, welche von nun ab für die Wirksamkeit der ganzen Schule charakteristisch ist. Hatte er seit dem Beginne seines Seniorates immer darauf gedrungen, sich durch Übersetzen für die Ausarbeitung von Originalen tüchtig zu machen, so schob er seit der Mitte der dreißiger Jahre eine Zwischenstufe litterarischer Produktion ein, indem er die Forderung erhob, daß das Fremde nicht nur verdeutscht, sondern den deutschen Bedürfnissen, Sitten, Vorstellungskreisen angepaßt werde. Auf das Übersetzen folgte das Zurichten, dann erst selbständiges Schaffen. In der Poesie beschränkte sich diese Berücksichtigung deutscher Verhältnisse freilich nur auf Lokalisirung dramatischer Handlungen in deutsche Orte, auf Einsetzung deutscher Namen ꝛc., in den Prosaschriften aber waren diese deutschen Zuschnitte fremder Werke oft wesentlich. In diese Aufgabe verlegen May, Steinwehr, namentlich aber Schwabe ihre Hauptwirksamkeit.

Johann Joachim Schwabe war am 29. September 1724 zu Magdeburg geboren. Er gehörte zu jenen Studenten, die durch Gottsched nicht nur mannigfache geistige Anregung, sondern auch ihr Brot fanden. Sein erster schülerhafter Brief an den Meister datirt vom 18. Februar 1734; aber schon früher hatte er sich in der Rednergesellschaft geübt, hatte unter Gottsched's Aufsicht des Professors Lengnichs lateinische Ode: „Auf den Tod August II." ins Deutsche übersetzt (Leipzig 1733) und ward nun von Gottsched dazu ausersehen, die Swift'sche Satire zur Hebung des deutschen Geschmackes zu bearbeiten.

Er legte seiner Arbeit eine französische Übersetzung zu Grunde[1]) und löste die Aufgabe des Zurichtens in der Weise, daß er statt der

1) περὶ βάθους, ou l'Anti-Sublime, c'est à dire l'art de ramper en poesie par Martin Scribler.

englischen Beispiele solche aus Amthor, Wenzel, Neukirch, Morhof, Feind und Hoffmannswaldau einsetzte. Um dem Ganzen ein größeres Ansehen zu geben und das litterarische Deutschland in lebendigem Interesse für das regelmäßige Schauspiel zu erhalten, fügte Gottsched noch eine Abhandlung hinzu, in welcher er mit Anwendung seiner Regeln eine Reihe der bekanntesten Opern kritisch beleuchtete und deren Natur- und Vernunftwidrigkeit darthat. Das Buch war mit einer Zuschrift an den litterarischen Gerichtshof, die deutsche Gesellschaft in Leipzig, ausgestattet[1]). Einen ähnlichen, aber weitergehenden Zweck verfolgte Schwabe's Bearbeitung von C. Rollin's „Anweisung, wie man die freyen Künste lehren und lernen soll" (Leipzig 1738). Auch hier deutscher Zuschnitt. Die einzelnen Materien werden der Organisation der deutschen Schulen und dem daselbst beobachteten Lehrvorgange angepaßt und statt des Hauptstückes von der Erlernung der französischen Sprache eine Anweisung zum Studium der deutschen eingefügt. Welche Bedeutung Gottsched dem Buche für die Förderung der litterarischen Bildung des Volkes beimaß, beweisen die oft wiederholten angelegentlichen Empfehlungen[2]).

Gleichzeitig setzt die deutsche Gesellschaft ihre officiellen Publikationen fort. Anfangs hatte man die Absicht, alle Halbjahr einen Band herauszugeben; allein so rasch ging die Sache nicht. Erst 1734 erschien der zweite Theil der Gesellschaftsschriften, in deren Vorwort Gottsched mit Genugthuung hervorhebt, daß der Geschmack nun ziemlich gebessert sei[3]). Die prosaischen überwiegen dem Umfange nach dreimal die poetischen Stücke. Drollinger's Ode „Lob der Gottheit" ist der dichterische Glanzpunkt der ganzen Samm-

1) Anti Longin, oder die Kunst in der Poesie zu kriechen, anfänglich von dem Herrn D. Swift den Engländern zum besten geschrieben, itzo zur Verbesserung des Geschmacks bey uns Deutschen übersetzt und mit Exempeln aus englischen, vornemlich aber aus unsern deutschen Dichtern durchgehends erläutert. Diesem ist beygefügt eben desselben Staatslügenkunst, nebst einer Abhandlung Herrn Prof. Gottsched's von dem Bathos in den Opern. Leipzig 1734.

2) Vgl. Beiträge VIII. S. 528.

3) Von G. befanden sich hier außer Proben reimloser Verse: die 4. Satire aus Horaz lib. 1. S. 424. Lucians Abbildung einer vollkommenen Schönheit S. 461. Stücke aus dem IX. Buche Lucans aus Ramsyas reisendem Cyrus und ein Brief aus Alcyphrons II. Buche (S. 497).

lung. Schon im nächsten Jahre folgte die zweite und vermehrte Auflage des ersten Bandes [1]). May brachte fünf poetische Sendschreiben an den Baron von Gersdorf, Gottsched handelte in einer der beiden Reden vom Werthe der Poesie, übersetzte Fontenelle's Abhandlung von dem Ursprunge der Fabeln sowie eine zärtliche Ode aus dem Englischen und hatte ein Stück von Fontenelle's Endymion in die Formen einer Oper gebracht.

Steinwehr, der schon im II. Bande Evremont's Abhandlung von der Oper veröffentlicht hatte, verdeutschte nun aus dem IV. Bande der Werke dessen Gedanken von dem Wunderbaren in den Gedichten der Alten, Lotter einen Brief Le Pay's von den Satiren des Boileau, Stücke aus dem Lucian und Seneca's Buch von der Gemüthsruhe, Stoppe brachte drei Fabeln Lamotte's in deutsche Verse. Man sieht aus diesem Vielerlei, daß die Gesellschaft nicht mehr wie früher eine bestimmte Geistesrichtung verfolgte, sondern darauf bedacht war, Muster in stofflicher Mannigfaltigkeit zu liefern, eine Methode, die ihr von Fontenelle direkt an die Hand gegeben war. Dieser hatte nämlich, als sich Gottsched an ihn mit der Bitte um Rathschläge zur Hebung der Gesellschaft gewandt hatte, mit dem Hinweise auf das Beispiel der Franzosen »une quantité d'excellens livres en tout genre« empfohlen, also eine Massenproduktion auf allen Gebieten. Durch Vielseitigkeit des Interesses sollten die verschiedenen Volkskreise für die deutsche Litteratur gewonnen werden. Die Polyhistorie jener Zeit begünstigte diesen Plan. Gottsched und Schwabe namentlich sind überall zur Hand. Daneben aber hat jeder Prosaist und Dichter doch wieder sein eigenes Gebiet. Als am 1. April 1732 Menke, der größte Polyhistor seiner Zeit, gestorben war, wurde, nachdem Manteufel abgelehnt hatte, Mosheim zum Präsidenten gewählt, welcher mit seinen in klassischem Deutsch geschriebenen theologischen Schriften das hervorragendste und am weitesten verbreitete wissenschaftliche Interesse jener Zeit befriedigte. In der Philosophie war Wolf mit seinen deutschen Schriften vorausgegangen, aber erst Gottsched, May und andere Genossen schrieben für die breiteren Schichten. Lotter's Feld war die Geschichte, namentlich aber hat

1) Die Ausgabe von 1742 ist ein Abdruck der II. Aufl. von 1735.

Schwabe später durch eine stattliche Reihe pädagogischer, naturwissenschaftlicher und geographischer Werke, die er aus dem Französischen für das deutsche Publikum zurichtete, dem Losungswort der Massenproduktion Rechnung getragen.

Die schwierigste Aufgabe war, den Philologen ihre Herrschaft zu entreißen. Jeder sollte hiezu etwas beitragen, denn es war, wie Lotter nachdrücklich betonte[1]), Pflicht eines jeden gelehrten Deutschen, die Reinigkeit und Aufnahme der deutschen Sprache zu befördern. Die Gottsched'schen Versuche mit Demosthenes und Cicero wurden von Winkler, Steinwehr und Damm in Berlin fortgesetzt; Clodius begann Vergil zu übersetzen und erhielt Nachfolger an Pyra und Schwarz, während Winkler an Ovids Metamorphosen arbeitete. Schon 1730 gab Friedr. Christ. Neubur, Gerichtsschulze in Göttingen, die „Probe einer vorhabenden deutschen Übersetzung der Äsopischen Fabeln des Phädri" in Versen heraus. Ergötzlich ist, wie er in der poetischen Vorrede die Fabeldichtung überhaupt gegenüber dem Vorwurfe der Unwahrscheinlichkeit in Schutz nimmt:

„Nimmt etwa Jemand in die Quere,
Daß Bäume hier zusammt den Thieren
Manch ordentlich Gespräche führen,
Der wisse, daß ich nicht Geschichte
Erzähle, sondern Scherzgedichte."

Im Jahre 1734 folgte Jakob Stähelin aus Memmingen mit einer Übersetzung der Sapphischen Oden in Versen, wozu sein Freund Lotter, mit dem er auch 1735 nach Petersburg ging, eine Einleitung über das Leben der Dichterin geschrieben hatte[2]).

Allein so rasch, wie es Gottsched wünschte, waren die Alten doch nicht in deutsche Gewänder gehüllt, und ein Bildungsproceß, der sich Jahrhunderte lang entwickelt hatte, konnte trotz unaufhörlichen Antreibens zu neuer Arbeit nicht hinweggefegt werden. Auch hat gerade der Eifer, mit dem sich die Genossen sogar lächerlich gemacht zu haben scheinen, die Gesellschaft in Universitätskreisen um so mehr diskreditirt, als man ja wußte, daß es mit Gottsched's

1) Vgl. Schrift. d. Ges. II. S. 286 ff.

2) Σαπφους Μελη, Gedichte der Sappho, übersetzet von Jak. Stähelin. Leipzig, Breitkopf. 1734. Mit beigedrucktem unaccentuirtem Texte.

Latein nicht weit her war. Es ist daher erklärlich, wenn May schon 1730 (31. Mai) von einer Reise aus berichtet, er finde, daß die Gesellschaft außer Leipzig einen weit größeren Beifall genieße als in Leipzig. Ein Hauptfanatiker gegen die Philologen war Simon Buchka, der 1731 eine poetische Satire gegen die Pietisten veröffentlicht hatte, die unter dem Namen „Muffel“ bekannt war. Er ergießt eine Fluth von Schimpfreden über die Faulheit der Deutschen, die sich am Gängelbande der Ausländer und des Alterthums führen ließen. „Von Jugend auf haben sie lateinisch denken, reden und schreiben gelernt, und die übrige Zeit ihres Lebens martern sie sich noch, rechte Affen der alten Römer zu werden. Sie halten es ihrer Hoheit vor anständiger, ewige Schüler der Latier zu sein, als Lehrer der Deutschen zu werden“[1]).

Ein anderer Stand, bei dem diese Bestrebungen nicht recht Wurzel fassen wollten, war das Militär. Kopp aus Dresden, der im Sinne hatte, eine moralische Zeitschrift: „Der philosophische Soldat“ herauszugeben, beklagt sich bei Gottsched, daß die Offiziere meinten, nur die Franzosen hätten bel esprit.

Nun galt es doch immer, diese Kreise schon des Hofes halber zu gewinnen, und so übersetzte denn Gottsched des Jesuiten Hermann Hugo Werk: De militia equestri antiqua et nova. Das Hauptstaatsarchiv in Dresden bewahrt noch einen am 2. December 1733 präsentirten Brief auf[2]), aus welchem hervorgeht, daß er vom Könige Friedrich August II. den Auftrag zu dieser Arbeit erhalten hat. Das Nähere hierüber ist nicht bekannt. Möglich, daß der König, als Gottsched die staatliche Unterstützung der deutschen Gesellschaft in Dresden persönlich betrieben, mit dieser Übersetzung wirklich eine Art Probearbeit verlangt hat, wahrscheinlicher aber ist es, daß dieser Auftrag gar nicht vom Könige selbst gegeben worden war, denn auf die mit der Bitte um die Hälfte des versprochenen Gratials von 100 Thalern verbundene Anfrage Gottsched's, ob er das begonnene Werk fortzusetzen habe, da der König inzwischen gestorben war, erhält er am 7. December 1733 den Befehl, anzuzeigen, durch wen ihm die Fertigung der Übersetzung anbefohlen

1) Vgl. Reden und Ged. 1732. S. 213.

2) Veröffentlicht durch Th. Distel in Seuffert's Vierteljahrsschr. I. S. 253.

worden sei. Weitere Schriftstücke hierüber waren im Archive nicht zu finden; die Übersetzung ist nicht erschienen, dagegen befindet sich die Handschrift derselben, welche wahrscheinlich jenem Briefe beigegeben war, in der Dresdener Hofbibliothek[1]).

Auch später noch widmet Gottsched seine Aufmerksamkeit der Militärlitteratur, wie aus seiner Anzeige der Kind'schen Übersetzung von Polyän's und Frontin's Kriegsränken hervorgeht, wo er sich auf diesem Gebiete gut bewandert zeigt und zur Übersetzung militärischer Schriften auffordert, damit die deutschen Kriegsleute ihre Kenntnis dieser zu ihrem Handwerke so nöthigen Sachen sich „nicht bloß aus dem Französischen zuwege bringen sollen". „Wie mancher munterer Kopf unter höheren und geringeren Befehlshabern hat nicht lange Weile in seinen Quartieren? Er läse gern ein Buch, das zu seiner Lebensart zuträglich wäre. Allein, wo soll er es finden, da so wenige seiner deutschen Handwerksgenossen etwas Dahingehöriges geschrieben haben?"

Daß man dies allseitige Interesse für die deutsche Litteratur hauptsächlich durch Einwirkung auf die Jugend erwecken könne, wurde allgemein anerkannt; daher fordert Friedr. Christoph Ernesti „allerlei Arten" von deutschen Lehrbüchern[2]), und Gottsched wird nicht müde, seine Jünger brieflich und öffentlich hiezu aufzumuntern; dehnt er doch sogar später durch einen Appell an die deutschen Lehrer der Mathematik seine Fürsorge bis auf die Geometrie aus[3]).

Die eigentliche Dichterkraft nahm das Theater in Anspruch. Im Übrigen wurde außer den in den Gesellschaftsschriften befindlichen Stücken von Gottfried Behrndt, dem Mitarbeiter der „Beiträge" und Korrespondenten Gottsched's, eine größere Sammlung Gedichte im Jahre 1732 begonnen. Behrndt war Amtmann zu Eichenbar-

1) Sie trägt auf Blatt 2 die Aufschrift: „Herrmann Hugo S. J. von der Reuterey in dem alten und neüeren Kriegswesen. Auf allergnädigsten königlichen Befehl aus dem Lateinischen übersetzt." Bl. 3 und 4 enthält die in die Gedichtsammlung von 1736, S. 14 übergegangene poetische Vorrede, welche gezeichnet ist: Leipzig, 2. Jänner 1733. Joh. Christ. Gottsched. Doch ist zu beachten, daß im Drucke des Widmungsgedichtes der „königl. Befehl" unterdrückt ist, wofür es heißt: „bey Überreichung von H. Hugo's Schrift 1732".

2) Vgl. der deutschen Ges. Reden u. Ged. 1732. S. 142.

3) Vgl. „Büchersaal" IV. S. 220.

leben (Magdeburg). Er hatte schon 1731 geistliche Poesien unter seinem Namen erscheinen lassen[1]), redigirte nun aber die genannte Sammlung unter dem Pseudonym Bernander[2]), in welcher die Poeme der Leipziger: Gottsched's, Schwabe's, Otto Menke's, der Neuberin ꝛc. stark vertreten sind.

Die Leipziger gelehrten Zeitungen, für welche damals Gottsched die Berichte über Dichtungen lieferte, begrüßen nicht nur die Sammlung, sondern auch den Herausgeber. Die Stücke, welche er selbst aufgesetzt, seien so beschaffen, „daß man den Verfasser derselben vor einen der besten Dichter zu halten Ursache hat"[3]).

Es galt eben, Alles aufzumuntern, zu loben und in das allgemeine Interesse zu ziehen. Daß Gottsched hiebei nicht allein die Seinigen im Auge hatte, geht aus seiner freudigen Begrüßung Haller's hervor. In demselben Jahre erschien der Versuch schweizerischer Gedichte. Mit der Schweiz war Waffenstillstand geschlossen, aber die Leipziger haben so immer ihre Privatmeinung von denen da drüben über den Alpen gehabt und umgekehrt. Nichtsdestoweniger erhalten die Schweizerischen Gedichte von Gottsched in den „Gelehrten Zeitungen" ein uneingeschränktes Lob. „Die Gedanken sind mehrentheils neu, erhaben und gründlich, die Worte wohlgewählt und nachdrücklich und die Reimen rein und fließend"[4]). Allerdings kennt er den Verfasser noch nicht und hält B. L. Muralt, „der vor etlichen Jahren die mit so vielem Beifall aufgenommenen Lettres sur les Anglais et les Français« herausgegeben, für den Dichter, allein auch noch nach Aufhellung des Irrthums wird der „aufgeweckte, tiefsinnige und philosophische Geist" des Verfassers gerühmt. Freilich nicht mehr so unumwunden. Es war 1734; die „critischen Beiträge" hatten den Weg zur „Diktatur" bereits eröffnet. Daher sind die Verse nur „vor einen Schweizer" überaus flüssig und rein,

1) „Poetische Sonn- und Festtagsbetrachtungen" ꝛc. von Gottfr. Behrndt. Magdeburg 1731.

2) Bernander's Sammlung verirrter Musen, darinnen theils zerstreuete, theils noch ganz ungedruckte, jedoch auserlesene Gedichte verschiedener berühmten und geschickten Personen, nebst seinen eigenen enthalten." Erstes Stück (1732), II. St. 1732, III.—V. St. 1733. Magdeburg.

3) Vgl. Zeitg. v. gel. Sachen 1732. S. 385.

4) Vgl. Zeitg. v. gel. Sachen 1732. S. 799 ff.

das Silbenmaß der Sapphischen Ode ist nicht richtig, die dem Verleger überlassene Wahl der Stücke nicht immer getroffen und namentlich das „Schwederische Ehejubiläum" nicht nach Geschmack[1]).

Aus dem Briefwechsel Joh. Christ. Clauder's mit Bodmer geht hervor[2]), daß die Freude über die Haller'schen Gedichte i. J. 1732 unter den Leipziger Genossen eine ungetheilte war; Gottsched wünschte selbst, solche gemacht zu haben, er will sie Anfangs trotz Clauder's Einsprache nachdrucken lassen und ist sogar derjenige, welcher über Bodmer's Vermittelung den Betrieb des Buches besorgt.

Ein Jahr darauf antwortet ein Mitglied der Gesellschaft, Johann Victor Krause, mit einer Sammlung deutscher Gedichte, und auch G. Seibel, dessen zweimal im Einzeldrucke erschienene Ode (1734) auf den Tod seiner Braut Aufsehen gemacht hatte, begann seine Sachen zu sammeln.

Wichtiger endlich als die zahlreichen Gedichte der Gesellschaft, welche den poetischen Preis erhalten hatten und daher der Welt nicht entzogen werden konnten, waren die poetischen Verherrlichungen von Zeitereignissen. Was immer in Leipzig los war — es mußte besungen werden, und zwar traten da gewöhnlich die Sänger in derjenigen Gattung auf, in welcher ihre Geschicklichkeit besonders anerkannt war.

So galten Seibel und Gottsched als Odendichter, Schwabe als Elegiker, der musikalische Schelhafer als Kantatendichter[3]). Gegenüber der „galanten Lyrik" zeigten diese Gelegenheitspoeme den entschiedenen Fortschritt, daß ihnen doch eine bestimmte Erfahrungsgrundlage, ein wirklich dichterischer Impuls eigen war. Manche schlossen sich an weltgeschichtliche Ereignisse an und gaben dann nicht selten von einer wirklichen Begeisterung des Dichters Zeugnis. Es ist keine Frage, daß Gottsched's Drängen auf Inhalt, Natur und Leben hier fördernd und reinigend eingewirkt hat[4]).

---

1) Vgl. „Beiträge" III. S. 366.

2) Vgl. Hirzel, Albrecht von Haller's Ged. Frauenfeld 1882. S. CXX.

3) Vgl. z. B. „Lobschriften, womit Se. königliche Hoheit ꝛc. Herr Friedr. Christian an dero hohem Namensfeste, den 5. März 1738 unterthänigst verehret worden von der deutschen Ges. in Leipzig. Breitkopf 1738. Ein Lobgedicht lieferte hier auch der Mediciner Mich. Morgenbesser.

4) Ich möchte daher nicht mit Waldberg: „Die galante Lyrik." Straßburg 1885, den Abschluß der galanten Lyrik in Verander's „Verirrte Musen" setzen

Wo in der Dichtung Zeitereignisse in Frage kamen, zeigten die Gesellschaftsgenossen immer reges Interesse. Daher erklärt sich denn auch, warum das geschmacklose, noch unter der Gottsched'schen Kunstfertigkeit stehende „Heldengedicht“: „August im Lager“ von J. U. König solches Aufsehen machte. Die Begegnung der Könige von Polen und von Preußen im Lustlager von Radewitz (1730) hatte die Veranlassung gegeben. Es waren eine Menge „Sachen“ darin beschrieben, es war hier „poetische Erfindung“ und, wenn man die Allegorie zu deuten verstand, auch ein moralischer Satz über Eintracht und Zwietracht. Die Hauptregeln waren also befolgt, und doch will man das Ganze nicht gelten lassen. Es wird von allen Seiten darauf loskritisirt, denn man fühlt es heraus: das Gedicht sollte lediglich der Belustigung dienen, nicht höheren Zwecken.

So sehr sich Gottsched und seine Genossen auch noch mit der ganz gewöhnlichen Gelegenheitsdichtung zu Hochzeiten, Todesfällen ꝛc. befaßten, ja trotzdem sie es nicht verschmähten, durch die Poeme „im fremden Namen“ Geld zu erwerben, so haben sie sich doch auch bei den Produktionen in dieser Gattung der Poesie von einer ernsteren und veredelteren Auffassung leiten lassen. Ob auch häufig in verkümmerten Formen, — die Ideale, welche ihre eigene Wirksamkeit leiteten, brachen überall bald deutlicher, bald verdunkelter durch: Aufklärung, Volksbildung, Hebung der deutschen Sprache und Litteratur, nationale Selbständigkeit, nationaler Stolz.

Schon 1727 hatte Gottsched den Regierungsantritt Friedrich Karls, des Markgrafen von Bayreuth, gefeiert (Leipzig. Schuster 1777); es folgte die bereits besprochene Jubelode zum Reformationsfeste (vgl. oben S. 62). Bei verschiedenen feierlichen Anlässen wurde ein und dasselbe Thema in den verschiedenen Dichtungsgattungen behandelt, ein Vorgang, der im Sinne der Anschauung jener Zeit für die kritische Erkenntnis gewiß instruktiv war. So hielt bei der am 14. Mai 1732 zu Ehren Menke's veranstalteten Todtenfeier May zuerst eine Rede, worauf Seidel eine Elegie vorlas und Gottsched den Verstorbenen in einer Ode als Wiederhersteller des guten Geschmackes pries. Auf den Tod des Königs Friedrich August II.

S. 148), sondern vor das Erscheinen der Critischen Dichtkunst. Vgl. auch oben S. 138.

ließ Gottsched eine Ode drucken[1]), die in Dresden sogar Aufsehen erregte. Bei der Stelle:

„Laß uns in dauerndem Metall,
O Churfürst, Deinen Vater sehen
Und dieses Heldenbild bis an der Erden Fall
Auf Deines Elbstroms Brücke stehen"

soll der Kurfürst, wie man dem Verfasser aus Hofkreisen versicherte, Thränen vergossen haben. Weniger Effekt scheint die anläßlich der Huldigung Leipzigs am 20. April verfaßte „Heldenode" gemacht zu haben; aber als in demselben Jahre die Frage der polnischen Königswahl wieder aufgerollt wurde, sehen wir Gottsched sogar als politischen Dichter auftreten. Voltaire hatte auf die Wahl des Königs Stanislaus Leszczynski ein Gedicht verfaßt, dessen Schluß: »Stanislas à l'instant vint, parut, et fut roi« nicht undeutlich an das Klassische »veni, vidi, vici erinnert. Das der französischen Tugend und Tapferkeit ertheilte Lob reizte Gottsched zu einer boshaften epigrammatischen Entgegnung: »Sur la retraite du Roi Stanislas par un poëte Allemand«, worin es vom »pauvre Stanislas« heißt: »La force de l'argent et la France rusée Lui donnent un pouvoir de fort peu de durée. Il vient, on le dit Roi; on le chasse, il s'enfuit.« Um aber das Vergehen, daß er französisch gedichtet hatte, wieder gut zu machen, gab er gleichzeitig ein deutsches Gedicht mit bei, in dem freilich dieselben Gedanken, nur in breiterer Ausführung, wiederkehrten. Das Ganze wurde von den gelehrten Zeitungen als deutsche Antwort auf französische Anmaßungen veröffentlicht[2]). Im Jahre 1736 erschien dann eine längere Ode auf Karl VI.[3]). Hauptvorwurf ist des Kaisers Friedensliebe. Was Schiller später in seinem etwas boshaften Epigramme über das Volk der Phäaken an

1) „Ein wahrer Held und vollkommener Regent ward nach dem ungemeinen Muster Friedrich August's, den seine Verdienste über alle seine Würde erhoben haben, im Mertz Monate des 1733. Jahres mit aufrichtiger Feder entworffen von Joh. Christ. Gottscheden." Leipzig, Breitkopf. 1733.

2) Vgl. Zeitg. v. gel. Sachen 1733. S. 767. Daß Gottsched der Verfasser war, erzählt Götten a. a. O. II. S. 88.

3) „Carl der Friedensstifter." Leipzig, Breitkopf 1736. Vgl. auch Sammlung (Schwabe) 1736. S. 3 ff.

der Donau bemerkte, war auch Gottsched nicht entgangen, aber es ist bezeichnend für seine geringe Kenntnis der Volkseigenthümlichkeit, daß er diese Leichtlebigkeit auf das friedliche Walten des Herrschers zurückführt. Während man noch vor Bellonens Klingen bebt und vor der Karthaunen Knall zittert, hört das glückliche Wien Hochzeitslieder singen, weil der Kaiser die Furcht vertreibt und die Stadt lachen lehrt. Dagegen erfährt das zerfahrene Deutschland, welches dem Kaiser nicht rechtzeitig im Kampfe beispringt, seinen Tadel:

„Vorzeiten hast du Rom im größten Flor beschämt,
Itzt kannst du dir nicht Hülfe schaffen.
Wo ist, Germanien, dein niebezwungner Degen?"

Und in ähnlicher Weise kehrt der großdeutsche Gedanke in der in demselben Jahre auf den Tod Prinz Eugen's veröffentlichten Ode wieder[1]). Sie ist unter den vielen Lobgedichten Gottsched's die beste, waren ja doch auch durch das Leben des Helden die Bedingungen für eine Ode im Sinne Lamotte's gegeben:

„Wer sich ein mäßig Lob erwählt,
Daran ihm Stoff und Größe fehlt,
Den lehrt Calliope die Bilder künstlich dichten.
Eugen war an sich selber groß:
Drum hieß mich meine Clio bloß
Ohn' allen Fabelputz sein hohes Lob verrichten."

Gegenüber früheren Gedichten ähnlicher Art zeigt dieses einen Fortschritt durch das stärkere Hervortreten des Anschauungsmomentes. Hierauf weisen schon die emphatischen Wendungen hin, wie: „Ich seh', ich seh' den Feind erschreckt." „Ich seh'! Doch wie? Seh' ich auch recht?" — Kunstmittel, welche dann später, freilich mit größerer dichterischer Beherrschung, von Lange und der Klopstock'schen Schule weiter ausgebeutet wurden. Prinz Eugen galt überhaupt in jenen Kreisen als Nationalheld; auch Schwabe verfaßt auf seinen Tod eine nicht unebene Elegie und fordert die Genossen auf, aus dessen Thaten ein Heldgedicht zu machen[2]). Man er-

1) Zuerst besonders gedr. bei Breitkopf 1736. 3⁰; dann auch in Sammlung (Schwabe) 1736. S. 69 ff.

2) Vgl. Schrift. d. Ges. III. S. 17 ff.

kennt wenigstens deutlich die Ziele dieses ohnmächtigen Ringens und sieht, daß es nicht nur an Geistern, sondern auch an dem dieselben nährenden nationalen Leben gebrach.

Schon im Jahre 1735 kann jedoch ein Rückgang in dem frischen Thun der Gesellschaft beobachtet werden. Mehrere Ursachen wirkten zusammen. Gottsched hatte eine Akademie im Sinne, aber hiezu war wenigstens eine Geldunterstützung nothwendig. Schon bei Überreichung der Denkschrift im Jahre 1732 kam dieser Punkt zur Sprache. Man wandte sich um Vermittelung an Benemann. In dem Antwortschreiben (22. Februar 1732) zeigt derselbe wohl ein Verständnis für die Nothwendigkeit eines »nervus gerendarum«, aber in Rücksicht auf die Auslagen, welche die polnische Reise des Königs und andere Dinge verursachten, giebt er den Rath, sich vor der Hand mit Ihro königl. Majestät Schutz und Gewährung des übrigen Ersuchens zu begnügen. Als Menke, welcher eine außerordentliche Zulage von 200 Thalern „zur Beförderung der Gelehrsamkeit" bezogen hatte, 1732 gestorben war, schreitet die Gesellschaft wieder ein, um dieses Erbe antreten zu dürfen. Aber obwohl Benemann die Angelegenheit betrieb, wollte man doch erst das Oberkonsistorium fragen; Gottsched wandte sich an den Präsidenten Loos, allein auch diese Hoffnung ging fehl.

Bald darauf starb der König, der, wie in der Vorrede zu Steinbach's Wörterbuch berichtet wird, wirklich die Begründung einer deutschen Akademie in Leipzig nach Art der französischen beschlossen haben und hieran nur durch den Tod gehindert worden sein soll[1]). Hiemit waren nun die Aussichten auf längere Zeit in die Ferne gerückt; aber schon im Jahre 1734 muß Gottsched die Angelegenheit neuerdings angeregt haben, denn am 18. August schreibt der Oberhofprediger Marperger: „Auf Ew. Hochedelg. seiner angenehmen Zuschrift habe für diesmal vornehmlich wegen des gethanen Vorschlages, der löblichen deutschen Gesellschaft einigen Zugang zu verschaffen, meine wenigen Gedanken zu eröffnen. Diese gingen unmaßgeblich dahin, daß wohlgedachte Gesellschaft desfalls vielleicht in

1) Vgl. Christ. Ernst Steinbach, Vollständig deutsches Wörterbuch vel Lexikon Grammatico-Latinum etc. Breslau 1734. Das Vorwort ist von J. U. König.

ihrem Gesuche glücklich sein würde, wenn sie sich anheischig machte, für die gute Einrichtung der in hiesigen Ländern gangbaren Calender Sorge zu tragen und zu dem Ende allezeit auf einige Mitglieder zu sehen, welche in dem Calculo Astronomico eine genugsame Wissenschaft und Geschicklichkeit hätten." Die Unsterblichen als Kalendermacher! Man könnte geneigt sein, in dem Anerbieten um so mehr eine Bosheit zu erblicken, als Marperger trotz mancher verbindlicher Worte und trotzdem er Gottsched für die Unterbringung der Gesellschaftsbibliothek einen Platz „in denen aedificiis academicis« in entfernte Aussicht stellte, dem Senior immer feindlich gesinnt war. Allein so schlimm war die Sache nicht gemeint; wurde ja das Kalenderprivilegium für Leipzig, welches vorher einzelne Professoren der Mathematik inne hatten, i. J. 1748 der Universität als Beneficium ertheilt. Alle Bestrebungen, den Hof und die Regierung zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft zu bewegen, blieben sonach erfolglos. Ein Legat vom Assessor Stübner, ein Bibliotheksbeitrag vom Grafen Manteuffel waren die einzigen Unterstützungen. Unter diesen Umständen konnte an eine gewisse Stabilisirung der Mitglieder — die freilich bei so weitgehenden Plänen nöthig gewesen wäre — nicht gedacht werden. Immer mehr mußte sich die Bedeutung der Gesellschaft auf die Persönlichkeit Gottsched's, als den alleinigen Pol in der Erscheinungen Flucht, concentriren. Aber auch der Productionseifer nahm ab. Schon in seiner Antrittsrede sagte Buchka: „Wenn nur ein deutscher Richelieu aufstünde, der unsere Trägheit durch reiche Belohnungen besiegen möchte, wie bald würden wir mit einer Sache zu Stande kommen, die uns so vielen Schwierigkeiten unterworfen zu sein scheint!" Und Gottsched's Anschauung ging immer dahin: „Die rechte Staffel der Vollkommenheit können die freien Künste nur dann erreichen, wenn hohe Häupter, Kaiser, Könige und Fürsten sich derselben annehmen." Zu den äußeren Mißerfolgen der Gesellschaft kann andererseits Gottsched's neue Würde als Professor ordinarius, seine Verheirathung, sowie endlich das Wachsthum seines persönlichen Ansehens, welches vornehmlich durch die Redaktion der kritischen Beiträge gestiegen war. Die Interessen der Gesellschaft und ihres Seniors beginnen von nun ab auseinanderzufallen. Von 1735 ruhen die officiellen Publikationen bis 1738.

Erst in diesem Jahre erscheint der zweite Band der Oden und Kantaten[1]), in welchem wir es jedoch nicht mehr mit den Früchten der poetischen Bethätigung des Leipziger Bundes zu thun haben, sondern hauptsächlich mit den Proben jener Auserwählten von ganz Deutschland, denen die Ehre der Ernennung als Mitglieder zu Theil geworden war. Wir finden hier unter Anderen Haller, Spreng, Hudemann, Bock, Werlhof, Arnold, Drollinger, Götten ꝛc. Die deutsche Gesellschaft ist von 1735 ab für Gottsched nur der Sockel, auf dem er sich zu persönlichem Ansehen und zu litterarischem Einfluß erheben will[2]).

X.

Der Litteratursalon der Christiane Marianne von Ziegler. Philosophie. Frau Gottsched.

Wie man bei dem Bestreben, eine deutsche Litteratur hervorzurufen, die der des Auslandes ebenbürtig sein sollte, in allem und jedem nach Frankreich blickte, so ahmte man auch die Gesellschaftsformen nach, in denen sich dort das litterarische Leben bewegte. Das Haus der Linkin in Straßburg hatte bereits das erste Beispiel gegeben, aber auch die Leipziger Schriftstellerwelt wollte nicht nachstehen. Aus den Konferenzen mit den Vertretern der Bühne (S. 193) entwickelte sich das Bedürfnis nach Bildung eines ständigen Litteratursalons. An der Spitze desselben stand Leipzigs größte Dichterin, die Frau Christiane Marianne von Ziegler, geb. Romanus. Nachdem die deutsche Gesellschaft in ihr Statut die Bestimmung aufgenommen hatte, auch verdienstvolle Schrift-

1) „Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Oden und Kantaten in vier Büchern." Leipzig, Breitkopf. 1738.

2) Der Gottsched ebenfalls zugeschriebene III. Band der Gesellschaftsschriften vom Jahre 1739 rührt gar nicht von ihm her. Vorwort und Redaktion sind von May; auch hat Gottsched für diesen Band keinen Beitrag mehr geleistet.

steller zu Mitgliedern zu ernennen, wurde der Ziegler im Jahre 1730 „in Ansehung ihrer ans Licht gestellten Schriften durch einhellige Wahl" und „aus eigener Bewegung" eine Stelle unter den Mitgliedern zuerkannt. Eine Deputation begab sich zu ihr, sie schwankte, nahm aber doch an. In ihrer an die Gesellschaft eingeschickten Antrittsrede erörterte sie die Beweggründe, welche sie als Frau leicht hätten abhalten können, die Ehre anzunehmen, und in echt Gottsched'scher Weise brachte sie eine Reihe von Beispielen italienischer, französischer und deutscher Frauen, welche Mitglieder gelehrter Gesellschaften gewesen und für ihren Entschluß entscheidend waren. Der Sekretär May, welcher bei der Ernennung nicht ohne besondere Thätigkeit gewesen zu sein scheint, verlas die Rede, und der Baron Sehr-Thoß ließ es in seiner Beantwortung, welche das Verfahren der Gesellschaft rechtfertigte, nicht an galanten Lobeserhebungen fehlen. Mußte doch nebst anderen berühmten Frauen aller Zeiten auch die Sappho ihren Ruhm zum Vergleiche darbieten.

Trotz ihrer anfänglichen Ziererei ward sie ein sehr lebendiges Mitglied der Gesellschaft. Zu wiederholten Malen wurde sie bei der Preisbewerbung ausgezeichnet. Sie verfaßte reimlose Gedichte und folgte Gottsched in der Verehrung Fontenelle's, dessen Schäfergedicht „Thamire" sie auch übersetzte. Als sie 1731 verwitwete, gestalteten sich ihre Beziehungen zu den Genossen noch reger; in ihrem Zimmer wurden Sitzungen abgehalten, Abendunterhaltungen gepflogen, der schalkhafte May, dem so mancher gute Witz gelang, gab ihr ein Privatissimum in der Philosophie und erwarb sich hier die praktischen Kenntnisse und Erfahrungen für seine „Frauenzimmerphilosophie", die galanten Freunde sangen sie an, und im Gottsched'schen Briefwechsel wurde sie von den Eingeweihten gewöhnlich nur Kollegin genannt.

Wie sie selbst eine emancipirte Frau war, trat sie auch für Emancipation ein und nahm die geistigen Fähigkeiten ihres Geschlechtes gegen die Geringschätzung der Männer in Schutz. Als die Naturforscherin Laura Bassi in Bologna zum Doktor promovirt wurde, fragte sie in einer von der deutschen Gesellschaft recensirten Ode[1]) die „trägen Geister" an der Pleiße, warum sie denn

1) Zeitg. v. gelehrten Sachen 1732, S. 918 ff. abgedruckt.

zu diesem Ereignis geschwiegen hätten, ob aus Neid oder Mißgunst?

„Wohnt Witz in einer Männerstirne,
So hat auch dieser Satz sein Recht:
Es säß' dem weiblichen Geschlecht
Kein Spinngeweb' in dem Gehirne."

Und darauf wird ihr, „dem Wunder unserer Zeit", wahrscheinlich von Gottsched in den gelehrten Zeitungen mit einer Ode geantwortet[1]): „Dein Loblied, große Dichterin, entgeistert unsern Geist und Sinn"; der deutschen Gesellschaft, deren Gesang „bis an des Himmels Achse dringt", wird reichlich Weihrauch gestreut; wenn aber die Ziegler singt, stehen die Musen verwunderungsvoll:

„Ja, wenn auch ihre Zahl auf Erden
Noch über neune steigen soll,
So wirst Du ganz gewiß die zehnde müssen werden."

Das war aber nur eine Vorbereitung für eine weit größere Huldigung. Auf eine vorhergegangene vertrauliche Anfrage Seitens des Dekans der philosophischen Fakultät in Wittenberg Joh. Gottl. Krause (23. Aug. 1733) schlug Gottsched die Ziegler für die poetische Lorbeerkrone vor; am 17. Oktober 1733 ward sie wirklich zur kaiserlich gekrönten Poetin erklärt — der Spaß kostete nur 14 Thaler — am 29. Oktober wurde ihr das mit weitschichtiger Gelehrsamkeit ausgestattete Diplom[2]), welches von Friedrich August als Reichsvikar verliehen und von Karl VI. bestätigt worden war, zugestellt, und wieder veranstaltete die deutsche Gesellschaft eine Feier, bei der Gottsched in Gegenwart des Rector magnificus Müller und anderer Professoren die Ziegler in einer Ode[3]) beglückwünscht und ihre Klagen über die geringe Werthschätzung des weiblichen Geschlechtes widerlegt. „Ein jedes Alter und Geschlecht Hat gleichen Lohn und gleiches Recht", entscheidet er. Seine Landsmännin Gertrud Möllerin, die Baronesse von Greifenberg, die Kuntsch und Breßler und seine anderen Frauenideale müssen vor

1) a. a. O. 733, S. 84 ff. Die Bemerkung, daß die Ode aus Stralsund eingesandt wurde, steht der obigen Vermuthung nicht entgegen.

2) Vgl. Leipz. gel. Zeitg. 1733, S. 830. Abdruck des Diploms.

3) ibid. S. 789.

ihr zurückſtehen, und der zärtliche Poet, der damals ſchon fern in Danzig eine dichtende Braut hatte, ruft aus:

„Wer weiß, wie manche dieſes Feſt
Hinfort nicht ruhig ſchlafen läßt!"

Nun überbietet man ſich in Huldigungen: der Magiſter May widmet ihr ſeine Abhandlung über die Schaubühne, Lamprecht ſammelt die ſtattliche Reihe der zu ihrem Preiſe verfaßten Schriften und Gedichte zum unvergänglichen Ehrenmal[1]), ſie ihrerſeits beſingt die deutſche Geſellſchaft, fordert die Genoſſen auf, die deutſche Sprache wieder zu beleben und ſich an Frankreichs Witz zu beſpiegeln, denn — „ſo nennt die Welt den Hain der Linden Mit Recht der deutſchen Muſen Sitz". Im Hauſe der Linkin in Straßburg vergnügte man ſich einfach an der Litteratur, in Leipzig ſollte Litteratur gemacht und beeinflußt werden. Schon hatte die Ziegler einſt bei den Linden geſchworen, der Dichtkunſt zu entſagen, aber die Muſe Gottſched's hatte ſie wieder ihrem Berufe zurückgeführt. „Großer Dichter unſerer Zeiten", ruft ſie ihn an; ſie will ihm danken, aber das bekannte dichteriſche Unvermögen ſtellt ſich auch bei ihr ein, und ſie ſchließt ihre Ode an den guten Freund[2]) mit den vielſagenden Worten:

„Erkenntlichkeit iſt noch zu wenig,
Und weil nichts auszuſinnen iſt,
So fordre ſelbſt, du Muſenkönig:
Dies iſt's, womit mein Kiel beſchließt."

Aus einigen Mitgliedern der deutſchen Geſellſchaft bildete ſich bald ein engerer Klub, der ſich „die ſcherzende Geſellſchaft" nannte.

Bald glaubte man, der Welt die litterariſchen Scherze nicht länger vorenthalten zu ſollen. Der Ton, den Liscow in ſeinen ironiſch-ſatiriſchen Pamphleten angeſchlagen hatte, gefiel. Das „Lotter'ſche Journal" („Beiträge") wurde Anfangs auch hiefür benutzt. Eine

1) Sammlung der Schriften und Gedichte, welche auf die poetiſche Krönung der Hw. Frauen Chriſtiane Marianne v. Ziegler, geb. Romanus, verfertiget worden. Mit einer Vorrede zum Druck befördert von J. Friedr. Lamprecht. Leipzig, Breitkopf. 1734.

2) Vgl. Chriſt. M. v. Ziegler, Vermiſchte Schriften. 1739. S. 101 ff.

Satire über Caspar Abel's „Sammlung etlicher noch nicht gedruckter Chroniken" unter dem Titel: „Auszug eines Schreibens von der Glückseligkeit der Wortforscher"[1]) war eine so gewandte Nachahmung des Liscow'schen »Vitrea fracta«, daß die Autorschaft derselben später Liscow zugeschrieben werden konnte[2]), trotzdem Gottsched schon im vorhinein in einer Anmerkung hiegegen Stellung genommen hatte. Allein bald warnt Mosheim und räth zur Behutsamkeit, denn „die einfältigsten Leute haben ihre Anhänger, die oft einen schädlichen Krieg erheben" (4. Februar 1733), und nicht lange darauf (22. April 1733) fühlt er sich in Folge einer eingelaufenen Klage neuerdings veranlaßt, zu warnen und für die Redaktion der Beiträge den Grundsatz aufzustellen, daß man in dem „sonst wohl ersonnenen Werke" von „keinen elenden und schlecht gerathenen Schriften" etwas sage. Dies mag nun auch zu dem hohen Ernste gestimmt haben, mit welchem Gottsched seine Ziele durch diese Zeitschrift zu erreichen strebte. Die „Scherzenden" schritten also zu einer Neugründung. Möglich, daß auch hiefür Lotter die erste Anregung gegeben hat, wenigstens ist das erste Stück der seit 1733 erschienenen Zeitschrift: „Neufränkische Zeitungen von gelehrten Sachen" ihm gewidmet[3]). Die einzelnen Flugblätter wurden nur als Manuskript gedruckt und an Freunde vertheilt[4]). In sachliche Erörterungen ließ man sich nicht ein. Zwar wurden auch hier die Gottsched'schen Kampfobjekte aufgegriffen: das homiletische Geschwätz, das

1) Vgl. „Beiträge" I. S. 545 ff.

2) Vgl. Schröder in Winfried's „Ruinen und Blüthen" 1826. S. 30 ff. Dagegen Litzmann, Liscow und seine litterarische Laufbahn. 1883. S. 148 ff.

3) „Neufränkische Zeitungen von Gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1733. Darinnen alle die sinnreichen Einfälle der heutigen Gelehrten die in andern Zeitungen nicht Raum haben, der galanten Welt zur Belustigung enthalten sind. Erstes Stück. Leipzig, auf Kosten der scherzhaften Gesellschaft." Druckts Bernhard Christoph Breitkopf (Hofbibl. Dresden). Die einzelnen Stücke sind den Mitgliedern zur Feier des Geburts- und Namenstage gewidmet. 1733: II. St. Steinwehr, III. St. Lamprecht, IV. St. J. G. Krause. 1734: VI. St. Gottsched, VII. St. J. H. Winkler, VIII. St. J. F. May, IX. St. Chr. D. v. Böhlau, X. St. Frau von Ziegler. 1735: XI. St. Frau Gottsched. 1736. XII. St. Schluß.

4) Vgl. Catalogus Bibliothecae selectae quam collegit atque adornavit Johann Joach. Schwabe. Lipsiae 1785 (von J. G. E. Breitkopf). II. S. 371.

schlechte Zeitungsdeutsch, die Opern, der Harlekin[1]) ꝛc., aber der Angriff war hiebei mehr gegen die Personen, als gegen die Sachen gerichtet. Philologen wie Christ, welche die Bestrebungen der deutschen Gesellschaft bespöttelten[2]), Theologen mit ihrem zelotischen Eifer für Orthodoxie oder ihrer Vorliebe für den Pietismus, selbst solche, die wie der Hofprediger Coler in Weimar mit Gottsched in freundschaftlicher Verbindung standen, und Persönlichkeiten aus dem gebrandmarkten Heere der elenden Skribenten, wie Rodigast[3]) und Philippi, erfuhren hier in einzelnen Korrespondenzen versteckte, aber oft recht empfindliche Abfertigungen. Jedoch auch ernstere Feindseligkeiten werden hier eröffnet; so müssen selbst Steinbach, König, Liscow und Christ. Ludw. v. Hagedorn den muthwilligen Scherz und die versteckten Bosheiten der Leipziger Schriftstellergilde über sich ergehen lassen. Diese Bezüge hängen jedoch mit der Frage nach Gottsched's Diktatur näher zusammen, weshalb auf sie später eingegangen werden wird. Unter diesen Umständen veranlaßten die Neufränkischen Zeitungen, wie aus dem Briefwechsel zu ersehen ist, viel feindseliges Gerede. So schreibt einmal May aus Zittau: „Hier gebe ich den Leuten, die sich über die poetische Krönung [Ziegler] wundern, gewaltige Püffe, überhaupt aber streite ich wacker vor die Neufränkischen Zeitungen und unsere Gesellschaft" (25. September 1734).

Der Leipziger Litteratursalon war unter Anderem auch der Mittelpunkt für die berüchtigten Skandale mit dem liebesbedürftigen Philippi, der hier galante Oden zum Besten gab und die Ziegler für die Vermittelung seines Heirathsprojektes mit einer reichen Leipzigerin gewann[4]). Die Kupplergeschichte wird über Veranlassung und unter

---

1) Vgl. S. 25. 40. 56. 144.

2) So schreibt G. an Bodmer: „Wir haben hier mit vielen Leuten zu fechten, die die Beredsamkeit in schönen Ciceronianischen Redensarten und giltigen lateinischen Wörtern suchen: daher in den Neufränkischen Zeitungen auch vielmals solche Artikel mit unterlaufen, die solchen Irrthum bestreiten" (3. Juni 1734).

3) Vgl. St. VI. S. 5.

4) Sie hieß Ackermann und war die Tochter eines reichen Leipziger Bankiers, mit der Ph. 30 000 Thaler zu bekommen hoffte. Noch 1736 (1. Sept.) bittet er Frau Gottsched um das Bild ihrer Jugendgenossin, der Danziger

Mitwirkung Hagedorn's von Liscow dem Publikum in der Satire Sottises champêtres preisgegeben[1]). Die Ziegler ist blamirt, man beschwert sich, aber die ganze Affaire wird dadurch noch schlimmer, daß Philippi Gottsched für den Verfasser der Schrift hält und als Entgegnung die »Sottises galantes« herausgiebt[2]), worin er ihm aus der Chronique scandaleuse, welche sich bereits in den litterarischen Kreisen Deutschlands über den Leipziger Litteratursalon gebildet hatte, Dinge an den Kopf wirft[3]), die den Redakteur des Hamburger Korrespondenten sogar veranlassen, dem Mißhandelten den Rath zu einer gerichtlichen Verfolgung zu ertheilen (9. September 1733).

Die gange Affaire führte zur Verbindung Gottsched's mit Joachim Friedrich Liscow und durch Vermittelung desselben auch mit dessen Bruder, dem Satiriker Christian Ludwig[4]). Noch empfindlicher wurde die Präsidentin dieser „scherzhaften Gesellschaft" durch eine andere Unverschämtheit Philippi's getroffen. Dieser hatte der Marquise von Sablé „Hundert vernünftige Maximen" übersetzt, hiezu verfängliche Zusätze gemacht und das Ganze auf dem Titelblatte, was ganz wider den herrschenden Gebrauch war, der

---

Dichterin Brayne, welche er heiraten will. Er möchte zu diesem Zwecke nach Danzig. „Aber es könnte mich der Weg reuen, falls ich sie etwa so befände als unsre hiesige Sappho (Zäunemannin), deren Mund man sich nicht nähern darf, wo man nicht eine Übelkeit verspüren will. Ich bitte aber ums Himmels willen, der in dero Augen ist, — Madame verrathen mich nicht." — Das richtigste Urtheil über Philippi hat schon Frau Gottsched gefällt, da sie ihn in einem Briefe einen „Phantasten mit verwirrtem Gehirn" nannte. Seine Schriften, die hie und da deutliche Spuren von geistiger Selbständigkeit und Gewandtheit zeigen, hätten indeß mehr Interesse für die Psychiatrie als für die Litteraturgeschichte.

1) »Sottises champêtres oder Schäfer-Gedicht des Herrn Prof. Philippi" ꝛc. Leipzig 1733. In „Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften". 1739. S. 423 ff.

2) »Sottises galantes, d. i. Galante Thorheiten, angezeiget in einem Sendschreiben an Herrn Prof. Godscheden; sammt einer Vertheidigung des Herrn Prof. Philippi zu Halle, von Carl Gustav Freiherrn v. Frohenmuth." 1733. Vgl. auch: Cicero, ein großer Windbeutel, Rabulist und Charlatan. 1735. 2. Anh., umgearbeitet und gemildert.

3) Vgl. über diese Angelegenheit Hirsching, Histor.-litter. Handbuch. 1805. VII. S. 210; dann Helbig, Liscow 1844. S. 18 ff.

4) Die Briefe abgedr. bei Litzmann, Liscow. S. 148 ff.

Ziegler gewidmet[1]). Wieder werden der „Hamburgische Korrespondent" sowie die „Niedersächsischen Nachrichten" zu Abwehr aufgeboten. Der jüngere Liscow führt den „zum Bathos" geborenen und durch Übung darin vollkommen gewordenen Redner und Poeten ab; einen direkten Protest aber bringen die Leipziger gelehrten Zeitungen: „Jedermann wundert sich darüber, daß der Herr Übersetzer es gewaget, Zusätze von dem Inhalt, als die seinigen sind, einer solchen Dame zu dediciren . . . aber man weiß auch, daß dieselbe ihm wenig Dank davor wisse, ja gar vor einigen Stellen seines Buchs einen gerechten Abscheu habe blicken lassen"[2]). Man will sich dieses Subjektes, welches seit 1726 wahrhaftiges Mitglied der deutschen Gesellschaft war, durch Hervorsuchen eines Formfehlers, der bei der Aufnahme unterlaufen sein soll, entledigen. Philippi schreibt hierauf Drohbriefe. So berichtet Steinwehr am 9. Jänner 1734 an Gottsched, der damals auf einer Reise war: „Philippi hat ein großes Schreiben an die Gesellschaft gerichtet und sich beschwert, daß dieselbe an der Note, die in der Antrittsrede[3]) enthalten, Theil nehmen und ihn vor ihr Mitglied nicht erklären wolle." Thatsächlich hat er denn auch die Belege für seine Zugehörigkeit zur Gesellschaft sowie die Beweise für Gottsched's früher gegen ihn gehegte Hochachtung in der Schrift: „Cicero, ein großer Windbeutel"[4]) veröffentlicht, woraus hervorging, daß der Senior die Beförderung Philippi's zum „ersten öffentlichen Lehrer der deutschen Sprache in ganz Deutschland" damals (9. Oktober 1731) wirklich der deutschen Gesellschaft „zu besonderer Ehre" angerechnet hatte.

Wie frech und übermüthig der Kreis der „Scherzenden" war, geht auch aus dem Versteckspiel hervor, welches man, um Philippi für die Dedikation der oben erwähnten „Maximen" zu züchtigen, mit diesem trieb. Man forderte ihn brieflich auf, seine „schönen Schriften"

---

1) „Der Marquisin von Sablé Hundert vernünftige Maximen. Mit 366 moralischen Bildnüssen erläutert . . . Und mit einer Zuschrift an die Frau v. Ziegler begleitet von Dr. J. E. Philippi." Leipzig 1734.

2) Vgl. Zeitg. v. gel. Sachen 1734, S. 353, vom 17. Mai.

3) Gemeint ist Liscow's: „Stand- oder Antrittsrede in der Gesellschaft der kleinen Geister" 1733. (Sammlung S. 313—390.)

4) „Cicero, ein großer Wind-Beutel, Rabulist und Charlatan." Halle 1735. S. 518 ff.

wöchentlich oder monatlich nach Art des englischen Spektators oder Hamburger Patrioten zu veröffentlichen; weil insonderheit jetzo die Neufränkischen Zeitungen den guten Geschmack verderbten, könne diesem Übel Niemand besser begegnen, als ein so geschickter Mann wie Philippi. Für das erste Halbjahr wird ihm sogar Geld zu den Druckkosten angeboten. Sieben Personen, darunter eine Frau, unterschreiben und drücken fremde Petschafte bei. Philippi, der gewarnt wird, geht trotzdem in die Falle, forscht nach den anonymen Freunden[1]), worauf er denn sowohl in den Neufränkischen Zeitungen[2]) wie brieflich verspottet und verhöhnt wird[3]).

All diese Dinge würden an sich keiner Erwähnung werth sein, wenn sie nicht das Treiben jener Kreise, welche in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre das stolze Bewußtsein zur Schau trugen, im Mittelpunkte deutscher Kulturarbeit zu stehen, in die rechte Beleuchtung rückten. Neben May war bei diesen Intriguen namentlich von Steinwehr thätig, der denn auch später Herz und Hand der Frau Ziegler gewann. Er, der Kavalier der ganzen Gesellschaft, ist gewiß auch jener Christian von Redlichhausen, der sich Philippi gegenüber als fränkischer Ritter ausgab. Steinwehr war ein witziger Kopf und machte Litteratur auf eigene Faust, d. h. er ließ Gottsched öfter bei Seite und knüpfte selbständig Verbindungen an. Wenn daher auch außer Frage steht, daß die Verbindung Gottsched's mit den Brüdern Liscow erst seit den »Sottises galantes« angebahnt wurde, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß Steinwehr schon früher Anknüpfungen gesucht hat. Der Satire auf Caspar Abel im ersten Bande der „Beiträge" ist schon gedacht worden; außer Gottsched und Lotter ist aus der „scherzenden Gesellschaft" nur Steinwehr Mitarbeiter des ersten Bandes; er mag also auch der Verfasser jenes an die »Vitrea fracta« so lebhaft erinnernden Stückes sein. Ferner erzählt Liscow selbst, es hätten ihm „gewisse Leute in Sachsen" (der

1) Öffentliche Anfrage in der Leipziger gel. Zeitg. 1734, 3. Juni. S. 400.

2) Neufr. Zeitg. Stück 10. S. 158 ff.

3) Der ganze Spaß scheint von den „Scherzenden" Liscow wieder zu satirischer Verwendung unterbreitet worden zu sein. Das betreffende Material bei Helbig a. a. O. S. 20, wo auch Philippi's Antwortschreiben. Die Frau, welche Verse zum Lobe Philippi's beilegte, nannte sich Christiane von Tugendreich (Christiane M. v. Ziegler).

Plural iſt hier von Bedeutung), durch ſeine Schriften gegen Sivers auf ihn aufmerkſam gemacht, den Stoff und die Anregung zu ſeinem „Briontes der Jüngere“ gegeben, und in der Vorrede zur „Sammlung“ bemerkt er ausdrücklich, Gottſched habe am beſten wiſſen können, daß er (Liscow) den „Briontes“ verfaßt habe[1]). Nimmt man noch die älteren Zeugniſſe hinzu, namentlich die Nachricht, Gottſched hätte Philippi, der ihn für den Verfaſſer der Satire gehalten, den wahren Namen genannt[2]), erwägt man, daß Gottſched einen Grund gehabt haben müſſe, warum er ſich in ſeiner durch Philippi hervorgerufenen Bedrängnis gerade an J. Fr. Liscow nach Hamburg wandte, daß ferner, wenn das zuletzt erwähnte Schreiben an Philippi, woran nicht gezweifelt werden kann, von der Leipziger „ſcherzenden Geſellſchaft“ ausgegangen iſt, unbedingt ein Mitglied derſelben die Nachrichten und Belege an Liscow, in deſſen Papieren ſie ſich fanden, geſandt haben muß, ſo iſt es unzweifelhaft, daß neben der ſpäter angeknüpften und gewiſſermaßen officiellen Korreſpondenz zwiſchen Gottſched und Liscow noch eine Verbindung der „Scherzenden“ mit dem Satiriker beſtanden habe. Steinwehr war übrigens in den Gottſched'ſchen Kreiſen als boshafter Intriguant bekannt. Er redigirte ſpäter einige Zeit hindurch die Göttingiſchen Zeitungen, ſcheint aber die leitenden Perſönlichkeiten ſo brüskirt zu haben, daß ihm die Redaktion abgenommen wurde. Die Frau Gottſched ſchreibt mit Bezug darauf an Manteufel: „Dem Herrn v. St—r werden viele Leute ſeine Widerwärtigkeit gönnen. Wenn ſein Herz ſo gut wäre als ſein Kopf, ſo würde er mehr Mitleiden finden“ (13. Okt. 1740). Mit Hamburg hatte er ſchon früh Verbindungen, da z. B. Richey bei Gottſched über ihn Erkundigungen einzog. Vor Allem aber muß beachtet werden, daß Hagedorn nach einem Briefe an Liscow gewiß nicht an Steinwehr ein Exemplar der „Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften“ geſandt hätte, wenn er ihn nicht als einen Bundesgenoſſen oder wenigſtens als einen in das Pamphletengetriebe Eingeweihten angeſehen hätte[3]).

1) Vgl. auch J. Fr. Liscow an G. v. 13. Nov. 1733: „Der Verfaſſer dieſer Facetiarum iſt ohne Zweifel Ew. H. längſt nicht mehr unbekand.“ Litzmann a. a. O. S. 149. 2) Vgl. Hirſching a. a. O. S. 207.

3) Hagedorn an Liscow v. 14. Okt. 1739: »J'ai envoié de la part du

Gottsched selbst hielt sich bei diesen Skandalgeschichten hübsch hinter dem Busche, wiewohl gerade er den Gegenschlägen am meisten ausgesetzt war. Nur als sich Philippi in seinem: „Mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt" (Leipz. 1733) an Wolf heranwagte, dieser aber seinen Gegner keiner Antwort würdigte, vertrat Gottsched im 175. Theile der Acta Eruditorum (No. 3) die beleidigte Philosophie. Dagegen hatte er an den beiden aus derselben Veranlassung erschienenen Streitschriften keinen Antheil[1]).

Nichtsdestoweniger dürfen wir ihn uns nicht etwa als passiven Zuschauer bei jenen Abenden denken, an denen es öfter bunt genug zugegangen sein mag. Als er 1734 verreist war, berichtet Steinwehr: „Bei der Frau Collegin haben wir den gestrigen Abend gar sehr vergnügt zugebracht" (19. Jänner); am selben Tage schreibt May: „Wir lachen, wir schmausen, wir scherzen, Alles so viel wir können und dürfen", und in ähnlichem Sinne berichtet der Assessor Stübner. Die Tugendphilister in Reim und Prosa fanden bei der Ziegler ein Refugium, wo sie sich austoben konnten. Manchen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft mißfiel dieses Treiben; schon anläßlich der Krönung machten einige, wie z. B. Wolf, ihre boshaften Glossen, und der liederliche Joh. Georg Hamann, der es am wenigsten nöthig hatte, nach der Moral Anderer zu fragen, schreibt: „Die Frau v. Ziegler haben sie einmal in die Gesellschaft aufgenommen. Ja, ja! Doch man muß das Beste denken. Sie wird sich vielleicht bessern sollen" (20. Sept. 1731). Ebenso hatte man, aus einem Briefe Hagedorn's an Liscow zu schließen, in Hamburg keine gerade vortheilhafte Meinung von der Dichterfürstin[2]); daß sich die Leipziger Frauenwelt über ihr Treiben aufhielt, kümmerte sie wenig. Sie tröstete sich im Gedichte:

---

plus éclairé de nos libraires un exemplaire de Recueil à Mr de Steinwehr.« Vollständig bei Helbig a. a. O. S. 46.

1) „Abgestrafter Vorwitz eines unbesonnenen Critici" (in Versen) . . . v. Grimaldo [recte Grützner, ein Jenenser Student]. Die zweite Satire stammte aus dem Gottsched'schen Kreise: „Eines Ungenannten höfliches Sendschreiben . . an Philippi . . wegen des mathem. Versuchs . . von fünf Schwestern aus der vertrauten Rednergesellschaft" 1733. Die fünf Schwestern bedeuten die 5 Sinne. Die Schrift wurde im Manuscript verbreitet und von Philippi mit 104 Anmerkungen herausgegeben unter dem Titel: „Wunder-seltsames Findelkind" ꝛc. 2) Vgl. Helbig a. a. O. S. 48.

„Zwar ärgert mein Geschlecht sich wohl nicht wenig dran;
Es sieht mich statt des Danks mit schelen Augen an.“[1])

Unbeeinträchtigt durch dies Treiben bewahrte sich Gottsched einen weiteren Blick und einen höheren Standpunkt. Wenn Horazens Wort: Scribendi recte sapere est et principium et fons richtig war, so mußte nicht nur der Meister der Litteratur ein Philosoph sein, man hatte auch dafür zu sorgen, daß die breiteren Schichten, welche zur litterarischen Arbeit aufgerufen worden waren, zu philosophischem Denken angeregt würden. Bezeichnend für die ganze Auffassung sind die Worte, welche Pantke unter das Bild seines Meisters gesetzt hat (12. Dec. 1736):

„Kein Wunder! daß durch Dich das Reich der Dichter blüht,
Kein Wunder! daß Dein Fleiß geschickte Redner zieht,
Da Dir der Philosoph aus beiden Augen sieht.“

Wenn nun auch diese Begeisterung für uns heute etwas Komisches an sich hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Gottsched auch durch seine Philosophie auf den geistigen Entwickelungsgang des deutschen Volkes fördernd eingewirkt hat. Mit kühnem Worte war er schon 1726 in einer akademischen Rede für eine höhere Stellung der philosophischen Fakultät innerhalb der Universität eingetreten. „Wer hat Schuld an der geringen Würdigung der Philosophie“, ruft er aus, „als die verkehrte Ansicht unserer hohen Schulen, die den höchsten Gipfel der menschlichen Vollkommenheit in die unterste Klasse gesetzt und das herrlichste Geschenk Gottes der geringsten unter allen vier Fakultäten zur Beschäftigung angewiesen hat!“ „Die Philosophie sollte den Vorsitz auf Akademien haben, denn sie ist der Inbegriff aller übrigen sogen. höheren Fakultäten.“ Die Weltweisheit soll alle Wissenschaften durchdringen; ohne sie ist die Rechtsgelehrsamkeit eine Rabulisterei, ein Jurist nur ein zänkischer Projektenmacher ꝛc.

In der 1728 gehaltenen Rede zum Lobe der Philosophie tritt er für Abschaffung des Trienniums und Erweiterung der gesetzlichen Studienzeit ein. „Zimmerleute und Grobschmiede, Schneider und Schuhmacher pflegen ja zu ihren unedlen Handwerken vier bis

1) Vgl. Ziegler, Verm. Schriften. 1739. S. 213.

fünf Lehrjahre zu verlangen. Ist es also nicht lächerlich, die alleredelsten Künste und Wissenschaften gleichsam unter jene schmutzige Handthierungen hinabzustoßen?“ [1])

Der Ruf, den er sich mit seiner Habilitationsschrift als Wolfianer erworben hatte, konnte ihm in den maßgebenden Kreisen durchaus nicht förderlich sein. Namentlich hatte die Wolfsche Philosophie in Dresden mächtige Gegner. Während der Superintendent Ernst Löscher in seinen Monatsschriften gegen dieselbe losdonnerte und den Bekennern jenes »Quo ruitis« zurief, welches der Frau Gottsched später das Thema zu ihrer Horazpredigt darbot, veröffentlichte der Oberhofprediger Walther Marperger seine „Betrübten Gedanken“ gegen den Wolfianer Reinbeck in Berlin, der, wie der philosophische Märtyrer Gabriel Fischer aus Königsberg berichtete, beim Jubelfest 1730 sogar den „zureichenden Grund“ und andere Wolf'sche Sätze von der Kanzel herab für seine Beweise herangezogen hatte. Löscher und Marperger aber gehörten zu den einflußreichsten Persönlichkeiten. Andererseits hatte Wolf schon in Leipzig mehrere Anhänger, trotzdem die Theologen unaufhörlich gegen ihn eiferten. Joh. Heinr. Winkler las und schrieb selbst: »Institutiones philosophiae Wolfianae contemplativae et activae«, und auch Ch. G. Jöher begann damals seine Wandlung durchzumachen. Während er früher den Grundsätzen jenes Rüdiger huldigte, der sich gerühmt hatte, dreihundert Irrthümer bei Wolf gefunden zu haben, ging er Ende der zwanziger Jahre zur Wolf'schen Philosophie über und las über Thümmig's „Anweisung“. Gottsched suchte auch in dieser Beziehung eine ungefährliche Mittelstellung einzunehmen. Er gesteht, die in seiner ersten Disputation vertheidigte Hypothese von der vorherbestimmten Harmonie zwischen Leib und Seele im Herzen eigentlich niemals für eine festerwiesene Wahrheit angesehen zu haben, und will nun seine Zweifel erheben.

Im Jahe 1727 entwarf er den Plan zu seinen drei Dissertationen über den Influxus physicus [2]). Die erste enthielt eine Geschichte der Lehren von der Wechselwirkung zwischen Leib und

1) »Studii philosophici laus et commendatio.« Leipzig. 1729; dann in deutscher Übersetzung: Gottsch. Ges. Reden. 1749. S. 457 ff.

2) »Vindiciae systematis influxus physici« III. Leipz. 1727, 1729, 1730.

Seele, die zweite, vom Jahre 1728, war gegen die occasionalistische Auffassung Descartes' gerichtet, während die 1730 mit Bucky, einem jungen Danziger, vertheidigte Schrift seine Bedenken gegen Leibnitzen's prästabilirte Harmonie vorbrachte.

Wolf hatte im § 762 seiner deutschen Metaphysik den Influxus physicus verworfen, weil bei dem Einflusse der Seele auf den Körper ein Zuwachs an Bewegung entstünde; ebenso, führte er aus, müßte bei einer Einwirkung des Körpers auf die Seele ein Bewegungsverlust angenommen werden, da die immateriellen Veränderungen nicht unter den Begriff der Bewegung fallen könnten. Beides widerstreite aber dem Grundsatze von der konstanten Bewegungssumme in der Welt. Diese Anschauung greift Gottsched an: Die alte Lehre vom Influxus physicus sei nicht widerlegt, denn aus der Thatsache, daß sich die natürlichen gegenseitigen Einwirkungen von Leib und Seele nicht erweisen ließen, folge nicht, daß dies bei vollkommener Erkenntnis beider Substanzen (Materie und Geist) unmöglich wäre. Auch die magnetische Anziehung, die Körperschwere ꝛc. seien ja nicht erklärt, während doch gerade die aus der Leibnitz'schen Monadologie folgenden Begriffe von Leib und Seele die Annahme einer wechselseitigen Einwirkung wahrscheinlicher machten. Um nun jene Bewegungssumme in der Welt nicht zu stören, nimmt Gottsched eine besondere Kraft zu Hilfe. Sowie nämlich die einfachen Substanzen der Körperwelt eine bewegende und nach Leibnitz auch eine die Welt vorstellende Kraft besitzen, so könnte, schließt er nach Analogie, auch die Seele als eine weit vollkommenere Substanz zwei Kräfte haben, die ebenso wie Verstand und Wille aus der einzigen vorstellenden Kraft abzuleiten wären, nämlich eine vorstellende und eine bewegende Kraft oder ein Streben nach Ortsveränderung. Einen Beweis für dieselbe, welche freilich nicht als eine mechanische, sondern als metaphysische Kraft zu denken sei, findet er in den sinnlichen Empfindungen, welche doch nur möglich wären, wenn der Körper eine solche Lage und Stellung in der Welt einnehme, daß die materiellen Bilder vermittels der sinnlichen Gliedmaßen im Gehirne erweckt werden können; die Seele müsse also zu gleicher Zeit nach dieser Ortsveränderung streben. Wir begegnen hier wieder demselben materialistischen Zug seines

Philosophirens wie in der „Critischen Dichtkunst“[1], weshalb er sich denn auch mit dem französischen Prediger Le Maitre in Bayreuth, der ein eifriger Anhänger Berkley's war, in eine Kontroverse über den Idealismus einläßt, die ihn veranlaßt, die exoterische Schrift des Letzteren: Three Dialogues between Hylas and Philonous zu übersetzen, um die von Philonous vertretene Weltansicht zu widerlegen. Auf eine „demonstrative Art“ sollte die Möglichkeit, sodann aber auch die Existenz einer wirklichen, außer unseren Gedanken bestehenden materiellen Welt bewiesen werden[2].

Gottsched's Ansichten vom Influxus physicus wurden später vom Königsberger Professor Martin Knutz weiter entwickelt[3], wiewohl sie wahrlich nicht viel Entwickelungsfähiges an sich hatten. Wolf, dem Gottsched die Dissertation zugeschickt hatte, soll Anfangs „einige Kaltsinnigkeit“ gegen den Verfasser haben blicken lassen; wohl nicht, weil er einen seiner Sätze angegriffen sah, sondern weil er den ganzen Versuch, wie der Influxus physicus hier vertheidigt wurde, als herzlich matt erkennen mußte. Seine Äußerung gegenüber Klein aus Danzig, daß der Verfasser noch schlimmere occultas qualitates eingeführt, als die Scholastici gehabt hätten, da er causas phaenomenorum fictorum fingirte, während jene nur causas phaenomenorum verorum, von denen sie keinen Begriff hatten, als bekannt annahmen, wurde Gottsched hinterbracht (2. Mai 1730), aber er konnte sich damit trösten, daß er andererseits aus naturwissenschaftlichen Kreisen, wie z. B. von Schreiber und seinem zukünftigen Schwiegervater Kulmus, manche Zustimmung erhielt.

Indessen stand es, was ja auch nicht in Gottsched's Absicht lag, mit dem Abfalle von Wolf nicht so schlimm. Hatte dieser doch selbst in der Ausführlichen Nachricht von seinen deutschen Schriften i. J. 1726 die Lehre von der prästabilirten Harmonie als eine

---

1) Vgl. oben S. 173.

2) Vgl. Zeitg. v. gel. Sachen 1729. S. 656. Die Schrift scheint nicht erschienen zu sein. Eine Stelle aus Le Maitre's Briefen in den Vindiciis III.

3) »Systema causarum efficientium, s. Commentatio philosophica de commercio mentis et corporis influxum physicum explicando, ipsis Leibnitii principiis superstructis.« II. Aufl. Leipz., Langenheim. 1745. Über seine Elementa philos. nationalis (Regiom. 1747) vgl. „Büchersaal“ IV. S. 231.

Hypothese erklärt, auf welche sich kein einziger seiner Sätze in der natürlichen Theologie, Moral, Politik ꝛc. gründe, und die er nur zur Erklärung der die Gemeinschaft zwischen Seele und Körper betreffenden Probleme aufrecht halte. Darauf stützte sich auch Gottsched. Es lag ihm daran, als „kein so geschworener Leibnitzianer" zu gelten, aber auch nicht unter dessen Gegner gezählt zu werden[1]).

Die Abhandlung über den Influxus physicus ist so ziemlich Gottsched's einzige selbständige That auf dem Gebiete der Philosophie. Aber nicht auf ihr, sondern auf der von ihm angebahnten Popularisirung der Wissenschaft beruht sein eigentliches Verdienst. Schon im Beginne der dreißiger Jahre begann er seine lateinischen Reden auch in deutscher Sprache auszufeilen. Im Jahre 1731 erneuerte er eine schon 1663 gegründete philosophische Disputirgesellschaft: »Societas Conferentium«, deren auf Pergament geschriebene Statuten ihm in die Hände gefallen waren[2]). Mitglieder waren May, Winkler, Ernesti, Steinwehr, Lotter und Stübner, im Allgemeinen also jene Freunde, welche sich mit der Ziegler auch zur „scherzenden Gesellschaft" zusammengeschlossen hatten. Beide Verbindungen lassen einen deutlichen Zusammenhang erkennen, wie sie denn auch beide „verschiedener Ursachen halber" im Jahre 1736 ihr Ende fanden. Hatte die ältere Societas Conferentium, zu welcher außer J. Cyprian, Georg Neumann, Gottfr. Schilter, S. Benedict Carpzow, C. Sam. Schurzfleisch u. A. auch M. Gottfridus Guilielmus Leibnutzius Lipsiensis gehörte, der anderwärts auch als Begründer derselben angeführt wird, in wissenschaftlicher Beziehung jedenfalls mehr geleistet, so machten die Epigonen den Fortschritt, daß sie in deutscher Sprache philosophirten. Hier erhielt Gottsched auch die Anregung zur Abfassung eines deutschen Handbuches der Philosophie, welches Thümmig's Institutiones philosophiae Wolfianae verdrängen sollte. Malebranche mit seinem leichten und korrekten Französisch schwebte ihm als Muster vor. Bogen für Bogen werden vor der Drucklegung von der Gesellschaft geprüft; zur Ostermesse 1732

1) Vgl. Weltweisheit II. Vorw.

2) Näheres hierüber in Leibnitz' Theodicee, herausg. von Gottsched 1744, S. 2 ff.

ward der theoretische, zwei Jahre darauf der praktische Theil fertig. Das Ganze erschien unter dem Titel: „Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darinnen alle philosophischen Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden; zum Gebrauche akademischer Lectionen entworfen von Joh. Chr. Gottscheden. Leipzig, Breitkopf. 1734[1]). Mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, er habe nur Thümmig's Compendium übersetzt. Schon der Ausgangspunkt ist verschieden. Jener, auf streng Wolf'schem Standpunkte fußend, faßt die Philosophie als Wissenschaft aller möglichen Dinge, Gottsched rückt mit Leibnitz den Begriff der menschlichen Glückseligkeit in den Vordergrund. Das Buch ist klar und, wenn auch ohne Tiefe, präcis gehalten. Die lateinischen Marginalien unterstützten die wissenschaftliche Verwendung. Es ist ein Werk für Alles; außer den philosophischen Disciplinen enthält es gemäß der Praxis jener Zeit die Hauptlehren der Physik, Astronomie, Naturwissenschaft ꝛc. Trotzdem der überaus servile Geist, in dem die Politik behandelt war, selbst frommen Pastoren nicht zusagte, trotzdem das Buch der geoffenbarten Religion gegenüber eine höchst unschuldsvolle Stellung einnahm, fand doch selbst der sonst duldsame Mosheim darin die Lehre der Molliniſten vertreten: daß der Mensch auch außer dem Stande der Gnade gute Werke verrichten und selig werden könne; später wurde es von der Orthodoxie sogar öffentlich angegriffen. Man nannte den Verfasser „Polstermacher für Heiden", einen „Verkleisterer der Mängel der natürlichen Religion" ꝛc.[2]). Mit Gottsched's Ketzerthum steht es nun freilich nicht so arg, aber Thatsache ist, daß seine „Weltweisheit" die gebildete Laienwelt zu philosophischem Denken in der Muttersprache anregte. Wenn die Populärphilosophie eines Abbt, Mendelssohn ꝛc. in den großen Bildungsproceß des deutschen Volkes befruchtend eingreifen konnte, so war die Vorbereitung durch Gottsched hiezu eine nothwendige Voraussetzung. Das Handbuch stand

1) Vgl. die günstigen Anzeigen in Leipz. Zeitg. v. gel. Sachen 1734. S. 429; Hamburger Berichte 1733. S. 380; Deutsche Acta Erud. Th. 180.

2) Vgl. Ziegra, Historische Erzählung und critische Beurtheilung der durch des Herrn Professor G* der VI. Aufl. seiner Philosophie beigefügten Anhang entstandenen Streitigkeit. Frankfurt und Leipzig. 1757. — Neuestes ꝛc. VI. S. 511 ff.

selbst in den höchsten Kreisen in großem Ansehen[1]). Bekannt ist der Brief des Kabinetsrathes Eichel, durch welchen derselbe für Friedrich Wilhelm I. „mit dem allerförderſambsten zwey Exemplaria von des Herrn Gottsched's ersten Gründen der sämbtlichen Weltweisheit" verlangt[2]), und wie die Herzogin Luise von Sachsen-Gotha das Buch zur Grundlage ihres Studiums machte, so ward es auch die Quelle für die bald entstandenen „Frauenzimmer-Philosophien". „Wie würden E. H. lachen", schreibt der Mag. Steinauer, „wenn Sie in meinen Hörsal kämen und mich unter einer Menge artiger Damen und Herrn mit dero philosophischem Handbuche sitzen sähen". Wenn hier ein armer Hofmeister in Straßburg „auf Verlangen" alle Tage eine Stunde aus der Weltweisheit lesen mußte, so haben sich anderwärts auch Gelehrte von Fach, wie Baumgarten in Halle, des Buches für ihre Vorlesungen bedient. Abgesehen von anerkennenden Zeugnissen urtheilsfähiger Zeitgenossen wie z. B. Kästner's[3]) liegt aber der beste Beweis für die relative Trefflichkeit von Gottsched's Handbuch darin, daß es acht Auflagen erlebte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde[4]). Darum konnte der Verfasser auch zu einer Zeit, als seine Auktorität als Dichter und Kritiker schon lange verblaßt war, die allerdings sehr sublime Zuversicht aussprechen: „Wird man im Deutschen auch dereinst klassische Schriftsteller zugeben, so hoffe ich, daß diese meine Philosophie einmal ein Plätzchen darunter wird behaupten können"[5]).

---

1) Vgl. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. I. S. 628 ff.

2) Vgl. Danzel, Gottsch. S. 45.

3) Vgl. Kästner, Schönwissenschaftliche Werke. Berlin 1841. II. S. 170 ff.

4) II. Aufl. 1. Theil 1735, 2. Theil 1736. Als Beispiel einer sokratischen und syllogistischen Disputation vermehrt durch ein Gespräch von der Einigkeit eines unendlichen Wesens. Die Ontologie und Kosmologie ist in eine Wissenschaft, die Grundlehre, zusammengezogen. III. Aufl. 1739. Verbesserung der astronomischen Partien, besonders der Lehre von den Nordlichtern. IV. Aufl. 1743. V. Aufl. (?) VI. Aufl. 1756. VII. Aufl. 1777. Ins Dänische übersetzt 1742, ins Polnische 1761 (Warschau). Die Nachricht Danzel's, daß die dänische Übersetzung von El. Schlegel stamme, ist falsch.

5) Vgl. Vorwort zur VI. Aufl., welche der Gräfin Carolina von Kaiserling, geb. Reichsgräfin Truchseß zu Waldburg, gewidmet war, die das Buch ins Französische übersetzt hatte. Schon im Vorw. zur IV. Aufl. spricht G indeß von einer franz. Übersetzung.

Nach Veröffentlichung des ersten Theiles der „Weltweisheit" war durch L. Crell's Tod die Lehrkanzel für Philosophie frei geworden. Wie die „Critische Dichtkunst" dem Verfasser die außerordentliche Professur eingetragen hatte, so erfolgte nun seine Beförderung zum Professor ordinarius der Philosophie. Ende 1733 wurde er vom weißenfelsischen und merseburgischen Hofe ernannt, Anfang 1734, am Krönungstage des Kurfürsten zum Könige von Polen, vom Dresdner Hofe bestätigt. Einladungsschrift und Antrittsrede, mit der er am 18. Februar sein Amt antrat, waren in der Gelehrtensprache abgefaßt. Diese handelte vom Nutzen und der Nothwendigkeit der Metaphysik[1]), jene enthielt einen deutschen Protest gegen das ungerechte Ausland, dessen hochmüthige Übergriffe in litterarischen Dingen zurückzuweisen sich schon damals Gottsched in erster Linie für berufen hielt. Gegenüber der unbilligen Beurtheilung deutscher Gelehrten von Seiten Locke's und Molynäus' wurde die sachgemäße und bescheidene Kritik der Deutschen hervorgehoben und hiebei Leibnitzens Haltung gegenüber Locke's Buch vom menschlichen Verstande als mustergültig hingestellt[2]).

Trotz der neuen Berufspflicht gab Gottsched, wie er es hätte thun können, seine außerordentliche Professur der Poesie nicht auf. „Die Erhaltung der deutschen Gesellschaft schien solches auch einigermaßen zu fordern", berichtet er an Bodmer (3. Juni 1734). Aber auch das war nur ein äußerer Grund. Die „Beiträge" hatten bereits ihren Einfluß auf Deutschland auszuüben begonnen, der gereinigte Geschmack auf dem Theater machte weitere Fortschritte; hier lagen also weiterreichende nationale Interessen vor, welche man als Professor der Dichtkunst an der Universität Leipzig mit größerer Auktorität fördern konnte.

Zunächst bot ihm die erlangte Professur das Mittel, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Schon als er mit dem Plane umgegangen war, eine preußische Anthologie herauszugeben, hatte ihm ein gewisser Bernhardi die ersten Gedichte der Jungfer

1) Oratio de utilitate et necessitate Metaphysicae in contemptores ejus etc. Leipzig, Breitkopf. 1734.

2) De iniquitate exterorum in ferendo de eruditis nostratibus judicio contra Ioannem Lockium et Molynaeum Anglos. 1734.

Kulmus in Danzig übermittelt. Er war so entzückt von denselben, daß der Vater der jugendlichen Dichterin ihn alles Ernstes bitten mußte, „aus ihr eine so große Poetin nicht zu machen" und die Herausgabe ihrer Gedichte »tecto nomine« zu veranlassen (10. Jan. 1728).

In Leipzig hatte er nur einmal geliebt; als die Geliebte einen Andern fand und ihm untreu ward, schwur er, unvermählt bleiben zu wollen[1]). Allein Amor rächte den frevelhaften Eid, als sich auf der Reise nach der Heimat (1729) Dichter und Dichterin persönlich kennen lernten. Drei Jahre darauf erfolgte die Verlobung. Den Charakter des Verhältnisses bezeichnet Gottsched selbst am besten, wenn er sich rühmt, er hätte Amor's Pfeil unfehlbar stets verlacht, wenn nicht Pallas mit das Band geschlungen. War er ja schon im „Biedermann", wo die verschiedenen Vortheile der Ehelosigkeit erörtert werden, zu dem Resultate gelangt, daß derjenige, der sich auf Betrachtungen der Weisheit und die Erforschung der Wahrheit mit einigem Eifer lege, sehr wohl thue, im ledigen Stande zu bleiben[2]). Die Schönheit des Weibes ist ihm zwar „ein angenehmes Geschenk des Himmels", aber erst Tugend und Wissen verleihen ihr einen Werth. Mit den abschreckendsten Farben weiß er in seinen beiden moralischen Zeitschriften Eigensinn und Aberglauben, die Spiel-, Klatsch- und Modesucht der Frauen zu schildern, den Grundzug des weiblichen Geschlechtes findet er jedoch in der Unwissenheit. Daher ist der zarte Bräutigam vor Allem bestrebt, seine Braut zu bilden.

Luise Adelgunde Victoria Kulmus stammte, was die Jungschlesier gern hervorhoben, aus schlesischem Geblüt. Sie war am 11. April 1713 als die jüngere Tochter des Breslauer Arztes Joh. Georg Kulmus zu Danzig geboren. Von ihrer geistig regsamen und belesenen Mutter Katharina Dorothea Schwenk wurde sie im deutschen Stil und im Französischen unterrichtet, sowie zu selbständiger geistiger Thätigkeit angeregt. Sie zu einer zweiten Dacier oder wenigstens, da es doch eine Deutsche war, zu einer Möllerin zu machen, war Gottsched's Herzenswunsch. Zunächst hatte er ihr, da sie gemäß der schon erprobten Methode den Weg zur Meister-

1) Vgl. G's. Ged. 1736. S. 469.
2) Vgl. „Biedermann" II. 35.

schaft mit Übersetzungen betreten mußte, nebst Fenelon und Fontenelle die Réflexions sur les femmes der Marquise de Lambert gesandt. Mit einer Verdeutschung dieses Buches[1]), dem übrigens auch einige ihrer Gedichte beigegeben waren, trat sie 1731 zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Zwei Jahre darauf wird bereits ihrer an die russische Kaiserin Anna Iwanowna gerichteten Ode[2]) „Geist und Feuer, gute Belesenheit und eine geläuterte Vernunft" nachgerühmt, und gleichzeitig eine andere junge Danziger Dichterin Brayne, welche in Nachahmung Brocke's ein Gedicht auf eine in ihres Vaters Garten blühende Ananas verfertigt hatte, mit echt Gottsched'scher Wendung dadurch zum Sockel für den Ruhm der Kulmus gemacht, daß nach Mittheilung der beiderseitigen Proben den Kennern das Urtheil überlassen wird, welcher Dichterin der Vorzug gebüre[3]). Und so konnte denn der Senior der berühmten deutschen Gesellschaft am 19. April 1735 in Danzig eine Dichterin, welche „ihrer Geschicklichkeit wegen der Herzogin von Kurland vorgestellt worden war", zum Traualtare führen. May schrieb im Namen der Gesellschaft das Hochzeitsgedicht. Am 14. des nächsten Monats gelangte das Paar über Stargard, Berlin, wo es von Lamprecht und dessen Freunden auf das Festlichste empfangen wurde, dann über Wittenberg nach Leipzig. Hier ging der jungen Professorin erst die rechte Ahnung von der Bedeutung ihres großen Freundes auf. Viele von den Huldigungen werden freilich der Mode zuzuschreiben sein. Aber selbst unter dieser Voraussetzung zeugen die zahlreichen Kundgebungen doch von dem hohen Ansehen des Mannes. Die Studenten brachten eine Abendmusik dar, die deutsche Gesellschaft feierte das Ereignis nochmals durch eine von Knöcher gedichtete Ode, die vertraute — und die Gottsched'sche Rednergesellschaft, die Predigerkollegien, Lamprecht und Pantke, die Volkmannin und die Jungfer Zäunemannin aus Erfurt

1) „Der Frau v. Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer, aus dem Franz. übers. durch L. A. V. K. Leipz. 1730. 4.

2) „Das glückliche Rußland ward an dem hohen Geburts-Tage der Allerdurchlauchtigsten ꝛc. Kayserin Anna Iwanowna der Großen ꝛc., welcher i. J. 1733 d. 28. Jänner einfiel, durch folgende Ode in tiefster Ehrfurcht erwogen von ... Louyse Adelgunde Victoria Kulmus aus Danzig. Danzig 1733.

3) Vgl. Zeitg. f. gel. Sachen 1733, S. 98 ff. Die Recension ist von G.

und wie sie alle heißen, die Dichter und Dichterinnen jener Zeit, begrüßten in Prosa und Versen das Musenpaar, und Leipzig's galanter Dichter, der alternde Amaranthes (Gottl. Siegm. Corvinus) will von Petrarca und Laura nichts mehr wissen und fordert die Dichter auf, nur noch Gottsched und die Kulmus zu besingen[1]). Dazu kamen dann noch die brieflichen Glückwünsche aus Zürich von Bodmer, aus Hamburg von der Neuberin und von vielen anderen jener Litteraturposten Deutschlands, mit denen damals schon die Verbindung angebahnt war.

Frau Gottsched war eine echt weibliche Natur. Sie war schön; Klugheit und Schalkhaftigkeit blickten aus ihren Augen; dies und ein feiner sarkastischer Zug um den Mund verrathen ihre Vorliebe für das litterarische Versteckspiel, bei dem sie um kleine Bosheiten für die Gegner nicht verlegen war. Ihre Briefe[2]) zeugen von einer gewissen Weichheit der Empfindung, die indeß von tieferem Ernst und einem von Opfermuth durchdrungenen Pflichtbewußtsein gehalten ist. Nicht als ob sie „auf der gelehrten Galeere“[3]) nach Sklavenart für ihren Mann zu arbeiten wäre gezwungen worden, vielmehr suchte sie selbst das goldene Vließ der Gelehrsamkeit, das ihr Verderben bringen sollte, und mit weiblicher Zähigkeit hat sie es denn auch erobert. Schon im Vaterhause oblag sie wissenschaftlicher Handlangerarbeit und schrieb z. B. ihrem Vetter Joh. Adam Kulmus[4]), der sie in der deutschen Prosodie unterrichtete, ein lateinisches Collegium pathologicum ab, von dem sie kein Wort verstand[5]). Die Weite des Blickes, mit der Gottsched in die deutsche Kulturarbeit eintrat, ging ihr ab; ein nicht undeutlicher Zug schriftstellerischer Eitelkeit begegnete sich mit dem durch den Erfolg gewachsenen Eigen-

1) Die meisten dieser Huldigungspoeme sind abgedruckt in Gottsche din, Kleinere Ged. 1763. S. 215 ff.

2) Vgl. Briefe der Frau Luise A. V. Gottsched. III Bde. Dresden 1771. 1772 (herausg. v. Dorethea Henriette v. Runkel).

3) Vgl. Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. 1886. S. 21 ff.

4) Später Gymnasialprofessor in Danzig.

5) Als sie sich später anläßlich der Herausgabe des Bayle'schen Wörterbuches über die Fülle der Arbeiten beklagt, sagt sie ausdrücklich: „Es ist mein Wunsch gewesen, und da ihn die Vorsehung in reicherem Maße, als ich jemals geglaubt, erfüllt hat, will ich nicht murren.“

dünkel ihres Mannes und verstärkte denselben. Was ihr an Wissen gebrach, ersetzte sie durch glücklichere Anlage, durch Raschheit der Auffassung, durch Witz und regere Phantasie. Sie hätte können eine deutsche Dichterin mit nachhaltigerer Geltung werden, wenn sie den Spuren und dem Mahnen ihrer Natur mehr gefolgt wäre. Bei ihr zeigt sich am deutlichsten Gottsched's Verhältnis zur Dichternatur in seiner fördernden und zugleich lähmenden Wirkung. Er hatte sie angeregt und aufgemuntert, ihr die Kenntnis der Regeln und Formen beigebracht und ihre allgemeine Bildung erweitert; damit war sein wohlthätiger Einfluß beschlossen, und für ein wirkliches Dichtertalent lag darüber hinaus das Heil nur in der Flucht aus dem geistigen Bannkreise des poesielosen Pedanten. So haben es später El. Schlegel und die Genossen der Bremer Beiträge gethan. Frau Gottsched aber verhinderten ihr persönliches Verhältnis wie die geistige Kraft, das eigene Wesen zu behaupten. Indem sie sich an seiner vermeintlichen Größe emporzuranken und in seine eingebildete Tiefe hineinzuarbeiten suchte, versiegten ihr die besseren Kräfte der eigenen Natur. Sie blieb überdies eine sparsame Hausfrau, geduldig in der Ehe, liebenswürdig und heiter im Umgange, treu in der Freundschaft, zurückhaltend gegenüber Fremden.

Kaum waren die Honigmonde vorüber, als sie bei Schwabe Unterricht im Lateinischen nahm. Bei halb geschlossener Thüre folgt sie in ihrer Wohnung den Vorlesungen ihres Mannes, setzt den im Vaterhause bereits begonnenen Musikunterricht bei Krebs, einem Schüler Sebastian Bach's, fort, studiert die weiblichen Größen des Auslandes und sucht sie durch eigene Productionen zu übertreffen. Schon in Danzig hatte sie den »Triomphe de l'Eloquence« der Frau von Gomez übersetzt[1]); später will es die deutsche Schriftstellerin besser machen. Sie dichtet, um der „von der Französin beleidigten Philosophie öffentlich Abbitte zu thun", einen „Triumph der Weltweisheit" mit tieferen Motiven und verändertem Schauplatz[2]). Des Antoninus Pius „Betrachtungen über

1) „Der Sieg der Beredsamkeit" a. d. Franz. der Frau von Gomez übersetzt v. L. A. V. Kulmus. Leipz. 1735. Bei Breitkopf. Der Druck war offenbar von G. besorgt worden. Vgl. die lobende Anzeige in gel. Zeitg. 1735, S. 232.

2) Triumph der Weltweisheit nach Art des franz. Sieges der Beredsamkeit der Frau von Gomez ꝛc. Leipz. Breitk. 1739. — Übersetzt ins Franz. v. Mad. Heck Paris (Berlin) 1767.

ſich ſelbſt" waren eines ihrer erſten Bücher, das ſie 1727 in die Hände bekommen; es hat Einfluß auf ihr ganzes Leben ausgeübt und auch die Anregung zum „Triumph der Weltweisheit" gegeben. Für die Erziehung und geiſtige Entwicklung eines Prinzen, der den Cäſarenthron beſteigen will, ſoll die Beſchäftigung mit der Philoſophie Grundbedingung ſein. Wahrſcheinlich ſchwebte der jungen Frau hiebei der preußiſche Prinz Friedrich vor, auf welchen ſchon damals die literariſche Welt große Hoffnungen ſetzte. Neben Beredſamkeit und Philoſophie vergißt ſie aber auch die anderen Intereſſenkreiſe ihres Mannes nicht; ihrer Theilnahme an den „Beiträgen" iſt ſchon gedacht worden. Sie wollte jedoch auch ſeinen Dichterſpuren folgen, wie es andere Frauen gethan. Ein fieberhafter Arbeitsdrang bemächtigt ſich ihrer. Wenn wir aber die verborgeneren Motive dieſes weiblichen Gemüthes kennen lernen wollen, ſo müſſen wir uns des am Beginne des Kapitels geſchilderten geſellſchaftlichen Lebens der Litteraturkreiſe in Leipzig erinnern. Wer kennt die Gefühle der jungen Frau, als ſie dieſes Treiben in der Nähe kennen lernte? Verletzter Frauenſtolz, weibliche Eiferſucht und Eiferſucht auf den Ruhm der Minderwerthigen mögen ſchon damals ihre Tage getrübt haben. Ja es ſcheint, als wäre böſe Kunde ſchon bis nach Danzig zu ihr gedrungen. Zweimal gehen aus ihren Briefen recht tiefe Verſtimmungen über ihren tugendhaften Bräutigam hervor. Das eine Mal war es „ein recht gewaltiger Sturm, der ihre ganze Seele erſchütterte". Mögen dieſelben aber auch mit anderen galanten Beziehungen Gottſched's, an denen ſein Leben nicht arm geweſen zu ſein ſcheint, zuſammenhängen, — Thatſache iſt, daß die junge Kulmus ihre Nebenbuhlerin gründlich verachtete und haßte. Nur mit Widerſtreben hat ſie es über ſich gebracht, die gekrönte Dichterin auf beſonderes Verlangen Gottſched's zu beglückwünſchen. Die Ode iſt in der That ohne jede innere Theilnahme geſchrieben. Als man ihr aber ſpäter die Mitgliedſchaft in der deutſchen Geſellſchaft antrug, ſchrieb ſie: „Ehe ††† [die Ziegler] drinnen war, wäre mir die Ehre zu groß geweſen, jetzt iſt ſie mir zu klein". Mancher Zug ihres Charakters und ihrer Anſchauungen ſcheint ſich denn auch gerade im bewußten Gegenſatze zur Ziegler entwickelt zu haben. Das Geflunker mit emancipirten Ideen iſt ihr fremd, ſie iſt, obwohl freundlich, doch zurückhaltend im geſellſchaftlichen Verkehr. Sie ſtrebt nach der wahren Bildung

und Gelehrsamkeit, aber sie fürchtet und verhöhnt die Professoren-Pedanterie; als sie bei Schwabe ihre lateinischen Studien beginnt, tröstet sie sich mit der Baronin Kielmannsegg, einer Freundin ihrer Mutter, welche durch dies Studium auch nicht der Pedanterie verfallen war; die Promotion der Bassi, welche die Ziegler besungen hatte, verspottet sie. Mit den Einrichtungen und Gebräuchen der deutschen Gesellschaft ist sie, wie aus einem Aufsatze Schwabe's hervorgeht, durchaus nicht zufrieden[1]; ja man kannte in Leipzig den Gegensatz, in welchem sich die junge Frau zur Gesellschaft und ihrer weiblichen Protektorin befand, sonst hätte Joh. Aug. Ernesti, der Rector der Thomasschule, als er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß die Frau Professorin der Gesellschaft noch fern stehe, nicht gleichzeitig behauptet, dieselbe gehe bei der Aufnahme von Mitgliedern nach Affecten vor, und er hätte sich nicht zu dem vertraulichen Urtheile verstiegen: „Wenn ich mir versprechen darf, daß Sie es dero Liebsten nicht würden sagen, so will ich Ihnen hiemit entdecken, daß ich die deutsche Gesellschaft des Eifers nicht würdig halte, die Ew. H. vor dieselbe haben, und daß sie derselben viel mehr Einsicht und Liebe zur deutschen Sprache und Poesie zutrauen, als sie hat" (17. Dec. 1736). Diese und ähnliche Einflüsterungen mögen der Frau Gottsched auch das Urtheil über den ideellen Werth der Gesellschaft nach und nach herabgemindert haben. Sie war seit 1735 offenbar das zersetzende Element für das innere Leben derselben, denn auch Gottsched mußte, abgesehen von den schon angedeuteten inneren Gründen, um des häuslichen Friedens willen den Rückzug antreten. Aber wie täppisch benahm er sich hier wieder! Er hatte i. J. 1729, also noch vor der persönlichen Bekanntschaft mit seiner Braut, der Ziegler ein Gedicht geschickt und ein Madrigal beigeschlossen, welches er in die erste Auflage der „Critischen Dichtkunst" (S. 495) aufnahm. Hier kommt die allerdings verdächtige Stelle vor:

„Ich schreibe die bei dir verbrachte Zeit
Zur glücklichsten in meinem Leben.
Noch mehr, ich ehre deinen Geist
Und werde stets das Zeugnis geben,
Daß du kein Musenkind, nein, Pallas selber seist."

1) Vgl. Schriften d. Ges. III. S. 333.

Die Worte brachten ihn bei der 1737 veranstalteten zweiten Auflage in Verlegenheit. Statt sich nun unbefangen in sein Dichterrecht zu hüllen, ließ er, obzwar sonst alle anderen Proben wieder abgedruckt wurden, dieses Lob seiner Collegin einfach weg und setzte eine Ode an seine Kulmus ein, in welcher dieselbe „das Bild der unbefleckten Jugend" genannt wird[1]). Die Häuser Ziegler und Gottsched standen sich bald schroff gegenüber; die engeren Verbindungen: die „scherzende Gesellschaft" und die „Societas Conferentium" lösten sich i. J. 1736 ganz auf; gleichzeitig wurden die Neufränkischen Zeitungen geschlossen. Aber auch die auf mehr sachlicher Grundlage beruhende deutsche Gesellschaft verfiel; Anfang 1738 spricht Mosheim von ihr schon wie von einem absterbenden Cadaver. Wenn wir neben der äußeren Veranlassung die tiefer liegenden Gründe für Gottsched's geradezu überraschenden Austritt aus derselben kennen lernen wollen, so werden wir auch hier des berüchtigten Wortes gedenken müssen: Cherchez la femme!

XI.

Gottsched's sogenannte Diktatur.

Wenn es überhaupt gewagt erscheint, im Reiche des Geistes von einem Diktator zu sprechen, der seine absolute Gewalt über ein großes und hochbegabtes Volk ausübt, so ist die Anwendung dieses Ausdrucks auf Gottsched um so weniger zutreffend, als seine Begabung lange nicht an die der glücklicheren Naturen jener Zeit heranreichte. Viel eher könnte man ihn einen Tyrannen nennen, der sich, gestützt auf die große Menge schwächerer Geister, widerrechtlich eine Litteraturgewalt anmaßte, vor welcher sich die Größeren

1) Vgl. II. Aufl. S. 502. Welche Beachtung dieser Taktlosigkeit gezollt wurde, geht daraus hervor, daß Rost noch i. J. 1742 in seinem „Vorspiel" Ges. I. über diese Stelle Witze machte.

auf kurze Zeit scheu zurückziehen, bis sie die Waffen zum Kampfe geschärft haben. Allein auch an diesem Bilde kann sich die Wissenschaft nicht genügen lassen.

Thatsache ist, daß um die Mitte der dreißiger Jahre die von Gottsched und der deutschen Gesellschaft ins Auge gefaßten Ziele, deren Entstehen und Wachsen wir bereits verfolgt haben, auch weitere Kreise des deutschen Volkes zur Mitarbeit erweckt hatten. Dieser nationalen Kulturbewegung gegenüber erhob sich eine von den zünftigen Gelehrten ausgehende Opposition, welche in der deutschen Massenproduktion eine Verflachung, ja geradezu den Verfall der Wissenschaften erblickte. Man klagte über das Eindringen des Deutschen in die mittleren und höheren Schulen, über die deutschen Collegien, über Profanirung der Alten durch Übersetzungen, Preisgebung der Gelehrten-Interessen durch die deutsch abgefaßten Streitschriften u. s. w. Mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen daher die Pflege der lateinischen Sprache ausdrücklich in ihr Programm auf, und an einzelnen Orten, wie in Jena, wurde gegenüber der deutschen eine „lateinische Gesellschaft" gegründet. Nicht nur zünftige Philologen, auch Männer, welche nebenbei der Pflege der deutschen Sprache oblagen, gehörten dieser Opposition an; so hatte sich Friedrich Hallbauer, der Gründer der lateinischen Gesellschaft in Jena, auch durch deutsche Schriften hervorgethan, und Christ, einer der Hauptgegner Gottsched's, war als Vertreter dieser Lateinrichtung in Leipzig gleichzeitig ein eifriger Förderer der deutschen Alterthumsforschung. In einzelnen Städten wurden, wie aus dem Gottschedschen Briefwechsel hervorgeht, förmliche Parteien gebildet, die sich gegenseitig anfeindeten und verfolgten. Die Theologen halten meist am Latein fest, namentlich die Pietisten. In Halle sieht man in den deutschen Litteraturfreunden Anhänger Wolf's, in Schlesien kommen deutschübende Pastoren in den Ruf rationalistischer Freigeisterei, in Lübeck eifert der Superintendent Carpzov gegen den Subrektor Karl Heinrich Lange, weil derselbe die Kühnheit gehabt, zu zeigen, „daß die deutsche Sprache so nöthig sei als die lateinische" (6. Dec. 1734). Aber selbst Lange, der schon seit 1727 durch die Vermittelung Stolle's mit Gottsched in Verbindung stand, eine Anleitung zur deutschen Stilistik schrieb und Horazen's Ars poetica in deutsche Verse brachte, ist weit conservativer als sein Vorbild

Gottsched; er veranstaltete eine Ausgabe der „Phönissa" des Euripides für seine Schüler, die er um jeden Preis im Studium des Griechischen fördern wollte, aber von einer deutschen Übersetzung mochte er nichts wissen.

Für diese Partei der Lateinfreunde war Gottsched nichts weniger als der Diktator. Zum letzten Male macht sie in der deutschen Kulturgeschichte die vergilbten historischen Rechte der Gelehrtensprache gegenüber den in der Natur gegründeten Ansprüchen des Deutschen geltend, aber die mächtigere nationale Strömung siegt, und seit der Mitte der dreißiger Jahre steht Gottsched an ihrer Spitze. „Durch seine ausnehmende Geschicklichkeit und unverdrossene Mühe in Verbesserung der deutschen Sprache", rühmen die Oberlausitzischen Beiträge, „wurden die Bestrebungen des Thomasius mit allem nur erwünschten Fortgange bewerkstelligt". [1] Inmitten der großen deutschen Bewegung aber lassen sich verschiedene Gruppen unterscheiden: das treibende Motiv für die Menge war nicht inhaltsvolle Begeisterung für Wissenschaft und Dichtung als solche, sondern jenes Gottsched'sche nationale Pathos, welches sich zunächst nur in regem Produktionseifer offenbarte. Hieher gehören alle jene Übersetzer und Zurichter, welche die Alten und Franzosen um jeden Preis in deutsche Gewänder hüllen wollten, ohne sich hiebei um mehr als um den äußeren Zuschnitt zu kümmern; ferner die Verfasser deutscher Compendien, die alle Fremdwörter zu tilgen und die technischen Ausdrücke durch deutsche zu ersetzen suchten, die vielen Redner und Dichter endlich, welche nach Gottsched's Compendien arbeiteten und zur Ehre des deutschen Namens Alles gethan zu haben meinten, wenn sie neben der Reinigkeit der Sprache auch noch die Regeln beachteten. Allen diesen schien die Blüthezeit der deutschen Litteratur hereingebrochen. So beginnt Lindner, der Biograph Opitzens, welcher unter dem Namen „Philander von der Fichte" dichtete, seine an die deutsche Gesellschaft gerichtete Ode: „Goldne Zeit! Berühmtes Deutschland! Da du täglich deutscher wirst" ꝛc., und nach einem Vergleiche der Fortschritte Deutschlands mit denen des Alterthums und anderer Völker disponirt er die Entwickelung der deutschen Sprache und Litteratur folgendermaßen:

1) Vgl. „Oberlausitzische Beiträge zur Gelahrtheit und deren Historie". I. S. 671.

„Karl der Große sah die Knospen zu der deutschen Sprache Macht,
Karl der Fünfte hat die Blüthe wunderschön herfürgebracht,
Karl der Sechste sieht die Frucht dieser deutschen Herrlichkeiten."[1])

Zahlreich sind die Kundgebungen, welche beweisen, daß Gottsched in diesem Lager in der That als Führer galt. Daneben gab es aber Einzelne, welche zwar auch mitten in der großen nationalen Bewegung standen, von derselben mitgerissen und beeinflußt wurden, denen aber der inhaltlose deutsche Enthusiasmus gleich anfangs verdächtig vorkam. Sie geberden sich minder national, aber sie hegen ein um so größeres Interesse für die Sachen; sie entfalten keine umfangreiche, aber eine um so tiefere Thätigkeit, sie finden Unterweisung in Gottsched's Schriften, aber sie gehen über dieselben hinaus. Die meisten von ihnen, wie Hagedorn, Haller und Drollinger, sehen in der Wirksamkeit der deutschen Gesellschaft und Gottsched's achtungsvolle Bestrebungen, ohne denselben absolute Geltung zuzuerkennen, sie warten zu, ob sich aus der allgemeinen Bewegung auch achtunggebietende Größen erheben werden; denn sie kennen als Dichter die Bedeutung, welche die Sprachentwickelung, das allgemeine Bildungsniveau und der erweiterte Gesichtskreis eines Volkes für dessen Dichter hat.

Andere, wie Liscow und der doppelzüngige Bodmer, mißachten dieses Moment; sie würdigen nicht die Bewegung in ihrer Gesammtheit, sondern halten sich an die Einzelleistungen und blicken in Folge ihrer besseren und gründlicheren Einsicht mit zurückhaltendem Spotte auf das Treiben der kleinen Geister. Dieses Verhältnis theils erwartungsvoller, theils gereizter Spannung bestand zwischen den besseren Köpfen und Gottsched so lange, als sich seine Thätigkeit auf Aneiferung und Anregung im Einzelnen beschränkte. Sobald er aber, durch den Erfolg begünstigt und durch das maßlose Lob der Menge bethört, anfing, seine Leistungen als Schlußsteine, seine Urtheile als unwiderlegliche Machtsprüche zu betrachten, sobald er seine Person immer mehr in den Vordergrund zu drängen und thatsächlich eine Diktatur zu begründen suchte, da brachen die gebundenen Kräfte gegen ihn los.

Diese Entwickelung Gottsched's beginnt mit dem Jahre 1735

1) Vgl. Neuigk. Schlesiens a. o. O. 1736. S. 139 ff.

und ist 1738 auf dem verhängnisvollen Höhepunkte angelangt. Die deutsche Gesellschaft tritt zurück[1]), die Societas Conferentium löst sich 1736 auf, die Neufränkischen Zeitungen gehen ein, das Necken und Sticheln der „scherzenden Gesellschaft" versieht jetzt die junge Frau Professorin; alte Freunde wie Lotter, Stählin, Buchka verlassen Leipzig, Stübner und Krause in Wittenberg werden ihm durch den Tod entrissen (1736), May und Steinwehr besuchen den Salon der Ziegler. Bei dieser Vereinzelung mußte Gottsched immer mehr der nöthigen Correcturen entbehren, denn die jüngere Generation erhob keinen Widerspruch gegen den bereits berühmten Professor. Dafür tritt der gefügige Schwabe, der inzwischen Hauslehrer des jüngeren Breitkopf und Factotum der Druckerei geworden war, seinem Hause immer näher. Er ertheilt der jungen Frau nicht nur Lateinunterricht, sondern hinterbringt ihr auch Alles redlich, was im gelehrten und litterarischen Leipzig vorgeht, verrichtet dem Herrn Professor gelehrte Handwerksarbeiten, schreibt grammatische Abhandlungen und nimmt an der Redaction der „Beiträge" als Gehülfe theil.

Was Gottsched durch seine größeren Compendien angebahnt hatte, führte er in seiner Zeitschrift auf breiterer Grundlage fort. Sie leistete in wissenschaftlicher Beziehung nicht das, was sie versprochen hatte. Sie erweiterte nur die geistige Interessensphäre des Volkes, aber sie förderte nur wenig durch positive Leistungen.

Die außerdeutsche Litteratur, deren Kenntnis die Critische Dichtkunst jedenfalls gefördert hatte, erfährt in den „Beiträgen" keine nennenswerthe Beachtung. Was hierüber gebracht wird, sind entweder Wiederholungen oder von verschiedenen Mitarbeitern zusammengetragene Entlehnungen, die von Gottsched nicht einmal controlirt wurden und daher auch nicht zusammenstimmend sind.

Größere Förderungen erfuhr die deutsche Litteraturgeschichte. In der Kenntnis der altdeutschen Denkmäler war Gottsched in den dreißiger Jahren selbst noch Schüler; es war ihm nur darum zu thun, Material für eine Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu sammeln. Daher wurden zunächst die älteren Leistungen herangezogen, namentlich Schilter's Thesaurus, der schon

1) Vgl. oben S. 234.

1726—1728 in drei Foliobänden erschienen war, dann eine Reihe kleiner Artikel über Vulfilas, Otfried, Notker Labeo, Williram, über den Heliand, Theuerdank u. s. w. Die bedeutenderen Gelehrten Joh. Georg Scherz, Joh. Frick, Wachter ꝛc. stehen der Zeitschrift fern. Nur spärlich sind jene Aufsätze vertreten, die in irgend einer Weise die Wissenschaft unmittelbar bereichern, wie die „Nachricht von einer alten deutschen Übersetzung der Geschichte von Baarlam und Josaphat", welche C. A. Schmidt veranlaßte, indem er ein an den Orgelpfeifen einer sächsischen Stadt aufgeklebtes Manuskript nach sorgfältiger Ablösung Gottsched zur Veröffentlichung übergab[1]). Trotzdem läßt sich die Bedeutung der „Beiträge" auch nach dieser Richtung nicht leugnen. Sie bahnen wenigstens ein neues Verhältnis des deutschen Volkes zu den litterarischen Denkmälern der Vergangenheit an, denn erst nachdem dieselben Gemeingut geworden waren, konnte sich das rein antiquarische und grammatische Interesse zu einem sachlichen erweitern, dann erst konnte das deutsche Alterthum befruchtend und erfrischend auf das nationale Geistesleben einwirken. Wenn nun auch von einer solchen Auffassung wenigstens vorläufig bei Gottsched noch keine Rede sein kann, so darf man ihn andererseits doch nicht als einen ganz verständnißlosen Antiquitätenkrämer auffassen; jedenfalls wandte er den alten Denkmälern von ihrer formalen Seite schon früh seine Aufmerksamkeit zu. So citirt er als Beispiel der Reimfreiheit eine Stelle aus Otfried, bringt zur Veranschaulichung des jambischen Verses eine Strophe aus Winsbeke und richtet sein Augenmerk auf die alten Sprichwörter[2]), denen er später in seiner Sprachkunst ein ganzes Kapitel widmete. Die neuere Litteratur erhielt gleich durch den ersten Aufsatz der „Beiträge" über die Übersetzungen lateinischer Schriftsteller (Lotter) eine Bereicherung. Maffei war durch seine Schrift „Traduttori Italiani" (Ven. 1720) hierfür anregend, und die Bibliotheca latina des Fabricius hatte vorgearbeitet. Abgesehen davon aber, daß die „Beiträge" Vieles berichtigten und ergänzten, haben sie, wie wir gesehen haben, bald auch andere Kräfte zu diesen Sammlungen herangezogen. Hiebei bewies Gottsched selbst wieder

1) Vgl. Beiträge VII. S. 406 ff., 657 ff.
2) Vgl. Crit. Dichtk. 1. Aufl. S. 64, 67, 65.

größeren historischen Sinn, indem er auch für jene Übersetzungen eine Werthschätzung hatte, die, aus dem 16. Jahrhunderte stammend, ihrer Sprache wegen das moderne Bedürfnis nicht mehr befriedigen konnten. Obwohl er selbst kein exacter Philologe war und für Zurichtungen ausländischer Prosawerke, die den Bildungszustand des Volkes heben sollten, lebhaft eintrat, hat er doch nachdrücklicher als Andere für poetische Werke unbedingte Treue gefordert. So bemerkt er anläßlich einer Recension der Abel'schen Boileau-Übersetzung: „Unserem Bedünken nach steht es keinem Übersetzer frei, sein Original zu verstümmeln oder, wenn ihm etwas nicht gefällt, nach seiner Phantasie etwas Andres dafür zu setzen, das ihm etwa besser vorkommen möchte; denn man will wissen, was der Verfasser gedacht und gesagt hat, nicht aber, was der Übersetzer für gut hält."[1]) Wo er selbst von diesen Grundsätzen abwich, war dies in seiner philologischen Schwäche begründet.

Eine noch sorgsamere Aufmerksamkeit forderte er bei Herausgabe neuhochdeutscher Texte. König's Canitz-Ausgabe war ihm wegen der willkürlichen Textänderungen, welche dann auch in die Zürcher Ausgabe übergegangen sind, ein Gräuel, zumal er von Joh. Gottl. Krause, der den Druck besorgt hatte, mit dem Verfahren im Einzelnen bekannt gemacht worden war[2]). Namentlich aber tadelte er die Pietsch-Ausgabe Bock's, der sich sogar „Einsätze" (Interpolationen) von ganzen Strophen erlaubt und dieselben nicht einmal durch den Druck kenntlich gemacht hatte. „Warum soll ein deutscher Poet", ruft er aus, „weniger Ehrfucht verdient haben als ein lateinischer?"[3]) Hiemit erhob er für die Herausgabe deutscher Dichter eine Forderung, welcher eigentlich erst unsere Zeit gerecht wurde. Freilich bekundete er hiebei durchaus kein Verständnis für die individuelle Entwickelung der Dichter. Was dieselben später selbst verworfen

1) Vgl. Beiträge IV. S. 529.

2) Vgl. Büchersaal IV. S. 442. — Nach einem Briefe G.'s an Bodmer (30. Oct. 1739) hat Krause „einige wenige glückliche Versetzungen" in der Satire vom Hofleben vorgenommen. „Überhaupt", heißt es weiter, „haben wir diesem alles Gute an der König'schen Ausgabe und sonderlich das zu danken, daß der Poet nicht öfter und schlimmer gemißhandelt worden, wovon ich ein lebendiger Zeuge gewesen."

3) Vgl. Beitr. VII. S. 142.

haben, sollte überhaupt nicht mehr gedruckt werden; daher wird die Ausgabe der Günther'schen Gedichte vom Jahre 1735 getadelt, weil darin nicht nur viele pöbel- und zotenhafte Stellen, sondern sogar Acrosticha aufgenommen waren, die der Dichter später selbst verlacht hatte.[1])

Aber auch sonst fehlt es in den „Beiträgen" nicht an litteraturgeschichtlichen Anregungen. So bringt Gottfr. Behrndt zur Geschichte der Zesen'schen Genossenschaft eine Ergänzung von Georg Neumark's deutschem Palmbaum bei, indem er die Liste der Mitglieder, welche bisher meist nur mit dem Gesellschaftsnamen bekannt waren, aus der Zeit von 1668—1678 vollständig mittheilt[2]); die „Curieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung" Günther's (Schweidnitz und Leipz. 1732) wird auf Grund der Dichtersprache sowie der vorhandenen Reime als unterschoben nachgewiesen[3]) und eine Reihe von Nachrichten und handschriftlichen Gedichten von Günther, Opitz und Neukirch veröffentlicht[4]). Mit diesen Bestrebungen hängen denn auch die Ausgaben deutscher Dichter zusammen, welche in diesen Jahren erschienen. Auf Gottsched's Ausgabe von Pietsch (1725) war 1727 die von Canitz (König) gefolgt, 1732 die von Besser (König); die Schlesier veranstalteten eine Ausgabe von Günther's Gedichten, Gottsched und J. G. Krause planten schon 1734, Opitz ein Denkmal zu setzen[5]); jener sollte den Text der Werke redigiren, Krause, der Schlesier, die Biographie abfassen. Nach dessen Tode aber (1736) gerieth das Werk ins Stocken, und wiewohl Gottsched nun selbst die Sammlung von Nachrichten und Handschriften eifrig betrieb, stand er doch freiwillig zurück, als ihm Kaspar Gottl. Lindner in der Erwerbung einiger Manuskripte zuvorkam. Auch mit Bodmer hatte er über das Unternehmen korrespondirt; er gesteht, nachdem er zu seiner Entmuthigung erfahren, daß die Schweizer ein viel umfangreicheres und gründlicheres Werk im Auge hatten, sich nicht „so weitläufige Mühe" gegeben zu haben, und überläßt seinen Plan der Benutzung des Schweizer Herausgebers (an Bodm. 30. Okt. 1739).

---

1) Vgl. Beitr. IV. S. 169. 2) ibid IV. S. 368.
3) Vgl. Beitr. I. S. 249. 4) ibid I. S. 631 ff.; VII. 54 ff.
5) Vgl. Gel. Neuigk. Schles. 1734. S. 85.

Es ist keine Frage, daß nicht nur die liederliche Triller'sche Ausgabe, sondern auch die der Schweizer (1745) mit seinen in den „Beiträgen" gegebenen Anregungen zusammenhängt. Er selbst blieb aber immer bemüht, das Interesse für den von ihm gepriesenen Klassiker in weiteren Kreisen zu erwecken; so eiferte er die Schlesier an, den Todestag Opitzens zu begehen, und veranstaltete selbst am 20. August 1739 eine Feier, bei welcher er in Gegenwart mehrerer Professoren, des Grafen Manteufel und anderer Adeligen sowie einer erdrückenden Menge Zuhörer aus allen Ständen eine formell gewandte Lobrede auf den „Vater und Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst" hielt, welche neben vielen Gemeinplätzen auch manche treffliche Bemerkung brachte. So rühmt er Opitzen's Vielseitigkeit:

„Wie ein reiner Spiegel alle sichtbaren Dinge darstellt, die vor ihn gebracht werden, so nimmt auch der reiche Witz eines Dichters fast alle möglichen Gestalten an" (S. 33). Und gewiß schwebte ihm seine eigene Wirksamkeit vor, wenn er bemerkt, Opitz habe nicht nur die Poesie, sondern auch die Prosa gepflegt. Hierin überträfe er die Dichter des Alterthums; diese hätten sich in der ungebundenen Rede nur sehr schlecht oder ganz und gar nicht zeigen können, noch weniger seien sie gleichzeitig in der kritischen Einsicht ihrer Sprachen und der Dichtkunst stark gewesen; Opitz hingegen wäre nicht nur Dichter, sondern auch Redner, Wortforscher, Kunstrichter (S. 35).

Auf Neukirch hatte er schon früher sein Augenmerk gelenkt. Ein Freund in Anspach schickte ihm ein Verzeichnis aller nachgelassenen Schriften desselben, welches er nebst zwei noch ungedruckten Gedichten auch sofort mit dem Versprechen veröffentlichte, sich der „verlassenen Waisen" anzunehmen[2]). Seine im Ganzen dürftige Sammlung erschien aber erst, begleitet von einer Biographie, welche mehrere neue Daten beibrachte, im Jahre 1744[3]). Auch seine

1) „Lob- und Gedächtnisrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen von Boberfeld" ꝛc. v. Joh. Chr. Gottscheden. Leipz. Breitk. 1739. — Vgl. auch Ges. Reden 1749. S. 173.

2) Vgl. Beitr. IV. S. 123 ff.; V. S. 517 ff.

3) Herrn Benjamin Neukirch's ꝛc. Auserlesene Gedichte, aus verschiedenen poetischen Schriften gesammelt und mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet von Joh. Chr. Gottscheden. Regensburg 1744.

Schüler bekunden dies Interesse: Rost veranstaltete 1745 eine Ausgabe der Gedichte Königs, und auch Sal. Ranisch hat sein reiches Quellenmaterial zur Biographie Hans Sachsens (1765) theilweise der Unterstützung der Gottschedianer zu danken.

Nachhaltiger noch waren die Bemühungen um die deutsche Sprache. Schon 1727 hatte er einen Aufsatz über die Schreibung „deutsch" oder „teutsch" veröffentlicht[1]), eine Frage, die bereits zwischen Richey und Fabricius lebhaft erörtert worden war. Gottsched entschied sich für „deutsch", und auf seine Auctorität hin wurde diese Form allgemein. Aus seiner Arbeit geht hervor, daß er damals schon nicht unbedeutende Studien gemacht hatte. Geschichtliche Erforschung der Sprache gehörte ja zum Programme der Gesellschaft, bei der Morhof's und Leibnitzen's Anregungen fort wirkten. Des letzteren »Collectanea etymologica« wurden eingehend excerpirt und zum Studium empfohlen[2]). Gottsched stand anfangs auf dem Standpunkte, daß sich das Verständnis der lebenden deutschen Sprache nur durch Zurückgehen auf ältere Formationen und durch Vergleichung mit verwandten Idiomen erschließen lasse; daher wurde der etymologischen Forschung auch Aufmerksamkeit geschenkt. Hiebei kennzeichnet diese Versuche gegenüber denen des 17. Jahrhundert ein bemerkenswerther Fortschritt. Noch Böhker hatte zur Voraussetzung genommen, daß die deutsche Sprache als älteste Tochter von der hebräischen abstamme und die Mutter der griechischen, lateinischen, slavischen und anderer europäischer Sprachen sei. Diese Grundlage, welche den sonst verdienstvollen Grammatiker zu solchen Lächerlichkeiten verleitet hatte, daß er deutsche Worte durch Rücklesen (Anastrophe) aus dem Hebräischen ableitete, wurde aufgegeben. Für die Gottschedianer war ein von August Egenolf im Jahre 1726 herausgegebenes Programm Löscher's leitend, in welchem Vorschläge gemacht wurden, wie die alte, mittlere und neue Sprache des abendländischen und nördlichen Theiles von Europa zu untersuchen, mit einander zu vergleichen und zu erklären

1) Vgl. oben S. 88 A. Dann noch 1750 in einem Wiener Einzeldruck „auf Begehren einiger gelehrten Patrioten in Wien". Zuletzt im Anhange zur III. Aufl. der Sprachkunst.

2) Vgl. „Beiträge" II. S. 293 ff.

sei[1]). Vorausgesetzt wurde eine celtische Ursprache, von der die vier Mundarten abstammen: die altdeutsche, gothische, angelsächsische und die altcambrische oder wallische[2]). Ohne genaue Kenntnis derselben könne die deutsche, holländische, dänische, schwedische und irländische Sprache nicht verstanden wären.

Ein Forscher, der seine Aufgabe in diesem Umfange faßte, wurde „Literator Celta" genannt. Gottsched hatte einige Anwartschaft, ein solcher zu werden. Aus seiner Heimath hatte er die Kenntnis des Niederdeutschen und des Polnischen mitgebracht, aber freilich konnte die Ausnutzung derselben bei den gegebenen Voraussetzungen keine glückliche sein; so werden natürlich slav. »brat, matka« ꝛc. frischweg als Entlehnungen von „Bruder, Mutter" ꝛc. bezeichnet und nowogrod, ogród von got. garda abgeleitet. Bald mußte er sich überzeugen, daß diese Art der Gelehrsamkeit für die Förderung der Litteratursprache, auf die es ihm vor Allem ankam, ohne praktischen Nutzen sei. Abgesehen von der mangelhaften und unrichtigen Einsicht in die Verwandtschaft der Sprachen fehlte es auch an der Anschauung von einer Gesetzmäßigkeit ihrer Entwickelung. Hatte man auch die lächerliche Anastrophe als sprachliches Bildungsprincip verworfen, so spielten doch das ungenaue Hören, die Euphonie und ähnliche Grundsätze bei der etymologischen Erklärung noch eine große Rolle. Lateinische und griechische, mit dem Deutschen übereinstimmende Wörter wurden für Überbleibsel der celtischen Ursprache erklärt, wobei Gottsched immer mit größter Genugthuung hervorhob, daß die Deutschen diese Wörter von den Alten nicht entlehnt hätten.

Wiewohl er seine Freunde und Mitarbeiter dieses Gebiet ruhig weiter bearbeiten ließ, wandte er sich um die Mitte der dreißiger

---

1) »Löscheri Literator Celta, seu de excolenda literatura Europaea, Occidentali et Septentrionali consilium et conatus. Curante A. Egenolf 1726. Vgl. „Beiträge" I. S. 218.

2) Häufige Hinweise kommen vor auf Pelloutier: „Histoire des Celtes", dann auf Freret's „Untersuchungen über den Ursprung und die alte Geschichte der verschiedenen Völker Italiens". Vgl. Gesch. der königl. Akademie d. schönen Wissenschaft zu Paris. Übersetzt v. L. A. V. Gottschedin. Leipzig 1756. IX. Theil S. 106 ff. Vgl. S. 123, wo G. für Pelloutier gegen Freret Partei nimmt.

Jahre der Festsetzung der lebenden Sprache zu. Gegen jene Herren — und darunter war auch Egenolf mit inbegriffen —, die sich fälschlich einbildeten, „daß der Flor einer lebendigen Sprache durch dergleichen trockne Erklärungen alter Wörter und Ausspähung alter Urkunden sehr befördert werde," wurden auch hier die Franzosen ins Feld geführt, die trotz mangelnder etymologischer Forschung doch eine blühende Sprache hätten, während die der Engländer, welche ihre Alterthümer mehr kennen, „roh und ungeziert" sei. Daher wurde denn im engeren Gottsched'schen Kreise fleißig Material für praktische Regeln gesammelt. Die „Beiträge" bringen außer Auszügen aus älteren Schriften Originalarbeiten über die Zusammensetzung der Wörter, Regeln für Neubildungen und im Anschluße an Steinbach's „Anweisungen zur deutschen Sprache" (1724) Versuche, die Flexion der starken Verba, welche bisher als unregelmäßig galten, in Ordnung zu bringen.

Eine besondere Aufmerksamkeit begann man der Wortfolge zu widmen. Schottelius, Morhof u. A. hatten wohl auf dieselbe als auf etwas, was noch viel Geheimes an sich habe, hingedeutet, aber in der gebräuchlichsten Grammatik von Bödiker war das Thema ganz übergangen; nur bei Steinbach und Hermann Wahn war in dessen kurzgefaßter deutschen Grammatik (Hamburg 1723) Einiges beigebracht worden. Die erste methodisch geführte Untersuchung wurde aber von Steinbach in den Beiträgen mit dem Aufsatze: „Von der Wörter Ordnung überhaupt in der deutschen Sprache"[1]) begonnen und bei einer Recension über Heumanns Ciceroübersetzung fortgeführt[2]).

Diesen Arbeiten gingen auch lexikalische zur Seite. J. H. Winkler hatte mit Wolf'scher Methode bewiesen, daß die Schönheit einer Sprache in der übereinstimmenden Bedeutung liege, die man den Wörtern zu Grunde lege, und die „Beiträge" brachten dann, auf diesem Gedanken fußend, einen längeren Aufsatz „Von der Schönheit der deutschen Sprache", in welchem Fremdwörter, Wörter mit dunkler Bedeutung, veraltete, Neubildungen ohne genügende Bestimmung ihrer Funktion, Provincialismen ꝛc. als der wahren Schönheit widerstrebend verworfen wurden[3]). Daher werden in

1) Vgl. a. a. O. I. 175 ff. 2) ibid. III. S. 28 ff.
3) ibid. I. I. S. 55 ff. 70 ff.

den Beiträgen mit Vorliebe Untersuchungen über Synonyme angestellt.

Eine Schwierigkeit lag bei diesen sprachlichen Bestrebungen in der Bestimmung und Einschränkung der denselben zu Grunde zu legenden Sprachstoffe. Es ist nicht richtig, daß Gottsched die Meißner Mundart als absolute Norm hingestellt hätte. Insoweit die Litteratur in Frage kam, galt bis in die dreißiger Jahre Luther als maßgebend. Wie alle Grammatiker vor Gottsched bis ins 16. Jahrhundert zurückgingen, so machte in der deutschen Gesellschaft auch G. Ch. Wolf den Vorschlag, die Sprache zu ergänzen, hiebei aber jene Grenze nicht zu überschreiten. Das war anfangs auch Gottsched's Ansicht, wiewohl er schon in den „Tadlerinnen" Bedenken gegen Luther's Sprache erhoben hatte. Bald wird aber die Bibelsprache nur noch historisch gewürdigt; Formen wie „sahe" (Imperf.) ꝛc. werden verworfen, Opitz tritt an Stelle Luther's. Die Klarheit und Verständigkeit seiner Prosa und Poesie stempelte ihn zum Klassiker. Je mehr man jedoch das gesammelte Sprachmaterial statistisch überblickte und sichtete, wozu besonders Schwabe, der unermüdliche Sammler und Ordner, herbeigezogen wurde, je selbstbewußter die deutsche Gesellschaft eine Erweckung der Litteratur nach dem Muster der Franzosen anstrebte, desto mehr erwachten die Tyrannengelüste der Sprachmeister, desto enger wurde der Kreis mustergiltiger Schriftsteller in die Gegenwart gezogen. Opitz und die Schlesier wurden mit Ausnahme Günther's bald ganz beiseite gesetzt. Maßgebend blieben Pietsch, Canitz, Berger, Neukirch, v. Bünau, Mosheim, also Preußen, Meißener, Niedersachsen. Das „rein Hochdeutsche" war demnach für Gottsched nicht das Meißnische, sondern der Inbegriff jener deutschen Wörter, Formen und Redensarten, welche von den Gebildeten aller Gegenden Deutschlands in gleichem Sinne gebraucht und verstanden wurden; es war eine eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die seinem Ausdrucke gemäß eigentlich in keiner Provinz völlig im Schwange ging.

Die Mundarten als die Sprache des Pöbels kamen hiebei nicht in Betracht. „Denn weil nirgends eine Schönheit ohne Vollkommenheit statt hat und diese in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen bestehet, so kann keine Redensart, deren Bedeutung im Deutschen dunkel ist, in dieser Absicht unter den Schönheiten der

deutschen Sprache einen Platz bekommen. Die besonderen Mundarten sind also den Schönheiten der deutschen Sprache zuwider."[1])

Wurde aber diese sprachliche Auswahl, welche zur Festsetzung eines reinen Hochdeutsch nöthig war, nur mit Rücksicht auf die Allgemeingültigkeit der Formen und Bedeutungen vorgenommen, so drohte hiemit, zumal eine Bereicherung aus der älteren Litteratur und den Mundarten ausgeschlossen war, eine sprachliche Verarmung. Bezeichnend ist, daß Buchka in der That meinte, wir hätten uns mehr über Überfluß als Mangel an Wörtern zu beklagen. Noch bedenklicher war, daß bei Gottsched's Eklekticismus weder das historische Princip, noch die kraftvolle Bildlichkeit und der Nachdruck der Rede, sondern eigentlich nur die geographische Verbreitung des betreffenden Sprachelementes für das Bürgerrecht desselben in Alldeutschland maßgebend war. Hiemit mußte natürlich der Dichtersprache jede eigenartigere und lebendigere Entfaltung benommen werden, und in diesem Punkte gerade setzte Bodmer den Hebel ein, um den Sprachdiktator zu stürzen. Auf keinem Gebiete seiner Wirksamkeit war auch Gottsched der Diktatur so nahe gekommen als auf diesem. Denn obzwar er sich später ausdrücklich dagegen verwahrte, als ob er alles, was in einer Landessprache einigermaßen unrichtig sei, abschaffen wolle, obzwar er als custos sermonis (nicht »auctor« oder »dictator«) nur die verborgenen Schönheiten der Muttersprache aufsuchen, entdecken und anpreisen wollte, um sie bei seinen Landsleuten in Schwung bringen zu helfen, war es bei der Unvollständigkeit des ihm zur Verfügung stehenden Sprachmaterials gar nicht möglich, die einzelnen Fragen objektiv zu entscheiden. Wir haben bereits gesehen, wie er schon i. J. 1727 die besondere Eignung Leipzig's als den Sitz einer solchen Sprachdiktatur hervorhob. Ähnliche Gedanken finden sich in den Gesellschaftsreden öfter. Später weist er aber geradezu auf seine Person hin, wenn er hervorhebt, er habe in dreißig Jahren neunzig Messen in Leipzig mitgemacht, wo alle möglichen Ausländer, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber zusammen kamen; er habe ferner als akademischer Lehrer eine Jugend aus allen Gegenden, daher alle Mundarten von einem Ende Deutschlands bis zum andern,

1) Vgl. Beiträge I. S. 55 ff.

kennen gelernt[1]). Er beruft sich endlich darauf, daß er von Geburt ein Preuße sei und also noch eine andere Mundart als die von ihm bevorzugte aus eigener Anschauung kenne. Allein trotzdem blieb die obersächsische Sprache für ihn doch im wesentlichen die Grundlage; Theorie und Praxis gingen eben nicht Hand in Hand, weshalb denn die späteren Klagen über die Tyrannei des Meißner Dialektes auch nicht ohne Grund waren.

Für diese Spracheinheit treten nun die „Beiträge" nicht nur positiv, sondern auch durch ihre polemische Haltung auf. Neben dem Kampfe gegen die Fremdwörter, gegen die Kanzleisprache werden nach allen Gegenden Deutschlands Ausfälle wegen provinzieller Färbung der Sprache unternommen. So wird dem Steinbach'schen Wörterbuche, welches Belege aus Hoffmannswaldau und Lohenstein gebracht hatte, Begünstigung des schlesischen Dialektes vorgeworfen; höhnend giebt Gottsched den Auszug einer Schrift des Franz Äpinus, welcher dem Gebrauche des Niedersächsischen das Wort gesprochen hatte[2]), ein Angriff, der ihm später durch den Sohn des Gemaßregelten heimgezahlt wurde. Joh. Ad. Hoffmann's Übersetzung von Cicero de officiis (Hamburg 1727) wird verbessert und hiebei ein Register der Provinzialfehler versprochen, „und das um so viel freimüthiger", heißt es hier, „da wir bemerken, daß die anderen berühmten Scribenten, die uns die niedersächsischen Länder gegeben, sich mit Fleiß aller solcher Abweichungen von der rechten hochdeutschen Mundart zu enthalten bemühet haben"[3]).

In ähnlicher Weise wird der Kampf gegen Süddeutschland geführt. Hier hatte die katholische Geistlichkeit einen Versuch gemacht, litterarisches Leben zu erwecken. Der von 1722—1727 zu München in 4 Bänden erschienene „Parnassus Boicus" war eine Art Encyklopädie der deutschen Grammatik, Litteratur und Poesie, welche mit freilich unzulänglicheren Mitteln ähnliche Ziele verfolgte wie Gott-

1) Vgl. Neuestes VI. S. 57.

2) Franc. Aepini exercitatio de linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu iniusto. Rostock 1704. Vgl. Beiträge I. S. 306, dann VII. S. 252.

3) Vgl. Beiträge VI. S. 120 ff. Die II. Aufl. von Hoffmann's Übersetzung wurde 1742 von G. herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet. III. Aufl. 1758.

sched. Hatten doch auch diese süddeutschen Geschmacksreiniger den Harlekin verworfen. Zum landschaftlichen Gegensatze war hier noch der konfessionelle hinzugetreten; der „Parnassus" hatte behauptet, daß in Deutschland niemals ein ärgerer Sprachverderber aufgestanden sei als Luther. Schelhorn, der Gottsched ein Exemplar zugesandt hatte, forderte zur Abwehr auf, und H. Ch. Lemcker aus Lüneburg führte durch Vergleichung älterer Bibelübersetzungen, so des Melchior Lotter mit der Luther's, den Gegenbeweis. Schon die Jenenser Gesellschaft hatte durch eines ihrer Mitglieder, Georg Litzel (Megalissus), welcher 1731 in seiner Schrift: „Der undeutsche Catholik" insbesondere die Jesuiten der Nachlässigkeit gegenüber der deutschen Sprache beschuldigt hatte, den landschaftlichen Gegensatz durch Vermengung mit dem konfessionellen verstärkt. Lemcker war weit gemäßigter und sachlicher, aber auch er tadelte spätere Übersetzungen katholischer Theologen, so des Emser, Dietenberg, Ulenberg, und bezeichnete die Wirksamkeit der Jesuitenschulen für die Entwickelung der deutschen Sprache geradezu als schädlich[1]). Unter der süddeutschen Geistlichkeit fand daher die Gottsched'sche Wirksamkeit schon seit den dreißiger Jahren entschiedene Gegner.

Nur ein Mitarbeiter der „Beiträge" hatte sich außer Steinbach, der bald abtrünnig wurde, trotz dieser allgemeinen Mißachtung provinzieller Besonderheiten einen freieren Standpunkt gewahrt. Es war Brucker, welcher, von Lotter angeregt, auch deutsche Alterthumsstudien betrieb. „Es ist nicht übel gethan," sagt er in einer Abhandlung über die noch üblichen Provinzialwörter[2]), „wenn man ein Auge auf die Sprache des Pöbels und auch wohl der Provinzial-Mundart richtet, wie verächtlich sie auch ist." Mit dem Hinweis auf Otfried und Notker zeigte er durch eine Sammlung der im Volke noch gangbaren alten schwäbischen Ausdrücke, die im Schilter'schen Glossar fehlten, die Wichtigkeit dieser Dialektstudien und forderte wie Steinbach zur Anlegung von Provinzial-Wörterbüchern auf.

Mit den grammatischen Bestrebungen hingen die für Herstellung einer einheitlichen Orthographie zusammen. Schon 1730

1) Vgl. Beiträge IV. S. 74 ff. 2) ibid V. S. 270 ff.

hatte Jablonski aus Berlin einen Entwurf an die Gesellschaft gesandt. In dem Begleitschreiben war darauf hingewiesen, wie eine derartige Übereinstimmung nicht durch das Ansehen eines Einzelnen oder einen bloßen Machtspruch, sondern nur durch „vernünftige Überzeugung und freiwillige Zustimmung" erzielt werden könnte (29. Apr. 1730). Es wurde denn auch eine Commission gewählt, bei der außer Gottsched namentlich J. H. Winkler thätig war. Man setzte sich zunächst mit Jena ins Einvernehmen, aber schon hier scheiterte der Plan; die Jenenser blieben sogar bei ihrem „teutsch". Nichtsdestoweniger hat die Vorbildlichkeit der Gesellschaftsschriften und der „Beiträge" sowie einzelne Aufsätze in den letzteren nicht nur zu einer gewissen Übereinstimmung, sondern zweifellos auch zu größerer Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung geführt.

Auf den Abschluß, den diese sprachlichen Bestrebungen durch Gottsched's „deutsche Sprachkunst" gefunden haben, werden wir noch zurückkommen. Aber auch andere Grammatiker fanden in den „Beiträgen" die ersten Anregungen. Schon 1734 trat der Wiener Antesperg mit Gottsched in Verbindung; am 4. April schickte er eine Sprachtabelle, welche dem Kaiser überreicht werden sollte, zur Korrektur, und bereits am 3. Oktober folgte eine Grammatik zur Durchsicht, „damit das Werk einen zuverlässigen Stand haben möge, solange Deutschland stehet". Gottsched scheint indeß mit der ganzen Arbeit nicht sonderlich zufrieden gewesen zu sein; erst als im nächsten Jahre Antesperg nach Leipzig kam, machte er sich hier am Hauptsitze deutscher Gelehrsamkeit für die Veröffentlichung seiner deutschen Grammatik tüchtig, welche ein Vorläufer der Gottsched'schen wurde[1]). Er ward Mitglied der deutschen Gesellschaft und hat daher auch „das Meiste nach den bekannten Exempeln derselben, sonderlich denen in den Critischen Beiträgen vorkommenden grammatischen Grundsätzen und Anmerkungen eingerichtet". Einige Jahre darauf suchte Gottsched durch Vermittelung eines Grafen von

1) Die Kayserlich deutsche Grammatik oder Kunst die deutsche Sprache recht zu reden und ohne Fehler zu schreiben von Joh. Balth. von Antesperg, Agent am kayserlichen Hofe, Wien. Vgl. Olmützer „Monatliche Auszüge" IV. S. 2; Büchersaal IV. S. 560 ff.

Seckendorf die Verbindung mit Popowitsch, einem anderen österreichischen Grammatiker, der ihm bei der Sammlung steiermärkischer Provinzialismen behilflich sein sollte (8. Sept. 1740). Auch die Bödiker'sche Grammatik, welche 1746 in neuer Auflage erschien und von Joh. Wippel mit Zusätzen vermehrt wurde, läßt Gottsched's Einfluß unschwer erkennen. Der Herausgeber mißbilligt die Gewohnheit, in den Participien einen besonderen Nachdruck zu suchen, weil die Sprache hiedurch dunkel und auf einen ausländischen Leisten geschlagen werde. In der Orthographie dringt auch er auf Vereinfachung und empfiehlt die Schriften der deutschen Gesellschaft zum Muster. Vom geschichtlichen Standpunkte bildet Elias Reichard's, Lehrer des Carolinums in Braunschweig, „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst“[1] einen Abschluß, indem die in den „Beiträgen“ behandelten Themen sowie die Schriften der Gesellschaft als schätzenswerthe Vorarbeiten herangezogen wurden.

Antesperg nahm auch gleichzeitig ein kaiserlich deutsches Wörterbuch in Angriff. In Deutschland gehen indeß die älteren Versuche auf die unmittelbare Anregung Menke's zurück; so Steinbach's kleines Wörterbuch (1725), welchem 1734 das „vollständige“ folgte. Während sich jedoch der Breslauer Arzt von den neueren Bestrebungen bald loslöste, obwohl auch er Mitglied der deutschen Gesellschaft war, trat Peter Reichard Cramer aus Offenbach in näheren Kontakt mit Gottsched. Er war Redakteur des „Frankfurter Merkur“, der kaiserlichen Reichs-Postzeitung, welche durch ihr reines Deutsch einen so anerkannten Namen hatte, daß andere Zeitungen gern ihre Artikel plünderten. Schon 1730 hatte er in einem Briefe an Menke seinen Plan zu einem Wörterbuch enthüllt; es sollte in tabellarischer Form auch die Wortfügungen berücksichtigen. Die „Beiträge“[2] unterstützten auch ihn, und Gottsched sah dessen Sammlungen, die er später selbst zu verwerthen gedachte, als schätzbares Material für ein Wörterbuch an, das er nach Art des Dictionnaire der Académie française anzulegen gedachte. Zu diesen im einzelnen nachweisbaren Förderungen kamen die Anregungen für die große Masse der Gebildeten. Hiefür liefert der

1) Hamburg (Martini) 1747.
2) Vgl. Beiträge III. S. 455.

ausgedehnte Briefwechsel einen unwiderleglichen Beweis. Geistliche, Lehrer, Schauspieler, Private, kurz alle Schichten, welche statt des Latein und Französisch ein ordentliches Deutsch pflegten, wenden sich an Gottsched, wenn sie das Sprachgefühl im Stiche läßt, um Entscheidung. Wie die Hannöver'sche Schulordnung den Rektoren befahl, die Schriften der deutschen Gesellschaft als die besten Muster der deutschen Sprache ihren Schülern in die Hände zu geben (1738), so gab es gewiß damals nur Wenige in Deutschland, die Gottsched's Auktorität auf diesem Gebiete nicht anerkannt hätten.

Bei der rein formalen Seite der Sprache blieb er indeß nicht stehen. Mehr als seine Vorgänger auf grammatischem Gebiete hat er die praktische Seite ins Auge gefaßt und die Sprache als Organ der Litteratur behandelt. Hierauf weist bereits der große Nachdruck, welcher von ihm und seiner Schule auf die Bedeutung der Worte und Formen gelegt wurde. Schon in seinem Grundriß der Redekunst von 1728 hatte er den Schwerpunkt auf den Gehalt gelegt, ein Gesichtspunkt, der dann bei der Fassung der „Critischen Dichtkunst" Einfluß gewann. Seit er die Philosophie populariſiert hatte, trat nun bei ihm die Anschauung immer bestimmter hervor, daß die Sprache ein Organ für klares Denken werden müßte, eine Forderung, die ganz im Geiste des philosophischen Jahrhunderts lag. Hiefür genügte aber nicht eine genauere Bestimmung der Wortbedeutungen, es mußte auch Einfluß auf den deutschen Stil genommen werden. Fontenelle kam hier wieder zu Hilfe. In jenem Schreiben an die Gesellschaft, welches, wie wir gesehen haben, den Impuls zu litterarischer Massenproduktion gegeben hatte, sprach er sich auch über den deutschen Stil aus. Er tadelte die langen Redensarten, die gewundene, schleppende und unklare Satzfügung. Wiewohl auch die Alten, selbst in ihren guten Schriften, dieselben Fehler aufweisen, wären ihnen die Franzosen hierin nicht gefolgt. »Que les ouvrages qui partiront de votre Société«, so schließt Fontenelle, »donnent l'exemple d'un meilleur arrangement dans les fraces, d'une grande clarté etc. ce sera un grand Bien, qu'elle procurera à votre langue«. Die von Gottsched geforderte Klarheit und Deutlichkeit ging also nicht allein aus dem Bedürfnis seiner platten und nüchternen Seele hervor; sie waren ein Mittel, der aufstrebenden deutschen Litteratur auch die geistig tiefer stehenden

Volkskreise zu erschließen. Die deutsche Gesellschaft hat sich denn auch diesen Rathschlag Fontenelle's zur Richtschnur genommen. „In einem Aufsatze", eifert Buchka, „werden zwanzig Sätze so untereinander geworfen, daß man sie dreißigmal lesen muß, bis man einen davon versteht. Man dehnet die Perioden so weit als das Gewissen." Neben grammatischer Korrektheit waren also Kürze des Ausdrucks, Einfachheit und Übersichtlichkeit des Satzbaues leitende Grundsätze. Eine Vergleichung von König's Abhandlung über den Geschmack und ähnlicher dem Gottsched'schen Einflusse ferne stehenden Prosaschriften mit Werken aus den vierziger Jahren beweist denn auch, daß Gottsched später nicht mit Unrecht darauf hinweisen konnte, wie sich seit 1730 der deutsche Stil in der That geändert hat[1]).

Namentlich hat er durch seine Bestrebungen um eine „vernunftgemäße Redekunst" die deutsche Prosa gefördert. Auf diesem Gebiete tritt seine Wirksamkeit auch erst mit dem Jahre 1735 in den Vordergrund. Als er zur ordentlichen Professur berufen wurde, vermehrte sich sein Hörerkreis auch im Collegium rhetoricum. Der Zudrang zu den praktischen Übungen ward so groß, daß er 1735 eine neue Rednergesellschaft gründete, welche sich die vormittägige nannte. Gleichzeitig arbeitete er den Grundriß von 1728, welcher nur für die Vorlesungen bestimmt war, vollständig um[2]). Wie sehr er seine ganze Wirksamkeit im innigen Zusammenhange aufgefaßt wissen wollte, beweist seine Bemühung, der „Redekunst" ganz die Einrichtung der „Critischen Dichtkunst" zu geben. Auch hier wird auf geschichtliche Erkenntnis ein besonderes Gewicht gelegt; an einen historischen Überblick über das Wachsthum der Beredsamkeit bei den Alten knüpfen sich die Leistungen der Deutschen bis zum Jahre 1720. Wie die „Critische Dichtkunst" zerfällt auch

---

1) Vgl. Neuestes X. S. 437 A.

2) „Ausführliche Redekunst nach Anleitung der alten Griechen und Römer wie auch der neueren Ausländer in zween Theilen verfasset und itzo mit den Zeugnissen der Alten und Exempeln der größten deutschen Redner erläutert." Leipzig, Breitkopf 1736, wiewohl schon 1735 erschienen. Als Quellen werden angeführt: Aristoteles, Longin, Cicero, Quintilian, Rapin, Lamy, Fenelon, Gisbert, Rollin, Bouhours, Furetière, Faucher.

die „Redekunst" in einen allgemeinen und einen besonderen Theil, und neben fremden Beispielen werden auch eigene aufgenommen. Bei der damals angenommenen innigen Verwandtschaft zwischen Poesie und Beredsamkeit mußten nun aber auch die Grundsätze der „Critischen Dichtkunst" schärfer herausgearbeitet werden. Vernunft und Natur haben die Redner wie den Dichter zu leiten. Reden heißt nicht Worte machen, sondern laut denken. Deshalb sollen nicht alle Tropen aufgeführt werden, denn „die Natur selbst und ein lebhafter Kopf lehren einen jeden zu rechter Zeit tropisch reden, ob er schon die Namen der Tropen nicht weiß". Der Lohenstein'sche Schwulst wird in den Reden eines Chr. Schröter und Joh. Chr. Männling verfolgt, weil diese wie die Helden im Arminius sprechen; aber auch Weise mit seinem natürlichen Witze und munteren Kopfe hat nicht die Natur sprechen lassen, sondern nur „eine von ihm selbst erdachte Art der Wohlredenheit ausgehecket, die sich kaum für die kindische Fähigkeit der Schulknaben, geschweige denn für Männer schickete, die in wichtigen Ämtern die Beredsammkeit brauchen sollten". Es wird darauf hingewiesen, wie er die Schüler anleitete, aus allerlei zusammengestoppelten sogenannten Realien eine Schulchrie zu verfertigen, die weder in Gedanken noch in Ausdrücken etwas Leidliches an sich hatte. Dieser Praxis gegenüber trat Gottsched hinsichtlich des Aufbaues der Rede überall für eine sich logisch aus dem Thema ergebende Disposition ein.

Dieselben Grundsätze waren in den Rednergesellschaften maßgebend, denn der alleinige Kanon war für die jungen Redner natürlich die „Redekunst", über welche Gottsched jedes Semester las. Ende der dreißiger Jahre wurde sogar der Beschluß gefaßt, niemanden in die Gesellschaften aufzunehmen, der nicht des Meisters theoretische Lektion „durchgehöret" hatte. Die Zahl der Theilnehmer betrug für eine Abtheilung zwölf, später sechzehn, so daß Gottsched in der Blüthezeit seiner akademischen Wirksamkeit von 1735 bis 1745 jährlich 32 junge Redner in seiner Lehre hatte. Da jedes Mitglied monatlich einmal reden sollte, kam man zweimal wöchentlich zusammen und setzte für eine Rede sammt der sich daran schließenden Kritik das Maximum von einer halben Stunde fest. Schon 1738 veranstaltete Schwabe eine Sammlung: „Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht Sr. H.

Herrn Prof. Gottsched's sind abgelegt worden"[1]; 1743 gab Joh. Christoph Löschenkohl, Gesandtschaftssekretär des Grafen Esterhazy, die ersten „Übungsreden" der vormittägigen Gesellschaft heraus[2], und 1748 folgten die „Neuen Proben der Beredsamkeit", gesammelt von Joh. Traugott Hille aus Görlitz[3], einem Mitglied der nachmittägigen Rednergesellschaft.

In stofflicher Beziehung bieten diese Übungen nur wenig Interesse: Glückwunsch-, Klage-, Lobreden, dann das ewige in allen Tonarten vernehmliche Geleier von der Dankbarkeit, von der Tugend, die da glückselig macht, und Ähnliches. Nur vereinzelt tritt uns concreter Gehalt entgegen. So hält Kästner eine Lobrede auf Juvenal[4], J. G. Immanuel Breitkopf feiert mit schwunghaftem Lokalpatriotismus Leibnitz[5], den Stolz der Stadt Leipzig, J. Ad. Schlegel betrauert den Tod Reinbeck's[6], Löschenkohl beglückwünscht Gottsched zu seinem Rektorate[7], und selbst Elias Schlegel ist hier nur mit drei Reden moralischen Inhalts

---

1) Leipz. Bernh. Chr. Breitkopf. Ohne Angabe des Herausgebers. 34 Reden enthaltend von Mitgliedern aus der nachmittägigen Gesellschaft.

2) „Sammlung einiger Übungsreden, welche unter der Aufsicht Sr. H. des Herrn Prof. Gottsched's in der vormittägigen Rednergesellschaft sind gehalten worden". Herausgegeben von Joh. Christoph Löschenkohl. Leipz. Bernh. Chr. Breitkopf 1743. 30 Reden enth.

3) „Neue Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht Sr. H. des Herrn Prof. Gottsched's abgelegt worden, zum Drucke befördert von einem Mitgliede der Gesellschaft". Leipz. Jakobi 1749. 31 Reden enthaltend.

4) Sammlung 1738. S. 507 ff.

5) Sammlung 1743. S. 84 ff., von Breitkopf außerdem S. 183 ff., S. 233 ff. 368 ff.

6) Sammlung 1743. S. 100 ff.

7) Sammlung 1743. S. 120 ff.: „Magnifice, die Zahl und Vortrefflichkeit ihrer Verdienste ist so groß, daß sie dadurch nicht allein die gelehrte Welt, sondern auch das gemeine Wesen, nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde zu einer ewigen Hochachtung gegen sich verbunden haben" ꝛc. Auf Gottsched's Ernennung zum Professor sprach 1734 Joh. Anton Stolle über das Thema: „Daß ein Redner ein Philosoph und Poet sein müsse". (Sammlung 1738. S. 161.) Es scheint doch, als habe G. auf die Wahl der Themen keinen Einfluß genommen, sonst hätte er unmöglich derartige Lobhudeleien auf seine Person zulassen können.

vertreten[1]). Vereinzelt begegnen uns auch Humor und Satire. Johann Harbou behandelt in einer ziemlich schwachen Rede den Nutzen der Satire. Liscow's Einfluß auf Käſtner, Quiſtorp und Joh. Benj. Carpzow iſt nicht zu verkennen, namentlich erinnert Breitkopf's: „Lob der Tadelſucht" an die „Vortrefflichkeit elender Scribenten"; aber Witz, Ironie und Satire verlangen größere Beweglichkeit des Geiſtes und raſcheren Rhythmus im Denken; ein echter Gottſchedianer mußte alles klar und methodiſch erweiſen, daher kamen dieſe Nachahmer Liscow's auch nicht über ſchwache Schülerverſuche hinaus[2]).

Unter den bereits bekannten Gottſched'ſchen Lieblingsgedanken nehmen die patriotiſchen Tiraden, daß ein Deutſcher ſein Deutſch nicht vernachläſſigen dürfe u. Ähnl. eine hervorragende Stelle ein. Es finden ſich aber auch Beweiſe dafür, daß jenen Kreiſen der Wunſch nach einer nationalen Politik nicht ferne lag. Freilich kleidete man den Enthuſiasmus in hiſtoriſches Gewand. So hält Joh. Gottfried Volkelt eine Rede, „welche an die Reichsverſammlung zu Regensburg hätte können gehalten werden, den Krieg wider Frankreich betreffend". Bei der Erinnerung an die alten deutſchen Heldenthaten ruft er aus: „Iſt denn etwa Deutſchland an Volk, Macht und Tapferkeit Frankreiche nicht gewachſen? Ja, es iſt die höchſte Zeit, daß wir die Beleidigungen, die uns das ungerechte Frankreich angethan hat, mit franzöſiſchem Blute wieder

1) Sammlung 1743. S. 253: „Daß die Belohnung der Verdienſte das wahre Kennzeichen einer löblichen Regierung ſei". S. 287: Daß niemand von ſeinen Vollkommenheiten ganz gewiß verſichert ſein könne". S. 396: „Daß das Vergnügen, welches wir in uns ſelbſt über unſere Vollkommenheiten empfinden, die allerſicherſte Belohnung ſei".

2) Außer den von Litzmann a. a. O. S. 103 angezogenen Reden von Käſtner: „Daß ein Redner die Wolfiſche Philoſophie nicht verſtehen dürfe" und „das Lob der Freigeiſterei" (Sammlg. 1749. S. 351 ff. 494 ff.), dann von Carpzow: „Die Nothwendigkeit und das Lob des Prahlens" (S. 519 ff.) führe ich noch an: Breitkopf's obige Rede (Sammlg. 1743. S. 183 ff.), Fabricius „Lob der Regiſter" (Sammlg. 1738. S. 212) und Theod. Joh. Quiſtorp: „Daß die Kaffehäuſer die wahren Schulen der ſchönen Wiſſenſchaften ſind" (S. 515 ff.), wobei man kaum irre gehen wird anzunehmen, daß Quiſtorp, dem die Hamburger Litteraturgeſellſchaft bekannt war, hiebei an Hagedorn und ſeine Freunde gedacht hat.

auszulöschen suchen. Wir sind der beleidigte Theil." Und es klingt wie eine glückliche, für jene Zeit allerdings verfrühte Prophetie, wenn der Redner am Schlusse ausruft: „Mir wenigstens soll dieses der glücklichste Augenblick meines Lebens sein, wenn ich hören werde, daß Deutschland mit vereinigter Macht seine gerechte Sache behauptet, seine Grenzen in Sicherheit gesetzet, sich einen gewissen Frieden erworben und sich allen seinen Feinden furchtbar gemacht habe"[1]). Das war alles nicht nur aus Gottsched'schem Geiste, derartige Kundgebungen erhielten auch seine besondere Billigung[2]).

In formaler Beziehung läßt sich diesen Reden stilistische Gewandtheit und Glätte nicht absprechen. „Vernunft, Ordnung, Natur und Gründlichkeit" waren die Schlagworte der rhetorischen Kritik. Wenn nun auch die Vernunft oft in logische Spitzfindigkeit, die Ordnung in Pedanterie, die Natur in Trivialität und die Gründlichkeit in Weitschweifigkeit ausarteten, so zeigt doch namentlich der allseits anerkannte Fortschritt, den die geistliche Beredsamkeit aufwies, den Erfolg dieser Bemühungen. Wie tief der Geschmack in dieser Beziehung gesunken war, beweist das Eingreifen der preußischen Regierung. Die protestantischen, nach dem Recepte der alten Leipziger Homiletik verfaßten Predigten waren um nichts besser als die viel bespöttelten Kapuzinerreden im Stile des Abraham a Santa Clara. Wenn man von der mundartlichen Färbung absieht, welche bei einem „rein Hochdeutschen" schon an und für sich komische Wirkungen hervorbrachte, so muß im Gegentheile den Predigern Süddeutschlands der Vorzug kräftigerer Bildlichkeit im Worte zugestanden werden. Für die Aufgabe, dieses gesunde Reis am Baume des deutschen Kulturlebens zu veredeln, hatte Gottsched freilich keinen Sinn; dagegen leitete er die geistliche Beredsamkeit des protestantischen Deutschlands in vernünftigere Bahnen. Es ist keine Frage, daß Mosheim's Heilige Reden, welche seit 1725 in mehreren

1) Sammlg. 1743. S. 326 ff.

2) Auf der Dresdener Hofbibliothek befindet sich ein Sammelband (Manuskr. 70 Blätter) der Reden, welche vom 28. Oktober 1744 bis 23. März 1746 gehalten wurden. Blatt 41 (27. Oktober 1745) denkt sich ein Redner in die Rolle eines Feldpredigers, der seine letzte Rede vor der Schlacht an sein Regiment hält. Gottsched bemerkt am Rande: „Dergleichen Reden wären gut, wenn sie eingeführt würden".

Theilen erschienen waren, hiezu die Anregung gaben. Freilich stieß Gottsched hier auf lebhaften Widerstand seitens der Theologen[1]).

Schon in der Zueignungsschrift, mit der er das zweite Stück der „Beiträge" dem Oberhofprediger Marperger widmete, hielt er sich über das „gar zu sehr herrschende homiletische Gewäsche" auf. Auf den Titel der Redekunst von 1736 hatte er die Worte beigesetzt: „geistlichen und weltlichen Rednern zugut". Das erschien den Leipziger Theologen ein frevelhafter Eingriff in ihr Gebiet, und Gottsched wurde auf eine Denunciation hin nach Dresden citirt. Mit Empfehlungsschreiben des Grafen Manteufel an Brühl, von Bülau und Hofrath Walther ausgestattet[2]), erschien er vor dem Konsistorium. Man legte ihm einzelne Stellen der „Redekunst" vor, in denen er die gangbaren Lehrbücher der Homiletik sowie die verschrobene Art zu predigen lächerlich gemacht hatte. Es wären hiedurch die Geistlichen in Leipzig und in der ganzen evangelischen Kirche beleidigt worden, ja es fänden sich auch hie und da Sätze vor, die der christlichen Religion nachtheilig wären u. Ähnl. Wir müssen seinem Berichte an Manteufel glauben, daß er sich „mit aller Freudigkeit" und „mit vieler Gründlichkeit" vertheidigte. Man lobte seinen Fleiß auf der Universität, versicherte ihn der königlichen Gnade, drohte ihm aber mit der Suspension, wenn er fortfahren würde, die Theologen anzugreifen. Zur Beschwichtigung des Ärgernisses sollte er selbst ein Mittel vorschlagen. Sein Versprechen, bei einer neuen Auflage mehrere Stellen zu ändern oder wegzulassen, befriedigte nicht: es wurde ihm aufgetragen, dieselbe nicht nur dem Dekan der philosophischen, sondern auch dem der theologischen Fakultät zur Censur zu unterbreiten und in einem Programme ausdrücklich zu erklären, „daß die Homiletik den Studenten der Theologie doch nützlich und nöthig wäre, wenn sie gleich die weltliche Redekunst gelernt hätten". Gottsched fügte sich. Seine Abschwörung vollzog er mit so viel Anstand gegen die »droits sacrez de la vérité«, daß selbst Manteufel damit zufrieden war. Als aber die Maßregelung ruchbar ward, ging die „Redekunst" so reißend ab, daß sie bald über den Ladenpreis bezahlt wurde. Die altväterischen

1) Vgl. auch Neuestes I. S. 208.

2) Die hieher gehörige Korrespondenz bei Danzel S. 20 ff.

homiletischen Künste hörten seither auf; 1739 erschien dann die zweite Auflage der Redekunst, in welcher die beanstandeten Stellen fortgelassen waren. [1])

Bei der Verbreitung des Werkes und den Beziehungen Gottsched's zu den Alethophilen in Berlin ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Kabinetsordre Friedrich Wilhelm's I. von 7. März 1739, womit Vorschriften gegeben wurden, „wie die reformierten Studiosi und Kandidaten zum erbaulichen Predigen sollen angeführet werden", mit den homiletischen Reformen Gottsched's in kausalem Zusammenhange stehen. Die Forderungen, die Kandidaten hätten sich bei Zeiten in der Philosophie aus einer vernünftigen Logik als zum Exempel des Prof. Wolfens recht feste zu setzen, sie sollten sich an eine vernünftige, deutsche und überzeugende Art zu reden gewöhnen, nicht hochtrabend und gezwungen, sondern in einem reinen und kurzen Stil, damit sie ihren Zuhörern klare Begriffe im Verstande beibringen, sie sollen nicht immer das ganze Evangelium oder die ganze Epistel erklären, sondern nur Stücke daraus, wobei sie sich der dunklen mystischen Ausdrücke aus den Propheten zu enthalten hätten, u. Ähnl. betreffen gerade jene Punkte, welche Gottsched der herrschenden Predigtart entgegengehalten hatte.

Wer anders als der Probst Reinbeck in Berlin, der Freund Manteufel's, konnte der eigentliche Urheber jenes Reskriptes sein? Er war von dem ganzen Homiletenstreite gewiß aufs genaueste unterrichtet, ja der Graf machte Gottsched sogar den Vorschlag, die verfehmten Stellen nach Berlin zu senden, wo sie wenige Wochen nach dem Erscheinen der verstümmelten „Redekunst" mit einer satirischen Vorrede im Drucke erscheinen sollten. Gottsched ging darauf nicht ein. Wenn man aber ein Aufhebens davon gemacht hat, auf einem um wie viel höheren Standpunkte in dieser ganzen Angelegenheit der Herr Graf stand, so ist das einfach lächerlich. Ein Professor, dem mit der Suspension gedroht wurde, konnte sich freilich nicht so leichten Herzens darauf einlassen, den Vorgesetzten hinterrücks ein Schnippchen zu schlagen, als der Herr Graf, der in der Lage war, sich bei der Ungnade seines Königs ruhig auf seine

1) III. Aufl. 1743, wo seine eigenen Beispiele durch fremde ersetzt sind, wie bei der „Crit. Dichtkunst. IV. Aufl. 1750; V. Aufl. 1759.

Besitzung „Ohnesorg" (Sansouci) zurückzuziehen; und um eine Idee, bei der die Klugheit zu schweigen und der Mann von Charakter und Überzeugungstreue — wie die bekannten Göttinger Sieben — seine Existenz hinzuwerfen die Pflicht hat, handelte es sich hier wahrlich nicht. Es muß dies hervorgehoben werden, weil auch die Briefe Manteufel's, der sonst ein fein gebildeter und einsichtsvoller Mann war, in dieser Beziehung von einer gewissen Vornehmthuerei nicht frei sind, und weil man Gottsched auf Grund derselben zu den zweifelhaften Tugenden, die ihn ohnehin zieren, ungerechter Weise auch die der Feigheit zugesellt hat. Ganz richtig antwortete er Manteufel, als dieser ihn auf den Schutz Friedrich Wilhelm's verwies: „Der König in Preußen wird sich meiner nicht annehmen, wenn man mich in Sachsen drücken wird, ohne mir zu sagen, warum" (26. Sept. 1739).

Wenige Wochen nach dem Erscheinen der Kabinetsordre war Manteufel in Leipzig. Reinbeck hatte inzwischen den Auftrag erhalten, für eine entsprechende Homiletik Sorge zu tragen; das kam dem Grafen, der den Theologen gern einen Streich spielen wollte, sehr gelegen. Er besprach mit Gottsched den Plan, die beanstandeten Sätze unverändert beizubehalten, ihnen aber zum Schutze der Anonymität des Verfassers eine andere Ordnung zu geben und sie mit anderen Beispielen zu beleuchten. Das königliche Rescript sollte in der Vorrede abgedruckt und im Texte »locis congruis« citirt werden. Um das Buch nicht auf den Gebrauch seitens der reformierten Kandidaten zu beschränken, wurde nicht nur fast auf alle Reden Reinbeck's, sondern auch die des lutherischen Oberhofpredigers Marperger verwiesen und den Katholiken zuliebe Regeln und Beispiele aus Erasmus, Fenelon, Fléchier und Bossuet herbeigezogen. Reinbeck schrieb die Vorrede, in welcher der homiletische Theil der Gottsched'schen Redekunst lobend erwähnt wird. Das Ganze wird seitens Gottsched's als tiefes Geheimnis gehütet; es sollte im Texte der Schein erweckt werden, als ob der Verfasser ein Geistlicher wäre, ja die „geschickte Freundin und Gehülfin" mußte sogar die Reinschrift besorgen, welche bogenweise nach Berlin geschickt wurde, wo die beiden Freunde noch hie und da änderten und ergänzten. Nachdem Manteufel noch viele Bedenken Gottsched's glücklich bekämpft hatte, erschien endlich die Homiletik unter dem Titel: „Grund-

Riß einer Lehr-Arth ordentlich und erbaulich zu predigen nach dem Inhalt der Königl. Preuß. allergnädigsten Cabinets-Ordre vom 7. Martii 1739 entworffen, nebst Johann Gustav Reinbeck's ꝛc. Vorbericht und kurtzer Einleitung, wie eine gute Predigt abzufassen sey". Berlin zu finden bey Ambrosius Haude 1740[1]). Das Buch hatte großen Erfolg. Berühmte Theologen, wie Baumgarten in Halle, haben mit Zugrundelegung desselben ihre homiletischen Vorlesungen und Übungen gehalten; es ist öfter neu aufgelegt worden und hat in der That eine Besserung der barbarischen Predigtart herbeigeführt[2]).

Zahlreiche Mitglieder der Gottsched'schen Rednergesellschaften verpflanzten den neuen Geschmack als Geistliche und Lehrer durch ganz Deutschland und bei dem Umstande, als es der Meister verstand, sich den Einzelnen persönlich zu nähern, hat er sich denn auch ein Heer ergebener Anhänger geworben, welches ihm noch zu einer Zeit treu blieb, als er auf den Höhen der Parnasses längst keine Freunde mehr zählte.

Außer den Schlesiern Rosenberg, Pantke, dann Jonathan Heller, Senior des Ministeriums zu Danzig, Joh. Andr. Cramer, Löwe, Generalsuperintendent in Gotha, welchen Gottsched durch Vermittelung Manteufel's später als Hofprediger nach Dresden bringen wollte, sind besonders zwei berühmte Kanzelredner aus der Gottsched'schen Schule namhaft zu machen: Melch. Gottl. Minor und Friedr. Wilh. Jerusalem. Des Ersteren „Stimmen der Ewigkeit"[3]) genossen bereits in den dreißiger Jahren ein hohes Ansehen. Jerusalem leuchtete schon durch seine Übungsreden den Genossen als Muster voran; seine erste Predigtensammlung von 1745 wurde in Gottsched'schen Kreisen mit großer Genugthuung begrüßt,

---

1) Es bedurfte nicht der weitläufigen Beweisführung Danzel's, um Gottsched's Autorschaft für dieses Buch festzustellen. G. hat sich später selbst an mehreren Stellen öffentlich zu demselben bekannt. Vgl. z. B. Weltweisheit, Vorrede.

2) Vgl. Schuler, Geschichte der Veränderungen im Geschmack im Predigen II. Th. S. 155 ff.

3) Melch. Gottl. Minor's „Stimmen der Ewigkeit in verschiedenen Predigten". Breslau 1737; II. Th. Bresl. 1752 (mehrere Aufl.)

und Manteufel übersetzte sogar einige derselben ins Französische[1]), denn man wollte die Ausländer überzeugen, „daß Deutschland auch seine Tillotsohns und Bourdalonen besitze."[2]) Jerusalem's Predigten weisen gegenüber denen Mosheim's einen entschiedenen Fortschritt auf; was ihnen an gelehrtem Beiwerk gebricht, ersetzen sie vollauf durch größere Sachlichkeit und philosophische Tiefe. Tief zu sein, war zwar nicht Gottsched's Art; das Talent des Schülers mußte auch hier das Beste thun, aber gleichwohl darf nicht vergessen werden, daß der Meister immer auf das Leben hingewiesen und zu philosophischer Gründlichkeit ermahnt hatte.

Auch auf diesem Gebiete sollte durch Übersetzungen gewirkt werden. Als Muster galt Jakob Saurin, Pastor im Haag. Schon 1734 wurden einige seiner Passionspredigten von Joh. David Steinmüller übersetzt; im nächsten Jahre nahm A. Rosenberg die übrigen Predigten in Angriff und lieferte bis 1746 sechs Theile, die von Gottsched ihrer sprachlichen Reinheit wegen dem „homiletischen Schlendrian" gegenüber angepriesen wurden.[3]) Namentlich muß aber der fruchtbaren Wirksamkeit des Konrektors zu Gera Joh. Daniel Heyde gedacht werden. Er war Mitglied der nachmittägigen Rednergesellschaft, begann seine Wirksamkeit für die deutsche Litteratur mit einer Übersetzung der Satiren des Persius (1738), wandte sich aber dann der französischen Predigt-Litteratur zu. So lieferte er Massillon's sämmtliche Predigten in 15 Theilen, die des Daniel Superville, des Bourdaloue in 14 Theilen, das Lafitau, W. v. Sègand, Torne u. A. Im Anschlusse an Gottsched's Handbuch erschienen eine Reihe von Lehrbüchern,[4]) bis er sich später selbst entschloß, für Gymnasien die

1) Six Discours prononcées en Allemand par Mr. J. F. W. Jerusalem, traduit par un Anonyme (Manteufel). Leipz. 1748.

2) Vgl. Büchersaal III. S. 96.

3) Vgl. Büchersaal III. S. 33 ff.

4) Joh. Georg Lindheimer's Kurzer Inbegriff der Redekunst zum Gebrauche akadem. Vorlesungen. Helmstädt 1747. Als Auszug des G.'schen Werkes (vgl. „Büchersaal" S. 189) erweist sich: Joh. Christ. Dommerich's ꝛc. Anweisung zur wahren Beredsamkeit, zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben. Lemgo 1747. II. 1750; dann Friedr. Chr. Baumeister's, des Gymn. zu Görlitz Rectors, Anfangsgründe der Redekunst in kurzen Sätzen abgefaßt. Leipz. u. Görl. 1754.

„Vorübungen der Beredsamkeit" und für die Universität eine „Akademische Redekunst" zu bearbeiten[1]). Allein auch auf diesem Gebiete hat er seine achtungswerthen Leistungen durch geradezu läppische Äußerlichkeiten selbst herabgesetzt. Schon in der „Redekunst" macht er darauf aufmerksam, der Redner müsse eine wohlgebildete Gestalt haben, er dürfe weder lahm noch höckericht, weder blind noch einäugicht oder schielend sein; hat er aber eine ansehnliche Länge und eine angenehme Gesichtsbildung, so sei es desto besser für ihn. Indessen sehen wir aus der Vorrede, mit der er des Geheimen Rathes F. Wilhelm von Eisenberg Redesammlung begleitete[2]), daß es ihm hiebei auf eine gewisse Reklame ankam, mit der er die deutsche Rede auch in Hofkreisen einzubürgern gedachte. Er unterscheidet hier dogmatische Reden, die, weil es bei denselben auf Beweisgründe ankomme, namentlich den Gelehrten zufallen, und Hof- oder Komplimentirreden. Für diese aber sei nur ein Hofmann geschickt, denn bei ihm könne man ein edles und erhabenes Gemüth, einen lebhaften und freien Vortrag, ein gutes äußerliches Ansehen, artige und anständige oder wohl gar prächtige Kleidung, eine Mundart, die nach den Manieren der galanten Welt eingerichtet ist, und endlich ein großes Ansehen in der Welt vermuthen und wirklich antreffen. Gottfr. Christ. Freiesleben lieferte zu dieser Redensammlung ein Sachregister und Anmerkungen, und die beiden Geheimen Räthe setzten auf den Titel: „sammt einer Vorrede des weitberühmten Tit. Herrn Professoris Gottscheden zu Leipzig". In der That war auch auf diesem Gebiete das Ansehen des sog. Diktators unangefochten.

Wesentlich anders gestaltete sich Gottsched's Stellung auf dem Gebiete der Poetik und Kritik. Da er seine „Critische Dichtkunst" als eine „Aristotelische" und daher als abschließende Leistung be-

1) „Vorübungen der Beredsamkeit zum Gebrauch der Gymnasien und größern Schulen, aufgesetzt von Joh. Christ. Gottscheden." Leipz. Breitkopf. 1754; II. Aufl. 1756; III. Aufl. 1764; IV. Aufl. 1775.

2) Des Hochfürstlichen Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Geheimen Rathes Herrn Friedr. Wilh. Eisenberg Cypressenzweige auf Fürstliche und Adliche Grüfte gestreuet oder Reden bey dergl. solennen Leichenbegängnissen gehalten sammt einer Vorrede des weitberühmten Tit. Herrn Professoris Gottschedens zu Leipzig. Altenburg. Richter 1738.

trachtete, so verwaltete er in den „Beiträgen" sein Kunstrichteramt im Wesentlichen allerdings auf Grund der in seinem Geschmackscodex aufgestellten Regeln. Gleichwohl kann nicht behauptet werden, daß er seit 1729 auf diesem Gebiete keine Fortschritte gemacht hätte; es fehlte ihm aber allerdings sowohl die Fähigkeit wie der Muth, die besseren Einsichten schärfer zu präcisiren und aus ihnen fruchtbare Konsequenzen zu ziehen. So findet sich von der Auffassung der Dichtkunst als eines Nebenwerkes für müßige Stunden in seinen Schriften seit den dreißiger Jahren keine Spur mehr, ja es treten sogar schon Anzeichen dafür auf, daß er den Gesichtspunkt des moralischen Nutzens in der Poesie, ohne denselben freilich zu leugnen, in den Hintergrund drängte[1]). Auch in einzelnen Fragen erweiterten oder modificirten sich seine Ansichten; der Antrieb hiezu ging jedoch fast immer von einem seiner zahlreichen Gegner aus. An Einsprüchen gegenüber seiner Theorie und seinen kritischen Urtheilen hat es nämlich zu keiner Zeit gefehlt. Nicht nur die „Dichtkunst", sondern auch die flüchtig redigirten „Beiträge" mit ihren einander oft widersprechenden Urtheilen und Lehren gaben hiezu genügende Veranlassung[2]).

Einen unversöhnlichen Gegner hatte Gottsched an Joh. Fr. Christ[3]) in Leipzig. Bei aller Gegensätzlichkeit hatten beide Kollegen manches Gemeinsame. Ihre Geistesbildung ging mehr ins Breite als ins Tiefe; Christ war nicht nur Philolog, Archäolog, sondern auch Historiker, Germanist, Dichter. Er begegnet sich mit Gottsched in der Werthschätzung des deutschen Alterthums und der Philosophie, als der Grundlage für die schönen Wissenschaften, in dem Gedanken, die Schätze des klassischen Alterthums in den Dienst der Erziehung des deutschen Volkes zu stellen, in der Betonung der Mustergiltigkeit antiker Formen wie nicht minder in der Methode, die Geschmacksbildung zunächst mit Hilfe von Übersetzungen zu verwirklichen. In den »Noctes academicae« (1729) hatte er mehrere Anakreontische Lieder in lateinische Distichen übertragen und hiebei

1) Vgl. z. B. „Beiträge" III. S. 612.

2) Nicht einmal die Orthographie war konsequent. Vgl. die gewundene Vertheidigung G.'s in „Beitr." IV. S. 589.

3) Vgl. über ihn: Dörffel, J. F. Christ. 1878; Er. Schmidt, Lessing S. 40 ff.

verschiedene lateinische und französische Übersetzungen mit dem Originale verglichen. Ganz denselben Vorgang beobachtete Gottsched bei der Veröffentlichung seines Versuches einer Übersetzung Anakreon's in reimlose Verse[1]; auch er zog die Vergleichung zum Beweise des Fortschrittes der neueren Übertragung heran. Daß er wahrscheinlich zu seinen Versuchen geradezu durch Christ angeregt wurde, geht ferner aus den Worten hervor, mit denen dieser sein Vorwort zu den Noctes academicae geschlossen hat[2].

Allein schon 1732 kam es zum Zusammenstoße. Christ hatte eine Sammlung lateinischer und deutscher Gedichte erscheinen lassen und in der Vorrede Vorschläge über Verbesserung der Poesie gebracht[3]. Dies war nun schon an sich ein Eingriff in Gottsched's forum competens. Dazu kam aber noch, daß der Verfasser nicht eben schmeichelhaft von dem Zustande der deutschen Poesie urtheilte. Gottsched's Antwort war gereizt und anzüglich[4]. Er hob die einzelnen Differenzpunkte zwischen seiner und Christ's Ansicht hervor, vertheidigte auch seinen Standpunkt, ohne ihn aber in der Folge festzuhalten. Gleich an die Spitze der Vorrede hatte Christ, der bekanntlich an seinen eigenen Gedichten oft jahrelang feilte, die Forderung nach sorgfältiger und wiederholter Ausbesserung der Dichtungen erhoben. Der Angriff war gegen die litterarische Fabrikation der deutschen Gesellschaft gerichtet, weshalb sich denn Gottsched hinter das Walten der dichterischen Naturanlage verschanzte und darauf hinwies, daß es mit der „Mühe" nicht abgethan sei, daß oft bei allem „Künsteln, Bessern und Flicken" nichts als unangenehme Geburten zuwege gebracht würden. Trotzdem er später selbst nach der Feile rief, hat ihm diese Bemerkung doch bei den Schweizern den Titel eines Beschützers der „Schmierbler" eingetragen.

---

1) Vgl. Beiträge II. S. 152 ff.

2) Vgl. Danzel, Lessing I. 75. Daß G. wirklich weitere Versuche, vielleicht eine vollständige Übersetzung Anakreons in reimfreie Verse in Aussicht nahm, machen die 3 Stücke wahrscheinlich, welche Schwabe nebst jenen aus den Beiträgen in die Sammlung von 1736 aufnahm, S. 639 ff.

3) Joh. Frider. Christii Variorum carminum silva cum praefacione de rectius constituendis rei poeticae inprimis Theotiscae rationibus. Lipsiae 1733.

4) Vgl. Beiträge II. S. 210 ff.

Noch einseitiger als Gottsched vertrat Christ in der Kritik den Standpunkt der Reinigkeit. Abgesehen von den zahlreichen grammatischen Nörgeleien, denen er in seinen Schriften großen Spielraum gönnte, existirte bei ihm die durch die Mundarten bedingte Färbung des Hochdeutschen nur beim Pöbel; er forderte demnach unbedingte Reinheit der Reime, während Gottsched damals noch an dem Standpunkte der deutschen Gesellschaft festhielt und landschaftliche Besonderheiten gestattete, insofern sie mit Zeugnissen der besseren Litteratur gestützt werden konnten. Mit wahrer Zähigkeit wahrten die Provinzen dies ihnen zugestandene Recht, so daß z. B. die „Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens" die mundartliche Färbung geradezu verlangen, wenn sie in einer Recension über Gottfr. Ephr. Müller's Gedichte, die 1736 in Leipzig erschienen waren, tadelnd bemerken: „In Reimen folget er so gar nicht der schlesischen Mundart, daß wir fast gezweifelt, ob er uns zugehöre"[1]). Damals freilich (1737) hatte Gottsched schon seine freiere Auffassung aufgegeben, wobei neben seinen Einheitsbestrebungen in der Sprache auch Christ nicht ohne Einfluß gewesen sein dürfte.

Auch seine Ansichten über den Werth der Reime wurden konservativer. Das einseitig aufgefaßte Princip der Naturnachahmung forderte die Reimlosigkeit als Ideal der Dichtung; aber gerade im Drama, wo dieser Standpunkt noch die meiste Berechtigung hatte, wurde derselbe durch Anwendung des gereimten Alexandriners zuerst außeracht gelassen. Es mag dies nur eine Rücksicht auf das Herkommen und die französischen Muster gewesen sein, denn noch 1732 spricht sich Gottsched nicht nur bei theatralischen Gedichten für Abschaffung der „verdrüßlichen Reime" aus[2]), sondern verwirft sie in einer Rede, mit der er den Freiherrn Christ. Ludw. v. Seckendorf begrüßt hatte[3]), so ohne jede Einschränkung und mit Berufung auf die Schweizer, daß die Auffassung nahe genug lag, er wolle die Reime

1) Vgl. a. a. O. 1737. S. 32. 2) Vgl. „Beitr." I. S. 99, und ähnlich noch 1734 und 1735: „Beitr." III. S. 292 und S. 160.

3) Vgl. „Reden u. Ged." a. a. O. S. 54 ff. Die Rede selbst wurde zwar 1728 gehalten; daß G. bei der Veröffentlichung die starken Stellen nicht änderte, beweist aber, daß er im wesentlichen noch 1732 auf demselben Standpunkte war. Hier ist auch (S. 60) eine Probe in reimlosen Alexandrinern. Vgl. auch Beiträge II. 223: „Am besten wäre es, wenn wir gar nicht reimen dürften".

ganz abschaffen. Auf diese radikalste Äußerung hin folgt ein Schwanken. Die Entschiedenheit, mit der Collega Christ für die Reime eingetreten war, mag ebenso mitgewirkt haben wie der Umstand, daß er durch Scheibe, Krebs, Mitzler und seine Frau den musikalischen Fragen näher getreten und damit auch zu einer gerechteren Würdigung der musikalischen Momente in der Poesie gelangt war. Schon 1734 mußte er eine reimlos verfaßte Ode „auf vielfältiges Widersprechen der Freunde" wieder mit Reimen verbrämen (an Bodm. 3. Juni 1734), ein Beweis, daß es eine Partei gab, welche dieselben als ein der Poesie angemessenes Schönheitsmoment auffaßten. Die Frage bildete denn auch in der deutschen Gesellschaft den Gegenstand lebhafter Erörterungen, und in der Vorrede zu den „Oden und Cantaten" (1738) trat Gottsched seinem früheren Gewährsmanne Lamotte direkt entgegen; er übersetzte dessen »libre eloquence, ou Ode en prose«, fügte auch jene Ode de la Faille's bei, welche Lamotte zur Bekräftigung seiner Ansicht in ungebundene Rede übertragen hatte, und zeigte nun, indem er den ganzen Streit in drei Fragen theilte, daß allerdings auch in Prosa dasselbe Feuer, dieselbe Lebhaftigkeit und Erhabenheit erzielt werden könne als in Versen, daß es zweitens leichter sei, sich in „freier Schreibart" auszudrücken, daß aber drittens derartige Gedichte keine Oden seien, weil in diesem Begriffe das Merkmal des nach einer Melodie gesungenen Liedes liege. Anders seien die Heldengedichte zu beurtheilen, bei denen das Wesen in der Fabel liege. Übrigens wären diejenigen Dichter desto höher zu schätzen, welche Vernunft und Reim ohne Nachtheil der Sprache in ein gutes Vernehmen bringen könnten. In der an diese Auseinandersetzung sich knüpfenden Kontroverse mit Manteufel[1] nahm er, weil er es hier mit Überwindung eines Vorurtheiles zu thun hatte, freilich wieder einen schrofferen Standpunkt ein; allein aus seinen kritischen Machtsprüchen geht hervor, daß er damals schon den gereimten Gedichten — ceteris paribus — einen Vorzug einräumte[2]. In der Folge bewies er nur noch

1) Vgl. Danzel, G. S. 29.

2) Vgl. die Vergleichung zwischen Pyra's und Schwarzens Vergilübersetzung, wo es sich also um ein Epos handelte (Beitr. V. 89 ff.). Antoniewicz, Schlegel's Schriften. 1887. S. 23, vermuthet also nicht richtig, daß erst El. Schlegel auf den veränderten Standpunkt G.'s Einfluß nahm.

hinsichtlich des Lustspieles eine Abneigung gegen den Reim; hier dürfe, weil nur Bürger, Knechte und Mägde handelnde Personen sind, außer dem Silbenmaße sonst nichts Gleißendes oder Gekünsteltes vorkommen; wenn er den Reim auch nicht geradezu ausschließt, so zieht er doch reimlose Verse nach dem Muster der Engländer und der Italiener des XV. Jahrhunderts vor[1]).

Auch hinsichtlich des Versmaßes war Christ, der in Allem nachdrücklicher auf die Antike hinwies, mit Gottsched nicht einverstanden. So verlangte er z. B. eine Versetzung der jambischen Sechsfüßler mit Spondäen, während Gottsched anfangs für reine Jamben eintrat. Freilich stimmten die von Christ beigebrachten Beispiele nicht mit den von ihm aufgestellten Regeln, aber während May diese antikisirenden Vorschläge einfach als Grillen bezeichnete (8. Mai 1735), räumte Gottsched doch den „rauhen Versmachern" das Zugeständnis ein, daß in einem sechsfüßigen Verse höchstens zwei, aber in keinem Falle unmittelbar auf einander folgende Spondäen angebracht werden dürfen. Gegen die von Christ geforderte Cäsur mitten im dritten Fuße des jambischen Sechsfüßlers hatte er sich zwar immer verwahrt, allein El. Schlegel versuchte auf Anrathen „eines gelehrten Professors hiesiger Akademie" jambische Sechsfüßler mit einer Cäsur „mitten im dritten Fuß nach Art der Griechen und Lateiner" für die Komödie zu verwenden[2]), während Käſtner beim „gesetzten Schritt" des„ ernsten Verses" verblieb und für Beibehaltung des Reimes eintrat, weil er darin einen Ersatz für das dem Deutschen abgehende „künstliche Silbenmaß" der Alten erblickte[3]). Es ist keine Frage, daß Gottsched, der in der Critischen Dichtkunst die Nachahmung antiker Metra im Deutschen für möglich erklärt hatte, dieser Formfrage gerade unter dem Einfluße Christ's in der Folge größere Beachtung schenkte. Auf die schüchterne Probe reimloser Hexameter[4]) folgten die oben angeführten anakreontischen Ver-

1) Vgl. Crit. Dichtk. II. A. S. 706; dazu ibid. III. A. S. 404, wo er ebenfalls zugesteht, „daß ein wohlgemachter und noch dazu gereimter Vers desto mehr Anmuth habe."

2) Daß hier Christ gemeint ist, bemerkt J. H. Schlegel. (El. Schl. Werke III. S. 71.)

3) Vgl. Käſtner, Werke. 1841. II. S. 89 („Über die Reime").

4) Vgl. Crit. Dichtk. I. A. S. 311 ff.

suche (1733), hierauf einige reimlose Stücke im II. Bande der Gesellschaftsschriften (1734)[1], dann der Anfang der Ilias in reimlosen Hexametern (1737)[2] und 1742 adonische und phaläcische Verse, sogar ein Versuch in Distichen[3]. In dem poetischen Praktikum hat Gottsched schon aus didaktischem Interesse zu derartigen Übungen angeregt. So ahmte Rost, als er noch sang: „Schneidet in die zarte Rinde Unsrer Linden Unsres Gottsched's Namen ein", lateinische Versmaße nach[4], namentlich aber wurde die Sapphische Strophe nach dem Muster des Passionsliedes „Herzliebster Jesu" mit mannigfachen Veränderungen nachgebildet, wobei sich z. B. Pitschel, weil er in einer später in den Belustigungen veröffentlichten Ode den Daktylus in den zweiten Fuß gesetzt hatte, die Mißbilligung Gottsched's zuzog.

Christ's deutsche Poesien fanden bei Gottsched keine Gnade. Er anerkannte wohl ihre Gedankenfülle, meinte aber, der Verfasser hätte in den lateinischen Gedichten den rechten Geschmack der Alten besser erreicht als in den deutschen. Ganz unberechtigt war dies Urtheil nicht. Mußte Christ schon von der Philologenzunft den Vorwurf hinnehmen, daß seine Latinität buntscheckig und dunkel sei, so forderte das schwerfällige, altfränkische Deutsch noch mehr zum Widerspruche heraus. Schon in der nächsten Schrift[5], in welcher Christ die Aufgaben bezeichnete, die für die Gelehrsamkeit, besonders die Geschichte, noch zu lösen rückständig seien, gab er seinem Ärger über jene Kritik Ausdruck. An gelegentlichen Ausfällen hat es übrigens auf beiden Seiten auch später nicht gefehlt.

Selbst Gottsched's „liebes Brüderchen", Joh. Georg Bock in Königsberg, fügte sich nicht der Geschmacksdiktatur. Seine beiden akademischen Schriften: De pulchritudine carminum (Königsberg

1) Vgl. a. a. O. Ausg. 1742: S. 137 ff., 279 ff., 497 ff.

2) Vgl. Crit. Dichtk. II. A. S. 359, dann in III. A. das Vaterunser (S. 394).

3) Vgl. a. a. O. S. 398 395. (Übersetzung des VI. Psalms).

4) Vgl. die Probe bei Schmid, Nekrolog der deutschen Dichter 1785, S. 438.

5) Derelicta litterarum in spatiis quaedam praesertim quod ad historiam simul exacta peregrinatione praelectiones in academia Lipsiensi ab se instituendas memorat J. F. Christ. Lipsiae 1735.

1733) enthalten eine Reihe von Protesten gegen die Leipziger Regeln. Abgesehen von dem wärmeren Eintreten für die Beibehaltung des Reimes, von der stärkeren Betonung der Einbildungskraft und der geringeren Schätzung des Verstandes bei den Eigenschaften des Dichters, betont er den Gebrauch nachdrücklicher Wörter, legt ein größeres Gewicht auf die Tropen und gestattet dem Dichter sogar, in Anwendung hyperbolischer Wörter etwas auszuschweifen; dieser dürfe im Ausdrucke die Natur sogar zu übertreffen scheinen, weshalb es ihm denn auch erlaubt wäre, sowohl neue Wörter als Redensarten zu bilden, wenn der vorhandene Schatz nicht ausreiche. Bock war Gottsched im richtigen Gefühle für Poesie entschieden überlegen. Er verwarf unter anderem die Regeln über die Ordnung der Gedanken; so dürfe man z. B. nicht daran festhalten, daß das Epos mit einer Anrufung beginnen müsse, sonst verhindere man den freien Schwung der Gedanken und ersticke die Lebhaftigkeit des Dichters; es sei ungereimt und pedantisch, denselben nach den Vorschriften der Alten einschränken zu wollen, denn die Exempel derselben machten nicht allemal eine Regel, und ihre Vorschriften seien nicht immer Gesetze der Vollkommenheiten.

Auch mit dem Satze, daß die Fabel die Seele der ganzen Poesie sei, habe Gottsched mehr einen Vertheidiger des Alterthums abgegeben als die Sache ernstlich abgehandelt. Bock deducirt: Dasjenige, ohne welches ein Ding sein kann, was es ist, gehört nicht zur Vollkommenheit und Schönheit dieses Dinges. Nun kann aber ein Gedicht ohne eine Fabel vollkommen und schön sein, also gehört die Fabel nicht zur Schönheit. Gottsched schickt hiegegen einen seiner Schüler, wahrscheinlich *Schwabe*, zu Felde[1]), denn die Entgegnung bringt nichts als einen Hinweis auf das vierte Kapitel der „Critischen Dichtkunst" mit der herzlich matten ironischen Wendung, die wichtigsten Stücke der Dichtkunst seien *wohl vermuthlich* Komödien, Tragödien und Heldengedichte. In der Anmerkung aber wird Bock imputirt, er habe die Regeln und guten Exempel der Alten unter den poetischen Unrath werfen wollen, worauf die bissige Bemerkung folgt, es sei viel leichter und bequemer, die Alten unter dem Vorwande, als ob sie nichts taugten,

1) Vgl. Beitr. III. S. 316 ff.

zu verwerfen als sie zu lesen und sich mit ihren Schönheiten bekannt zu machen.

Bald darauf erschien Baumgarten's bekannte Dissertation »De nonnullis ad poema pertinentibus« (Halle 1735)[1]. Gewiß hat Gottsched in der bescheidenen Abhandlung damals noch nicht den ersten Schritt zu einer Entwickelung gesehen, die seine Kreise stören sollte, aber daß die Hamburger Berichte die Schrift schon 1736 mit besonderen Lobeserhebungen anzeigten und so kühn waren zu behaupten, sie sei das Allererste, so man auf eine mathematische Weise in dieser Materie verfaßt finde, war doch auch gewiß keine Anerkennung von Gottsched's Diktatur. Es dauerte nicht lange, so zeitigte die Wirksamkeit Baumgarten's ihre Früchte. Einer seiner Schüler, der Gottsched seinen „Versuch einer philosophischen Abhandlung von dem Mittelmäßigen in der Dichtkunst" einsendet, geht von den Begriffen und Sätzen jener Dissertation aus, und trotzdem er nebenbei auch dem Leipziger Professor sein Lob ertheilt, muß er sich in den Anmerkungen, mit welchen dieser die Abhandlung begleitet, doch den Vorwurf schwülstiger Schreibart gefallen und den Rath ertheilen lassen, sich mehr das ruhige und erwärmende Feuer Virgil's und Horazens als die wilde und prasselnde Wacholdergluth Lucan's und Claudian's zum Muster zu nehmen[2].

Die größte Auktorität genoß Gottsched natürlich auf dem dramatischen Gebiete, aber selbst hier wurden zu jeder Zeit abweichende Anschauungen geltend gemacht. Selbst in der Jenenser Gesellschaft hatte man gegen den „Cato" so Manches auf dem Herzen. In der von Stolle an Gottsched gesandten Kritik wird die unorganische Bindung der Scenen getadelt, das ungünstige Verhältnis der Hauptcharaktere (Cäsar zu Cato), welches die tragischen Affekte nicht aufkommen lasse, sowie endlich die Nichtbeachtung der historischen Quellen bei der Katastrophe des Cato. Die Entgegnung Gottsched's ist dem alten Rüstzeug entnommen; nur anläßlich des letzten Punktes tritt er mit solcher Entschiedenheit für das Recht der Poesie ein, von der Geschichte abzuweichen, wo es ein Erfordernis des

1) Sie hat mit Bock's Dissertationen so viel Gemeinsames, daß die Vermuthung nahe liegt, Baumgarten sei durch Bock nicht unwesentlich beeinflußt worden. 2) Vgl. „Beiträge" VII. S. 242.

ästhetischen Eindruckes sei oder durch die besonderen Zwecke der Tragödie geboten erscheine, daß man sich versucht fühlen könnte, in diesem Punkte einer freieren Auffassung und Fortentwickelung zu begegnen. Aber im Gegentheile! Die Ausstellung hat nur dazu beigetragen, daß er den schon in der Critischen Dichtkunst eingenommenen Standpunkt nur noch engherziger wahrte[1]), was sich in der Folge nicht nur bei der Begründung seiner Beurtheilungen, sondern vornehmlich bei seinen eigenen Produktionen zeigte.

Nachdrücklicher noch war der Widerspruch, den er durch Ludw. Friedr. Hudemann erfuhr. Bekannt ist dessen vorübergehende Parteinahme für die Oper; allein auch über das Wesen der Poesie hat er in der Vorrede zu seinen Gedichten[2]) im Anschlusse an Lamotte und die Richtung der Modernen Ansichten verfochten, die in entschiedenem Gegensatze zu denen Gottsched's standen. Den eigentlichen Zweck sah er nicht im Belehren, sondern im Gefallen. „Die Poesie", sagt er, „ziehet das Angenehme allem andern, sogar dem trockenen Wahren vor, und es gereicht ihr zu keiner Schande, daß ihr die nackte Wahrheit nicht gefällt." Als besondere Dichterkräfte werden von ihm die Sinnlichkeit und die Phantasie bezeichnet. „Alles Erschaffene steht ihr gleichsam zu Gebote, und nichts kann ihren kühnen Ausschweifungen ein Ziel setzen." Hieraus folgert Hudemann, daß die Weltweisen mit ihren strengen logischen Schlüssen auch Feinde der Poesie sein müßten: „Werden die Sinnen so sehr durch sie belustiget, daß sie daher das menschliche Herz, welches an allem Sinnlichen gern größtes Belieben findet, mit Gewalt einnimmt, so kann es nicht anders sein, es muß der Zorn dieser Feinde der sinnlichen Vergnügungen heftig rege werden. Süße Verwirrungen, welche die Schlüsse der Vernunft entkräften, müssen diesen strengen Richtern ja im höchsten Grad mißfallen." Daher sei es auch dem Verstande unmöglich, das Wesen ihres feurigen Vortrages nach der Schärfe zu beurtheilen. Hieraus folgt ihm aber auch im Gegensatz zu Gottsched, daß man sich gar nicht zu

1) Vgl. oben S. 165.

2) Ludew. Fr. Hudemann's Proben einiger Gedichte und poetischen Übersetzungen. Denen ein Bericht beygefüget worden, welcher von den Vorzügen der Oper von den Tragischen und Comischen Spielen handelt. Hamburg bey Kissner 1732.

bestreben habe, ein Poet zu werden, weil ohne ein besonderes Naturell kein Fleiß, wie groß er auch sei, einen Dichter mache. Aus diesen Gründen ging Hudemann in seiner gegen Gottsched gerichteten Vertheidigung so weit, daß er der Oper vor den regelmäßigen Tragödien und Komödien den Vorzug gab. Die in derselben vorkommende, oft ausschweifende Liebe scheint ihm ein würdigerer Affekt als die in den Tragödien vorgestellte Ehrbegierde, weil uns zu jener die Natur selbst bewege, zu dieser aber ein „heftiger und aus einem tollen Wahn entstehender Zwang, den man sich anthut". Man sieht, wie Gottsched mit seinen eigenen Waffen bekämpft wird. Der Begriff der Natur enthielt für Andere eben mehr als nur das Merkmal nüchterner Verständigkeit. In formaler Beziehung erhebt Hudemann Einspruch gegen die Alexandrinertragödie, weil die Personen derselben in einem immerwährenden einförmig langen Silbenmaße fortreden, das auf die Länge den Ohren höchst beschwerlich falle.

Gottsched veröffentlichte hierauf seinen Cato und antwortete in den Beitägen[1]) nach seiner Art ausweichend und ohne die Streitpunkte festzuhalten. Auf die Grundfragen über das Wesen der Dichtkunst ging er gar nicht ein; er stellt sich, als ob Hudemann nur die Haupt- und Staatsaktionen bei der Beurtheilung der dramatischen Dichtung im Sinne gehabt hätte, und will nicht bemerken, daß auch sein Cato von den Einwürfen betroffen wird. Mit anerkennenswerther Virtuosität begiebt er sich auf das ihm geläufige Feld der Bekämpfung der Oper, ohne indeß hier irgend etwas Neues vorzubringen.

Ein Punkt jedoch hat ihm in der That zu denken gegeben. Da er in der Critischen Dichtkunst von Schrecken und Mitleid als den Zwecken der Tragödie nur ganz flüchtig, ohne jede Erläuterung und Begründung gesprochen hatte, so erhob Hudemann, dem das Vergnügen der oberste Zweck der Poesie war, mit Recht die Frage, wozu man denn nöthig hätte, schreckhafte und traurige Stunden erst zu erkaufen, da man doch in der eigenen Kammer Gelegenheit genug habe, umsonst zu zittern und zu trauern. Gottsched citirte hierauf zur Erklärung des tragischen Vergnügens eine damals gangbare Lukrezstelle, in welcher als Quelle der tragischen Lust das

1) Vgl. Beitr. III. S. 268 ff.

antipathetische Gefühl bezeichnet wird, welches uns bei fremdem Unglück beschleicht[1]). Es war dies freilich ein Gemeinplatz der Poetik, auf dem sich schon seine deutschen Vorgänger tummelten[2]), allein er war hiemit doch der Affektenlehre näher getreten. Fragt man nämlich auf Grund der Darstellung in der Critischen Dichtkunst nach dem tragischen Vergnügen, so kann man es wie Scaliger nur in der Belehrung finden (ex quacunque disciplinae adeptione). Die Affekte wurden von ihm durchaus nur als im Dienste des Verstandes und der Moral stehend aufgefaßt[3]). Noch in der Erwiderung auf die Jenenser Recension des „Cato" nennt er als tragische Affekte Bewunderung, Liebe, Hochschätzung und Mitleiden; Hudemann gegenüber kommt er zum ersten Male auf die Katharsis zu sprechen. Was er hierüber vorbringt, ist freilich in keiner Weise fördernd, allein es ist zu beachten, daß er wie später Lessing die gangbaren Auffassungen der Franzosen, welche mehr die zufälligen moralischen Wirkungen der Tragödie berücksichtigten, bei Seite ließ. Auch in dieser Frage hatte er mit Corneille, der in der Reinigung auf Grund falscher Übersetzung (τοιούτων παθημάτων = semblables passions) ein Mäßigen und Ausrotten derjenigen Leidenschaften des Zuschauers sah, durch welche der Held des Stückes ins Unglück geräth, gar nichts gemein[4]). Wenn er sagt, die tragischen Gemüthsbewegungen befördern die Zufriedenheit des Standes, darin man sich befindet, sie stillen die Ungeduld vieler Leute in ihrem Unglück, welches sie für unerträglich halten würden, wenn sie nicht sähen, daß es anderen Leuten vor ihnen noch viel unglücklicher gegangen, sie befördern endlich die Großmuth und Standhaftigkeit in allen harten Zufällen[5]), so ist das Alles aus Dacier entnommen;

1) »Suave mari magno, turbantibus aequoris ventis
Et terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.«
G.'s Erläuterung hiezu S. 299.

2) Vgl. Borinski a. o. O. S. 260. 3) Vgl. oben S. 115.

4) Vgl. auch oben S. 130. Ferner übersetzte Corneille den Aristotelischen φόβος mit crainte, während G. nach Dacier überall an dem Ausdrucke „Schrecken" (terreur) festhielt, der in Deutschland selbst von Lessing bis zu dessen grundlegenden Erörterungen in der Hamb. Dramaturgie gäng und gäbe war.

5) Vgl. Beitr. III. S. 302.

während dieser aber, verführt durch die Auktorität Corneille's oder, wie Lessing annimmt[1]), weil ihm der Nutzen der Tragödie bei dieser Erklärung zu gering erschien, auch eine Reinigung der übrigen Leidenschaften annahm, schränkte Gottsched die Katharsis auf Schrecken und Mitleid ein. Ebenso stimmte er dem Urtheile Conti's im Bodmerschen Briefwechsel (1736) bei, welcher es mißbilligt hatte, daß die französische Tragödie mehr auf das Erhabene und die Erregung der Bewunderung als auf Schrecken und Mitleid sehe. Ausführlicher geht Gottsched in einer Polemik gegen Le Clerc, welcher jede moralische Wirkung der Tragödie geleugnet und gerade in der öfteren Wiederholung der Affekte ein Hindernis für die Heilung derselben erblickt hatte, auf die Frage ein[2]). Vor allem betont er, daß es sich bei der Katharsis nach Aristoteles nicht um Aufhebung, sondern nur um Mäßigung von Schrecken und Mitleid handeln könne. Die psychologische Erklärung für diesen Vorgang scheint er aus Heinsius entnommen zu haben, auf welchen Opitz nachdrücklich hingewiesen hatte. Wie man im gewöhnlichen Leben, meint er, schreckhafte und furchtsame Leute nicht besser zurecht bringen könne, als wenn man sie öfter durch allerlei Kleinigkeiten erschrecke, so wird auch der Zuschauer, der die großen Unglücksfälle der Könige und Helden mit ansieht, erschreckt, daß es solch' schreckliche Zufälle des Lebens giebt, von denen er sich in seinem Privatstande nichts hätte träumen lassen, und dadurch künftig gesetzter, wenn es ihm selbst nicht nach Wunsch gehe. In derselben Weise beruhe auch das Mitleid auf einer derartigen Angewöhnung[3]). Als Fortschritt selbst über die Auffassung Corneille's und Dacier's hinaus muß nach alledem die Thatsache bezeichnet werden, daß Gottsched die rohe Abschreckungstheorie, welche von den Franzosen zur Erklärung des Zweckes der Tragödie festgehalten wurde, endgiltig fallen ließ. Wenn er sich nun aber auch dadurch, daß er die Katharsis auf Mäßigung von Schrecken und Mitleid einschränkte, Lessing's Auffassung näherte, so kann hieraus freilich nicht geschlossen werden, daß er sich die Frage begrifflich klargelegt hätte. Thatsache ist nur, daß er von nun ab neben den Einheiten auch die Erregung der

1) Vgl. Lessing, Werke VII. S. 381.
2) Vgl. Beitr. VI. S. 531 ff. 3) Ibid. S. 599.

Affekte, welche er gelegentlich als Erfordernis der dramatischen Regel ausgab, betonte. Der neu gewonnene Gesichtspunkt wird für den Charakter der Schaubühne von Bedeutung; wie wenig Gottsched im Stande war, ihn theoretisch zu durchdringen, beweisen die beiden einschlägigen Stellen, durch welche die dritte Auflage der Critischen Dichtkunst erweitert wurde [1]).

Wie Gottsched durch Hudemann zu einer größeren Beachtung der Affekte in der Tragödie geführt wurde, so knüpfte sich an den Widerspruch, welchen Joh. Fr. v. Uffenbach, ein Freund des gemaßregelten Joh. Ad. Hoffmann, in der Vorrede zu der „Gesammleten Nebenarbeit erhob [2]), seine veränderte Stellung gegenüber der Oper. Uffenbach hatte nicht nur die Regel von der Einheit der Zeit und des Ortes angefochten, sondern Gottsched geradezu „gänzliche Unwissenheit" in musikalischen Dingen vorgeworfen und die Deklamationen der Alexandriner-Tragödie eine „hergeschlapperte Rede" genannt. Er hielt ihm entgegen, daß die wider die Opern vorgebrachten Gründe nicht das Wesen der Gattung, sondern nur die entarteten Erscheinungen derselben träfen. Gottsched's Entgegnung [3]), die sich auf die bekannten Grundsätze von der Wahrscheinlichkeit und Naturähnlichkeit stützte, barg jedoch eine Reihe von Zugeständnissen, so z. B., daß die schlechtformirten Charaktere sowie die Fratzen und Zoten, wie aus dem in Dresden aufgeführten „Cajus Fabricius" gesehen werden könnte, nicht das Wesen der Opern beträfen. Es gab sich hiemit eine mildere Auffassung kund, welche dann in der Vorrede zum zweiten Theile der „Schaubühne" (S. 37) ihren konkreten Ausdruck fand, wo er mit Berufung auf Mitzler's musikalische Bibliothek die Möglichkeit einer Säuberung und Verbesserung der Opern zugab. Konnte er sich auch rühmen,

1) Vgl. a. o. O. S. 91: „Dadurch (Erregung der Affekte) suchet man die Leidenschaften der Zuschauer zu reinigen." Dann (S. 712) sucht er die Gemüthsbewegungen beim „Oedipus" zu analysiren: „Durch seine guten Eigenschaften erwirbt sich Oedipus die Liebe der Zuschauer; und da er seine Laster unwissend, ja wider Willen begeht, so beklagt man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl sehr unglücklich wird, so bedauret man ihn um desto mehr; ja man erstaunet über die strenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungestraft lassen."

2) „Gesammlete Nebenarbeit" in gebundenen Reden u. s. w. nebst einer Vorrede von der Würde der Singgedichte. Hamburg 1733.

3) Vgl. Beiträge III. S. 603 ff.

seinen Gegner Hudemann bekehrt zu haben[1]), da dieser seine Muse in der That mit einer Übersetzung von Racine's Phädra der tragischen Dichtkunst zu widmen begann, so war doch in dieser Frage thatsächlich Gottsched der theilweise Bekehrte. Noch im II. Bande der „Beiträge" hatte Ludwig der Bekämpfung der Oper eine radikale Fassung gegeben, die zu Gottsched's Ansicht nun nicht mehr stimmte. In dem Aufsatze: „Versuch eines Beweises, daß ein Singespiel oder eine Oper nicht gut sein könne"[2]), sagte der Verfasser: „Wollte man auch die Opern ebenso ordentlich und regelmäßig vorstellen als die Trauer- und Lustspiele, wollte man alle Veränderungen und Maschinen des Schauplatzes verwerfen: o, so würde doch die einzige Musik, als welche der wesentliche Theil derselben ist, den lehrenden Eindruck verhindern". Dagegen sind Gottsched's Angriffe von nun ab nur gegen den Unfug des Opernwesens gerichtet. So untersuchte er in der einleitenden Abhandlung zu Schwabe's Antilongin die drei ersten Akte von Postel's „Iphigenia" und wies in den „Beiträgen" an einer Reihe der bekanntesten Opern die Unnatur derselben nach, aber gegen die Musik an sich hat er nichts mehr einzuwenden, wenn er ihr als Kunst auch offenbar noch immer eine untergeordnetere Stellung einräumte. Das Wesen des Menschen war und blieb ihm durch die Vernunft ausgefüllt; die im Reiche der Töne ausbrechende Gewalt der Gefühle hielt er nicht für ebenbürtig, aber dem Zauber der Musik konnte auch er sich nicht verschließen. Nachdrücklich betont er, daß er kein Feind der Musik sei, vielmehr sehr gerne gute Stimmen singen höre, aber charakteristisch für ihn ist es, wenn er fortfährt: „Man muß ja aber dasjenige weit höher schätzen, was einen Menschen als einen Menschen, das ist insoweit er Vernunft hat, zu ergötzen fähig ist als das, was nur die Ohren zu kützeln vermögend ist, die ein Mensch mit den meisten Thieren gemein hat"[3]). Von nun ab versucht er das

1) Vgl. Crit. Dichtk. II. A. S. 727 ff., wo G. auch erzählt, Uffenbach habe ihn begrüßen lassen; hieraus und aus dem Umstand, daß sein Gegner nicht erwidert hat, schließt er, „daß der Unterscheid ihrer Meinungen voritzo so groß nicht mehr sein wird."

2) Vgl. Beiträge II. S. 648. Daß Ludwig der Verf. des Artikels war, theilt G. erst in der III. Aufl. der Crit. Dichtk. S. 771 mit.

3) Vgl. Beiträge III. S. 611. Vgl. auch VI. S. 485, wo eine Abhandlung über die Oper aus Muratori übersetzt wird.

Problem einer Verbindung von Musik und Poesie zu lösen. In der II. Auflage der Critischen Dichtkunst will er zunächst den „großen Herren", welche nun einmal an großen Solennitäten und Lustbarkeiten hängen, eine Konceſſion machen (S. 729 ff.). Er weist hier auf die prächtigen Aufführungen regelmäßiger Tragödien hin, auf die Begleitung derſelben mit Musik und Tänzen, die aber zwiſchen den Aufzügen eingeſchaltet werden ſollen. Natürlich wird die Aufführung ſeines „Cato" auf der Braunſchweigiſchen großen Schaubühne als erſtes Beiſpiel aufgeführt. Allein er wird noch gnädiger und geſtattet, falls noch nach mehr Musik und mehr Vorſtellungen Bedürfnis wäre, „künſtliche Ballete nach Art der alten Griechen und neuern Franzoſen", wobei er auf Meneſtrier's Abhandlung: Des Ballets anciens et modernes selon les règles du theâtre verweist. Berlin habe, wie die Beſſer'ſchen Gedichte beweiſen, bereits den Anfang gemacht. Die Tänze ſollten allegoriſch ſein; damit aber der Zuſchauer ihre Bedeutung begreife und nicht „hieroglyphiſche Figuren" vor ſich habe, wird dem Poeten die Aufgabe zu theil, den Hauptfiguren zuweilen auch gewiſſe, theils zum Sprechen, theils zum Singen beſtimmte kurze Verſe in den Mund zu legen. Wenigſtens alſo ſollte die Poeſie nicht zur Darſtellung des Unſinnigen und Unvernünftigen mißbraucht werden. Bald aber trat er, worauf ſeine muſikaliſch gebildete Frau gewiß nicht ohne Einfluß geweſen ſein dürfte, der Frage ernſter entgegen. In jenen Vorſchlägen war der Poeſie nur eine ganz untergeordnete Rolle zugedacht. Seit Scheibe in ſeinem Critiſchen Muſikus auch die Musik nach „vernünftigen Regeln" zu beſprechen begonnen, ſetzte ſich bei Gottſched die Anſchauung immer mehr feſt, daß Dichtkunſt, Beredſamkeit und Musik denſelben kritiſchen Regeln unterworfen ſeien,[1]) und er ſuchte daher nach einem Kunſtwerk, welches durch die einheitliche Verbindung von Musik und Poeſie die Würde der letzteren ungeſchmälert bewahren, zugleich aber die ſinnloſe Oper verdrängen ſollte. Was Gluck ſeit dem Beginne der ſechziger Jahre und dann ſpäter Richard Wagner auf eine in der Kunſtgeſchichte epochemachende Weiſe löſten, das hat die deutſche Profeſſorin, die ſogar theoretiſch-muſikaliſche Studien betrieb und ſelbſt

1) Vgl. Büchersaal II. S. 195.

komponirte[1]), nach Angabe ihres Mannes und unter Beihilfe Mitzler's, der sich damals noch in Leipzig befand, bereits versucht. Mögen nun auch jene genialen Schöpfungen mit diesem schülerhaften Probiren in keiner Weise objektiv zu vergleichen sein, beiden liegt doch ein und dieselbe Triebkraft zugrunde: der gegen den italienischen Geschmack sich regende deutsche Kunstsinn, der, weil er der Verstandeskräfte nicht entbehren kann, den Menschen viel allseitiger faßt und daher selbst in der Oper inneren dramatischen Zusammenhang fordert. Das musikalische Drama, wie es Gottsched anstrebte, konnte freilich schon darum nicht verwirklicht werden, weil, abgesehen von der Dichtung der Formfrage, auch jene tieferen Gefühlselemente abgingen, welche gerade die Bindeglieder zwischen Poesie und Musik bilden. Gottsched, der Dichter, scheint unter der Voraussetzung, daß ja auch die Musik den Vernunftregeln unterworfen sei, der letzteren keinerlei besondere Zugeständnisse gemacht zu haben. Er besprach die Angelegenheit mit den „Musikverständigen" Leipzigs, trat aber auch mit Scheibe in Verbindung, der in der Bekämpfung der herrschenden Oper sein eifrigster Parteigänger war und schon am Schlusse des ersten Theiles seines Critischen Musicus Verbesserungsvorschläge für die Oper gemacht hatte[2]). Um was es sich bei Gottsched's Projekten handelte und welchen tieferen Einblick der Musiker in die ganze Frage hatte, mag aus dem von Hamburg aus an Gottsched gerichteten Brief Scheibe's hervorgehen: „Ich habe schon in Copenhagen angefangen, dem Vorschlage wegen der Oper nachzudenken. Nun will ich es vollends untersuchen und etwa eine Probe machen. So viel melde voraus, daß ich es noch zur Zeit vor unmöglich halte, weil sowohl die Versart als auch die Verbindung der Gedanken in der Tragödie sich nicht so leicht zur Musik werden anwenden lassen, als man wohl glaubet. Vornehmlich wenn man eine freye, ungezwungene und natürliche Music machen soll. Eine solche Music kann aber niemals dasjenige seyn, was sie seyn soll, wenn sie

1) Vgl. Gottschedin, kleinere Ged. 1763. S. 178; andere Compositionen blieben ungedruckt. Joh. Fr. Gräf in Braunschweig und Hofrath v. Mitzler widmeten ihr musikalische Schriften.

2) Vgl. z. B. Joh. Ad. Scheiben's „Critischer Musicus". Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Leipz. Breitkopf 1745. St. VI.

nicht zugleich auch die Regeln der Music und des sogenannten musicalischen Geschmackes beweist. Solches aber wird solange in der ordentlichen Tragödie unmöglich seyn, wenn man nicht verschiedene Verse und ganz abgesonderte Sätze hat, die man ohne Zwang in den Arien gebrauchen kann" (29. April 1741). Trotzdem will er den Gedanken noch nicht aufgeben, die Sache weiter überdenken und dann eine Probe machen. Wie wir später erfahren (21. Aug. 1741), ist dieselbe jedoch mißglückt. Von jetzt ab wird aber Gottsched's Haltung den Opern gegenüber, insofern sie „vernünftig" sind, viel duldsamer. Im Jahre 1746 begrüßt er sogar die Oper Il Sogno di Scipione (In Berlino 1746) „als einen rechten Phönix unter den Singspielen". Es war ganz in seinem Sinne ein heroisches Drama mit lauter Helden und Gottheiten, edlen Gedanken und „anständigen Ausdrücken". Die allegorischen Personen, das Glück, die Standhaftigkeit ꝛc., verletzen seinen gesunden Menschenverstand nicht, weil sie Scipio nur im Traume erscheinen. Hiebei forderte er, daß in den beigegebenen deutschen Übersetzungen der Texte die Arien in reimfreie Verse übertragen werden sollen, wovon er selbst eine Probe gab. Scheibe aber hat in der Vorrede zu seiner Oper „Thusnelde" (1749) von der Möglichkeit und Beschaffenheit guter Singspiele gehandelt und hier alles beigebracht, was aus dem Gottsched'schen Gedankenkreise für die Musik überhaupt verwerthbar war.

Daß die Opern, über deren Niedergang sich Gottsched schon 1729 freute, in den dreißiger Jahren fast ganz verschwanden, wird in der II. Auflage der „Dichtkunst" getreu registrirt. Außer dem Leipziger und Hamburger Operntheater waren nun auch die zu Halle, Braunschweig, Weißenfels und an anderen kleinen fürstlichen Höfen bestehenden eingegangen. Während die italienische Oper besonders in Hamburg fortbestand, konnte Gottsched i. J. 1741 das völlige Verschwinden der deutschen mit Triumph verkünden. Ohne Zweifel war hiebei sein Einfluß maßgebend gewesen; allein auch diese Erscheinung ist nicht allein das Resultat seiner Diktatur. Die Kraft seiner Beweisgründe würde gewiß nicht ausgereicht haben, wenn das theatralische Bedürfnis der gebildeten Kreise durch die gereinigte Schaubühne nicht seine Befriedigung gefunden hätte, und wenn die Verstandesbildung des deutschen Volkes nicht gerade damals in

stetigem Wachsen begriffen gewesen wäre, als die Oper durch ihre Naturwidrigkeit und innere Hohlheit immer tiefer sank.

Im Jahre 1734 begannen die Feindseligkeiten mit dem Breslauer Arzte Christian Ernst Steinbach. Dieser hatte in Leipzig sein Wörterbuch drucken lassen und Gottsched beschuldigt, er hätte den Titel desselben verhunzt und statt Lexicon Latino-Germanicum eigenmächtig Germanico-Latinum drucken lassen; auch in der Zueignungsschrift wäre über seine Veranlassung bei den dem Kaiser beigelegten Prädikaten das Wort „unüberwindlich" ausgestrichen worden. Derartige Willkürlichkeiten entsprachen durchaus Gottsched's Charakter; ob er gerade hier schuldig war, ist nicht festzustellen. Daß sich Steinbach nicht mit einem einfachen Proteste begnügte, sondern die ganze kritische Thätigkeit seines Gegners schon 1734 angriff, beweist eine Korrespondenz der Neufränkischen Zeitung aus Breslau, in welcher eine Schrift: »Criticomastix oder Geisel aller Spötter" ꝛc. von „Laxantio Schmieraliophilo" satirisch angezeigt wird[1]). Der Verfasser, heißt es hier, ziehe besonders über die Monatsschriften los; diese wären die lernäische Schlange, die so viel Gift auf die gelehrte Welt ausgespieen, als sie Köpfe gehabt habe. Vollends aber hätten die „Beiträge" dem Fasse den Boden ausgeschlagen, „indem auch die größten Männer als Lohenstein und Ziegler u. a. m. darin nicht geschonet würden". Steinbach's Angriffe auf die „Beiträge"[2]) erklären den ans Lächerliche grenzenden Ärger, mit dem nun Gottsched gegen ihn und seine schlesischen Landsleute loszog. Eine Recension über die 1735 erschienene Ausgabe der Günther'schen Gedichte[3]) verallgemeinerte den Streit. Zwar betrafen die positiven Ausstellungen nicht den Dichter, sondern den Herausgeber, wenn Gottsched die geschmacklose Auswahl, die ungeschickte Anordnung, die Sorglosigkeit in der Aufnahme pöbel- und zotenhafter Stellen u. s. w. rügte; allein einzelne Bemerkungen waren geradezu gegen die Schlesier gerichtet. Ungemessene Selbst-

1) Vgl. a. o. O. St. VIII. S. 118. Die Beziehung des fingirten Namens Laxantius Schm. zum ärztlichen Berufe Steinbach's liegt auf der Hand. Derartige Witze begegnen öfter. Daß noch andere Stellen auf ihn zielen, geht aus Stoppe's Brief hervor. Vgl. Danzel G. S. 99.

2) Ob und wo dieselben gedruckt sind, vermag ich nicht anzugeben.

3) Vgl. Beitr. IV. S 106. ff.

liebe und unleidliche Empfindlichkeit in Rücksicht auf die poetischen Ehren ihrer Vergangenheit wird ihnen vorgeworfen und am Schlusse eine lächerliche Drohung ausgesprochen, welche wieder beweist, wie tief damals die Motive für die litterarische Kritik in persönlichen Beziehungen wurzelten. Wenn man sich werde rächen wollen, heißt es hier, so werde man nicht nur Hoffmannswaldau's Gedichte, sondern auch Lohenstein's Trauerspiele, ja sogar seinen „Arminius" in den neuen Auflagen kritisiren und die Stärke der heutigen gesunden Vernunft an ihnen versuchen. Das Steinbach'sche Wörterbuch aber konnte schon deshalb, weil es scheinbar eine Aufgabe löste, zu welcher Gottsched erst spärliche Vorarbeiten eingeleitet hatte, bei diesem keine Zustimmung finden. Hiezu kam die offenbare Begünstigung der schlesischen Litteratur, die Hervorhebung und Rechtfertigung provinzieller Eigenthümlichkeiten und vor allem der Umstand, daß der Vorredner des Werkes kein anderer als der Hofpoet König war, welcher es sich auch nicht hatte entgehen lassen, den Ruhm der Sprachdiktatur wenigstens zu schmälern. So machte er auf die sprachlichen Bemühungen des 16. Jahrhunderts aufmerksam und hob mit deutlichem Hinweis auf die Leipziger hervor: „Man kann den Schweizern, den Schwaben und den Rheinländern den Ruhm nicht abstreiten, daß sie die ersten gewesen, die hierinne einen Versuch gewaget haben". Schwabe, der die Recension über das Wörterbuch für die „Beiträge" lieferte[1]), betonte daher auch nachdrücklich die nothwendige Einheit der Sprache und deckte neben einzelnen anerkennenden Bemerkungen die Lückenhaftigkeit und Unzulänglichkeit des Werkes auf. Gottsched scheint in der That einen geordneten Feldzug gegen die Schlesier geplant zu haben, denn am 31. Juli 1737 sandte Kopp eine recht ungünstige Beurtheilung der berühmten Günther'schen Ode auf den Prinzen Eugen, welche auch in die „Beiträge" aufgenommen wurde[2]), und die gelegentlichen Anzapfungen mehrten und verschärften sich so, daß selbst die „Gelehrten Neuigkeiten", welche ganz im Sinne Gottsched's gegen das „Übermeistern" der Einbildungskraft loszogen und die Poesie nur dem mittleren Alter für angemessen erklärten, den Ruhm Schlesiens zu hüten begannen, da er „ihm bisher in anderen Ländern schon gar

1) Vgl. Beitr. IV. S. 190 ff. 2) Vgl. a. o. O. V. S. 63 ff.

sehr streitig gemacht worden"; daß z. B. der gepriesene Lohenstein zum Midas gemacht wurde, dem Apollo Eselsohren angesetzt hätte, wurde als ein Schimpf empfunden, der sogar Stoppe's Mißbilligung erregte[1] (25. Juni 1738). Es ist daher glaubwürdig, daß Steinbach von seinen Landsleuten zur Abwehr aufgefordert wurde; zu seinen Bundesgenossen konnte er aber vor allem die Dresdner Kreise zählen.

Da es trotz aller Bemühungen Gottsched nicht gelungen war, König in Dresden zu versöhnen, so versuchte er es ab und zu in den „Beiträgen", einige Ausfälle gegen ihn zu unternehmen. So wird von der „verkehrten Welt", welche früher alles Lob erfahren hatte, jetzt geurtheilt, sie sei noch eine Frucht der Opernbühne gewesen, zum Theil aber aus dem Théâtre de la foire entlehnt[2]). Schärfer sind die Ausfälle gegen ihn in den Neufränkischen Zeitungen, wo unter anderem von der Ober-Elbe ein Werk angekündigt wird: Harlequinologia, d. i. Unterricht und Beweis von dem unentbehrlichen Zierate eines Schauspieles in der Person des Harlekins und dessen herrlichen Eigenschaften: Allen Verehrern dieses Lustigmachers zum Nachdenken und zur wohlwollenden Warnung sich vor den gefährlichen Lehren des guten Geschmackes zu hüten . . von Michel Magsdochen[3]). König rächte sich durch Intriguen. So dürfte er der Satire Ludwig's von Hagedorn: „Die Mittel in der gelehrten Welt berühmt zu werden", gewiß nicht ferne gestanden sein. Sie erschien bereits 1736, und obwohl Gottsched nicht ausdrücklich genannt ist, so passen die dort aufgeführten kleinlichen Mittelchen so genau auf seine litterarische Praxis, daß es nicht zu wundern ist, wenn die Schrift später in der Schweiz gesucht und beliebt war[4]); konnten ja doch schon die Neufränkischen Zeitungen durch die Verhöhnung derselben den Ärger der betroffenen Kreise schlecht verhehlen[5]). Am

1) Vgl. Danzel, G. S. 99. 2) Vgl. Beitr. III. S. 289.

3) Vgl. a. o. O. St. IX. S. 143. „Mags doch!" soll ein stereotyper Ausspruch König's gewesen sein.

4) Vgl. Eschenburg, Hagedorn V. S. 40. Die Angabe in der Anmerkung, daß die Schrift 1740 erschienen sei, ist indeß nicht richtig. Mir liegt eine Ausgabe von 1736 vor; möglich, daß 1740 eine neue Auflage veranstaltet wurde, denn noch 1760 erschien ein Abdruck im I. Bande des Hamburgischen Gemeinnützigen Magazins. 5) Vgl. a. o. O. letztes Stück, S. 187 ff.

Hofe in Dresden blieb wohl nur der Freiherr von Löwendal, welcher sich im Streite der Neuber's mit Müller auf Seite der ersteren stellte und sich 1737 beim Leipziger Rathe um Zuweisung eines Platzes zu einer Schaubude für dieselben verwendete, Gottsched wirklich wohlwollend gesinnt. Andere Hofleute wie auch die Theologen haben ihm unter der Maske wohlwollender Objektivität immer Demüthigungen gewünscht und womöglich bereitet. Bekannt ist die Gesinnung des Grafen Brühl, dessen Privatsekretär Heinecken im Jahre 1737 litterarische Rücksichtslosigkeiten gegen Gottsched veröffentlichte. In seiner Übersetzung Longin's[1]) stellte er sich schon dadurch auf einen selbständigen Standpunkt, daß er zur Erläuterung Beispiele lebender Dichter heranzog. So werden Lohenstein Triller, Hanke, Picander tadelnd, Haller, Hagedorn und Richey lobend angeführt, während der sogen. Diktator sowohl als Theoretiker wie als Dichter die herbste Verurtheilung erfährt: In der Critischen Dichtkunst habe er die Franzosen ausgeschrieben und sei nicht einmal über die besten gerathen; seine Eintheilung der Schreibart sei ein Mischmasch ohne Eintheilungsgrund, seine Ode auf Karl VI. dunkel und undeutlich, die Quodlibets, eine deutsche Erfindung, wären „bei uns dergestalt gäng und gäbe geworden, daß auch Lehrer, so kritische Regeln zu schreiben sich nicht entblöden, dergleichen Arten von Reime schmieden, die schlechterdings nach ihren seltsamen Regeln keinen Verstand in sich enthalten dürfen"[2]). Wie tief dieser Hieb saß, beweist Gottsched's Vertheidigung, in welcher er dem Vorwurf des „Ausschreibens" mit dem Hinweis auf seine reiche Quellenbenutzung begegnete und die Ausstellungen des Gegners als diktatorische Machtsprüche bezeichnete[3]).

König's Einfluß scheint übrigens auch in Hamburg noch nicht wirkungslos gewesen zu sein, wo er einst, wie Gottsched an Bodmer berichtet, „zum Könige der Poeten gekrönet worden". Richey und Brockes konnten in Leipzig nicht auf große Anerkennung rechnen,

1) Dionysius Longin vom Erhabenen. Griechisch und Teutsch. Dresden 1737. II. Aufl. 1742.

2) Vgl. a. o. O. S. 319, 321, 354. Dazu G.'s Redekunst S. 338, Crit. Dichtk. S. 289.

3) Vgl. Crit. Dichtk. II. A. Vorw. Bl. 4, Beitr. V. S. 108, die Vertheidigung gegen den Vorwurf des „Mischmasch" ibid. S. 126.

denn sie hatten es in der Gattung verfehlt. Eine Recension der „Beiträge" spricht dies unumwunden aus: „Des Herrn Brockes Gedichte sind schön, denn sie ahmen natürliche Sachen lebhaft nach. Diese Nachahmung aber ist nur die geringste Gattung und daher ist auch die davon entspringende Schönheit in der Poesie nur die geringste". Friedr. Hagedorn, ein ruhiger und maßvoller Beurtheiler fremden Verdienstes, kam bald nach seinem anerkennenden Briefe über die „Critische Dichtkunst" hinter Gottsched's Schwächen, abgesehen davon, daß er von seinem Bruder Ludwig Nachrichten aus unmittelbarer Nähe erhielt. Wenn er auch aus persönlicher Rücksicht eine Recension des „Cato", welche „voller Anzüglichkeiten und Personalissima" war, unterdrückte, so bewies er doch durch seine eigene Anzeige des berühmten Originaldramas[1]), daß er den Muth hatte, selbständige kritische Urtheile zu fällen. Und noch weniger war es Gottsched mit den Brüdern Liscow gelungen. Von der Anbahnung des Verhältnisses war schon die Rede. Dasselbe bewegte sich aber durchaus nur in den Schranken konventioneller Höflichkeit. Zwar flunkert Gottsched gelegentlich mit seinen journalistischen Verbindungen in Hamburg; aber es ist mit ihnen nicht weit her. Die Philippi-Affairen waren und blieben die einzigen Bindeglieder. Der jüngere Bruder Joachim Friedrich muß als Redakteur des „Correspondenten" dem journalistischen Kollegen in Leipzig natürlich ein gewisses Entgegenkommen zeigen, und wenn er ihm das Kompliment macht: „Die Poesie und Beredsamkeit ist E. H. den Flor, in welchem sie itzo stehet, einzig und allein schuldig, die Metaphysic und Vernunft-Lehre verspricht sich von E. H. gleiche Vortheile," so ist wohl anzunehmen, daß darin auch ehrlich gemeinte Anerkennung der Verdienste lag, aber zu gemeinsamem Handeln wollte es nicht kommen. Gottsched sandte nur einen einzigen Aufsatz gegen Heumann in Göttingen, und dieser wurde wegen Raummangels nicht im „Correspondenten", sondern in den „Niedersächsischen Nachrichten" abgedruckt[2]). Der ältere Bruder aber, Christian Ludwig, will von einer Verbindung mit Gottsched vollends nichts wissen. Wie er dessen Aufforderung, einen deutschen Spektator herauszugeben, kühl

1) Vgl. Niedersächs. Nachrichten 1732 Nr. 78. Vgl. Litzmann a. o. O. S. 123. 2) Vgl. a. o. O. 1737 Nr. 40.

aufnimmt, so weisen beide Brüder die Aufforderung, sich als Mitglieder in die deutsche Gesellschaft aufnehmen zu lassen, mit so Verdacht erregenden Ausdrücken der Selbstunterschätzung zurück, daß man dahinter nichts weiter erblicken kann als das, was der Wiener eine „Frotzelei" nennt. Über die deutsche Gesellschaft scheint in jenen Kreisen schon damals die Auffassung geherrscht zu haben, welcher später Hagedorn Ausdruck gab, indem er an Liscow 1739 schrieb: »Vous y trouverez les depositaires de tout l'esprit et de tout le goût des anciens et des modernes qui par une modestie sans exemple se bornent au simple nom de Société allemande«. Die Verbindung dauerte denn auch nur bis in den Jänner 1735; von Christian Ludwig ist überhaupt nur ein Brief erhalten. Allerdings ging dieser bald darauf ins Ausland, und Gottsched machte in diesem Jahre seine Reise in die Heimat, um seine Braut zu holen. Allein die eigentliche Ursache der raschen Entfremdung lag darin, daß der Satiriker die Leipziger Litteraten immer unter die „kleinen Geister" gezählt hatte. Die Sitte, wornach in der Gesellschaft jedes neu eintretende Mitglied eine Antrittsrede halten mußte, welche von einem älteren wieder beantwortet wurde, bildete das Motiv für die witzigste aller Schriften Liscow's; auch sonst fehlt es weder in der „Stand- oder Antrittsrede" noch in der Schrift „Von der Nothwendigkeit der elenden Scribenten" an Stellen, deren Beziehung auf die Leipziger Verhältnisse nahe genug lag. Schon Haller holte aus der letzteren Satire ein Citat gegen die „Beiträge", und die Schweizer, welche später Gottsched selbst auf die Liste der „elenden Scribenten" setzten, mögen schon bei der ersten Auflage der Schrift zwischen den Zeilen gelesen haben[1]). Daß man schon i. J. 1735 auch in Leipzig das richtige Gefühl für Liscow's Haltung hatte, verräth ein Bericht May's an Gottsched (8. Mai 1735) über das Erscheinen einer gegen den Harlekin Müller und gegen Philippi

1) Zu wiederholten Malen behaupten später die Schweizer, Liscow habe schon bei seinen ersten Satiren G. im Auge gehabt. Z. B. Bodmer im „Complot": „Er (Lisc.) geißelte die Unbekanntesten, wenn es die Berühmtesten empfinden sollten; Philippi mußte die Schultern darstrecken, wenn Schottgeb (Gottsched) gesündiget hatte." Vgl. Zür. Streitsch St. III. S. 164. Vgl. ferner St. IV. S. 44.

gerichteten Satire, welche den Titel: „Glückauf" führte[1]). Die Neuberin mit ihren Leuten, heißt es hier, werden sehr gelobt. „Wir sind alle wieder dabei. Mosheim und Bürgermeister Lange auch. Nun wird man des Dinges überdrüssig, und wo es Liscow gemacht hat, so bin ich nunmehro gar nicht mit ihm zufrieden; unser ist zwar mit großen Ehren gedacht, aber was soll man sich mit den Narren herumwerfen lassen?" In demselben Jahre wird denn auch, offenbar von May, in den Neufränkischen Zeitungen Liscow dieser seiner Methode wegen angegriffen. Eine Korrespondenz aus Weimar meldet das Erscheinen einer Schrift: „Gründliche Abhandlungen von der unerkannten Vortrefflichkeit der großen Scribenten kleiner Bücher, darin diese höchstnützliche Gattung der Gelehrten wider die liebloſen Urtheile ihrer Feinde wohlmeinend und nachdrücklich gerettet wird. 8. 3 Bogen". Die Anzeige selbst berichtet: „Der ungenannte Verfasser ist durch die sinnreiche Vertheidigung der elenden Scribenten aufgemuntert worden, sich der Nothdurft derer anzunehmen, die von der ekeln und undankbaren Welt jenen auf eine unverantwortliche Art an die Seite gesetzet werden"[2]). Man wußte es also bereits damals in Leipzig, daß Liscow unter der Maske angreife und warf ihm den Fehdehandschuh hin, den dieser indeß erst 1739 in der Sammlung seiner Satiren aufhob.

Im Beginne des Jahres 1735 war auch Haller durch Zusendung der zweiten Auflage seiner Gedichte mit Gottsched, der auf die sprachliche „Reinigung" derselben nicht ohne Einfluß geblieben war, in Verbindung getreten[3]). Aus dem überaus verbindlichen Antwortschreiben vom 22. Oktober 1735 ist bemerkenswert, daß der durch seine Plattheit verrufene Kritiker in Rücksicht auf die neuen und edlen

---

1) „Glück auf! dem Herrn D. Joh. Ernst Philippi . . abgefaßt von Thomas Markewitsch, Carniolano Gesand von Gorizia, den 5. Merz 1735, und gedruckt zu Nürenberg, im April izt gedachten Jahres."

2) Vgl. Neufränkische Ztg. S. 171 ff.

3) Der Brief befindet sich in der Leipziger Sammlung nicht; aus dem Antwortschreiben (abgedr. in Hirzel's Haller a. o. O. S. CXLIX) geht nur hervor, daß Haller unter anderen um Auskunft über den russischen Feldmedicus Schreiber ersuchte, mit dem G. über den Influxus physicus korrespondirt hatte.

Gedanken, auf die starken und nachdrücklichsten Ausdrücke sogar „hier und da die meißnische, oft gedankenlose Zierlichkeit und leichtfließende Innigkeit vermissen will". Trotzdem ferner Haller in seiner Ode „Die verdorbenen Sitten" von May gesagt hatte, daß ihn sein Stern zum Dichten nicht geschaffen habe,[1]) bestimmte Gottsched seinen Verleger, die Gedichte in Kommission zu nehmen, und schickte als Gegengabe seinen „Cato". Haller scheint aber nicht mehr geantwortet zu haben[2]), weil inzwischen eine anfangs wahrscheinlich für beide Theile unliebsame Verstimmung eingetreten war.

Im Jahre 1736 war in Göttingen eine von Neubur redigirte moralische Wochenschrift „Der Sammler" erschienen, die sich mehr als andere Zeitschriften mit litterarischen Fragen beschäftigen wollte; dazu kamen noch Sticheleien auf Cartesius, Thomasius und sogar auf Wolf und Leibnitz; Grund genug für die „Beiträge", über das Konkurrenzunternehmen herzufallen. Frau Gottsched war die Verfasserin des als ein Eingesendet aus Helmstädt bezeichneten Artikels[3]). Nicht ohne Witz wurde in demselben neben anderen Zeitschriften auch „Der Sammler" wegen der unverständlichen Wörter, der elenden Moral u. s. w., vor allem aber wegen der gegen die großen Philosophen gerichteten Spöttereien höchst abfällig beurtheilt. Eben fing man in Göttingen an, auf die litterarischen Erfolge der Leipziger eifersüchtig zu werden. Der Plan zur Gründung einer deutschen Akademie oder Gesellschaft unter königlichem Schutze bestand schon seit 1735. Man dachte hiebei zunächst an Mosheim, auch May oder Steinwehr sollten zugezogen werden. Die Abhängigkeit jeder deutsch-litterarischen Regung von Leipzig mag Haller verdrossen

---

1) Vgl. Hirzel a. o. O. S. CLXXII, dazu die Lesart (A) S. 319. Diese Stelle hatte aber schon vor der Veröffentlichung des May'schen Briefes ihren ausreichenden Kommentar. In dem Hochzeitsgedichte an die Kulmus sagt May: „Allein so weißt Du wohl, was Haller von mir spricht! Sein Urtheil lob ich auch. Denn er betrügt sich nicht" u. s. w. Dazu führt G. in der Anmerkung die Stelle Haller's wörtlich an. Vgl. Gottschedin, kleinere Ged. u. s. w. S. 217.

2) In einem Briefe a. Bodm. lw. 10. Mai 1736 (handschriftl.) spricht G. von einem in in der Michaelsmesse 1735 an Haller durch den Faktor des H. Cotta abgesandten Päckchen, worauf er noch keine Antwort erhalten hätte.

3) Vgl. Beitr. IV. S. 611 ff.

haben; dazu kam, daß er mit Neubur in gutem Einvernehmen stand. Nun gaben damals die Göttinger Gelehrten eine Monatsschrift heraus, welche von L. M. Kahle redigirt wurde, über die aber ein besonderes Kollegium unter der Präsidentschaft Haller's die Aufsicht führte. Das Journal „Abriß von dem neuesten Zustande der Gelehrsamkeit" war der Vorläufer der Göttinger gelehrten Zeitung und hatte gleich anfangs das Mißvergnügen des Rektors Ventzky aus Halberstadt erweckt. Haller hielt diesen um so mehr für den Verfasser jener Kritik über den Sammler, als Ventzky nicht nur als Mitglied der Leipziger Gesellschaft und Parteigänger Gottsched's, sondern auch als eifriger Mitarbeiter der „Beiträge" bekannt war. Im dritten Stück des „Abriß" (S. 266) veröffentlichte nun Haller gegen die „so übel gesittete Stachelschrift" in den „Beiträgen" eine Abfertigung, welche in der Einleitung eine bereitwillige und zutreffende Anerkennung der Gottsched'schen Wirksamkeit enthält. „Wir freuen uns billich", heißt es hier, „daß endlich auch in Teutschland sich Leute finden, die der Sprache Reinigkeit, Zier und Gewißheit zu vermehren suchen. Das Beispiel der französischen Sprache hat erwiesen, daß dergleichen Unternehmungen ihren Nutzen auf ein ganzes Volk, wiewohl langsam, doch endlich ausbreiten können". Das Urtheil war gerecht und traf den springenden Punkt, aber ebenso zutreffend war auch die scharfe Censur über Einzelheiten aus der Kritik über den Sammler. Vor allem mußte es die geschickte Freundin, wenn der Pfeil auch gegen einen anderen gerichtet war, schmerzlich treffen, daß ihr, die in jener Recension mit Kenntnissen aus der englischen Litteratur geflunkert und sich angeboten hatte, den Sammler mit derselben bekannt zu machen, gerade in diesem Punkte Unwissenheit vorgeworfen wurde. Aber am empfindlichsten war es dem Leipziger Musenpaare, daß es in den Schlußsätzen mit Sivers und Philippi in eine Kategorie verwiesen wurde. „Wir wünschen nicht", sagt Haller mit boshafter Anspielung auf Liscow's Schrift, „daß dergleichen Tadler nicht mehr schreiben mögen, daran hindert uns der artige Beweis von der Nutzbarkeit elender Scribenten."

Gleichzeitig erhält Gottsched bestimmte Kunde von dem Verfasser. Es ist Regel: die kleinen Geister bücken sich vor ihm, die großen können sich seinem Einflusse nicht ganz entziehen, aber sie

rebelliren unaufhörlich. Schon am 10. Februar 1738 entschuldigt sich Kahle, „daß jemand eine Vertheidigung des ‚Sammler's' aufgesetzt und ein gewisses Mitglied der berühmten teutschen Gesellschaft angegriffen". „Ich kann daher nicht umhin zu versichern, daß diese Abfertigung wider meinen Willen eingerückt, aber zugelassen werden müssen, weil der Professor Haller als Vorsteher davon ein ordentlicher Mitarbeiter hiesiger Monatsschrift ist, welcher mit Gewalt darauf bestanden, seiner Hände Werk bekannt zu machen." Von diesem Momente an hatte es Haller mit Gottsched verdorben. Die Wirkung der Denunciation Kahle's zeigt sich sofort in dem Wandel der Ansichten Gottsched's über Haller's Gedichte. Schon am 9. Mai desselben Jahres schreibt er an Bodmer: „Ich höre, Herr D. Haller verbessert seine Gedichte und will sie vermehrter ans Licht stellen. Ohne Zweifel werden sie in der Mundart etwas gelinder zum Vorscheine kommen und folglich mehr Beifall erhalten als bisher. Man kann in unseren Gegenden über das Urtheil der Ohren schwerlich siegen, wenn man nicht über viel Vorurtheile weg ist. Die Zahl solcher Leser ist aber allemal sehr klein. Ein wohlklingendes Nichts findet also gemeiniglich mehr Beifall als ein rauhtönendes Original" (9. Mai 1738). Im Vorworte zum XXI. Stücke der Beiträge erhielt dann der „Abriß" von Gottsched eine öffentliche Abfertigung. Wann und von wem Haller den wirklichen Verfasser der angefochtenen Kritik erfahren hat, ist nicht bekannt. Möglich, daß Kahle von Gottsched selbst Aufklärungen erhielt. Erst i. J. 1745 erfuhr Bodmer von Haller selbst den wahren Sachverhalt. Wenn er aber den Zorn Gottsched's und seiner Frau sowie der ganzen Clique lediglich diesem Vorfalle zuschreibt[1]), so ist das offenbar zu weit gegangen. Der Gegensatz zwischen Haller und Gottsched lag doch auch im Wesen ihrer Dichtungen und ihrer Anschauungen von der Poesie begründet.

Fast in jedem Jahre sind neue Auflehnungen gegen Gottsched's Diktatur zu verzeichnen: folgenschwer war der 1737 beginnende Streit über die Virgilübersetzung. Gottsched's Versprechen, den Virgil mit kritischen Anmerkungen herauszugeben, hatte Pyra zu einer ähnlichen Ausgabe einer deutschen Äneis ermuntert. Mit

1) Vgl. Hagedorn's Ww. v. Eschenburg a. o. O. V. S. 198.

einem anonymen Begleitschreiben[1]) schickte er 160 Verse seiner Übersetzung an Gottsched, der sie denn auch veröffentlichte, gleichzeitig aber die elende Probe einer Virgilübersetzung in gereimten Alexandrinern von Joh. Christoph Schwarz an die Seite stellte. Die daran gefügte vergleichende Kritik ist überaus oberflächlich[2]) und selbst vom Standpunkte der Reinigkeit ungerecht. Pyra hatte sich, gestützt auf Gottsched's Auktorität[3]), des achtfüßigen jambischen Verses mit weiblicher Diäresis bedient, allein Schwarzens gereimte Alexandriner erhielten den Vorzug; unter anderem klangen dem Recensenten auch die weiblichen Abschnitte für ein Heldengedicht gar zu matt. Pyra antwortete selbstbewußt[4]). Wenn er bemerkt: „Hätte wohl ein Gottsched, ein Bodmer so vieles, das wider bekannte Regeln läuft, nicht sehen oder billigen können"? so scheint daraus hervorzugehen, daß er in seiner naiven Verehrung für Gottsched diesem die oberflächliche Recension nicht zutraute; doch ist die Stelle: „Nicht große Leute, sondern die Natur muß die Regel geben" immerhin ein Zeugnis dafür, daß der talentvolle Dichter eine Diktatur überhaupt nicht anerkennen mochte. Die in der Vertheidigung beigebrachten Gesichtspunkte von der Lebhaftigkeit, Deutlichkeit, der Bildlichkeit und dem nothwendigen Nachdrucke der Dichtersprache überbieten weitaus das vom Recensenten Beigebrachte. Nichtsdestoweniger setzte Pyra die Korrespondenz mit Gottsched, der sich sogar erboten hatte, sein „Vertheidiger und Lobredner" zu sein, bis zum Jahre 1738 fort[5]), gleichzeitig studirte er aber auch die Schweizer Schriften, besonders Bodmer's „Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes". Die achtungsvolle Erwähnung derselben sowie der öftere Hinweis auf Bodmer mochten Gottsched veranlaßt haben, Schwarz zu einer Entgegnung zu rathen. Sie sollte freilich gelinde sein, fiel aber ebenso läppisch als anmaßend

1) Abgedruckt in meiner Monographie: Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts. 1882. S. 21 ff.

2) Vgl. über den Recensenten Manso, VIII. S. 41 und das Vorwort zu Schwarzens Vergilausgabe, dagegen „Pyra" ꝛc. a. o. O. S. 24.

3) Vgl. „Beiträge" V. S. 330.

4) Ibid. V. S. 328.

5) Vgl. Waniek, „Pyra" a. o. O. S. 43 ff.

aus[1]). Hiemit hörte die Verbindung Gottsched's mit den Hallensern auf, die Gegensätze aber entwickelten sich immer mehr und sollten später noch entschiedener auf einander platzen.

Werfen wir endlich einen Blick auf das Verhältnis zu den Schweizern bis zum Jahre 1738. Als Gottsched nach seiner Erwählung zum Senior der deutschen Gesellschaft sein Augenmerk auf Alldeutschland zu richten begann, suchte er den Frieden mit ihnen; in der I. Auflage der Dichtkunst nannte er daher auch Bodmer an mehreren Stellen mit Auszeichnung. Dieser unternahm dann 1732 den ersten Schritt zur persönlichen Annäherung, worauf sich ein Briefwechsel entwickelte, aus welchem man fälschlich auf eine völlige Übereinstimmung beider Parteien sowie auf eine innere und äußere Unterwerfung der Schweizer unter Gottsched's Diktatur schließen wollte. Thatsache ist, daß sie in dem lebhaften Interesse für die Förderung der Litteratur einen Einigungspunkt gefunden hatten, der für einige Zeit die früheren Streitfragen in den Hintergrund drängte. Sie waren überdies einig in der Unterordnung des Geschmackes unter die Erkenntniskräfte[2]), in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Poesie, in der Bekämpfung der zweiten schlesischen Schule und in der Lobpreisung Opitzens. Dazu kam, daß Gottsched vor der Gründlichkeit der Schweizer im allgemeinen und vor ihrer Überlegenheit in kunsttheoretischen und kritischen Fragen insbesondere eine gewisse Scheu hatte, während diese die Überlegenheit des Leipziger Professors in sprachlichen Dingen ebenso anerkennen mußten wie anfangs seine Verdienste um das Drama[3]). Diese Übereinstimmungen und gegenseitigen Anerkennungen würden aber nicht hingereicht haben, die brieflichen und publicistischen Lobeserhebungen und Versicherungen der Hochachtung zu erklären, wenn nicht gleichzeitig auf beiden Seiten gewichtige litteraturpolitische Rücksichten in Betracht gekommen wären. Gottsched

1) Vgl. „Beiträge" VI. S. 69 ff.

2) So schreibt Bodm. an G. bei Übersendung der Schrift „Von der Natur des Geschmackes": „Eine solche Arbeit wäre allerdings vergeblich, wenn das Schöne nur geschmecket und nicht erkennet würde" (6. Sept. 1736).

3) Der Ausspruch: „Von Ihnen dürfen wir die Einführung der deutschen Tragödie erhoffen" war damals jedesfalls aufrichtig gemeint. Der betreffende Brief ist indeß von Danzel S. 191 irrthümlich ins Jahr 1735 statt 1738 versetzt.

hatte durch seine Stellung wie durch seine Leistungen einen unleugbaren Einfluß in Deutschland gewonnen, er redigirte das verbreitetste und universellste Litteraturblatt, und die Schweizer, welche seit Herausgabe ihrer „Discurse" in den Hintergrund gedrängt worden waren, wollten es mit ihm um so weniger verderben, als ihre Schriften nicht nur in Niedersachsen, sondern auch in Schlesien mit ausdrücklichem Proteste gegenüber der rauhen Schweizersprache aufgenommen wurden. Gottsched hingegen mußte alle Mittel ergreifen, um jede offene Empörung gegen die von ihm erstrebte Diktatur hintanzuhalten, und er fühlte sehr gut, daß ihm von den „Grüblern" über den Bergen Gefahr drohe. Daher lobte er öffentlich, was er später, als die persönlichen Rücksichten nicht mehr in Frage kamen, auf das Schärfste verurtheilte; so rühmt er Bodmer bei der Anzeige seiner Miltonübersetzung, er habe eine solche Stärke unserer Sprache gewiesen, daß man sagen könnte, Milton hätte durch diese Verdollmetschung noch mehr Kraft und Nachdruck gewonnen, als er in seiner Muttersprache besitze, und in der Besprechung des Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmackes erstreckt sich seine Anerkennung sogar auf die schweizerischen Schriftsteller im allgemeinen[1]). Man könne nicht umhin, heißt es hier, es der Schweiz zum besonderen Ruhme zuzugestehen, daß wir derselben schon manches schöne Werk zu danken haben, was theils von der großen Gemüthsfähigkeit ihrer Einwohner, theils von ihrer großen Liebe zu der schönen Gelehrsamkeit deutliche Proben ablege. Besonders werden die Kantone Zürich, Bern und Basel hervorgehoben und die Verdienste Werenfels', Haller's und der Züricher namentlich genannt. Bodmer ist vorsichtiger, indem er mit öffentlichen Urtheilen über die sächsische Litteraturbewegung zurückhält, aber in seinen Briefen übertrifft er Gottsched bei weitem an unwahren Phrasen und heuchlerischem Lob. Hiefür nur ein Beispiel: Am 1. März 1737 wünschte er, Gottsched möge ihm verhelfen, daß er mit der ruhmwürdigen deutschen Gesellschaft, deren Wohlwollen er nur ihm verdanken könne, auf nähere Art verbunden werde. Später (30. Juli 1738) bedankt er sich ganz ergebenst für die „persönliche Wohlgewogenheit" und will es sich nun erst

1) Vgl. Beiträge IV. S. 444 ff.

angelegen sein lassen, sich dieser Wahl würdig zu machen. Dann fährt er fort: „Ich erwarte von der Kraft, welche das Exempel geschickter Vorgänger auf die Gemüther hat, da ein Geist den anderen mit seinem Feuer ansteckt, daß die Ansicht und Nachfolge der muntern Köpfe in besagter Gesellschaft dasjenige bei mir ersetzen werde, was mir an Gaben des Geistes und an Fleiß abgehet." Dies würde nun allerdings eine völlige geistige Unterwerfung nicht nur unter die Diktatur Gottsched's, sondern auch unter die der deutschen Gesellschaft bedeuten. Welchen Werth wir aber diesen Worten beizulegen haben, zeigt am schlagendsten eine Briefstelle Zellweger's an Bodmer vom 17. Sept. 1737: »Parlez avec tant d'abaissement (ou si Vous voulez de mépris) qu'il Vous plaira de la société de Leipzig, Vous ne me persuaderez jamais, que Votre engagement à leur corps ne Vous fasse de l'honneur«. Und am Schlusse: »Ainsi je Vous en félicite de rechef mon cher ami, au risque même de m'attirer de Vos risées«. Es unterliegt keinem Zweifel: Bodmer hatte sich über Gottsched und die deutsche Gesellschaft, um deren Wohlwollen er sich bewarb und denen er in einer die Erfordernisse der Höflichkeit weit überholenden Weise Ausdrücke der Anerkennung und Hochachtung an den Kopf warf, gleichzeitig lustig gemacht und mit Geringschätzung und Verachtung von ihnen gesprochen. Um wie viel anständiger benahmen sich Haller, Hagedorn und Liscow! Eine sittliche Hochachtung kann man vor einer derartigen Doppelzüngigkeit nicht haben, und noch weniger wird man berechtigt sein, wie es Danzel that, auf die gegenseitigen brieflichen Versicherungen irgend welche wissenschaftlich verwerthbare Schlüsse zu bauen. Stärker nämlich als die schon hervorgehobene Übereinstimmung war der mehr oder minder latente Gegensatz beider Parteien. Die nationale Triebkraft, welche Gottsched beseelte, fehlte den Schweizern. Durch die Kultur und Sprache der Engländer, Franzosen und Italiener gebildet, empfanden sie außerhalb der politischen Grenzen Deutschlands weniger die Abhängigkeit vom Auslande. Gleich anfangs hatten sie ihren Blick mehr auf das allgemein Menschliche gerichtet und waren bei dieser Beschränkung dem Wesen der Kunst um so näher getreten, als sie zugleich tiefere

1) Vgl. J. Zehnder, Pestalozzi. 1875. S. 322.

Naturen waren. Die deutsche Sprache war ihnen daher nur zufälliges Mittel und die Sorge um die Ausbildung derselben eine untergeordnete Aufgabe. Während sie ferner bald wahrnehmen mußten, daß Gottsched's Vielseitigkeit zur Verflachung führte, fühlte sich dieser doch als Meister, der die gesammten mit der deutschen Geistesarbeit zusammenhängenden Fäden in der Hand hielt und das Ganze beherrschte, während die Schweizer in seinem Arbeitsplane nur achtbare Specialisten waren, deren Verdienste noch durch die Ungelenkigkeit ihrer Sprache beeinträchtigt wurden. Entscheidender aber waren die in der verschiedenen Geistesanlage Gottsched's und Bodmer's wurzelnden Gegensätze. Wenn dieselben auch erst während des späteren Streites völlig zu Tage traten, so begründete doch die verschiedene Beurtheilung der Phantasierechte in der Poesie schon jetzt abweichende Auffassungen im Einzelnen, so besonders hinsichtlich der Würdigung Milton's und Neukirch's. Es entsprach ganz Gottsched's Absicht, den schlafenden Löwen über den Bergen nicht zu reizen, wenn er bei der Anzeige von Berge's Miltonübersetzung das englische Epos an die Seite der Ilias und Odyssee setzte[1]). Durchaus vorsichtiger als in der ersten Auflage der „Critischen Dichtkunst" sind hier auch seine Ausstellungen bezüglich des Phantasiemomentes im verlorenen Paradies. Wenn er auch mit anderen Kritikern tadelt, daß sich Milton gerade die Rache an Gott durch Verführung des Menschen zum Gegenstande genommen, so beruhigt es ihn doch, daß diese poetisch verherrlichte Thatsache in der Schrift gegründet sei. Indessen wäre es ihm lieber gewesen, wenn Milton den Fall Satans und den Triumph Gottes zum Vorwurfe genommen hätte. Hiebei aber zollt er Milton sogar eine Anerkennung, wenn er bemerkt: „Es ist kein Zweifel, daß einer so reichen Einbildungskraft, als die seinige war, dieses ebenso leicht gewesen wäre als jenes". Vorsichtig äußert er sich auch bei der Anzeige von Bodmer's Übersetzung[2]), wo er „mit Verlangen" dessen versprochene Abhandlung von dem Wahrscheinlichen, der Fabel, Parabel und Allegorie er-

1) Vgl. Beiträge I. S. 85 ff. Ähnlich schon 1728, wo er es eines der besten Heldengedichte nennt, so in neueren Zeiten geschrieben worden. Vgl. Gesellschaftsreden 1732 a. a. O. S. 57.

2) Vgl. Beiträge I. S. 290 ff.

wartet und hofft, daß der Verfasser hiebei die Ausstellungen, die man mit so vieler Gründlichkeit theils im Voltaire, theils bei der französischen Übersetzung findet, nicht aus den Augen setzen werde. Freimüthiger ist die Bemerkung in einem Briefe an Bodmer (7. Okt. 1732): „Übrigens wünsche ich ehestens das versprochene Werk zur Vertheidigung Milton's zu sehen. Ich gestehe, daß ich begierig bin, die Regeln zu wissen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft, als die Milton's seine war, entschuldigt werden kann", und Bodmer bittet ihn in dem Antwortschreiben, diesen großen Poeten so lange nicht zu verurtheilen, bis er die Rettung desselben werde ausgearbeitet haben[1]). In der zweiten Auflage der „Critischen Dichtkunst" ist indessen an dem abfälligen Urtheile über Milton nicht das Mindeste geändert, einerseits weil Gottsched wohl jetzt glauben mochte, auf die Empfindlichkeit Bodmer's keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen, andererseits weil er bereits Beweise dafür hatte, daß ihm dieser durchaus keine hervorragende Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur beimaß. Bodmer hatte 1734 seine „Charakter der teutschen Gedichte" geschrieben, ein an zutreffender Charakteristik reicher, versificirter Überblick über die deutsche Litteraturgeschichte. In dem ersten, wahrscheinlich nur im Manuskripte gedruckten Entwurfe war Gottsched in eine nicht eben vortheilhafte Parallele zu seinem Feinde König gestellt. Clauder, dem die Bogen nach Leipzig zugeschickt worden waren, unterdrückte daher, als er das Gedicht Gottsched vorlas, die denselben betreffende Stelle, so daß Bodmer sich veranlaßt sah, sie auch in der ersten Ausgabe (1735) fortzulassen. So sah sich nun Gottsched gar nicht unter den Bewohnern des Parnasses, und obwohl ihm der Verfasser die Aussicht eröffnete, bei der nächsten Ausgabe in Vergleich mit Opitz gestellt zu werden (28. März 1735), konnte er doch, wie das Antwortschreiben beweist (an Bodmer, 10. Mai 1736), die anfängliche Zurücksetzung nur schwer verwinden[2]). Daher ist denn auch seine Anzeige des Gedichtes höchst frostig: Die Schreibart sei „hin und her", heißt

1) Vgl. Danzel S. 188.

2) Vgl. Bächtold: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer (Seuffert, Lit. Denkm. Heft 12. 1883) Einleitung, dann die überzeugende Berichtigung von Crüger im Archiv f. Lit.-Gesch. Bd. XII. 1884. S. 588 ff.

es hier, etwas rauhe und dunkel, so daß man sie gar wohl mit der des Persius vergleichen könnte[1]), und ebenso genügt ihm bald darauf Bodmer's Übersetzung von Buttler's Hudibras nicht. Bei der Anzeige derselben findet er die Prosa zu wirkungslos und empfiehlt zur Erreichung des komischen Eindruckes Knittelverse, wobei er denn in der That den Meister spielt, indem er eine nicht übel gelungene Probe beifügt[2]).

Die „Charakter der teutschen Gedichte" haben aber, abgesehen von dem persönlichen Moment, noch andere wunde Stellen bei Gottsched berührt. Wie schon Clauder an Bodmer berichtete, fand er das Brockes ertheilte Lob zu überschwenglich; vor allem aber mußte es ihn verletzen, daß der in der Critischen Dichtkunst mit so viel Auszeichnung zum Muster herangezogene Neukirch von Bodmer geradezu an den Pranger gestellt wurde[3]). Wie sehr diese Auffassung die Gottschedianer verletzte, geht aus einem dem Bodmerschen nachgebildeten Gedichte hervor, in welchem der Schweizer Kritiker ziemlich bissig angefallen wird, wenn es heißt:

„Was soll nun die Critik von unsern Neukirch sagen?
Soll man ihn etwan gar vom Helicon verjagen?
Und wird sein edler Vers viel schlechtern nachgesetzt,
Wenn man nur ihn verwirft und zehen Schlimmre schätzt?
Nein, Neukirch war ein Geist, (es mag den Neid verdrießen!)
Dem Musen deutscher Zucht noch viel zu dancken wissen.
Mir scheint sein Telemach ein prächtiges Gedicht;
Und wers nicht besser macht, der tadl ihn lieber nicht."[4])

Auch sonst fehlt es nicht an Seitenhieben, so wenn der Verfasser das Urtheil von den lebenden Dichtern nach Gottsched'schem Grundsatze der Nachwelt anheim gibt. Die Leipziger Gelehrten Zeitungen nennen die Kritik „an sich ganz gut"[5]); wenn sie auch unter Anderem die Anmerkungen verhöhnen, in denen der „rühmlichen Bemühung" Königs um die Canitzausgabe gedacht ist, so kann daraus keineswegs

1) Vgl. Beiträge IV. S. 488 ff. 2) Ibid. V. 167 ff.

3) Vgl. „Charakter der Teutschen Gedichte" S. 20 ff.

4) Vgl. „Versuch einer Critik über die Deutschen Dichter, welchem beygefügt D. Swifts Kunst in der Poesie zu kriechen, ingleichen Das Lob der Licht-Putze." Leipzig, (Große) 1737. S. 14. Das Gedicht enthält 452 Verse, Bresl. Stadtbibl. Vgl. auch „Beiträge" VIII. S. 173.

5) a. o. O. 1737 S. 136.

geschlossen werden, daß Gottsched diesen Ausfällen fern stand; jedesfalls geht sowohl aus dem Gedichte wie aus den Anmerkungen hervor, daß der Verfasser zu seinen Schülern zählte. Wie ihm von Bodmer keine Stelle auf dem Parnasse zuerkannt wurde, so hat er seinerseits dessen kritischen Ruhm zu verdunkeln gesucht. Die Vorrede zur I. Auflage der „Critischen Dichtkunst", in welcher er die seitens der „Discurse der Maler" erhaltene Anregung bezeugt und Bodmer's Schriften als Quelle angeführt hatte, wurde bei der II. Auflage einfach fortgelassen und selbst im Texte der lobende Hinweis nicht nur auf König's, sondern auch auf Bodmer's Schriften getilgt[1]), was dieser sehr wohl bemerkte. Noch tiefer werden seine Verdienste in der Anzeige des Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmackes in den Schatten gestellt. Die Bemerkung, man könnte den Ursprung der jetzigen kritischen Zeit von diesem Buche herleiten, wenn ihm nicht Wehrenfels den Rang abgenommen hätte, wäre noch damit zu rechtfertigen, daß Gottsched auf die Vortrefflichkeit der kleinen Schrift de meteoris schon früher hingewiesen hatte (vgl. S. 146), wenn er sich aber zu dem Schlußsatze versteigt: „Wer das dritte Kapitel der Dichtkunst gelesen, wird finden', daß dieser Briefwechsel nur eine weitläufige Ausführung dessen enthält, was der Urheber jener gelehrt und behauptet hat", so hatte er damit in unverfrorener Selbstüberhebung schon jetzt die theoretische Thätigkeit der Schweizer als einen Ausfluß seiner höheren, zielgebenden Leistungen hingestellt. Man kann also sagen: Von 1730—1734 gab es zwischen Sachsen und der Schweiz einen faulen Frieden, von 1734—1738 einen geheimen Krieg. Dieser Zustand findet denn auch in zahlreichen brieflichen Bemerkungen seinen Ausdruck. So sagt Zellweger (1737):

»Les Suisses sont si décriés, tant du coté du bel esprit qu'à l'égard de leur Style allemand, qu'il faut des qualités fort éminents pour persuader leur Antagonistes (dont il y en a un grand nombre partout et principalement aussi en Saxe) du contraire« etc.[2]), und Mosheim schreibt zur Empfehlung

1) Vgl. a. o. O. I. A. S. 99 und II. Aufl. S. 114.

2) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 322; vgl. auch die Bemerkung Drollinger's bei Danzel, G. S. 191.

eines jungen Mannes an Gottsched: „Das kann ich Sie versichern, daß er niemals einen Schweizer zum Vorgänger angenommen. Das Neue, das sich in seinen Versen findet, kommt von seinem eigenen Witze her, der noch nicht genug abgeschliffen und gereinigt ist" (26. Jänner 1737).

Trotzdem auf diese Weise unaufhörlich gegen Gottsched rebellirt wurde, mußte er sich, gehoben durch das stetig wachsende Dichterheer, auch auf dem Gebiete der Poesie als Auktorität fühlen. Konnten sich doch auch die besseren Köpfe seinem Drängen auf Richtigkeit und Gefälligkeit der Sprache nicht verschließen. Haller und Bodmer waren, mochten sie sonst denken, was sie wollten, Mitglieder der Gesellschaft geworden, deren Senior er war. Über Andere, die sich wie Hagedorn abseits hielten, wurde zur Tagesordnung übergegangen. Der Band Oden und Cantaten von 1738 vereinigte eine stattliche Reihe angesehener Männer aus dem übrigen Deutschland; andere traten hinzu: G. Christ. Ibbeken in Oldenburg, Joh. Dan. Denso in Stargard, Deinlein in Altdorf u. A. Die geschilderten Litteraturbestrebungen der Leipziger Genossen pflanzten sich bald auf das übrige Deutschland fort. Im Gefühle poetischer Ohnmacht suchte man auch anderwärts geschlossen aufzutreten und sich durch Verbände jenes Ansehen zu geben, welches sich die Einzelnen durch ihre dichterische Wirksamkeit nicht erwerben konnten. Es ist bezeichnend, daß die Gründungen dieser deutschen Gesellschaften im 18. Jahrhunderte von Mitteldeutschland ausgingen und sich erst in den vierziger Jahren nach der Peripherie des deutschen Landes verbreiteten.

Die älteste Tochter der Leipziger Gesellschaft war die in Jena von Fabricius gegründete, deren Seele Gottlieb Stolle, der Freund Gottsched's, war. Sie gab schon 1732 eine Sammlung ihrer Schriften heraus[1]). Kurz vorher waren von einer Gesell-

1) Eines ihrer Mitglieder, Joh. Michael Keck, leistete unter allem, was je zu Gottsched's Ruhm geschrieben wurde, wohl das Höchste und zugleich Lächerlichste: „Das ist das weise Buch, das teutsche Dichter macht.
Euterpens frohes Herze lacht,
Weil sie desselben Gründlichkeit erkennet,
Mit welcher es die Kunst des Phöbus lehrt.
Selbst Stagyrit, den noch die Nachwelt ehrt,
Muß nunmehr billig untergehen;
Denn auch die Musen machens kund,
Und alle Welt muß es gestehen:
Wer Gottsched's Lehren liest, hört Phöbus Göttermund."

schaft zu Nordhausen, welche sich nach dem Muster der Leipziger Odensammlung von 1728 auch in der Poesie übte, 83 deutsche Reden herausgegeben worden. In Weimar entstand die „Vertraute Rednergesellschaft in Thüringen". In der Vorrede der von ihr herausgegebenen „Versuche in der deutschen Rede- Dicht- und Sprachkunst" (1738) bezeugt sie ausdrücklich, durch die „Critischen Beiträge" in Leipzig zu ihrer Arbeit ermuntert worden zu sein. Auch sie bringt im ersten Stücke einen auf Grund des Gottsched'schen Kompendiums ausgearbeiteten „Entwurf einer philosophischen Dichtkunst". Besondere Verhältnisse lagen in Halle vor, welches, wie der Gottsched'sche Briefwechsel beweist, in litterarischer Beziehung berüchtigt war, seitdem hier nach der Vertreibung Wolf's die Pietisten die einflußreichste Rolle spielten. Allein auch hier hat die deutsche Gesellschaft in Leipzig durch Joh. Victor Krause, einen ihrer Sendboten, deutsch-litterarisches Leben erweckt. Aus der Vergleichung der „Erbaulichen Betrachtungen des Todes und der Unsterblichkeit" (1726) mit den beiden Sammlungen deutscher Gedichte (Halle 1734) geht gewiß so viel hervor, daß Gottsched's Forderung nach konkretem Inhalte auch bei Krause nicht ohne Folgen war. An ihn, der anfangs mit Gottsched in intimem Verkehre stand, schlossen sich der Pastor Zins und Samuel Gotthold Lange an, welche 1733 eine „Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" begründeten. 1734 trat Pyra in diesen Kreis. Unabhängig von demselben entstand 1736 „Die prüfende Gesellschaft zu Halle", welche in der Sammlung „allerhand wichtiger, in alle Theile der Gelehrsamkeit laufender Materien" (Halle, Fritsche 1738) zwar mehr wissenschaftliche, namentlich der Aufklärung dienende Themen brachte, aber abgesehen von der direkten Verbindung einzelner Mitglieder mit Gottsched doch dadurch die Leipziger Richtung bekundete, daß sie den Grundsatz aufstellte, nichts zu veröffentlichen, was nicht in „guter deutscher Schreibart" abgefaßt sei.

Es wäre ermüdend, die Zeugnisse anzuführen, welche für Gottsched's Ruhm in diesen Dichterkreisen sprechen. In Halle ist man am besonnensten. Lange, der Sohn des bekannten Pietisten, hat den Rationalisten Gottsched auch in dessen Blüthezeit nicht gefeiert; dafür sieht er zu Krause als seinem Meister empor, und in einer an ihn gerichteten Ode apostrophirt er das Land der deutschen

Klassicität: „Nein, Schlesien, der Dichter Ruhm Ist nun nicht mehr dein Eigenthum!" Trotzdem folgt gerade der Halle'sche Kreis anfangs den Spuren Gottsched's bei seinem Aufstieg nach dem Parnaß. Daß sie bei ihren reimlosen Versuchen von ihm angeregt wurden, dafür liegt der urkundliche Beleg in dem anonymen Briefe vor, mit welchem Pyra eine Probe seiner Vergilübersetzung nach Leipzig sandte. Auch sein „Tempel der wahren Dichtkunst" fußt hinsichtlich der dort beigebrachten Anschauungen über die Poesie wesentlich auf der „Critischen Dichtkunst". Freilich hielt der Enthusiasmus, mit welchem der talentvolle Jüngling zu dem wegweisenden Meister empor sah, nicht lange vor. Abgesehen von dem abfälligen Urtheile, welches seine Vergilübersetzung in den „Beiträgen" erfuhr, verhinderte ein tieferer Gegensatz innigeren Zusammenschluß. Gottsched hatte die Reimschmiede verdammt und inhaltsvolle Dichtung gefordert, aber seine ganze Bildungsrichtung und Naturanlage konnte die Lösung dieser Aufgabe unmöglich in der ausschließlichen Verwendung religiöser Stoffe finden. Dem von Pyra aus der pietistischen Geistesrichtung gewonnenen Dichterideal stand er verständnislos gegenüber. Er konnte zu der hier entspringenden neuen Strömung nur Anregungen bezüglich der Formen und poetischen Technik bieten; wo wirkliche Begeisterung einsetzte, vermochte er nicht zu folgen, ja er meinte auch im leisesten Rauschen des wahrhaften dichterischen Genius das Herannahen der von ihm bekämpften falschen Muse der zweiten schlesischen Schule zu vernehmen. Neben diesen gelehrten Dichtern schloß sich noch an Gottsched ein namentlich in Schlesien stark vertretenes poetisches Philisterthum an. Als Typus desselben mag der bekannte Daniel Stoppe erwähnt werden. Bezeichnend ist, wie er bei Gelegenheit seiner Bewerbung um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft seinen Lebenslauf skizzirt.

Er habe fünf Jahre Theologie und Humaniora in Leipzig studirt, da er aber gesehen, daß auf diesem Wege nur schlechte Aussichten seien, habe er den Studien „gute Nacht gegeben" und in seiner Vaterstadt, nachdem er gut geheiratet, ein Specereigeschäft eingerichtet: „Mein eintziger Zeitvertreib", fährt er fort, „besteht in einem guten Buche und in dem Vergnügen, nach dem Maße meiner weniger Kräffte bey einer Pfeiffe Toback und einem Schälgen Caffé der Poesie obzuliegen" (27. März 1728). Er hatte anfangs „Teutsche

Gedichte" (1728) herausgegeben. Wie er sich aber von Gottsched zur Schreibung „Deutsch" bekehren ließ, so verkündete er nach dem Erscheinen der „Critischen Dichtkunst" in seinem 1735 erschienenen „Parnaß im Sättler" „Reinigkeit der deutschen Sprache" und „Lebhaftigkeit wohlausgesuchter Gedanken" als die Zielpunkte seiner Poesie und begrüßte mit der ihm eigenen hölzernen Begeisterung Gottsched's aufgehenden Stern[1]). Es läßt sich nicht leugnen, daß er ein gewandter, witziger und erfindungsreicher Kopf war. Nach Gottsched's Regeln für das Lustspiel hat er sich auch mit zwei Schwänken versucht, die zum Namenstage des Bürgermeisters von Hirschberg und dessen Frau aufgeführt wurden und im „Parnaß" den stolzen Namen „Drama" führen. Das erste, in welchem sich der schwindelhafte und verschuldete Petermänngen um die Hand der reichen Philinde bewirbt, ist ganz ohne Handlung; drolliger ist das zweite Stück, in welchem der Gemeindebote Pflaumatuffel dem Schulzen und einem Gerichtsgeschworenen das auf der Bierbank den Städtern abgelauschte Geheimnis anvertraut, daß in den Ackerboden versenkte Thaler fünfzigfältige Frucht trügen. Man zweifelt wohl noch an dem Wunder, aber als der Schulmeister die Richtigkeit der Aussage nach Barbara beweist, säen die Honoratioren wirklich einige hundert Thaler, die jedoch trotz eines aufgestellten dummen Wächters von den Städtern gestohlen werden. Gottsched's waren indeß keine „Liebhaber von des Herrn Stoppens Gedichten". Er hatte zwar „Natürlichkeit" im Ausdrucke gesucht, war aber hiebei zur Niedrigkeit, oft zur Gemeinheit herabgesunken[2]). Er hatte die Natur nachgeahmt, und es war ihm hiebei öfter gelungen, die Lokalfarbe zu treffen, aber seine kühnen Bilder und Vergleiche hielten ebensowenig der Logik Stand wie seine dramatischen Motive der Wahrscheinlichkeitsregel. Sein „Parnaß" wurde denn auch nur mit „geringem Elogio" publicirt, ja die Gottschedin gibt dem Verfasser später den bedeutungsvollen Wink, niemals etwas Größeres und Schwereres als Fabeln zu schreiben[3]). In dieser Dichtungsgattung wird er denn auch als

1) Vgl. „Der Parnaß im Sättler" 1735. S. 267.

2) Vgl. z. B. Der Parnaß im Sättler. 1735. S. 525 ff., wo das Gemeine mit einem gewissen Behagen breitgetreten ist.

3) Vgl. Beiträge VI. S. 299 ff.

treuer Schüler begrüßt. Von Lamotte, dessen Theorie und Praxis durch die deutsche Gesellschaft allenthalben in Ansehen gekommen war, hatte er seinen Ausgangspunkt genommen. Der Briefwechsel enthält die Belege dafür, wie er sich anläßlich jener Proben der Lamotte'schen Fabeln, die in den Gesellschaftsschriften erschienen waren, bis aufs Einzelnste mit Gottsched berieth. 1738 erschienen gleichzeitig mit der Hagedorn'schen Sammlung[1]) seine Originalstücke[2]). Die Frau Gottsched leitet ihre Recension ein: „Was Frankreich an seinem Lamotte und Lafontaine erst in vielen Jahren erlebt, das hat Deutschland in einer Messe bekommen." Nun wird Hagedorn mit Lafontaine, Stoppe mit Lamotte verglichen; jener hat Fabeln von Äsop, Phädrus, Ovid, Ariost, Boccaccio und Marot auf eine neue Art eingekleidet, ohne selbst Originale zu schaffen, diesem gebührt das Verdienst neuer und glücklicher Stofferfindung, so daß Deutschland ihn „mit allem Rechte jenem Franzosen an die Seite setzen kann". Stoppe hat ferner den Vorzug, daß er in medias res eingeht. Offenbar bleibt Hagedorn, wiewohl seine Fabeln „voller poetischen Feuers und reich an Gedanken" genannt werden, im Nachtheil. Was die Gottsched'sche Kritik von der Fabel verlangte, war Deutlichkeit im Ausdrucke, Reinheit der Sittenlehre und selbständige Erfindung. Hagedorn hatte keiner dieser Forderungen voll entsprochen. Stoppe aber verzieh man die Schimpfwörter und niedrigen Ausdrücke, man fand sich mit zahlreichen „Unglaublichkeiten" ab, nur um der freien Erfindung (Fiktion) willen. Nicht allein Lamotte's Theorie, noch mehr vielleicht jener Nationalstolz, der gerne auf Originalleistungen hinwies, brachte den sonst zähen Rationalisten zu diesem Zugeständnisse. Ursprünglichkeit der Stoffe war denn auch das Ziel der unmittelbar folgenden Fabeldichter. In diesem Sinne gehören Triller[3]) mit seinen Sammlungen und J. G. Bock mit seinem „deutschen Äsop" zu Gottsched's Schule.

---

1) „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen." Hamburg 1738.

2) Neue Fabeln oder Moralische Gedichte der deutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreibe aufgesetzt v. Daniel Stoppen. Breslau 1738. 4 Bücher. II. Theil. 1740.

3) Er war schon seit 1729 mit G. im Briefwechsel, schlug aber die ihm angebotene Stelle als Mitglied der Gesellschaft aus (6. Okt. 1729). Erst seit 1740 werden dann die Beziehungen reger.

Es war natürlich, daß sich der Diktator bald veranlaßt sah, Deutschland eine Gesammtanschauung seiner poetischen Wirksamkeit zu geben. Je ein Band für die niederen (Lyrik) und höheren Schönheiten (Drama) war in Aussicht genommen. Die Herausgabe der Dramensammlung wurde indeß verschoben, die Gedichte sammelte Schwabe (1736), der sich hiebei Gottschederischer erwies als der Meister selbst[1]). Wo er eine Variante bringt, da thut er es aus dem Gesichtspunkt der Klarheit und Reinigkeit. Das Weichliche und Wollüstige — wie er alles nennt, was eine Spur von Sinnlichkeit und Empfindung verräth — wird natürlich von der Poesie ausgeschlossen. Manche Gottsched'sche Sätze erscheinen hier noch einseitiger und trivialer. Epigramme nimmt er keine auf, denn es sei leicht zu vermuthen, daß derjenige, der sich in großen Dingen zeige, auch in kleinen fortkommen könne; Satiren werden verpönt, denn das bloße Wort klinge uns ja schon so schrecklich, daß man es kaum auszusprechen wage. Wir haben diese Gottsched'sche Muse schon in ihren Einzelleistungen betrachtet. Daß man sie nicht überschätzen wird, dafür bürgt der Name des Verfassers. Kaum eine der vielen Geschmacklosigkeiten hat der folgende Litteraturstreit von dem berechtigten Spotte verschont. Aber man darf von diesen Gedichten auch nicht allzu gering denken[2]). Gottsched reimt Gedanken und nicht leere Worte, wenn uns auch oft ein fremder Geist in diesen Versen entgegentritt; er ringt wenigstens durch Schilderungen und Bildlichkeit des Ausdrucks nach sinnlicher Anschauung, aber er hat keinen Geschmack für die Auswahl und keinen Sinn für das Wesentliche, weshalb es der fließenden Sprache auch überall an Nachdruck gebricht. Einzelnen Strophen, wie z. B. denen an seine Braut (S. 150), mangelt es nicht an einer gewissen Munterkeit, aber allen fehlt der lyrische Nerv — das Gefühl. Daher hatten sie auch keine Triebkraft für die Weiterentwickelung unserer Lyrik[3]). Der

1) Herrn J. Chr. Gottsched's . . Gedichte, gesammelt und herausgegeben von J. J. Schwabe. Leipz. Breitk. 1736.

2) Vgl. Schröter, Entwickelungsgang d. deutschen Lyrik in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. 1879. S. 17 ff., wobei nur gegen S. 21 zu bemerken ist, daß sich G. von Brockes principiell fern hielt, weil ihm dieser schöpferischer war als der Schöpfer selbst.

3) Nur Scheyb und Seinesgleichen bezeugen ausdrücklich, sich an Dispositionen Gottsched'scher Oden gehalten zu haben.

Herausgeber deckte sie mit dem Ruhm des Verfassers: Er will nicht die Sprache der Supplikanten führen und den Leser erst um Verzeihung bitten oder die Gedichte rühmen, — sie sollen für sich selbst sprechen. Sie sprachen in der That; denn es scheint, wenn man auch das in Erwägung zieht, was der Briefwechsel verschweigt[1]), daß man von dem berühmten Senior etwas Anderes erwartet hatte. Die Sammlung war ein Ladenhüter des Breitkopf'schen Verlages, — das erste Anzeichen für Gottsched's Fall.

Der unverkennbare Einfluß der Liscow'schen Schriften, der satirische Charakter der Neufränkischen Zeitungen, vor allem aber die entschieden witzige und komische Anlage der Frau Gottsched haben indeß das Interesse des hochernsten Pedanten, der seiner Person nur den hohen Kothurn der Tragödie angemessen fand, für das Lustspiel angeregt. Auf seinem Lager befand sich eine im Jahre 1730 begonnene Übersetzung von St. Evremont's »Les opera«. Sie sollte ursprünglich ein Kampfmittel sein. Ein infolge seiner Opernliebhaberei verrückt gewordenes Mädchen ist in die Manie verfallen, daß es statt zu sprechen nur noch singt. Damit war die ursprüngliche, radikale Anschauung Gottsched's über die Oper vortrefflich charakterisirt: Das Singen als Ersatz für die Sprache ist Unnatur, Verrücktheit. Inzwischen waren jedoch seine Ansichten duldsamer geworden; er ließ das Stück liegen; im Jahre 1736 wurde es wieder vorgenommen, um in die Sammlung als Muster eines Lustspieles eingerückt zu werden; es gedieh aber nur bis zum V. Akte und wurde erst später von der Gottschedin vollendet und in die Schaubühne eingerückt (II. S. 77 ff.).

Frau Gottsched war anfangs den Dichterspuren ihres Mannes gefolgt. Sie hatte einen Akt von Voltaire's „Zaïre" in reimfreie Verse[2]), dann Addison's „Cato"[3]) in Prosa übersetzt; aber sie fühlte

---

1) Ganz vereinzelt nur beziehen sich die sonst zahllosen Lobhudeleien auch auf Gottsched's Gedichte, so wenn der Pastor Günther aus Neu-Ruppin von dem Leutenant Buddenbrock berichtet, derselbe habe gehört, wie die königliche Hoheit das Urtheil gefällt, „daß sie nächst Canitzen unter den deutschen Dichtern keinen höher schätzen als Ew. H. (28. Oktober 1736)".

2) Im Anhang zu „Sieg der Beredsamkeit" vgl. ob. S. 257.

3) „Cato", ein Trauerspiel aus dem Englischen des Herrn Addisons übers. Leipz. 1735; II. Aufl. 1753.

sich auf dem hohen Kothurn nicht sicher. Ihre Grundansicht von der Poesie stimmte wohl mit der ihres Mannes theoretisch zusammen, praktisch jedoch lag ihr das „Ergötzen" viel näher. In einem ihrer früheren Aufsätze über den Nutzen der Schauspiele äußert sie über die Stoiker, Geistlichen, Jansenisten und pietistischen Schwärmer: „Diese vermeinten Wesen furchen die Stirne und schaudern schon bei dem Worte Lust, und eben auf die Nothwendigkeit dieser Lust wollen wir den Nutzen der Schauspiele gründen." Schon 1732 war sie mit des Jesuiten Bougeant Lustspiel: »La femme docteur ou la théologie janseniste tombée en quenouille«[1]), welches ihr Gottsched gesandt hatte, bekannt geworden. Sie studirt es nicht nur hinsichtlich der poetischen Technik, sondern faßt auch sofort den geistigen Kern und gestaltet sich ihn zu eigenem dichterischen Motiv um. Während sich ihres Mannes Deutschthum und Originalität befriedigt fühlte, wenn an Stelle der in Evremont's Lustspiel vorkommenden Pariser Opern Hamburgische eingeführt und statt „Lyon" „Lübeck" eingesetzt wurde, verlegte die geschicktere Freundin nicht nur den Schauplatz von Paris nach Königsberg, sondern suchte das Bild der scheinheiligen Jansenisten mit so wahrhaft dichterischer Anschauungs- und Gestaltungskraft zu befruchten, daß sie in ihrer Nachbildung: „Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau" thasächlich eine deutsche Kulturbewegung von ihrer Kehrseite aus zeichnete. Sie faßte wirklich das Drama als ein Bild des menschlichen Lebens. Die „Brut von Frömmlingen und Scheinheiligen", welche schon ihren Jugendzorn entflammt hatte, wußte sie mit solcher Gegenständlichkeit und poetischer Wahrhaftigkeit zu schildern, daß das Stück trotz seiner oft engen Anlehnung an das Original ein deutsches genannt werden kann. Dabei hat sie in der Komposition dadurch, daß die Hauptperson des Magisters Scheinfromm mehr in den Vordergrund gerückt erscheint, auch eine der wichtigsten Regeln ihres Mannes, die von der Einheit der Handlung, strenger gewahrt als der Franzose. Aber die Regeln und die Vorlage allein genügten ihr nicht. Schon Bougeant's Lustspiel weist mit seiner Verwickelung auf die femmes savantes und in mehreren

1) Amsterdam 1731.

Einzelheiten auf den malade imaginaire[1]); die Gottsched folgt Molière auch in der Scenentechnik, in der derberen Herausarbeitung des Komischen und in der Charakteristik[2]). Sind auch der Scheinfromm, die Glaubeleicht, Ehrlieb u. s. w. im wesentlichen, wie schon die Namen sagen, noch typische Gestalten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die junge Verfasserin, zu der die Erfahrung damals noch beredter sprach als die Regel, im einzelnen dem individualisirenden Stile Rechnung trug. Dies gilt vornehmlich von der volksthümlichen Figur der Frau Ehrlichin, welche in einem köstlichen Mischmasch plattdeutscher Mundarten dem Magister Scheinfromm an den Leib rückt. So wenig sich sonst Stoppe's „Dramen" mit dem Lustspiele der Gottschedin vergleichen lassen, für die Verwendung der Mundart mag der Gerichtsbote Pflaumatuffel, welcher der Hirschberger schlesischen Bauernsprache ebenso treu geblieben ist wie die Ehrlichin dem Messingsch von Danzig und Königsberg, die Anregung gegeben haben. In beiden Figuren lassen sich auch volksthümliche Charaktereigenthümlichkeiten nicht verkennen.

Das Stück konnte jedesfalls erst in Leipzig bearbeitet worden sein, nachdem die Verfasserin mit dem Treiben der Halle'schen Pietisten, gegen welche sie ganz offene Angriffe unternimmt, bekannt geworden war. Der Gedanke, daß es ursprünglich für die Bühne bestimmt gewesen, ist durchaus nicht ohne weiteres abzuweisen. Waren ja doch die Pietisten die principiellen Gegner des profanen Dramas; ihrem Geschmacke entsprach, wie uns die dramatische Wirksamkeit Pyra's, eines ihrer Zöglinge, beweist, nur das Schauspiel mit biblischen Stoffen. Bekannt ist endlich auch, daß die Neuber's infolge pietistischer Umtriebe von Bremen abgewiesen wurden[3]); der Vorwurf des Stückes wäre also auch ein treffliches Kampfmittel für die Bühne gewesen. Sei es nun aber, daß der satirisch-pasquillenartige Charakter bei der Ausarbeitung mehr hervorgetreten ist als ursprünglich beabsichtigt war, oder daß die Neubers gegen den Vorwurf überhaupt Bedenken trugen, das Stück wurde erst 1750 in Frankfurt a. M.

1) Vgl. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels. Halle 1879. S. 30 und Schlenther a. o. O. S. 142 ff.

2) Vgl. G. Ellinger, Der Einfluß des Tartuffe auf die Pietisterey der Frau Gottsched, Archiv f. Lit. XIII. S. 444 ff.

3) Vgl. Behncken, Geschichte des Bremischen Theaters. Bremen 1856. S. 9.

durch Schuh auf die Bühne gebracht. Als es 1736 anonym und wahrscheinlich wider Willen der Verfasserin erschien[1]), erregte es einen Sturm der Entrüstung. Nicht nur in Königsberg wurden wegen der deutlichen Anspielungen auf lokale Verhältnisse zur Ermittelung des Verfassers Untersuchungen angestellt[2]), auch in Leipzig, wo der Buchhändler König bereits 150 von Hamburg gekommene Exemplare verkauft hatte, fahndete die Censurkommission schon i. J. 1736 nach dieser Schrift. An anderen Orten wurde sie konfiscirt. Da man sie allgemein dem wegen seiner satirischen Ausfälle gegen die Pietisten bekannten Pastor Neumeister aus Hamburg zuschrieb, so fühlte man sich in Leipzig vor Entdeckung sicher. Erst 1757 wagte es Gottsched, den Schleier der Anonymität zu lüften, und in dem 1763 seiner Frau gestifteten Ehrenmale weist er dem Stücke sogar eine kulturgeschichtliche Bedeutung zu, indem er hervorhebt, es habe der damals sehr mächtigen Pietisterei einen empfindlichen Stoß gegeben und sie so kräftig bestritten wie Cervantes durch seinen Don Quixote die Ritterbücher in Spanien oder Corneille durch seinen Berger extravagant die Schäferromane in Frankreich.

Während sich die Gottsched's an der Wirkung dieses dramatisch-satirischen Ausfalles ergötzten, war es den Neuber's gelungen, in Leipzig wieder festen Fuß zu fassen. Die gereinigte Schaubühne hatte inzwischen eine weitere Entwickelung durchgemacht. Mit der Einführung der regelmäßigen Tragödie war das Princip gegeben, die Theaterreform angebahnt. Die Daseinsbedingungen der Bühne forderten nun aber auch eine ähnliche Fürsorge für das Lustspiel, denn da die Neuber's die neuen Grundsätze zu den ihrigen gemacht hatten, war es einerseits unthunlich, neben der erhabenen Alexandrinertragödie die alte Stegreifkomödie mit ihrem unsinnigen Wust von Rohheiten und Zoten aufrecht zu erhalten, andererseits ließen der Geschmack des Publikums, der Mangel an Litteraturstücken sowie der Bildungszustand der Schauspieler nur eine langsame und schrittweise Verfolgung der anzustrebenden Ziele zu.

---

1) Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder die Doctormäßige Frau. In einem Lustspiele vorgestellet. Rostock, Auf Kosten guter Freunde. 1736. II. Aufl. 1737.

2) Vgl. A. Hagen in den Neuen Preuß. Prov. Bll. 1847. III. S. 262 ff.

Wiewohl die vorhandenen Quellen einen vollständig sicheren Einblick in dieses Fortschreiten nicht gestatten, lassen sich doch die einzelnen Zielpunkte markiren. Eine viel umstrittene Frage betrifft die Stellung des Harlekins. Bereits 1728 war derselbe, wie aus einem zwar tendenziös gefärbten, in der Sache aber durchaus glaubwürdigen Berichte hervorgeht[1]), von der Bühne abgeschafft worden. Der hölzerne und schwerfällige Neuber, von dem sich Gottsched's Äußere nur durch größere Würde unterschieden haben mag, wäre nach jener Erzählung selbst in der lustigmachenden Jacke erschienen, weil er gar wohl wußte, daß der Träger dieser Rolle nicht nur die Hauptperson war, um welche sich das ganze Interesse an der Vorstellung drehte, sondern daß er auch die ganze Gesellschaft durch seinen überwiegenden Einfluß beherrschte. Daher konnte er sich selbst dann nicht entschließen, die Rolle einem andern zu überlassen, als er sich nach dem ersten Auftreten von seiner eigenen Unfähigkeit überzeugt hatte, und so beschloß er denn, den Harlekin ganz ab-

---

1) Vgl. „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks betreffend." Frankfurt und Leipz. 1760 (aber schon 1759 erschienen). S. 59 ff. Die betreffende Stelle ist ausführlich abgedruckt bei Danzel, Lessing I. S. 491 ff. Über die Autorschaft dieser Briefe herrschen Meinungsverschiedenheiten. Schon Danzel vermuthete in Frau G. die Verfasserin. Andere riethen auf Gellius, C. Chr. Canzler. (Vgl. hierüber Creizenach, Versuch einer Gesch. d. Volksschausp. v. Dr. Faust 1878. S. 77 ff.) Er. Schmidt nimmt auf Grund der hervorgehobenen Stilunterschiede mehrere Verf. an (Goethe, Jahrb. II) und weist die letzten dreizehn Seiten der Gottschedin zu. Was nun aber die hier in Betracht kommende Partie über die Geschichte der Bühne anlangt, so berichtet G. ausdrücklich (Neuestes IX. S. 922), der III. Brief sei von einem Doktor der Heilkunde, welcher „bei der in unserer Stadt Leipzig seit dreißig und mehr Jahren gereinigten und gebesserten deutschen Schaubühne ein beständiger und unparteiischer Zuschauer und Zeuge gewesen". In der That kann aus den angeführten Einzelheiten des Briefes zu schließen hier nur an einen Mann gedacht werden, der dem gelehrten Theaterkollegium, welches Neuber bei den ersten Reformen zur Seite stand, selbst angehört hatte, und dies kann kein anderer sein als der schon öfter genannte Chr. Gottlieb Ludwig, Prof. der Medicin in Leipzig und Verf. der Tragödie Ulysses in Ithaka († 7. Mai 1773). Ich könnte dies noch mit anderen Einzelheiten erhärten. In diesem Falle haben wir es aber mit einer Quelle zu thun, welcher insoweit unbedingte Glaubwürdigkeit beizumessen ist, als man jedenfalls in das Jahr 1728 eine von Neuber inscenirte Farce wird ansetzen müssen, bei welcher er und nicht seine Frau die Hauptrolle spielte.

zuschaffen. „Um zu zeigen, daß diese Maske künftig niemals wieder darauf erscheinen sollte, ließ er sich von seinen eigenen Leuten recht heroisch daraus vertreiben." Mit dieser Harlekinade hatte Gottsched, wie der Bericht auch ausdrücklich hervorhebt, nichts zu thun, wohl aber wird seine und seiner Genossen bekannte Abneigung gegen den Hanswurst nicht ohne Einfluß auf Neuber's kühnen Entschluß gewesen sein. Diese Maßregel konnte indeß damals unmöglich den Zweck verfolgt haben, den stereotypen Spaßmacher ganz zu beseitigen. Das Auftreten des Harlekins ist denn auch für die erste Hälfte der dreißiger Jahre genügend bezeugt; auch Gottsched hätte in der Critischen Dichtkunst dort, wo er von der buntscheckigen Kleidung desselben, dann von den Dresdenischen Hofkomödianten spricht[1]), einer so einschneidenden Änderung gewiß Erwähnung gethan. Diese Vertreibung galt damals zweifelsohne nur jenem Harlekin, der sich regelmäßig in die ernsten Haupt- und Staatsaktionen drängte; das Lustspielrepertoire enthielt dagegen noch immer eine Reihe von Stücken, in denen der Hanswurst sein Wesen trieb, und welche daher von Gottsched verworfen wurden, so „Das Reich der Todten", „Die Liebe in den Schäferhütten", „Die verwünschte Jungfer", „Der voigtländische Bauer oder der Kuchenfresser", „Die verkehrte Welt" u. s. w. Aus den ältesten Vorspielen der Neuber[2]) sowie aus dem Wortlaute der am 21. April 1734 von ihr überreichten Petition[3]) läßt sich indeß schließen, daß auch diese Stücke dem neuen Geschmacke möglichst angepaßt wurden. Außer der Veredelung der Sprache und der Verbannung „unehrbarer Zweideutigkeiten" war besonders die Vermeidung „leerer Possen" das Reformziel der Neuberin. Keineswegs also sollte das Possenhafte überhaupt verbannt werden, es galt vielmehr, den ordinären, zusamenhanglosen Spaß zu dramatischer Komik zu erheben. Hiezu führte vor allem die Zweitheilung der lustigen Figur. Man gab, wie in der „verkehrten Welt", dem Harlekin einen ebenfalls veredelten Scaramutz oder Pierrot, die Typen der pedantischen Rechthaberei und der leichtgläubigen Dummheit, an die Seite, zog endlich auch dem „Kerle" seine „buntscheckige Liberey" aus und kleidete ihn und seinen Widerpart in phan-

1) Vgl. a. o. O. S. 602. 2) Vgl. oben S. 194.
3) Vgl. Blümner, S. 57; Reden-Esbeck a. o. O. S. 140.

tastisches, aber charakteristisches Gewand. Diese Zweitheilung der komischen Figur geht aus einer Reihe uns erhaltener Theaterzettel hervor. Nur so war es möglich, daß noch zu Neujahr 1733 unter Gottsched's Augen das von ihm verpönte Stück: „Der Schmarotzer oder das Leipziger Rosenthal und der lustige Spatziergang nach Golitz" mit Rips und Raps, Schnaps Gurge und Knips Michel aufgeführt wurden. Mit gewissem Rechte konnte also die Neuberin schon 1734 in ihrem Vorspiele gegenüber dem Harlekin Müller ihren höheren Standpunkt geltend machen. Aber gerade der Streit mit diesem ihrem Nebenbuhler veranlaßte sie, einen weiteren Schritt in der Reform zu unternehmen. In der oben bezeichneten Petition von 1734 erbietet sie sich, „niemals eine von seinen (Müller's) Comödien", ja überhaupt „keine Comödien auch sogar Tragedien, welche mit Harlequins Lustbarkeit untermenget", zur Aufführung zu bringen. Wiewohl ihre Eingabe resultatlos war, verfolgte sie doch dies Ziel weiter, ohne es freilich konsequent festzuhalten. Das Repertoire seit 1735 zeigt ein fast gänzliches Verschwinden jener älteren übel berüchtigten Stücke und ein Zurückweichen des Harlekins in die Nachspiele. Der Anschluß an die Litteratur wird zugleich ernster verfolgt. Auch hier bietet Frankreich fast ausschließlich die Muster. Da es aber ohne Hanswurst in den Hauptkomödien nun einmal nicht gieng, wurden Stücke aus dem Théâtre italien genommen, in welchen die possenhafte Figur wenigstens ein dramatisches Agens in sich hatte. So bildete Delisle im »Timon le Misanthrope« und in »Le faucon et les oies de Boccace« oder, wie das Stück in der deutschen Bearbeitung hieß, in „Der Falke und die Gänschen im Busche" den Harlekin zu einer eigenartig gefärbten und determinirten Gestalt um, welche im dunklen Drange der Natur die dramatische Handlung zum guten Ende führte. Wie dort Timon mit Hilfe des Spaßmachers von seinem Menschenhasse befreit wird, so gelangt im zweiten Stücke Lelio durch Harlekins Liebeserwachen für Silvia in den Besitz seiner Flaminia. Auch die Stücke des Marivaux, Legrand und Boissy, welche neben Molière, der in älteren Übersetzungen vorlag, das Repertoire beherrschten, waren mit ihren Verkleidungen und der lustigen Person des Dieners, die statt der Bezeichnung „Harlekin" deutsche Namen wie Bartel, Valentin, Crispin ꝛc. erhielt, durchaus geeignet, die alten Possenspiele zu

verdrängen, ohne dadurch dem Publikum das Vergnügen an dem Burlesken zu verkümmern. Dem gebildeteren Geschmacke dienten Regnard und, was gewiß nicht ohne Gottsched's Einfluß war, Destouches mit seinen moralisirenden Komödien, von denen der »Philosophe marié« schon vor 1732 von Koch bearbeitet wurde.

Eine weitere Maßregel zur Hebung des Geschmackes war die nach dem Muster der Tragödien vorgenommene Versificirung einzelner Lustspiele; ein Mittel, mit welchem wohl das Extemporiren hintangehalten und das Gedächtnis der Schauspieler unterstützt wurde, welches aber, wenn wir einer Äußerung Straube's in seinem gegen El. Schlegel gerichteten Aufsatze Glauben schenken wollen, wenig geeignet war, das Publikum für den neuen Geschmack zu gewinnen[1]).

Daß sich dieser Fortschritt wirklich innerhalb der Jahre 1730 bis 1737 vollzogen hatte, beweisen Gottsched's Zeugnisse, welche hier um so werthvoller sind, als sein Einfluß hiebei nur ein indirekter war, und er daher gegenüber dem Publikum auf kein positives Verdienst hinweisen konnte. So lobt er in der I. Auflage der Critischen Dichtkunst, wo er von den Komödien spricht, die Dresdenschen Hofkomödianten, daß sie „ihre Schaubühne allbereit bei vielen Kennern beliebt gemacht" (S. 602), in der II. Auflage macht er, der sich nur ungern zu einer sachlichen Änderung bei der Neuauflage seiner Werke entschloß, den Zusatz: „durch die ordentlichsten und auserlesensten Stücke" (S. 709). Die niedrigste Art komischer Wirkung, die er gar nicht für dramatisch hielt, weil sie, um in seiner Terminologie zu reden, nur durch Worte und Geberden, durch närrische Kleider, wunderliche Posituren und garstige Fratzen hervorgebracht wurde, fiel in den Hauptkomödien ganz weg. Das Lächerliche beruhte nur noch auf den Sachen, auf ungereimten menschlichen Handlungen. Allein auch der in die Nachspiele verwiesene Harlekin scheint eine Umwandlung erfahren zu haben und aus seiner sonst gewöhnlichen Dienerrolle emporgehoben worden zu sein. Wenigstens sehen wir aus den Titeln: Harlekin, der unge-

1) Vgl. „Beiträge" VII. S. 295. Als versificirte Komödien werden hier aufgeführt: „Der verheirathete Philosoph", „Der Edelmann auf dem Lande" und „Der lächerliche Democrit" (1741).

schickte Philosoph, der verliebte Kaufmannsdiener, der neumodische Briefträger, Harlekin, der lustige Tanzmeister ꝛc., daß es auf Mannigfaltigkeit, auf charakteristische Darstellung komischer Typen aus allen Ständen abgesehen war. Es ist keine Frage, daß dieses allmähliche Fortschreiten der Theaterreform auf dem Gebiete des Lustspieles fast ausschließlich das Verdienst der Neuberin ist, welche hierin von Koch und Türpe eifrig unterstützt wurde. Der pedantische Neuber, dem jedes komische Talent abging, hatte Verständnis für die Regel, aber nicht für das Bühnenbedürfnis; durch sein täppisches Verhalten in dem Streite mit Müller war er vollends um jeden Einfluß gekommen. Als die Truppe im Oktober 1737 wieder nach Leipzig kam, war die Neuberin die technische Leiterin der Bühne. Es ist innerlich wahrscheinlich, daß sie jetzt in der Nähe der gelehrten Theaterfreunde und im Vertrauen auf die litterarische Unterstützung der Frau Professorin, welche sich gerade damals in dem durch ihre „Pietisterei" errungenen Ruhme als Lustspieldichterin sonnte, weitere Schritte zur völligen Durchführung der Bühnenreform zu unternehmen gesonnen war, und da sie gerade der Müller'schen Truppe gegenüber einen höheren künstlerischen Standpunkt geltend zu machen hatte, so mußten vor allem der Harlekin und seine Genossen völlig abgeschafft werden.

Für die Thatsache, daß die Bühne Ende 1737 in der That auch in dieser Beziehung gereinigt war, spricht eine Briefstelle Gottsched's an Manteufel: „Übrigens sind die Fratzen und Zoten aus dieser Bande so gar verwiesen, daß man auch keinen Harlekin oder Skaramuz mehr zu sehen bekömmt" (28. Dec. 1737). Drei Jahre später folgt dann in den Beiträgen[1]) eine ähnliche Bemerkung mit dem Zusatze, daß man auch die anderen Narren der Welschen nicht mehr sieht oder nöthig hat, „die doch Molière in seinen Komödien nicht gänzlich vermieden".

Es lag nahe, dem Publikum gegenüber diesen erhöhteren Standpunkt nun auch theatralisch irgendwie zu markiren. Daß ein derartiger Akt wirklich stattfand, wird angesichts der Berichte mehrerer Quellen um so weniger zu bezweifeln sein, als es ja die Neuberin liebte, ihren Kunstbestrebungen einen scenischen Ausdruck zu geben.

1) Vgl. a. o. O. VI. S. 524.

Nur darf man eben auch deshalb der ganzen Demonstration keine epochemachende Bedeutung für die Kunstgeschichte beimessen. In den Gottsched'schen Schriften wird derselben gar keine Erwähnung gethan, und die Quellen, welche von 1743 ab über diesen Vorgang berichten, gehen in ihren Angaben so weit auseinander, daß es selbst mit Hinzuziehung ähnlicher uns erhaltener Spiele unmöglich scheint, ein auf Grund derselben wissenschaftlich gesichertes Bild von dem Vorgange zu entwerfen. Indeß haben sich Wissenschaft und Dichtung mit der Frage beschäftigt. Daß die feierliche Abdankung des Harlekins, wie Hagen will[1]), nur in einem Prologe bestanden hätte, in welchem von der Neuberin einfach der Vorsatz ausgesprochen worden wäre, den buntscheckigen Gesellen nicht mehr auf das Theater kommen zu lassen, ist in Rücksicht auf die Übereinstimmung der Quellen, wornach wir es mit einer Handlung zu thun haben, nicht anzunehmen. Mit kritischer Methode hat Creizenach die Quellen benützt[2]) und die widersprechenden Nachrichten zu einer zusammenstimmenden Anschauung zu vereinigen gesucht. Sonach hätten wir uns den Hergang etwa in der Weise vorzustellen, daß die Neuberin erst in der grotesken Vermummung als Harlekin erschien, und nachdem sie die Sache der Harlekinaden mit leicht widerlegbaren Gründen geführt hatte, den Parnaß oder den Tempel des guten Geschmacks oder den Ort, wo sonst das Stück spielte, verlassen mußte, dann aber im weiteren Verlauf des Vorspiels in stattlichem Aufzug mit allegorischen Emblemen als die wahre Schauspielkunst wieder auftrat und im Triumph begrüßt wurde. Mag nun auch ein derartiger Vorgang zu der Vorliebe der Neuberin für Verkleidungen und Tändeleien stimmen und mit anderen Spielen ähnlicher Tendenz in noch so deutlicher Analogie stehen, so fehlt ihm doch ein Moment, auf welches alle Quellen hinweisen: die tragikomische Katastrophe des Harlekins; denn der ganze Akt war, wie Lessing, bei dem nur die Hereinziehung der Person Gottsched's Bedenken erregt, im 17. Litteraturbriefe sagt, die größte Harlekinade, die jemals gespielt worden. Rost, der älteste Gewährsmann, der vielleicht Augenzeuge war, spricht von einer Vertreibung, nach

1) Vgl. Neue Preuß. Prov. Bll. 1851, XII. S. 81.
2) Vgl. Zur Entstehungsgesch. d. Lustsp. S. 18 ff.

Friedr. Siegm. Meyer hätte die Neuberin den Harlekin „ordentlich begraben", Löwen nennt das Ganze ein Auto da fe, kurz, es scheint so viel hervorzugehen, daß sich diese von der Neuberin gedichtete Farce vor anderen allegorischen Spielen durch eine derbere Komik hervorhob, deren Spitze sich vielleicht direkt gegen ihren Nebenbuhler, den Harlekin Müller, richtete. Daß sie auch sonst ihre Gegner auf der Bühne dem Gelächter preisgab, wissen wir aus ihrem Zerwürfnis mit Gottsched. Was sie dem angesehenen Professor wenige Jahre später anthat, konnte sie dem verhaßten Kollegen gegenüber um so sicherer und erfolgreicher wagen.

Bei der noch wichtigeren Frage nach dem Antheile Gottsched's an der Abschaffung des Harlekins muß vor allem darauf hingewiesen werden, daß an der Stelle, wo dieser Thatsache in den „Beiträgen" Erwähnung geschieht, nicht, wie anläßlich der Einführung der regelmäßigen Tragödie, auf „das Einrathen und den Beistand der Gelehrten" hingewiesen wird[1]). Die älteste Stelle, in welcher Gottsched mit dieser Angelegenheit vermengt wird, findet sich in einer Streitschrift Bodmer's vom Jahre 1755[2]); bald darauf folgte (1759) Lessing's bekannter Ausspruch im 17. Litteraturbriefe: „Er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben". Abgesehen davon aber, daß die „Briefe, die Einführung des englischen Geschmackes betreffend", ausdrücklich jede Anregung Gottsched's zu dieser scenischen Demonstration zurückweisen[3]), ist es auch innerlich unwahrscheinlich, daß der Herr Professor sich damals noch um derartige Theaterskandale gekümmert hätte, zu denen er weder Zeit noch Geschick hatte. Dagegen hat er die Kunstbestrebungen der Neuberin gewiß mit dem größten Interesse verfolgt und sie in der Herstellung eines regelmäßigen Lustspielrepertoires zu unterstützen versprochen. Es finden sich im Briefwechsel mehrfache Hinweise darauf, daß das Interesse für die

1) Vgl. Beiträge VI. S. 524.

2) Vgl. Edward Grandisons Geschichte in Görlitz. Berlin 1755 [Hof-Bibl. Berl.] S. 55.

3) Offenbar hat Lessing vor dieser Verwahrung einen Rückzug formirt, denn im 18. St. der Hamb. Dramat. heißt es: „Seitdem die Neuberin sub auspiciis Sr. Magnificenz des Herrn Professors Gottsched den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte" ꝛc. Das »sub auspiciis« ist etwas wesentlich Anderes als „er ließ vertreiben".

Komödie in den Gottsched'schen Kreisen gewachsen war. Schon damals lenkte man das Augenmerk auf Holberg, der freilich noch als Geschmacksverderber galt[1]). May legte jetzt selbst mit Hand an und übersetzte Delisle's „Timon"[2]); andere wurden zur Komödiendichtung aufgemuntert, und wenn auch einzelne, wie Kopp, die Theilnahme ablehnten[3]), so ersehen wir doch aus einem Schreiben Neuber's, mit welchem er von Hamburg aus für die Zusendung einer „schönen Komödie" dankt (10. April 1739), daß die litterarischen Kreise Leipzigs nun auch durch die Förderung des Lustspieles der gereinigten Schaubühne zu Hilfe kommen wollten[4]). Dazu kam, daß ihr am Schlusse des Jahres 1737 die Fürstengunst vom Dresdener Hofe winkte. Jedenfalls war die Neuberin von weitgehenden Hoffnungen erfüllt, als sie mit ihrer Truppe an das königliche Hoflager zu einem Cyklus von Vorstellungen berufen wurde. In dem Epilog, mit dem sie am 5. November die erste Vorstellung schloß, apostrophirte sie den König: „Mach, daß unter Deinem Schutz unser deutsche Schauplatz grüne". Es wurden der „Graf Essex", „der verheirathete

---

1) Fabricius berichtet aus Kopenhagen, daß das Theater aufgehoben worden sei, und giebt als Grund den Brand des Opernhauses an, bei dem vor einigen Jahren einige hundert Menschen umkamen, ferner den Umstand, daß von den umherziehenden Banden nichts Vernünftiges aufgeführt wurde. „Denn noch werden des Herrn Professors Holbergs dänische Comödien aufgeführt, welche er mehrentheils aus dem Französischen genommen" (5. Apr. 1738).

2) Vgl. Der deutschen Ges. z. L. eigene Schriften u. Übers. III, 1739. S. 663. Vollständiger Abdruck. Offenbar hatte aber die Bühne auch eine ältere Übersetzung dieses Stückes.

3) Kopp antwortet später (4. Nov. 1740), er wisse wohl, daß eine gute Komödie nicht ohne Satire, Satire aber in seinem Lande nicht ohne Feinde und Widersacher sein könne, davon schon mancher kühne Dichter den Beweis zu seinem Schaden erfahren hätte. „Ich trage demnach, wie ich mich auch gegen Herrn Schlegel erklärt habe, Bedenken, mich in Ermangelung eines mächtigen Schutzes an ein Werk zu wagen, dazu ich sonst von Natur Lust genug in mir empfinde."

4) Der Briefwechsel G.'s mit Neuber schließt also nicht, wie Reden-Esbeck (S. 201) angiebt, mit dem Briefe vom 24. Dec. 1736. Wie man noch 1739 auf G.'s und seiner Genossen Hilfe baute, beweist aus dem oben angezogenen Briefe die Stelle: „Solange wir noch kluge und vernünftige Leute zu Gönnern haben, bin ich unverzagt; wenn es auch noch toller ginge, die gute Sache muß doch immer bestehen, ob sie gleich am meisten angefochten wird."

Philosoph", „Polyeuct", „der Geizige" und die „Iphigenie" in Gottsched's Bearbeitung aufgeführt. Wirklich scheinen Neuber's mit weitgehenden Versprechungen heimgekommen zu sein, wenigstens berichtet Gottsched an Manteufel, Se. Majestät hätten „deren Beyfall sonderlich dadurch bezeugt, daß sie diese Bande in Dero Dienste nehmen wollen" (9. Dec. 1737). Der Brief zeigt weiter, daß auch Gottsched an dies Ereignis große Hoffnungen knüpfte; die Musen scheinen ihm in Sachsen hiedurch viel gewonnen zu haben, aber der gräfliche Beschützer, auf dessen Protektion es hiebei wohl vornehmlich ankam, steht der Angelegenheit kühler gegenüber. Auch er sähe es als ein großes Glück für die sächsischen Musen und für ganz Sachsen an, wenn der Hof fortführe, an theatralischen Stücken Geschmack zu bezeugen, denn bei dem innigen Zusammenhange aller Wissenschaften sei auch für die anderen Zweige Günstiges zu erwarten; indeß hegte er von der dramatischen Litteratur der Deutschen keine so hohe Meinung als Gottsched. Dieser hatte das gute Repertoire der Neuber's auf 50—60 Stücke veranschlagt. Der Graf meint: Quoique je n'aie vu aucune de ces 50 ou 60 pièces, dont vous dites qu'elle (la troupe) est fournie, je parierais bien, que les trois quarts en sont au dessous du mediocre et par consequent très propres a faire en peu de tems retomber la cour dans sa première indifference pour les belles lettres. Auf die deutschen Dichter setzt er kein großes Vertrauen. Wenn die Gesellschaft den Beutel ihrer eben nicht zahlreichen guten Stücke werde umgestürzt haben, so bleibe nichts übrig, als entweder zur Wiederholung derselben Stücke zu greifen, was sowohl den Schauspielern als dem Publikum bald überdrüssig werden dürfte, oder schlechte Stücke einzusetzen, oder endlich: »de recourir aux obscenes plattitudes de Hanswurst, ce qui la (cour) ferait tomber dans le mépris«. Als Mittel, den Hof in diesem beginnenden guten Geschmack zu erhalten und das deutsche Theater in einen Zustand zu versetzen, daß es ebenso der Bildung wie dem Vergnügen diene, nennt der Graf: anständige Besoldung der Schauspieler, gleichzeitig aber Engagement Gottsched's und eines oder zweier anderer Dichter nach dessen Wahl mit der Verpflichtung eines jeden, jährlich eine Reihe guter Stücke zu liefern. »A moins de cela«, schließt Manteufel, »vous verrez, Mons., que nos esperances ne seront

qu'un feu de paille« (12. Dec. 1737). Es ist natürlich, daß Gottsched das Projekt aufgreift. Um den Grafen wegen der schlechten Stücke zu beruhigen, hebt er ausdrücklich hervor, daß sich keines der älteren deutschen im Repertoire befände, keines von Lohenstein, von Gryphius, Hallmann, Weise oder Dedekind. Es seien lauter Stücke von beiden Corneilles, von Racine, Molière, Destouches, Voltaire, Capistron und anderen neueren französischen Poeten. Die Deutschen hätten hiebei nichts gethan als die Meister-Schauspiele jener übersetzt. Nun wäre zwar freilich zu wünschen, daß der Hof solche Anstalten für das deutsche Theater machte wie für die italienische Oper, allein in Ermangelung dessen würde auch schon sein Beifall den Eifer derjenigen erhöhen, die bisher für die Neuber'sche Bühne gearbeitet hätten. Nur vor einer Kombination bangt ihm: wie, wenn der Hof die ganze Sache in die Hand nähme und dem Hofpoeten König die Aufsicht über die Schaubühne übertrüge? Seine Stücke seien gerade die allerschlechtesten, die von Neuber aufgeführt worden. Wenn hier Personen in Frage kamen, so lag es näher, an König als an Gottsched zu denken; Manteufel's Urtheil hätte hier zur Verhütung eines Mißgriffes nicht ausgereicht. Aber damit war die Sache keinesfalls erledigt[1]). Gottsched, der die Angelegenheit mit der ihm eigenen Zähigkeit festhält, spielt nun gegen den Hofpoeten ein Höheres, die deutsche Gesellschaft in Leipzig, aus. Eben hatte er am Beginne des Jahres 1738 den letzten Band der Oden erscheinen lassen, zu welchem Männer aus allen Gegenden Deutschlands Beiträge geliefert hatten. Wackerbart hatte auf die Zusendung derselben gnädig geantwortet; auf ihn und Manteufel setzte jetzt Gottsched die größte Hoffnung, und obgleich die Gesellschaft innerlich bereits zersetzt war, sollte sie wie die

1) Danzel meint, die Sache habe sich bald zerschlagen (S. 136), und bezieht sich auf einen der nächsten Briefe, in welchem G. über die Vernachlässigung der deutschen Poesie in Sachsen klagt. Es heißt hier: „Es gewinnt das Ansehen, als ob die Musen in kurzen Jahren das undankbare Sachsen verlassen würden. Es geben nämlich sehr viele Umstände zu muthmaßen, daß die Verachtung alles dessen, was gelehrt ist und heißt, bei unserem Hofe täglich größer wird. Doch genug hievon, denn „Wer Wespen stört, kriegt Beulen ins Gesicht". Der Brief ist jedoch vom 1. Februar 1738 und bildet durchaus nicht den Abschluß der Verhandlungen.

Neuber'sche Bühne ihm doch als Sockel zu größerem litterarischen Einfluß und Ansehen dienen. Es ist schwer zu sagen, ob es Verblendung oder unverfrorene Verwegenheit war, wenn er Manteufel nicht nur bittet, die Angelegenheit der deutschen Gesellschaft in Dresden zu fördern, sondern seine unmaßgebliche Ansicht geradezu dahin äußert, der Hof möge die Beschäftigungen der beiden Pariſischen Akademien, der Académie française und des belles lettres mit einander in einer einzigen verbinden, „und alsdann könnte eine solche Gesellschaft dem Hofe noch nützlicher vorkommen, zumal wenn sie auch jährlich etliche deutsche Schauspiele auf französischen Fuß für den Hof zu liefern verbunden wäre" (19. Apr. 1738). Es war der kühnste Ausdruck von Gottsched's Streben nach einer Diktatur. Der Graf ist nicht abgeneigt, dieses Projekt nach Kräften zu fördern. Zunächst aber scheint der geeignete Zeitpunkt noch nicht gekommen: »je ne sais, si le tems de mettre ce project sur l'enclume est deja arrivé« (16. Mai 1738). Immerhin waren die Aussichten damals nicht ungünstig, da der Präsident Graf Holzendorf den Leipziger Bestrebungen wohlwollend gesinnt war und auch sein Sekretär Volkelt die Angelegenheit zu betreiben versprach. Da trat, wenige Wochen darauf, ein Ereignis ein, welches alle Pläne über den Haufen warf: Gottsched war aus der deutschen Gesellschaft ausgeschieden, und damit ein verhängnisvoller Wendepunkt in seinem Leben herbeigeführt.

XII.

Austritt aus der deutschen Gesellschaft und der Beginn des Litteraturstreites. 1738—1740.

Zwei Ereignisse begannen im Jahre 1738 Gottsched's einflußreiche Stellung zu erschüttern: sein Austritt aus der deutschen Gesellschaft und der Beginn des großen Litteraturstreites. Außerdem fehlte es nicht an einer Reihe kleinerer Verdrießlichkeiten. Kaum hatte er im Februar von den Angriffen Haller's Kunde erhalten und auch Mosheim's Mißbilligung über die Recension des „Sammlers" erfahren, als er durch ein lateinisches Gedicht Christ's

neue Kränkungen erlitt, welche ihm um so näher gingen, als sich auch der Hof für sie lebhaft interessirte. Gottsched hatte deshalb offenbar beim Präsidenten Holzendorf Schritte unternommen, denn dessen Secretär Volkelt berichtet: „Der Herr Präsidente läßt sich E. H. durch mich bestens empfehlen und dieselben davon versichern: Gerade das Gegentheil davon ist hier Herrn Professor Christens Carmini widerfahren und zwar um desto mehr, je weniger der Hof solche dunkle Brillen und unnützes Zeug vertragen kann[1]). Es reut mich noch itzo die Zeit, die ich auf die Uebersetzung desselben wenden müssen, weil es die Frau Präsidentin gerne lesen wollte" (24. April 1738). Auch Bentzky und Mosheim schrieben in dieser Angelegenheit Trostbriefe. Mittlerweile war aber auch Steinbach mit grobem Geschütze vorgefahren.

Schon am 10. Januar meldete Lindner aus Hirschberg das Erscheinen der Güntherbiographie[2]), in welcher Steinbach, der sich unter dem Vorworte mit Carl Ehrenfried Siebrand zeichnete, die Rache der Schlesier an Gottsched thatsächlich ausgeübt hatte[3]). Zunächst wurden die Verfasser der „Beiträge" ihrer rücksichtslosen und — wie Steinbach nicht ganz mit Unrecht hervorhob — abgeschmackten und unvernünftigen Kritik wegen getadelt. Besonders hätten sie sich an Günther arg versündigt, bei dessen Gedichten sie nur nach einzelnen Fehlern fahndeten, ohne sich in die Schönheiten zu vertiefen. Von ihm gelte das Sprichwort: Leoni mortuo etiam lepores insultant. Man hat sich zu Anfange, heißt es im Vorworte (Bl. 3), von der deutschen Gesellschaft ungemeine Vortheile eingebildet, besonders daß sie zur Aufnahme und Beförderung unserer Muttersprache ausschlagen sollte, jetzo aber erfolgt recht das Widerspiel, denn wer auch was zur Beförderung derselben schreibt, werde in ihren Schriften wie unser Günther im 14. Stücke der Beyträge

---

1) Die Stimmung scheint am Hofe aber doch eine andere gewesen zu sein, denn am 11. März 1736 erhielt Christ die ordentliche Professur der Poesie.

2) Joh. Christ. Günthers, Des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schriften. Gedruckt in Schlesien 1738. Auf des Verfassers eigene Unkosten. (Bresl. Stadt-Bibl.) Vgl. „Eitner, Günther's Biograph Dr. Steinbach von Breslau und die Gottschedianer." Progr. des Gymn. zu St. Maria Magd. Breslau 1872.

3) Vgl. oben o. S. 307 ff.

Blatt 188 „recht jungenmäßig herunter gemacht". Besonders aber trifft der Ingrimm des Verfassers den Senior selbst, der für alle Artikel der „Beiträge" verantwortlich gemacht und dem in verschiedenen Variationen Überhebung und Aufgeblasenheit, kritische Unfähigkeit, Unwissenheit[1]), poetische Unfruchtbarkeit und verworrene Schreibart vorgeworfen wird. Zum ersten Male muß sich Gottsched recht unsinnige Schnitzer in seinem poetischen Ausdrucke[2]) und mangelhafte Kenntnis des Lateinischen[3]) vorrücken lassen; er wird als eine Creatur seines Verlegers Breitkopf hingestellt, denn er habe, um denselben für den geringen Abgang seines poetischen Werkes (Gedichte von 1736) zu entschädigen, zu den üblichen Betrügereien der Buchhändler seine Zuflucht genommen und die Werke anderer auf das Abgeschmackteste heruntergemacht, um für den Absatz der eignen Ware von gleichem Inhalte zu sorgen[4]). Auch der Leipziger Klatsch wird ausgenützt[5]), ja, seit Henrici's Schmähungen erscheinen hier zum ersten Male wieder recht deutliche Anspielungen auf Gottsched's unreines Privatleben[6]). Dazu kam eine Reihe von Schimpfwörtern wie: Affe, Narr, pecus campi, kritischer Wurm und Aehnl. Steinbach versandte seine Biographie nicht nur an die Schriftsteller Schlesiens, sondern auch außer Landes, denn er hatte sich unter anderem auch Stoppe's und des „Sammlers" angenommen[7]). Gottsched war empört. Er forderte Kopp, den Verfasser jener Kritik über Günther's Ode, zur Entgegnung auf, aber dieser lehnte ab; vergeblich wartete er auf eine Genugthuung seitens der deutschen Gesellschaft, deren Mitglied Steinbach war, aber es scheint,

---

1) So wurden z. B. der Sundgau und Breisgau in den „Beiträgen" III. S. 261 als Städte bezeichnet.

2) Vgl. a. o. O. S. 151, S. 164 wo G. mit Bezug auf eine Stelle in der bekannten Satire (Crit. Dichtk. I A. S. 466) ironisch gefragt wird, was eine „lahme Fiedel" sei.

3) ibid. S. 142. In diesem Thema fährt später Liscow fort.

4) ibid. S. 142.

5) So wird S. 143 erzählt, daß vor nicht langer Zeit jemand in Leipzig eines Preußen Arbeit nicht genug erhoben hatte, was Gottsched als Landsmann so sehr in Harnisch brachte, daß er auf ein Blatt einen Galgen drucken und dazu das Sterbelied des Gegners habe setzen lassen. Dieses rüde Motiv der Polemik kehrt später in den Gottsched'schen Streitschriften öfter wieder.

6) ibid. S. 152 ff. 7) ibid. S. 142 ff.

daß dieser in Leipzig stützende Freunde hatte[1]). Da begieng Gottsched eine Unbesonnenheit: Als sich die Gesellschaft am 11. Juni 1738 zu einer Sitzung versammelte, fand sich statt des Seniors ein Brief desselben vor, in welchem er, ohne sich in die Sache weiter einzulassen, mit der Entschuldigung, persönlich verhindert zu sein, einfach mittheilte, es sei ihm ein Mitglied unhöflich und ehrenrührig begegnet, weshalb er nach reiflicher Überlegung seine Stelle als Senior niederlege und aus der Gesellschaft austrete. Offenbar war es ihm hiebei nur um die Ausübung eines moralischen Druckes zu thun gewesen, aber es geschah das Unerwartete: Die Gesellschaft nahm die Austrittserklärung zur Kenntnis, wählte sofort May zum Senior, und unter dem Ausdrucke des Dankes „vor die viele gehabte Mühe", durch welche er „die redlichen Absichten der Gesellschaft befördern helfen", erhielt er in einem von zehn Mitgliedern gezeichneten Briefe am 20. Juni seine Entlassung[2]). Ja, noch mehr; trotzdem er bald den Rückzug antrat und nun seine eigentliche Absicht eröffnete, war man so boshaft, ihn beim ersten Worte zu nehmen. Man stellte sich überdies, als ob man der eigentlichen Person des Übelthäters gar nicht sicher wäre. „Sobald sie (die Gesellschaft) genugsame Gewißheit hat, daß der Verfasser der ärgerlichen Schrift", heißt es in dem Schreiben vom 25. Juni, „ein Mitglied der Gesellschaft ist, wird sie es nicht unterlassen, auch dasjenige an ihm zu erfüllen, was Sie, hochzuehrender Herr Professor, mit Recht hätten fordern können, itzo auch zu verstehen gegeben, im Anfange aber nichts deswegen verlangt haben". So blieb Gottsched von dem Vereine ausgeschlossen, den er zu geschichtlicher Bedeutung erhoben und der ihm andrerseits für die Geltendmachung seiner litterarischen Auctorität einen bedeutenden Nachdruck verliehen hatte.

Der Streit mit Steinbach war indeß nur die äußere Veranlassung für seinen theilweise unfreiwilligen Austritt aus der Gesell-

1) Vgl. Bl. 3, wo St. sagt, „daß sich auch schon einige Mitglieder zu schämen anfangen, an solchen Dingen einigen Antheil zu haben".

2) Vgl. Danzel, G. S. 100. Unterschrieben sind: May, J. Martin Knöcher, J. Heinr. Winkler, Christ. Marianne v. Ziegler, Steinwehr, Heinr. Gottl. Schellhafer, G. Friedr. Bärmann, Christ. Gottl. Ludwig, Schwabe und Mich. Morgenbesser.

schaft. Käſtner berichtete ſpäter, Gottſched habe ſich dadurch bei den Mitgliedern mißliebig gemacht, daß er ſie zu größerem Fleiße anſpornte[1]); allein wir finden eine weit einleuchtendere Erklärung in dem Rathe, welchen die Frau Ziegler einem Gelehrten ertheilte, der die Abſicht hatte, eine neue Geſellſchaft zu gründen. Sie prophezeit Uneinigkeit unter den Mitgliedern und fährt fort[2]): „Bald wird ſich einer, der von einem Vorurtheile eingenommen iſt, den Übrigen widerſetzen, in der Meinung, als wäre er blos deswegen zugegen, daß ihn die übrigen Mitglieder allein als ein Orakel befragen müſſen. Ihn wird eine thörichte Selbſtliebe beherrſchen, und er wird ſich zutrauen, er ſähe alles weit tiefer ein als andere".

Das war aus Erfahrung und deutlicher als unter der Blume geſprochen. Es paßt ganz zu dem Charakter Gottſched's, wie er ſich immer deutlicher auch in ſeinen Schriften dem großen Publikum gegenüber offenbarte. Wenn wir uns ferner das oben geſchilderte Verhältnis der Ziegler zum Gottſched'ſchen Hauſe vergegenwärtigen und in Betracht ziehen, welchen Einfluß ſie auf die jungen Leute ausübte, ſo iſt keine Frage, daß ſie und Steinwehr es waren, welche die Unzufriedenen ermuthigten; ſich auf dieſe Weiſe des läſtigen Druckes zu entledigen. Schien ja hiemit auch die ſtolze Danzigerin getroffen, und wer konnte dann ihr, der Ziegler, die erſte Rolle unter den litterariſchen Honoratioren Leipzigs ſtreitig machen? Wie erbittert die Gemüther beiderſeits waren, geht aus den nachfolgenden Streitigkeiten hervor. Umſonſt verſuchte Mosheim zu vermitteln, die Angelegenheit war zu weit verfahren. Man verlangte vom Senior die Auslieferung der Bibliothek, aber er wollte ſie erſt herausgeben, bis man ihm den rückſtändigen Miethzins und andre Auslagen rückerſtattet haben werde; er erklärte ſich endlich zur Übergabe der Bibliothek an den vom Präſidenten beſtätigten Senior bereit, man bedeutete ihm aber, dies wäre lediglich eine Angelegenheit der Geſellſchaft und Ähnl.

Ein längerer Streit erhob ſich um die „Beiträge". Da ſie von den Mitgliedern für ein Organ der Geſellſchaft gehalten wurden, beſchloß man, ſie ohne Gottſched fortzuführen. Schon am 31. Juli

1) Vgl. Käſtner Werke a. o. O. II. S. 172.
2) Vgl. Ziegler, Verm. Schriften. 1739. S. 452.

wurde in den Leipziger gelehrten Zeitungen[1]) ein Aufruf veröffentlicht, man sei eins geworden, die Aufsicht und Bewegung dieser Zeitschrift der ganzen Gesellschaft zu überlassen. Gottsched jedoch erklärte sie für sein Eigenthum. Umsonst rieth ihm Mosheim, dessen Vermittelung bei der Gesellschaft auf Widerstand stieß, „ein neues Werk von dieser Art" zu gründen; er kannte die Bedeutung des Blattes zu gut und klammerte sich an dasselbe als an das einzige Mittel, seinen Einfluß zu behaupten.

Die Eigenthumsfrage der „Beiträge" war durch seine Schuld verwickelt worden. Nach dem Tode Lotter's hatten nur Gottsched und Breitkopf Anrechte auf die Zeitschrift; sie allein pflogen die Verrechnung; Gottsched besorgte die Correspondenz und Redaction. Zur Mitarbeit wurden nicht einmal alle in Leipzig anwesenden Mitglieder herangezogen[2]); weder die einzelnen Artikel noch die Zueignung ganzer Bände an hervorragende Personen erfuhren die Genehmigung der Versammlung, und in der Zueignungsschrift an Marperger wird, wie auch anderwärts, betont, daß nur wenige Mitglieder an den „Beiträgen" theil hätten, und daß sie kein Werk der ganzen Gesellschaft seien[3]). Andrerseits aber suchte Gottsched, sobald es ihm paßte, wieder den Schein zu erwecken, als ob die Zeitschrift das Vereinsorgan wäre. Abgesehen von dem Beisatze auf dem Titel: „Herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig" wurden schon in der Vorrede zum ersten Bande die Freunde aufgefordert, an den „Senior" Beiträge zu senden und der „Gesellschaft ihren Namen bekannt zu geben"; die Schriftsteller sollten Recensionsexemplare einsenden, um sich hiedurch gleichzeitig „ein gutes Denkmal in der Bibliothek der deutschen Gesellschaft zu stiften"[4]), und 1737 nannte Gottsched das Blatt geradezu „die critischen Beiträge der deutschen Gesellschaft"[5]).

Breitkopf, auf den es in dieser Streitfrage zunächst ankam, entschied zu Gunsten Gottsched's, erklärte sich aber bereit, der Gesellschaft eine Zeitschrift unter einem neuen Titel zu verlegen. Gottsched setzte die „Beiträge" allein fort und änderte nur den Beisatz

1) Vgl. a. o. O. 1738 S. 553. 2) Vgl. G. Weltweisheit a. o. O. 3) Vgl. „Beiträge" IV. S. 604, 608. 4) Vgl. „Beiträge" III. S. 192; in diesem Sinne ist auch von „unserem Büchervorrathe" die Rede (ibid. S. 29). 5) Vgl. Crit. Dichtk. II. A. S. 649.

auf dem Titelblatte[1]). Im ersten Hefte des Jahrganges 1739 konnte er nicht umhin, sein Recht nochmals zu vertheidigen und der neuen, von der Gesellschaft gegründeten Zeitschrift, deren Absichten und Mittel von den seinigen ganz verschieden wären, lange Dauer zu wünschen. Sein Wunsch gieng aber nicht in Erfüllung. Wie die Gesellschaft nach Gottsched's Austritt immer tiefer sank, so versiegte auch die Production derselben; bis 1744 erschienen in unregelmäßigen Pausen im ganzen nur vier Stücke[2]), in welchen die Gottsched'schen Sprachbestrebungen noch eine viel einseitigere und unverständigere Vertretung fanden, so wenn z. B. im III. Stücke bewiesen wird, „daß es nöthig und nützlich sei, die niedersächsische Sprache allmählich gar abzuschaffen".

Der Streit mit den Schlesiern hatte indeß noch ein Nachspiel. Zuerst erschien eine von Gottsched direct beeinflußte Schrift, in welcher einer seiner Schüler in bescheidener und durchaus maßvoller Weise die Anschuldigungen Steinbach's, der hier mit Bestimmtheit als Verfasser von „Günther's Leben" bezeichnet wird, zurückwies und ihm die Unzukömmlichkeit seiner persönlichen Ausfälle gegenüber dem berühmten Professor nahe legte[3]). Die Vertheidigung war mit ihrer Ruhe und Sachlichkeit nicht die entsprechende Antwort auf Steinbach's Ausfälle, weshalb denn Gottsched einen anderen seiner Schüler ins Feld rief.

Johann Wilhelm Steinauer aus Naumburg, 1737 Mitglied der nachmittägigen Rednergesellschaft und seit 1738 Magister, war in Leipzig als witziger Kopf bekannt, der die Thoren verlachte wie Kästner und Rabener und die Mädchen besang wie der

1) „Herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur".

2) „Der deutschen Gesellschaft Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst betreffen". Lpz. Breitk. Stück I: 1739, II: 1740, III: 1743, IV: 1744.

3) Vgl. „Schreiben an Herrn Doktor Steinbach in Breslau, bey Gelegenheit seiner wider den Herrn Prof. Gottsched in der Lebensbeschreibung von Günthern angeführten Beschuldigungen" (23 Seiten) Auszug bei Eitner a. o. O. S. 12 ff. Über den Verfasser weiß ich nur anzugeben, daß derselbe ein Ober-Lausitzer gewesen sein soll. Vgl. Ober-Lausitz. Beitr. I. S. 669. Zu bemerken wäre ferner, daß G. das Citat aus Terenz: »Hic respondere voluit, non lacessere« in demselben Jahre als Motto für seine Polemik gegen Bodmer wählte (vgl. unten S. 359 A).

lockere Rost, mit dem er freundschaftlichen Umgang pflog[1]). Wahrscheinlich wurde ihm, als er nach Straßburg als Hauslehrer gieng, die Züchtigung Steinbach's warm empfohlen. Hier erschienen denn auch die berüchtigten Todtengespräche zwischen Günther und einem Ungenannten[2]), welche die Reihe jener Pasquillen eröffnen, mit denen die Gottschedianer die Feinde ihres Meisters zu vernichten suchten. Nach einer an Steinbach gerichteten, an ironischen und satirischen Ausfällen reichen Zueignung, aus welcher sich allein der Beweis erbringen ließe, daß Steinauer zu Liscow eifrig in die Schule gegangen war, wird in einem zwischen Günther und einem Ungenannten im Reiche der Toten geführten Gespräche untersucht, wer der Verfasser von Günther's Lebenslauf sei. Die allgemeine Meinung nenne Steinbach, und Günther stimmt derselben auch bei, denn er traue ihm alle Dummheit zu; auch habe er es wie die meisten mittelmäßigen Ärzte an Hochmuth und Grobheit nicht fehlen lassen. Der Ungenannte aber stützt sich auf das Zeugnis eines Apothekergesellen, wornach Steinbach höflich und ein grundgelehrter Mann sei, während Siebrand doch wie der gröbste schlesische Bauer rede und so dumme Schlüsse mache wie ein Langianer. Hierauf wird seine Polemik einer zersetzenden Kritik unterzogen, wobei es denn auch an Ausfällen gegenüber anderen litterarischen Persönlichkeiten nicht fehlt. Besonders scharf sind die Bemerkungen gegen Henrici und die Jungschlesier, namentlich gegen Stoppe, den Steinbach für einen glücklichen Dichter und den würdigsten Nachfolger Günther's bezeichnet hatte. Aber auch die deutsche Ge-

1) Vgl. Kästner Werke 1841 I, S. 14 ff.; dann S. 8: „Auf den Herrn Hauptmann Steinauer".

2) Vgl. „Gespräche zwischen Johann Christian Günthern aus Schlesien. In dem Reiche der Todten Und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen: In welchem Beyde des Erstern 1738 zu Breslau gedruckten Lebenslauf beurtheilen; Und bey dieser Gelegenheit ihre Gedanken über einige itzt lebende deutsche Dichter und Dichterinnen eröfnen. Nebst einer Zueignung an Seine Hochedeln, den Herrn D. Steinbach in Breslau". Das erste Stück 1739. (Bresl. Stadtbibl., Hof-Bibl. Berlin.) Die Annahme Eitner's a. o. O. S. 21 ff., als wäre Liscow der Verfasser, hat bereits Litzmann a. o. O. S. 103 ff. mit triftigen Gründen widerlegt; die Vermuthung, daß nicht Anton, sondern Joh. Wilhelm Steinauer der Verfasser ist, findet indeß ihre volle Bestätigung bei Kästner a. o. O. I, S. 14, Anm.

sellschaft sowie einzelne ihrer Mitglieder, darunter Schwabe, erfahren seinen Spott. Es entsprach dies gerade damals vollständig der Stimmung Gottsched's. Wenn die Frau Ziegler mit Auszeichnung genannt und schüchterne Anspielungen auf Gottsched's durch die Erfolge gesteigertes Selbstbewußtsein gemacht werden, so kann hieraus keinesfalls geschlossen werden, daß der letztere dieser Schrift völlig fern gestanden wäre. Vielmehr zeigt sich bereits hier die Praxis, welche später öfter beobachtet wird, daß er die Aufträge zur Abführung seiner Gegner ertheilt und sich um die weitere Durchführung nicht kümmert, ja er scheint es nicht ungern gesehen zu haben, wenn seine Kämpen, um den Gegner zu täuschen, auch falsche Wappen führten. Trotzdem er im Vorwort des VIII. Bandes der „Beiträge" ausdrücklich erklärte, an der Schrift gar keinen Antheil zu haben, blieb er mit dem Verfasser auch in Straßburg noch in freundschaftlichem Briefwechsel und sandte ihn später als Agenten für den Gottschedianismus nach Bern. Daß die Ausfälle Steinbach's mit der Feindschaft König's in innerem Zusammenhange standen, beweist die Rücksichtslosigkeit, mit der Steinauer nun das Skandalleben im Hause des Dresdener Ceremonienmeisters bloslegte. Schon die Neufränkischen Zeitungen brachten einzelne nur den litterarischen Kreisen verständliche Anzüglichkeiten gegen die Frau König's, welche wegen der Bethätigung ihrer freien Liebe im schlimmsten Rufe stand. Daß Steinauer nun diese Verhältnisse so ungeschminkt in die Öffentlichkeit zerrte, bereitete den Leipzigern und Dresdnern wohl eine pikante Freude, König aber scheint in seinem Zorne nicht nur das Verbot des Buches[1]), sondern auch eine Maßregel erwirkt zu haben, welche dem Verfasser für immer die Rückkehr nach Sachsen unmöglich machte[2]).

Aus Steinauer's Schrift ist aber weiter zu entnehmen, daß sich Gottsched's Einfluß und Ansehen in Leipzig auch außerhalb der

1) Brief v. Wendt v. 4. Oct. 1739: „Itzund hat uns ein guter Freund das so verhaste Gespräch zwischen Güntern und einem Unbekandten im reiche der Todten heimlich verschaffet, womit wir uns nicht wenig die Zeit vertreiben. Gantz Dresden ist davon voll: Und ein jeder will es lesen".

2) Vgl. aus dem oben citirten Gedicht Käſtner's (I S. 15) die nach der Handschrift mitgetheilte Lesart: „Wie dank ich Königs Zorn, der mich aus dir (Vaterland) verbannt!"

deutschen Gesellschaft bereits im Jahre 1738 zu zersetzen begann. Dies zeigt zunächst die durchaus selbständige Haltung des Verfassers, der sogar bei der Charakteristik der Wirksamkeit Gottsched's schon damals den springenden Punkt traf, wenn er bemerkt: „Etwas hat mir nicht allezeit gefallen wollen. Er hat für die kleinste Regel eine merkliche Hochachtung“[1]). Auch sonst muß es unter den Hörern bereits rumort haben. So berichtet Steinauer, einige Anhänger Haller's wären in der Verehrung des Dichters sogar so weit gegangen, daß sie an dem Widrigen und Übelklingenden seiner Sprache Gefallen gefunden hätten, und einer seiner Freunde — es kann nach der näheren Bezeichnung nur Käſtner gemeint sein — habe sich an die Art mit Participien zu reden so gewöhnt, daß er jedem Tadel mit der Ausflucht begegnete, es wäre dies eine Erbsünde von Haller, seinem poetischen Vater[2]).

Auch Gottsched's Verhältnis zur Bühne begann sich bereits 1738 zu lockern. Es wurde schon erwähnt, daß seit der Rückkehr der Neuber's nach Leipzig die Frau das Heft in den Händen hatte[3]). Bei aller Anerkennung, welche Steinauer der Principalin zollt, setzt er jedoch an ihr schon jetzt aus, was Gottsched und seine Frau später öfter wiederholten, daß sie nicht immer auf die „Erinnerungen geschickter Leute“ achte und die Natur und Wahrscheinlichkeit aus den Augen setze. Namentlich wird hervorgehoben, daß sie sich bei ihren vorgerückten Jahren noch gern als verliebtes Mädchen zeige, unwahrscheinliche Verwandlungen auf der Bühne vornehmen lasse und bei einem ihrer Vorspiele, in welchem sie ein Bettelweib darstellte, die Naturwidrigkeit so weit außeracht gelassen hätte, daß sie sogar eine Ode Günther's mit Musikbegleitung sang[4]). In all diesen Ausstellungen hören wir nicht nur Gottsched's Geist, sondern seine eigene Klage.

Sein Austritt aus der Gesellschaft gab aber auch außerhalb Leipzigs das Signal zur Rebellion auf allen Punkten: In Süddeutschland erhob der Herausgeber von Neukirch's Telemach in der Vorrede jene Anklage, welche Frau Gottsched zur Polemik gegen Hirsch veranlaßte[5]), der gelehrte Tobias Damm in Berlin, ein

1) Vgl. „Todtengespr.“ a. o. O. S. 87. 2) Vgl. ibid. S. 120.
3) Auch Steinauer spricht von der Truppe als von „ihren Leuten“ S. 128.
4) Vgl. ibid. S. 128 ff. 5) Vgl. oben S. 219.

Mitglied der deutschen Gesellschaft, schrieb gegen die Recension seiner Ciceroübersetzung[1]) eine besondere Schrift[2]), in welcher er sich mit sachlichen Gründen und persönlichen Ausfällen zur Wehr setzte. „Die critischen Beyträge", heißt es hier unter anderem, „haben vom Credite bei mir und bei Andern vieles verloren. Denn man siehet wohl, daß sie, wer weiß was vor Tadelseuche und Reibebegierde in die Welt hinein drucken lassen"[3]). Als nun auf diese geharnischte Epistel Damm's neuerdings eine Entgegnung folgte[4]), forderte dieser in einem Briefe Gottsched kategorisch auf, ihm seinen Gegner zu nennen (1. Aug. 1740). Von nun an stand ein ansehnlicher Berliner Kreis in Opposition gegen die Leipziger Litteratur.

Auch in seiner Heimath Königsberg verlor Gottsched an Ansehen. Wichtiger als der Streit mit Danovius, dem Professor der Beredsamkeit[5]), welcher im Königsberger wöchentlichen „Anzeiger" einen anzüglichen Aufsatz über den „oratorischen Frost" veröffentlicht und hiebei Heineken's abträgliches Urtheil über Gottsched zum Besten gegeben hatte, war der vollständige Bruch mit Bock. Dieser hatte die Recension seiner Schrift de pulchritudine carminum nicht verschmerzen können und fühlte sich daher berufen, für Pietsch, dessen Schriften er herausgab[6]), gegenüber den Ausstellungen Gottsched's[7]) einzutreten. Auf Blatt 5 des Vorwortes werden die „abgeschmackten Gemüther" gegeißelt, die durch unbefugte Glossen die Werke des Dichters zu verfinstern suchen, indem sie aus einer heimlichen Neidsucht mancher schönen Stelle einen dicken Schatten mit ihrer grobgeriebenen Farbe vorzumalen sich nicht entblöden. Es wird ihnen mit Bezug auf den Streit mit den Schlesiern vorgeworfen, daß sie kleine Fehler vergrößern, verdiente Männer, „auch wohl ganze Provinzen" herunter setzten, als ob sie hiezu das Lehn empfangen hätten. „Mit was Ungestüm", heißt es weiter, „fallen dergleichen Urtheilspächter den tiefsinnigen

1) Vgl. „Beiträge" VI. S. 129.

2) Christian Tob. Damm's Verantwortung seiner übersetzten Ciceronianischen Briefe. Berlin 1739.

3) a. o. O. S. 61. 4) Vgl. „Beiträge" VI. S. 403. 5) Vgl. oben S. 219. 6) „Des Herrn Joh. Valentin Pietschen . . gebundne Schriften . . von Joh. George Bock. Königsberg 1740. 7) Vgl. Crit. Dichtk. II A. S. 85, dann „Beitr." III, 329.

Lohenstein und einige von seinen Landesleuten an, schwärzen sie mit den gräßlichsten Benennungen, schelten jeden Ausdruck für schwülstig und aussätzig, vergessen sich selbst bei dieser Geringschätzung, daß sie ihrer schwindsüchtigen Schreibart wegen verdieneten an das Riesengebürge geschmiedet zu werden". Es ist bemerkenswerth, daß der Protest gegen das Frostige und Platte, welches Gottsched im Kampfe gegen die zweite schlesische Schule begünstigt hatte, zuerst von Norddeutschland ausgieng und zwar zu einer Zeit, in welcher von einem Einflusse der Schweizer Schriften noch keine Rede sein konnte. Gottsched hat denn auch in der abträglichen Recension dieser Pietschausgabe[1]) den principiellen Gegensatz herausgefühlt, indem er vor dem „hohen Glanz des Firnisses" warnte und die Anfänger aufforderte, die „wahren Schönheiten der Vernunft und eines geläuterten Witzes von den Irrlichtern einer ausschweifenden Phantasie sorgfältig zu unterscheiden"[2]). Der Streit mit Bock beweist auch, wie frech mitunter Gottsched sein konnte. Während er, wie wir gesehen haben, bei Veranstaltung seiner Ausgabe Pietsch geradezu hintergangen hatte[3]), erhebt er jetzt anläßlich der mit Bewilligung der Familie des verstorbenen Dichters veranstalteten Sammlung die Frage, ob der Verleger ein Recht hatte, das Buch herauszugeben und nachdrucken[4]) zu lassen, da der erste Herausgeber durch den daran gewandten Fleiß bereits ein gewisses Recht darauf erlangt habe, das ihm auch nach dem Tode des Verfassers kein Mensch zu nehmen befugt sei[5]).

Wie gegen die Nüchternheit und Plattheit wurde auch gegen die starre Einheitsregel im Drama noch vor 1740 Einsprache erhoben, und zwar von einem Getreuen, von dem es Gottsched am wenigsten erwartet hätte. Samuel Seidel, der 1739 zum Rector in Lauban gewählt wurde, war ein eifriger Vertheidiger der Schulschauspiele, aber er ist weder von der Einheit des Ortes noch jener der Zeit überzeugt. „Ich kann mich nicht überreden", sagt er, „daß es so gar unnatürlich sei, wenn ein Maler eine langwierige und weitläufige Geschichte in verschiedenen Feldern und in jedem Felde auch eine neue Folge derselben unter einer neuen Ausschmückung

1) Vgl. „Beitr." VII. S. 131 ff. 2) ibid. S. 153 ff. 3) Vgl. oben S. 47 ff. 4) Von einem Nachdrucke konnte bei der Ausgabe von 1740 keine Rede sein. 5) ibid. S. 159 ff.

und Einfassung entwirft. Ist ein Schauspiel nicht so zu reden ein lebendiges Gemälde? Sind die gewöhnlichen fünf Handlungen nicht soviel besondere Tafeln? Soll der Verfasser eines Schauspiels in diesen eingeführten fünf Handlungen nicht eben so viel Freiheit haben als ein Maler in so viel unterschiedenen Feldern hat? Oder glaubt man durch einen unveränderten Anblick der Schaubühne die Ergötzung der Zuschauer leichter zu erhalten als durch eine behutsame und gemäßigte Veränderung derselben?" Die Verfasser der Ober-Lausitz'schen Beyträge machen hiezu die schüchterne Bemerkung: „Uns sind diese Gedanken nicht ungegründet vorgekommen"[1], und in ähnlichem Sinne äußerte sich später Steffens im Vorworte zu seinem „Ödipus". Bald führte auch die nationale Forderung, daß für Cantaten und Singspiele ausschließlich deutsche Texte zu verwenden seien, zum Streite. Der fruchtbare musikalische Schriftsteller Friedr. Mattheson in Hamburg, der wie mit allen Opernfeinden auch mit Bodmer anband, von dem er gelegentlich sagte, daß er gar oft vor der lieben Wahrheit vorüber spaziere[2], sandte gegen die Ausführungen, welche Frau Gottsched anläßlich der Anzeige des „Kritischen Musicus" (1738) veröffentlicht hatte[3], eine Entgegnung in die „Beiträge", welche jedoch mit polemischen Noten versehen wurde[4]. Scheibe hetzte in seinen Briefen unaufhörlich gegen seinen Nebenbuhler, der sich zuletzt bewogen sah, die „Beiträge" in einer besonderen Schrift gründlich abzufertigen[5].

In das Jahr 1738 fällt endlich auch nach Gottsched's eigenem Zeugnisse[6] der Ausbruch des großen Litteraturstreites. Er nahm seinen Ausgangspunkt von der Frage über die Schönheit der deutschen Sprache, einem Thema, das in der deutschen Gesellschaft von Winkler und anderen mit patriotischer Begeisterung vielfach erörtert worden war und dann in einem Artikel der „Beiträge"[7] eine Zusammenfassung erfahren hatte. Mit Zugrundelegung der Wolf'schen Definition der Schönheit als der Übereinstimmung des Mannigfaltigen mit der Einheit war der Verfasser nach langathmigen,

1) a. o. O. I. S. 336. 2) „Ehren-Pforte". Hamburg 1740. S. 199. 3) Vgl. „Beiträge" VI. S. 453 ff. 4) Vgl. a. o. O. VII. S. 8 ff.
5) Vgl. „Gedanken über die critische Historie der deutschen Sprache". Hamburg 1741. 6) Vgl. Weltweisheit a. o. O. Vorwort. 7) Vgl. a. o. O. I. S. 55.

ziemlich verworrenen Deductionen zu dem Resultate gekommen, daß die Schönheit in der Klarheit und Allgemeinverständlichkeit einfacher Worte, in der richtigen Zusammenfügung des Einfachen zu zusammengesetzten Worten, ganzen Ausdrücken ꝛc. liege, lauter Gemeinplätzen, die sich natürlich ebenso auf jede andere Sprache hätten anwenden lassen. Als nun Bodmer von Gottsched um einige kleine prosaische Aufsätze für die „Beiträge" ersucht wurde (9. Mai 1738), sandte er gegen den ersten Theil jenes Artikels die „Anmerkungen eines Ungenannten über die Unvollkommenheit der deutschen Sprache"[1]. Es war der erste, zwar versteckte, aber darum nicht minder heftige Angriff auf die Leipziger. Schon in diesem Aufsatze trat die Verschiedenheit der Methode hervor, durch welche sich die Schweizer in ihren sprachlichen und kritisch-ästhetischen Urtheilen von Gottsched wesentlich unterschieden. Während dieser unter Wolf's Einfluß von gegebenen Begriffen ausgieng und auf dem Wege der Deduction meist unfruchtbare analytische Urtheile fällte, gelangten jene, von Locke's Erfahrungsprincip geleitet, durch Induction zu fördernder Synthese. Daher bezeichnete Bodmer auch die ganze Beweisführung jenes Artikels über die Schönheit der deutschen Sprache als verfehlt und stellte Gesichtspunkte auf, nach welchen eine Untersuchung über diese Frage allein fruchtbringend gewesen wäre. So hätte im einzelnen gezeigt werden müssen, daß die deutsche Sprache die Grade der Leidenschaft, die verschiedenen Gemüthsarten u. s. w. auszudrücken vermöge, daß ihre Armuth an Participien ihrer Schönheit nichts benehme, sie nicht „seicht und waschhaft" mache, und daß sie endlich einen nachdrücklichen, „viel auf sich habenden Gedanken" ebenso kurz vorstellen könne als die englische, französische oder italienische.

Durchaus nicht im Sinne Gottsched's war dann die vergleichende Betrachtung über die Culturſprachen. Am schlechtesten kam die französische davon; jedoch auch die deutsche wurde der englischen als der an Worten kürzesten-, an Verstand vollsten und reichsten weit nachgesetzt. Daran schloß sich nun alles, was Bodmer gegen Gottsched und die neuere Litteratur auf dem Herzen hatte, wenn er von den Engländern rühmt:

1) Abgedr. in „Beiträge" V. S. 428 ff.

„Die Schönheit der Gedanken und der Einbildung gilt bei ihnen unendlich mehr als der Putz der Rede und der Klang der Silben. Daher kömmt es, daß sie sowohl in dem Maße ihrer Verse als in ihrer Grammatik nichts von der Zärtlichkeit wissen, die bei den Deutschen auch in den geringsten Kleinigkeiten hervor blicket und darüber sie die Materie selbst und die Betrachtung des Gedankens verabsäumen". Ein Engelländer lasse die Zierlichkeit des Gedankens wegen fahren und frage nicht darnach, ob er hart rede, wenn er nur nachdrücklich rede. Der Deutsche aber opfere Materie und Gedanken der Zierlichkeit auf. Er gleiche einem einfältigen Liebhaber, den die äußerliche Schönheit und der Putz seiner Geliebten dermaßen blende, daß er nicht sowohl auf ihren Geist, Stand, auf ihr Vermögen und andere Umstände, sondern nur auf ihren Körper siehet. Der Grund hiefür liege in den Sitten des deutschen Volkes: in den geistlosen Beschäftigungen des Adels, in der Art, wie man sich beim Studium mehr mit dem, was die Wissenschaften „Körperliches" haben, als mit dem Wesen derselben befasse. Noch deutlicher lag der Angriff in Bodmer's Bemerkungen über die Beschäftigung der Deutschen mit der Poesie: „Die Reimarten, das Silbenmaß, die Flüssigkeit oder Härte einer Redensart, so den Ohren ungewöhnlicher ist als dem Verstande eine Dunkelheit nach der Grammatik u. s. f., sind Sachen, auf welche sie mehr Fleiß und Mühe wenden als auf alle das Übrige: Gewisse Proben, daß sie sich nicht sowohl um den Kern als um die Schale kümmern". Gottsched erkannte natürlich in dem „Ungenannten" sofort den Einsender Bodmer selbst und sah in den Angriffen nicht nur eine Zurückweisung jenes Artikels in den „Beiträgen", sondern, da er sich als Repräsentant der deutschen Litteratur fühlte, eine Verurtheilung seiner ganzen litterarischen Wirksamkeit, ja es lag nicht gar zu ferne, in der Bemerkung: „Die Deutschen haben sich allezeit daraus einen Ruhm gemacht, daß sie von Leibe und Gestalt groß und ansehnlich sind", eine rein persönliche Bosheit zu finden. Mit patriotischer Entrüstung ließ er darauf eine ziemlich bissige und anzügliche Antwort folgen[1]).

1) Vgl. „Beiträge" V. S. 434 ff.

Man habe nicht eben gleich Ursache ins Gewehr zu laufen, heißt es hier, wenn ein Ausländer die Deutschen Trunkenbolde schelte oder sie mit den Russen und Lappen in eine Classe werfe. Wie sich ein Ausländer, der doch nur eine unvollkommene Kenntnis des Volkes und seiner Sprache haben könne, ein derartiges Urtheil erlauben dürfe! „Der Franzose hat die Deutschen sehr oft nach den Schweizern geschildert, die er in seines Königs Diensten sieht.“ In sachlicher Beziehung hatte Gottsched unter anderem Recht, wenn er Bodmer gegenüber darauf hinwies, daß jede Sprache dem allgemeinen Schicksale der Veränderung unterliege, was ihn aber andrerseits nicht hinderte, das Englische mit Berufung auf Shaftesbury und Steele ein Mischmasch aller Sprachen und eine rauhe, barbarische Mundart zu nennen. „Mit dieser Sprache also“, fährt er fort, „um den Vorzug zu streiten, das wird unsrer deutschen Sprache gewiß ein Leichtes sein“. — Besonders empfindlich zeigte er sich gegenüber dem Vorwurfe, daß die Deutschen vor der Form den Inhalt vernachlässigen: Man habe, wenn man die Bestrebungen Corneille's, Bouhour's, Vaugelas', Bellegarde's u. A. ins Auge fasse, gar nicht Ursache, die Eiferer für die sorgfältigste Richtigkeit der Ausdrücke verächtlich zu machen; das seien schlechte Federn, denen man um eines guten Einfalles halber zehn Schnitzer wider die Sprachkunst zugute halten müsse. Gegen den Zweifel an der Nachdrücklichkeit und Kraft der deutschen Sprache führte er, um den Gegner mit der eigenen Waffe zu schlagen, außer dem von der Frau Gottsched übersetzten „Cato“ des Addison auch Bodmer's Milton ins Feld. „Wer hätte sich's eingebildet“, ruft er aus, „daß dieses mit Gedanken so beschwerte Gedicht, dessen Ausdruck so körnigt, sinnreich und tief ist, sich so nachdrücklich und vollständig deutsch würde geben lassen! Und doch hat es der Herr Bodmer gethan. In Wahrheit, wer nunmehr unsere Sprache noch matt, seicht und plauderhaft nennen will, der verdient, daß man ihn auslachet“. Damit es aber nicht scheine, als ob er hiemit der Verehrung Milton's unbedingt das Wort hätte reden wollen, tadelte er gleichzeitig dessen „gedankenträchtiges, sinnschwangeres und gräßlich erhabenes Wesen“ und münzt schließlich auf die „gar zu dictatorischen“ französischen Schlußworte des Ungenannten eine ebenfalls fran-

zösisch abgefaßte Grobheit, in der er Bodmer vorwirft, er habe wie der Blinde von der Farbe geurtheilt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Betheiligten in einer Zeit, in der das litterarische Blindekuhspiel so beliebt war, die Maske der Anonymität nicht ablegten, trotzdem sie sich gegenseitig zu kennen die Ehre hatten. Daher wurde der Briefwechsel noch eine Zeit lang fortgesetzt.

Man correspondirte über die Opitzausgaben, Gottsched dankte für die Anfangsbogen der Vertheidigung Milton's und der Abhandlung über die Gleichnisse, zumal er „aus beiden viel Gutes zur Beförderung des guten Geschmackes hoffe" (2. Mai 1739), Bodmer machte ihm wiederum Mittheilung von einer Aufführung des „Cato" und dem Plane eines seiner Freunde, einen Schweizer „Zuschauer" herauszugeben (16. März 1739), und schickte ihm endlich auch seine Canitzausgabe (4. Sept. 1739), die dann freilich in den „Beiträgen" schon eine sehr kühle Anzeige erfuhr. Noch im XX. Stücke erschien jedoch ein Abdruck der „Charakter der deutschen Gedichte", in welchem Gottsched, der an dem Texte über Aufforderung, aber nicht zur Zufriedenheit Bodmer's sprachliche Correcturen angebracht hatte, eine wenn auch recht bescheidene Anerkennung als Dichter zu Theil geworden war.

Nur von persönlicher Rücksicht war das förmliche Schreiben dictirt, mit dem Breitinger am 1. Juni 1739 seine „Abhandlung von den Gleichnissen" eingesandt hatte[1]). In ermüdender Breite erschienen in dieser Schrift die malerischen Schönheiten der Gleichnisse bei den Alten zu der Kunst der Deutschen in Parallele gestellt. Noch war kein principiell verschiedener Standpunkt herausgearbeitet; gegen Gottsched selbst hatte Breitinger hier wie auch sonst in seinen wissenschaftlichen Schriften die äußerste persönliche Rücksicht beobachtet; dessenungeachtet fehlte es nicht an mehr oder minder versteckten Angriffen. So ist in der von Bodmer verfaßten Vorrede — die Freunde haben sich bekanntlich gegenseitig den Liebesdienst erwiesen, ihre Schriften dem Publicum zu empfehlen — mit dem Lobe, daß die Deutschen dem Lohenstein'schen Schwulste ent-

1) „Critische Abhandlung Von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse". Zürich 1740.

sagt haben, gleichzeitig wieder die Kehrseite der neuen Litteraturrichtung ziemlich scharf hervorgehoben. Freilich hatte auch Gottsched die Poesie, welche nur eine „abgezählte und reimende Prosa" war, verworfen, auch er war mit Worten der Dürre, Trockenheit und niedrigen Plattheit entgegen getreten, aber daß er gegenüber diesen Ausartungen nicht als Mitkämpe genannt, sondern absichtlich todtgeschwiegen wurde, mußte ihm ebenso nahe gehen wie einzelne der Leipziger „Dichtkunst" entgegengesetzte Urtheile. So bezeichnete Breitinger eine von Gottsched verbesserte Stelle als thatsächlich verschlechtert[1]); er verwarf dessen Urtheile über Amthor's Virgilübersetzung, über Lohenstein's Leichenrede und ein Gedicht Neukirch's[2]); er stellte dessen Ansicht über die Verwendung der Gleichnisse in der Tragödie als ungewiß und verworren dar und erklärte die bloße Formel von der Naturnachahmung als unfruchtbar[3]).

Noch zögerte Gottsched mit einer ausführlichen Antwort, als zur Ostermesse 1740 Bodmer's lang erwartete Schutzschrift für Milton, die Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie erschien[4]), deren Vorwort Ausführungen enthielt, welche auf jenen in den Beiträgen geführten Streit über die Schönheit der deutschen Sprache Bezug nahmen. Die Schrift wandte sich nicht direct gegen Gottsched, der nur im Register genannt ist; was aber hier gegen die Kritik der Franzosen, besonders Voltaire's und Magny's beigebracht war, galt offenbar auch dem Ausschreiber. Wenn Bodmer ferner seine Vertheidigung Milton's, bei welcher er sogar Addison übertrumpfte, auch mit dem alten Rüstzeuge führte und die Gestalten des Dichters mit Bibelsprüchen, theologischen Doctrinen und dem bekannten Hinweis auf die möglichen Welten zu stützen suchte, so hatte er doch an vielen Stellen gegenüber Gottsched's beschränkter Auffassung von den Rechten der Phantasie grundsätzliche Einsprache erhoben und trotz vielfacher Rückfälle an dem Gedanken festgehalten, daß der Dichter als eine Art Schöpfer über die in der Bibel enthaltenen Vorstellungen hinausgehen und den

1) Vgl. Br. Gleichnisse S. 170 ff. und G. Dichtk. II. A. S. 141.

2) Vgl. Br. Gleichn. S. 179, 266, 494 und G. Dichtk. II. A. S. 294. S. 333.

3) Vgl. Br. Gleichn. S. 198 und G. Dichtk. II. A. S. 683.

4) „Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen" ꝛc. Zürich 1740.

übersinnlichen Wesen Körper verleihen dürfe, ja daß deren Sichtbarkeit „einigermaßen ein Zusatz zu der Vollkommenheit" und ein unabweisbares Erfordernis des menschlichen Gemüthes sei.

Gottsched war der erste, der hierauf mit offenem Visir zu kämpfen begann. „Wir gestehen es", heißt es am Schlusse der Kritik dieser Schrift[1]), „daß wir unsere Gedanken nicht so frei und offenherzig würden herausgesagt haben, wenn uns die Schweizer Herrn Kunstrichter nicht sehr deutlich zu verstehen gegeben hätten, daß ihnen mit unsrer Höflichkeit nichts gedienet sei, und daß sie lieber scharf beurtheilet und getadelt als mit Stillschweigen übergangen werden wollten. Zudem nehmen sie sich die Freiheit, alles nach ihrer Einsicht und Meinung zu beurtheilen: so wird es denn uns auch freistehen, ein Gleiches zu thun". Hiemit war der Krieg offen erklärt.

Statt nun aber auf den Kern der Bodmer'schen Abhandlung näher einzugehen, begnügt er sich, die Capitelüberschriften mit der Bemerkung anzuführen, er könne sich in keine Erzählung des Inhaltes einlassen, da doch die meisten Stücke mit einer Widerlegung begleitet sein würden. „Für diese Beyträge", sagt er bezeichnend, „würde dieses viel zu weitläuftig gerathen, und ein besondres Buch davon zu schreiben, haben wir weder Zeit noch Lust". Dagegen kritisirt er die Vorrede von Punkt zu Punkt. Der Behauptung gegenüber, daß die Deutschen ihr „Empfindnis" und ihr Urtheil über Milton noch nicht an den Tag gelegt, bemerkt er, der englische Dichter wäre von der Nation eben abgelehnt worden; selbst die Begeisterung, welche sich in neuerer Zeit in England für ihn gezeigt hätte, sei auf die fortwährenden Empfehlungen und Lobpreisungen Addison's zurückzuführen; aber dieser verfolgte wenigstens einen nationalen Zweck: England sollte einen großen einheimischen Epiker aufzuweisen haben; Bodmer aber, ein Deutscher — „denn ein Deutscher wird er doch verhoffentlich noch sein wollen" —, warum hat er nicht einen habsburgischen Ottobert, eine Proserpina oder einen Wittekind oder sonst das Gedicht eines alten schweizerischen Barden hervorgesucht? Oder, wenn dieses alles ihm noch zu schlecht gewesen, warum wird er nicht selbst ein Milton

1) Vgl. „Beiträge" VI. S. 652.

und singet uns ein Heldengedicht von dem Kriege der alpinischen Riesen wider den österreichischen Juppiter?

Noch wagte es Gottsched nicht, für das Epos ausschließlich profane Stoffe zu fordern, aber man merkt bereits aus seinen Beispielen, daß er mit den himmlischen Welten nichts zu thun haben mochte.

Als Ursache, warum Milton in Deutschland noch keinen durchgreifenden Erfolg errungen hätte, war in der Vorrede nicht unpassend auf den philosophischen Geist der Nation und auf die Neigung zu abgezogenen Wahrheiten hingewiesen worden, welche die Deutschen „so vernünftig und schließend" gemacht, daß sie zugleich matt und trocken würden; die Lustbarkeiten des Verstandes hätten ihr ganzes Gemüthe eingenommen, und diese unterdrückten die Lustbarkeiten der Einbildungskraft. Hiemit war ein wichtiger culturhistorischer Gesichtspunkt gewonnen. Gottsched gesteht diesen verstandesmäßigen, philosophischen Charakter der Zeit auch zu, aber er sieht in ihm nicht ein Hemmnis, sondern ein die Litteratur förderndes Correctiv der Phantasie. Der Fall Hoffmannswaldau's, Lohenstein's und anderer schwülstiger Dichter hänge damit zusammen. Die Philosophie habe nur das „glänzende Nichts dieser gaukelhaften Art zu denken und zu schreiben beleuchtet", ohne uns dadurch „die Lustbarkeiten der Einbildungskraft" ganz und gar zu verleiden; ja, sie habe die dauerhaften Schönheiten bei Homer, Virgil, Tasso und Fenelon nur desto höher schätzen gelehrt, während Arminius, die Banise und „andere Werke dieses Gelichters" von ihrem vorigen Gipfel gänzlich herabgestürzt wurden. Das Schlußurtheil Gottsched's über Milton gipfelt in jener Formel, mit der er später die aufstrebende deutsche Dichtung ablehnte: Deutschland „sieht ohne Zweifel auch in diesem Engländer den Lohensteinischen und Zieglerischen Schwulst, die ungeheure Einbildung und die hochtrabenden Ausdrückungen herrschen". Von einem gelehrten Engländer, der sich im Winter 1739 in Leipzig aufgehalten hatte, wäre ihm auch das Geheimnis der Stärke in Milton's Sprache offenbart worden: sie bestände einfach in Fehlern wider die Grammatik, in Verkehrungen aller gewöhnlicher Wortfügungen und in tausend andern, sonst unerlaubten und von keinem andern Poeten begangenen Schnitzern.

Endlich enthielt das Vorwort auch einen unmittelbaren Angriff auf die zeitgenössische Litteratur. Unter den Gründen, warum die Deutschen an Milton keinen Geschmack fänden, war namentlich der schädigende Einfluß der „gemeinen Poeten" in Deutschland hervorgehoben. Wie tief wieder dieser Hieb bei dem Manne saß, der in sich das Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit für den Stand der deutschen Dichtung trug, beweist der Ausruf der Entrüstung: „In Wahrheit, diese Lästerung wider unser Vaterland und alle seine Poeten dünkt mich so ungerecht zu sein, daß ich nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen und diesen eigenmächtigen Kunstrichter zurücke zu weisen, der uns zwingen will, ein ausländisches Buch zu bewundern, weil er es übersetzt hat".

War schon Gottsched in dieser Polemik sachlich nicht tiefer gegangen, so mochte er sich gegenüber der 1740 erschienenen Critischen Dichtkunst Breitinger's[1]), zu welcher im nächsten Jahre noch Bodmer's Abhandlung über die Gemälde[2]) kam, vollends zum Schweigen verurtheilt sehen. Auf dem Boden theoretischer Untersuchung den Schweizern zu begegnen, war er überhaupt nicht im Stande; freilich war dies um so schwieriger, als auch sie ihre Poetik nicht auf klar ausgesprochene und consequent festgehaltene Grundlagen gestellt hatten, so daß es kaum zu entscheiden wäre, ob ihre oder Gottsched's Lehren mehr Widersprüche und Verworrenheiten aufweisen.

Eine erschöpfende Darstellung ihrer Poetik wird hier nicht beabsichtigt[3]). Fragen wir, um die historische Stellung der Parteien, ihre Übereinstimmung und ihre Gegensätze zu würdigen, zunächst nach den beiderseitigen Zielen, so erweist sich Danzel's Auffassung in keinem Punkte so unhistorisch wie in der Behauptung, zwischen Gottsched und den Schweizern wäre bis 1740 aufrichtiger Friede

1) „Critische Dichtkunst Worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung Im Grunde untersuchet und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird." Zürich 1740. „Fortsetzung der Critischen Dichtkunst Worinnen die Poetische Mahlerey In Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird." Zürich 1740.

2) „Critische Betrachtungen über die Poetischen Gemählde Der Dichter. Zürich 1741.

3) Vgl. Stein a. o. O. S. 271 ff.; Servaes a. o. O. S. 60 ff.; Braitmaier a. o. O. S. 152 ff.

gewesen, und auch nach dieser Zeit hätten sie sich nicht verstanden, weil ihre Richtungen ganz incommensurabel gewesen wären; jener hätte einen rein praktischen Zweck verfolgt, nämlich die deutsche Dichtkunst und Litteratur hervorzurufen, während diese sich nur für die theoretische Frage interessirten: Was ist die Dichtkunst überhaupt ihrer Natur nach?[1]) Auch Gottsched wollte ja zeigen, worin „das innerste Wesen der Poesie" bestehe, auch er handelte vom Geschmack im allgemeinen, von den Eigenschaften eines Dichters überhaupt; der ganze erste Theil seiner Critischen Dichtkunst hat wesentlich theoretischen Charakter. Andrerseits erstreckte sich die Wirksamkeit der Schweizer auch auf das praktische Gebiet. Namentlich hat Bodmer der Litteraturentwickelung stets seine Aufmerksamkeit zugewandt, und aus der Weitläufigkeit, mit der er in der Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst das Recht der Kritik lebender Schriftsteller begründet, wie aus der Beurtheilung zeitgenössischer Litteraturerscheinungen geht hervor, daß er der litterarischen Production ebenfalls dienen wollte. In seinen Briefen spricht er fort und fort von der Hebung des guten Geschmackes, in dessen Interesse er den finsteren Teutoboch stürzen will; er begründet eine Zeitschrift, zieht die strebende Jugend an sich, er dichtet selbst, muntert andre auf, und das alles — doch nicht, um seine Ansichten über die Natur der Dichtkunst zu stützen? Freilich begegneten sich beide Parteien, abgesehen davon, daß bei Gottsched der praktische, bei den Schweizern der theoretische Zweck überwog, nur in der Fürsorge für die Dichtkunst. Die Prosa sowie die anderen von Gottsched verfolgten Culturinteressen lagen seinen Gegnern ferner.

Das praktische Ziel hatte den Schweizern schon bei den „Discursen" und dann bei der Schrift von der Einbildungskraft vorgeschwebt. In der Vorrede zu diesem Buche war bereits (1727) der Plan einer fünfbändigen Poetik entworfen, zu deren Ausführung denn auch die vier zuletzt erschienenen Werke gehörten. Da die Grundgedanken der hier ausgesprochenen Lehren bereits in den früheren Schriften enthalten sind, so liegt die Frage nahe, warum die Verfasser, abgesehen von dem 1736 veröffentlichten „Briefwechsel", die Materie in der Zwischenzeit ganz ruhen ließen und erst jetzt

1) Vgl. Danzel, a. o. O. S. 210.

in rascher Folge mit ihren größeren Werken hervortraten. Es ist keine Frage, daß sie sich im Jahre 1730 von Gottsched's „Critischer Dichtkunst" überholt gesehen haben; der raschere, wenn auch flüchtigere und leichtfertigere Arbeiter hatte das Bedürfnis für den Augenblick gedeckt. Hätten sie mit etwas völlig Neuem, Epochemachendem auftreten oder die fortschrittlichen Keime ihrer Lehre schon damals klar durchschauen und würdigen können, so wären sie gewiß vor dem Neuling nicht zurückgetreten. Allein rein theoretisch betrachtet mußten ihnen seine Lehren zwar unzulänglich und flach, aber von den ihrigen nicht wesentlich verschieden erscheinen. Noch nach der Herausgabe der vier Hauptwerke überwog die Übereinstimmung scheinbar so sehr, daß Mylius in der Vorrede zum ersten Bande der „Bemühungen" sagen konnte: „Uns deucht, daß die schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottsched'schen ‚Dichtkunst' in einem Schranke hätten beisammen stehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen sein". Thatsächlich hatten weder Gottsched noch die Schweizer von einem höchsten Principe der Kunst eine Ahnung; wie sehr auch diese noch die Vertreter der alten Schulauffassung waren, beweist später ihre ablehnende Haltung gegenüber der Baumgarten'schen Ästhetik. Auch ihnen war die Poesie nur eine niedrige Dienerin der Wahrheit. Breitinger sagt geradezu, sie sei nicht für höher Gebildete erfunden, „weil dieselben eines höheren, edlern und von den Sinnen ganz abgezogenen Ergötzens fähig sind"[1]; ja, bei ihm kommt der Hinweis auf dieses Verhältnis sogar öfter vor als bei Gottsched. Für beide Parteien ist die Hauptabsicht der Poesie das Ergötzen, aber bei Breitinger liegt ein wesentliches Moment desselben in der „Erweiterung unsrer Erkenntnis". Auch er definirt das Schöne als Übereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit, und wo er es versucht, diesen Begriff weiter zu entwickeln, gelangt er zu recht krausen Resultaten. So bezeichnet er als Bedingung für den ästhetischen Genuß „unsre angeborne vorwitzige Begierde nach Wissenschaft", die mit einem Abscheu gegen alle Unwissenheit vergesellschaftet sei. Nach ihm muß die Seele ihrer Einbildungskraft einen besonderen Befehl zur Production ertheilen[2]; daß der erste Antrieb

1) Vgl. Breit. Crit. Dichtk. I. S. 125.
2) Vgl. Breit. Crit. Dichtk. I. S. 332.

aus dem dichterisch gestimmten Gemüthe von selbst kommt, daß die befruchtete Phantasie die Seele nach Gestaltung drängt und das dichterische Schaffen daher auch den Charakter höherer Inspiration trägt, war sowohl Gottsched als den Schweizern unbekannt. So hielten beide, obwohl sie das Talent des Dichters voraussetzten, an der Lehrbarkeit der Poesie im weiteren Sinne fest. Selbst Bodmer überschätzte die Bedeutung der Regeln. In der Vorrede zum ersten Bande der Critischen Dichtkunst polemisirt er gegen Dubos und hebt hervor, daß die ältesten Dichter die Regeln zwar in der Natur selbst gefunden, aber dann in ihre Werke „hineingebracht" hätten; die Einsicht, daß sie von ihrem Genius unbewußt die rechten Wege geleitet worden seien, blieb ihm verschlossen; er hielt selbst die dichterischen Wirkungen im einzelnen für voraus berechnet und vorher bestimmt. Ähnlich wie Gottsched gab er Recepte für die Nachahmung der Affecte und Leidenschaften; er rieth, zu diesem Zwecke „Beispiele aus den beweglichen Stücken der Poesie und Wohlredenheit" auszulesen, sie Satz für Satz durchzugehen und tiefsinnige, philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, er trug endlich selbst solche Blumenlesen zusammen, aus denen die Dichter nach Umständen eine Auswahl treffen sollten[1]). Die Lehren von den Wirkungen der Poesie, namentlich der dramatischen, von dem Einflusse des Neuen und des Wunderbaren auf unser Gemüth, von der Wahrscheinlichkeit u. s. w. sind fort und fort durchsetzt von jenem Geiste des Rationalismus, der auch Gottsched's Poetik beherrscht und bei beiden Parteien zum Kampfe gegen die Oper geführt hatte. Die Schweizer waren tiefere Denker, aber durchaus nicht folgerichtige, und wo sie consequenter sind, gerathen sie mitunter auf größere Abwege als Gottsched, so in ihrer Auffassung von der Lehrbarkeit der Affecte und in der Hervorhebung der Allegorie und Fabel. Dazu kam, daß sie noch im Jahre 1740 eine geringere Einsicht in die technischen Fragen der Poesie hatten. Vor allem gilt dies von der dramatischen Dichtung, in welcher es Bodmer, wie seine Versuche beweisen, überhaupt nicht sonderlich weit gebracht hat; ferner zeigt der die einzelnen Gattungen behandelnde Theil der Critischen Dichtkunst, daß Breitinger in dieser

1) Vgl. Gem. S. 315.

Beziehung von Gottsched geradezu abhängig war; wenigstens bedient er sich derselben auf Scaliger zurückgehenden Eintheilung, und selbst in der Lehre vom Epos geht er wie sein Vorgänger über Bossu nicht um einen Schritt weiter.

Zu den thatsächlichen Übereinstimmungen traten nun aber auch eine Reihe scheinbarer, d. h. solcher, die eben nur in der dehnbaren Fassung der Lehren Gottsched's lagen. Auch er verlangte in der Poesie Phantasie und Empfindung, Affekte und Leidenschaften; das Moment der Anschauung hatte er, wie wir gesehen haben, sogar besonders betont; die Ode sollte mit „Feuer und Hitze" geschrieben werden; das Neue war in Anlehnung an Lamotte sogar ein besonderes Erfordernis derselben; ebenso hatte das Große und mit gewisser Einschränkung auch das Wunderbare Berücksichtigung gefunden; die Natur sollte nachgeahmt werden, aber mit Auswahl, auch gegen seine Forderung der Sprachrichtigkeit, der formalen Korrektheit, der Wahrscheinlichkeit, der Regulirung der Einbildungskraft durch den Verstand konnte seitens der Schweizer grundsätzlich nichts eingewendet werden. Nun erhielt aber abgesehen davon, daß er von vielen dieser Dinge nur oberflächlich, ungewiß, oft nur historisch und einseitig gesprochen hatte, die Critische Dichtkunst ihren ausreichenden Kommentar erst durch seine kritische Praxis, die eigenen Schöpfungen und durch die aus seiner Anregung hervorgegangene und mit seinem Beifalle begleitete Litteratur. Für die thatsächlichen Fortschritte derselben mangelte ihnen um so mehr der Blick, da ihre Beziehungen zu dem übrigen Deutschland bis zum Jahre 1740 nicht so rege waren, als daß sie jede Einzelbewegung in der Litteratur hätten verfolgen können. Daß die Dichtung durch Gottsched's Bestrebungen sittlichen Adel, vernünftigen und konkreten Inhalt, reinere Formen und eine korrekte Sprache erhalten hatte, würdigten sie ebenso wenig wie den von ihm hergestellten innigeren Kontakt zwischen Bühne und Litteratur. Sie maßen seine Gesammtwirksamkeit an dem Erfolge, mit dem auch er gegen die zweite schlesische Schule gekämpft hatte. Da zeigte sich nun, daß seine Stellung gegenüber dem unsinnigen Schwulst eine negative Reaktion war. Er hatte ihn verbannt, hatte zu neuer Produktion angeregt, im übrigen aber „die vernünftig schließende Zeit" um so mehr sich selbst überlassen, als sein poesieloses Gemüth auch nichts anderes als

nüchterne Verständigkeit an die Stelle setzen konnte. Er glaubte in dieser Richtung seine geschichtliche Aufgabe rücksichtlich der Poesie erfüllt zu haben, während die Schweizer hierin gerade ein weiteres Abirren von dem specifisch Poetischen erblickten. Schon in den „Diskursen" hatten sie erkannt, daß in der Dichtung der von ihnen bekämpften zweiten schlesischen Schule berechtigte Phantasiekeime lagen, und daß es daher gelte, die verstiegene Einbildungskraft nicht zu unterdrücken, sondern in richtige Bahnen zu lenken, den Unterschied zwischen Dichterwort und prosaischem Ausdrucke festzuhalten, dem ersteren aber anschauungsvolle Kraft zu verleihen. Diese positive Aufgabe hatte Gottsched niemals begriffen; während die Schweizer die Poesie mehr versinnlichen wollten, wurde sie im Gegentheile von ihm mehr vergeistigt und hiebei — verflacht. Die Kluft zwischen der Gottsched'schen Litteratur und den Schweizern wurde um so unüberbrückbarer, als es sich eben hier nicht in erster Linie um eine theoretische Frage handelte. Gegen das Frostige hatten ja auch schon Bock, Danovius, Hudemann u. A. Einsprache erhoben; während der erstere aber einen Pietsch als Gegengewicht pries, bildete sich bei den Schweizern der Gegensatz viel tiefer aus, weil sie ihrer ganzen Anlage und Entwickelung nach das Matte und Nüchterne viel tiefer fühlen mußten. Namentlich war Bodmer's Natur poetisch angehaucht. Auf ihn hatte lebhafte Anschauung der Werke der bildenden Kunst eingewirkt, seine Phantasie war ebenso von der üppigen Natur Italiens wie von der großartigen Alpenwelt mit ihrem Schauer und ihrer Erhebung befruchtet worden, und was die unmittelbar erfaßte Sinnenwelt nicht vollbracht hatte, das vermochten Homer, Dante und Milton. So war er zu einem temperamentvollen Gemüthsmenschen herangewachsen und empfand ursprünglicher, origineller, lebhafter und nachdrücklicher als Gottsched. Was ihm abgieng, ersetzte sein Freund Breitinger durch größere Feinfühligkeit, sicheres Gefühl und schärferes Verständnis für die Funktionen des Dichterwortes.

So erkannten sie denn, daß die Poesie verwässert, die Kritik verflacht war. Je höher Gottsched's Ansehen stieg, desto nachdrücklicher war für sie die Mahnung einzugreifen. Unvermögend, selbst etwas wahrhaft Poetisches zu schaffen, knüpften sie an ihre frühere Thätigkeit an; sie durchdachten alles gründlicher; das Studium

Lamotte's, namentlich aber Dubos' sowie die Beschäftigung mit Homer und Milton boten weitere theoretische und praktische Stützen. So erhielten ihre Werke, obwohl der Gegner im Ganzen schonend behandelt wurde, den Charakter von Oppositionsschriften gegen die herrschende Litteraturrichtung. Mit dieser ihrer geschichtlichen Stellung ist denn auch einerseits der Nachdruck zu erklären, mit welchem sie einzelne, auch von Gottsched ausgesprochene, jedoch unfruchtbar gebliebene Lehren betonten und die von ihm offen gelassenen Lücken ausfüllten, andrerseits aber auch die Einseitigkeit, mit der sie das als richtiger Erkannte so weit herausarbeiteten, daß es der Gegenpartei Gelegenheit zum Angriffe bot. So bilden ihre Schriften eine Poetik, welche trotz ihrer mit der Gottsched'schen gleichen rationalistischen Grundlage den Charakter des Neuen an sich trug und nach Methode und Inhalt einen bedeutenden Fortschritt aufwies.

Während Gottsched seine Sätze dogmatisch vorgetragen hatte, so daß sie, tieferer Begründung ermangelnd, manchem als willkürliche Machtsprüche erschienen, haben die Schweizer, obwohl sie bei ihren Quellen bedenkliche Anleihen machten, alles selbst durchdacht, in eigener Erfahrung erprobt, tiefer begründet und nachdrucksvoller ausgesprochen; sie fühlten nicht nur selbst die einzelnen Schönheiten, sondern haben durch die eingehenden ästhetischen Analysen auch den Leser gezwungen, nachzuempfinden und mitzudenken.

Diese Versenkung ins Einzelne bezeichnen sie selbst als ihren Fortschritt nicht nur gegenüber den „wohlgerathenen Werken" der Deutschen, sondern auch den theoretischen Schriften der Ausländer gegenüber, die sich nur mit den Hauptsätzen und allgemeinen Regeln begnügt hätten. Die Feinfühligkeit, mit der die zweite Hälfte des Jahrhunderts in die sinnliche Kraft und in den Gefühlswerth des poetischen Wortes einzudringen vermochte, hat ihre Wurzeln in der Wirksamkeit der Schweizer.

Der Inhalt ihrer Lehre unterscheidet sich von der ihres Gegners in vier Punkten: durch stärkere Betonung der Anschauung und des dichterischen Empfindungszustandes, Erweiterung der Phantasiefreiheit und Würdigung des Einzelnen und Individuellen. Mehr durch die Methode als durch den nachdrucksvollen Vergleich der Poesie mit der Malerei wurde zunächst das Anschauungsmoment in der Dichtkunst

stärker hervorgehoben. Der „Zubereitung und Vermischung der poetischen Farben" hat Breitinger den zweiten Theil seiner Critischen Dichtkunst gewidmet, über Gleichnisse und poetische Gemälde wurden ganze Bücher geschrieben. Hiedurch traten die Schweizer nicht nur zur neueren Litteratur, welche sich bei dem Streben nach deutlicher Verständigkeit immer mehr von dem Boden der Sinnlichkeit entfernt hatte, in entschiedenen Gegensatz, sondern auch zu Gottsched's Theorie, der mit der Formel der Naturnachahmung namentlich vor der Überschwenglichkeit der Phantasie schützen wollte[1]). Allerdings hatte auch er die Forderung nach sinnlichen Metaphern erhoben; er fand das poetische Wesen in Bouhours' »pensées«, zu denen neben mannigfaltigen Gedanken wohl auch Anschauungen gehörten[2]), aber die Schweizer erkannten in der lebendigen Anschaulichkeit ein wesentliches Moment der Poesie, und Breitinger bezeichnet ausdrücklich als den Zweck derselben, den Gedanken ein „fühlbares Wesen" mitzutheilen[3]), und betont überall, es gelte vor allem, Vorstellungen von sinnlicher Kraft zu erwecken. Wurden durch Festhaltung dieses Gesichtspunktes auch manche treffliche Bemerkungen über die Bildlichkeit des Ausdruckes beigebracht, so fehlte es andrerseits nicht an Einseitigkeiten und irrigen psychologischen Voraussetzungen. So kennen die Schweizer wohl die Überlegenheit der Dichtkunst, welche im Stande ist, durch „unfühlbare" und „unsichtbare" Worte zu malen[4]) und die inneren Zustände, den Zusammenhang[5]) und die ideale Bedeutung der Dinge[6]) darzustellen, aber nicht die Schranken, in welche sie gegenüber der Malerei gebannt ist. Daher haben sie denn unter dem hinzutretenden Einflusse des epischen Stiles auf die Darstellung des im Raume Coexistirenden ein solches Gewicht gelegt, daß Gottsched ihnen mit Recht vorwerfen konnte, sie hätten durch die Herausgabe ganzer Bücher von solchen poetischen Malereien die Meinung erweckt, „als ob das Hauptwerk der ganzen Dichtkunst darauf ankäme"[7]). Ferner sah Bodmer wie Addison den Unterschied zwischen sinnlicher Empfindung und reproducirter Vorstellung nur in der größeren Stärke jener.

---

1) Vgl. oben S. 144. 2) Vgl. oben S. 143. 3) Vgl. Gleichnisse S. 113. 4). Vgl. Gemälde S. 34. 5) ibid. S. 44. 6) Breit. Dichtk. 1. S. 28. 7) Vgl. Gottsched's Dichtk. III. A. S. 12.

Die durch die begleitenden Körperempfindungen erzeugte Lebhaftigkeit übertrug er ohne weiteres auf die Phantasiebilder und meinte auch ohne Zuhilfenahme der Sinne, lediglich durch die Einbildungskraft, eine sinnliche Welt entstehen lassen zu können. Daher war er allen Ernstes der Ansicht, daß der Leser, wenn die Dichtung mit einem gewissen Nachdrucke z. B. von dem Geläute der Glocken und dem Dufte der Blumen spricht, in Wirklichkeit Gehör- und Geruchsempfindungen hat. Selbst auf dem Gebiete des Gesichtssinnes wurde sowohl von ihm wie von Breitinger die Lebhaftigkeit der Erinnerungsbilder vielfach überschätzt. Die Vollkommenheit der dichterischen Nachahmung schien demnach dann erreicht, wenn sie „eine gleiche Wirkung wie das Urbild auf das Gemüthe" machte[1]). „Das Ergötzen, welches die Poesie sich zu ihrer Absicht vorgesetzt hat", sagt Bodmer an einer andern Stelle, „ist kein anderes als das allgemeine sinnliche Ergetzen, welches die Natur selbst dem Menschen zugedacht und ihm zu dem Ende die Werkzeuge der Sinnen mitgetheilet hat"[2]). Allerdings ist Breitinger vorsichtiger; er betont unter Berufung auf Quintilian, daß uns der Poet nur durch den Schein der Wahrheit bewege und die Natur allein in der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen, nicht aber in ihrer wahren Kraft nachzuahmen suche, aber auch er verlangt von der Poesie, daß sie den Genießenden mit dem süßen Irrthum umstricke, als hätte er es mit der wirklichen Welt zu thun. So hätten diese Kunstansichten, zumal auch das absonderlich Häßliche als Stoffgebiet der Poesie bezeichnet wurde[3]), zu einem rohen Naturalismus führen müssen, wenn durch die größere Beachtung der Gefühlskräfte die Phantasie nicht aus ihrer Abhängigkeit von der Wirklichkeit gelöst worden wäre. Da die Schweizer Poesie wirklich nachfühlen konnten, so fragten sie nach dem Grund des ästhetischen Genusses und fanden ihn außer in den intellectuellen Lustgefühlen vornehmlich in den Gemüthsbewegungen, denn „die Seelen, die nicht weiter bequem sind, als unsern Vorwitz zu stillen, ziehen uns nicht so sehr an sich als die Sachen, die vermögend sind, uns das Herz zu rühren". Zwar verlangt auch Gottsched Erregungen des Gemüthes, aber nicht weil

1) Vgl. Gem. S. 31. 2) ibid. S. 144. 3) Breit. Crit. Dichtk. I. S. 68, Gem. S. 141.

er sie als Ursachen des ästhetischen Genusses würdigt, sondern weil sie als unmittelbare Erreger der Willenskraft die sittlichen Zwecke der Poesie fördern; auch darin stimmt er mit den Schweizern überein, daß nicht das Gewöhnliche und Alltägliche, sondern nur das Neue, Seltsame, Vortreffliche, wie es in Natur und Menschenleben vorkommt, das Gemüth zu rühren vermag[1]). Er hatte damit aber nur eine Regel gegeben, die über den formalen Forderungen überdies vernachlässigt wurde. Die Schweizer wiederholten sie jetzt nicht nur mit Berufung auf Longin und Dubos weit nachdrücklicher, sondern bezeichneten das Neue und Ungemeine sogar als die einzige Quelle des Ergetzens[2]). Sie übertragen ferner diesen Gesichtspunkt auch auf den Gedankengehalt und den sprachlichen Ausdruck der Poesie. Während die betreffenden Regeln Gottsched's, welcher Klarheit und Folgerichtigkeit, logische Verbindung und korrekten, fließenden Bau der Sätze sowie eine an die Prosa sich möglichst anschließende Wortfolge verlangte, der Logik und Grammatik entnommen sind, zielen die Forderungen der Schweizer darauf ab, das Bewußtsein des Lesers durch die Poesie in entschiedener und ungewöhnlicher Weise abzuändern; sie verpönen die logischen Formwörter als leer und inhaltlos, begünstigen die sogenannten Machtwörter, die Inversionen, den gedrungenen Ausdruck und legen das Hauptgewicht auf Tiefe und Fülle der Gedanken.

Den größten Fortschritt über Gottsched hinaus machten sie jedoch durch den folgereichen Schluß, daß das dichterische Schaffen zufolge der Gleichheit und Gemeinsamkeit der menschlichen Natur[3]) von einem ähnlichen Zustande ausgehen müsse wie das Ergetzen. Von der Forderung, daß der Dichter mitten im Affekte schaffen müsse, war Bodmer zwar abgegangen, aber er verlangte nicht wie Gottsched nur ein Studium, sondern eigene Erfahrung der Gemüthserregungen. Während jener, wo die Sinnenwelt überhaupt bei ihm in Frage kam, die Treue der Perception seitens des Dichters betonte, legte dieser auf ein nachdrucksvolles, temperamentvolles Erfassen der Dinge, beziehungsweise der Phantasiebilder oder, wie er

1) Vgl. oben S. 169.

2) Vgl. Breit. Dichtk. I. 111. Bodmer bezeichnet als der Auswahl würdig das Schimmernde und Strahlende. Gem. 71.

3) Vgl. Breit. Dichtk. I. 353.

sich ausdrückt, auf eine besondere „Neigung" für dieselben das Hauptgewicht. Die innige Dahingabe an den Stoff sollte beim Dichter erst jenen Empfindungszustand, jene „außerordentliche Hitze" erregen, welche vermögend wäre, die Einbildungskraft aufzuschwellen wie „der Wind das Feuer"[1]). Gottsched ließ die poetische Begeisterung nur in der Ode gelten, wo sie zu deutlichem Ausdrucke gelangte, die stille, gehaltene Gluth des dichterischen Gemüthes war ihm fremd; die Schweizer sahen in ihr das nothwendige Motiv für künstlerisches Schaffen[2]). Die idealistischen Elemente in Gottsched's Poetik erhielten ihren Ausgangspunkt und ihren Charakter in dem den Gesetzen der Logik unterworfenen begrifflichen Denken. Der Kunstidealismus der Schweizer ist auf den subjektiven Empfindungszustand des Dichters gegründet. Bei Gottsched ist der Verstand nicht nur der Regulator, sondern auch die Triebkraft der Einbildungskraft, bei den Schweizern übernimmt diese letztere Funktion das Gemüth, dem geradezu das Bedürfnis innewohnt, sich aus den Schranken des Wirklichen zu erheben. In der wirklichen Welt, meint Breitinger, hätte die Natur mehr für die Mannigfaltigkeit als für die höchste Vollendung ihrer Werke gesorgt; sie habe ihr Vermögen nicht an einzelnen Dingen erschöpft, sondern ihre Schönheiten unter die Dinge von einer gleichen Art nach Zahl, Gewicht und Maß ausgespendet. Der Dichter müsse sich also eine Idealwelt schaffen, es stehe in seiner Kraft, mittels seiner Einbildungskraft die vortrefflichsten Schönheiten und merklichsten Eigenschaften, die er bei Dingen von einer Art antrifft, zusammenzutragen und in einem Bilde geschickt zu verbinden, und hierin liege der Grund alles dessen, was die Künste Vortreffliches in sich hätten[3]). So haben die Schweizer der Dichtkunst eine besondere Welt des Schönen zugewiesen. Allerdings begegnet uns auch bei Gottsched diese imaginatio combinatoria, aber einerseits nur gelegentlich und nicht als Princip des poetischen Schaffens und andrerseits eingeschränkt durch den steten Hinweis auf die nothwendige Vorbildlichkeit der Natur. So verlangt er z. B. bei den Charaktertypen des Lustspiels Zusammensetzung einzelner wirklich vorkommender Züge eines Geizhalses, aber daß sich ein solcher bei Molière von dem Bedienten

1) Vgl. Einbildungskraft S. 238. Gem. S. 20.
2) Vgl. Breit. Dichtk. I. S. 329. 3) ibid. S. 273.

die dritte Hand zeigen läßt, erscheint ihm schon widernatürlich. Tiefer gieng hier Breitinger, wenn er mit dem Hinweis auf den Charakter Achill's bei Homer nicht nur auf die abstrahirende Phantasiethätigkeit eingieng, sondern bei Darstellung einer Leidenschaft die Steigerung derselben bis auf einen solchen Grad verlangte, „daß sie bei einer Person über alle andern Leidenschaften die Oberhand gewinnt und in alle Handlungen derselben einfließt".

Indessen hätte sich Gottsched mit diesem idealisirenden Vorgehen des Dichters noch immer abfinden können, wenn die Gegner das poetische Stoffgebiet nicht weit über das Wirkliche in die sog. „möglichen Welten" verlegt hätten. Der höchste Grad des Neuen ist das Wunderbare, sagt Breitinger, und darum ist dieses das Hauptgebiet der Poesie; der Grund hiefür liegt wieder in der „Hitze der Leidenschaften", welche die Phantasie so aufbringt, daß sie Dinge sieht, die nirgends sind, daß sie ganz neue Geschöpfe gleichsam sieht, hört und empfindet und darum auch vermögend ist, sie aus dem Stande der Möglichkeit hervorzuziehen und ihnen dem Scheine nach eine Wirklichkeit mitzutheilen. Damit war die letzte Schranke gefallen, durch welche die Phantasie noch eingeengt war. Mit derselben Einseitigkeit, mit der Gottsched die eigentliche Thätigkeit des Dichters in der Erfindung der Fabel gefunden hatte, erklärten die Schweizer die „Nachahmung der Natur in dem Möglichen" als „das eigene und Hauptwerk der Poesie"[1]). Das wesentliche Merkmal eines ποιητής war der Begriff eines Schöpfers jener Welten, die Gottsched für die dichterische Gestaltung am liebsten ganz ausgeschlossen hätte. Allerdings wird diese Freiheit auch durch die Wahrscheinlichkeit eingeschränkt: denn „möglich" ist nur das, was den Kräften der Natur immanent ist oder was ihren „Rissen" entspricht[2]), daher bleibe die Dichtkunst noch immer eine Nachahmung derselben; aber wo war bei diesen Spitzfindigkeiten der Boden zu finden? Breitinger dachte an eine besondere Logik der Phantasie. Man thut Unrecht zu bedauern, daß sie nicht zu Stande kam; nach dem zerstreut vorliegenden Material wäre sie nichts anderes geworden als eine auf nüchternen Verstandesschlüssen beruhende Rechtfertigung kühner Metaphern und Phantasiebilder. Wir haben eine Probe hievon schon kennen gelernt. Mit ähnlichen Gründen vertheidigte

1) ibid. I. S. 57. 2) Gem. S. 67.

es Breitinger, daß in einer Fabel eine Weintonne redend eingeführt wurde. Da man derselben nämlich metaphorisch einen Bauch und einen Mund zuschreibt, so habe sie einige Ähnlichkeit mit dem menschlichen Körper; übrigens gebe sie auch, wenn sie leer ist und wenn man an sie geklopft, eine Stimme von sich, und endlich bietet eine volle Tonne, die sich übergießet, ein gar deutliches Sinnbild von einem Menschen, der sich übersäuft[1]). Das war Breitinger'sche Phantasielogik; sie hat mit Baumgarten's Ästhetik nichts zu schaffen und konnte den Hyperidealismus, der sich in der einseitig ausgebildeten Lehre von der schöpferischen Kraft der Phantasie barg, nicht aufhalten. Besonders kühn war Bodmer in der Schilderung der dichterischen Zauberkraft. Zu wiederholtenmalen nennt er die Dichter Seher und Propheten; der dichterische Enthusiasmus ist ihm derselbe Seelenzustand, wie ihn die Menschen bei Hallucinationen haben. Während Gottsched durch größere Vergeistigung bemüht war, die pathologischen Wirkungen der Haupt- und Staatsaktionen, der Harlekinaden und Opern aufzuheben, hat Bodmer das poetische Schaffen wie das Ergetzen an eine zu besonderem Grade gesteigerte körperliche Mitschwingung gekettet. Die Thatsache, daß es die Dichtersprache der Klopstock'schen Schule liebte, der physiologischen Resonanz des Empfindungszustandes einen bestimmten Ausdruck zu geben, hängt mit dieser Anschauung zusammen. Selbst dort, wo wahre Gemüthsbewegungen fehlten, wurden die körperlichen Begleiterscheinungen aufgeführt: das Lachen und Weinen, das Zittern, Erbeben, Erstarren, Erröthen, Erglühen u. s. w. Die Betonung der Empfindung war ein entschiedener Protest gegen die herrschende Litteratur, gegen alles Frostige, Matte, Nüchterne; sie war eine Verurtheilung der Gottsched'schen Absicht, dichterische Produkte durch einen Appell an die Massen hervorzubringen; Poesie konnte nur noch die Sache der „wenigen Edelen" sein, welche sie wirklich fühlten. Der Doktrinarismus, die Herrschaft der Regel war hiemit, ohne daß es die Schweizer unmittelbar beabsichtigt hätten, gebrochen, dem Walten des Genies freiere Bahn eröffnet. Freilich haben die Schweizer nicht alle Konsequenzen gezogen, aber indem sie als Motiv der schaffenden Phantasie einen subjektiven Gemüthszustand erkannten,

1) Vgl. Breit. Dichtk. I. S. 209.

mußten sie nothwendiger Weise zu größerer Würdigung des Besondern und Individuellen gelangen. So halten sie wohl noch daran fest, daß der Geschmack Sache des Verstandes sei, aber andrerseits bestreitet Bodmer in der Vorrede zur „Dichtkunst", daß sich die besonderen Schönheiten einer bestimmten Stelle durch allgemeine Gesetze und Regeln beurtheilen lassen, und Breitinger sagt ausdrücklich, es wäre unmöglich, den guten Geschmack durch Regeln, die ein vollständiges Systema der Kunst ausmachen, zu lehren und vorzutragen, weil sich die Geschmacksurtheile auf besondere Stellen bezögen, die nach ihren besonderen Absichten und nach der Beschaffenheit besonderer Dinge beurtheilt werden müßten[1]. Damit hängt es zusammen, daß die Schweizer bei ihrer Einflußnahme auf die Litteratur auf positive Kritik der besonderen Erscheinungen ein Gewicht legten, daß sie im Gegensatze zu Gottsched individuelle Eigenthümlichkeiten anerkannten und dichterische Originalität hoch hielten.

Während ferner Gottsched namentlich bei den höheren Gattungen dem Dichter vorschreibt, vom allgemeinen Satze auszugehen, verlangte Breitinger umgekehrt, daß die Phantasie zuerst den vorgelegten Gegenstand besichtige. Für Gottsched war das wichtigste Moment des Drama's die Fabel oder die Handlung, für die Schweizer die Charaktere. Selbst bei der Würdigung der letzteren bekunden sie ein tieferes Verständnis für das Individuelle. Zwar halten sie noch im Principe an der typischen Charakteristik fest. Bodmer lehrt ausdrücklich, daß der Dichter aus den historischen Charakteren ein „allgemein Wahres" herausziehen und sie in „poetisch-moralische" Personen verwandeln müsse[2], wo er aber diese Typen beschreibt, weist er auf die durch den Stand, die socialen und politischen Verhältnisse sowie durch das Volksthum bedingten Nuancirungen der Moraltypen hin und lobt die gesättigten Farben, mit denen Sallust seine Charaktere ausstattete. Während Gottsched's einschlägige Lehren zur Zeichnung schattenhafter Moralbegriffe führen mußten, zeigen die Schweizer überall Verständnis und Bedürfnis für reichere, charakteristische Ausgestaltung der menschlichen Natur. Nur die überkommene Lehre und, wie auch aus dem Corneille

1) Vgl. Breit. Dichtk. I. S. 429 ff. 2) Vgl. Gem. S. 413 ff.

ertheilten Lobe hervorgeht, der Einfluß der französischen Tragödie verhinderten sie, mit dem Klassicismus zu brechen und statt der Typen stilvolle Mannigfaltigkeit in der Charakterzeichnung zu fordern.

So erhielten in den fortschrittlichen Keimen ihrer Lehre die durch die Herrschaft der Regel gebannten und beengten Kräfte eine Hilfe für ihre Befreiung und selbständige Entfaltung; aber auch die Einflüsse des Pietismus, der Tragödie Shakespeare's und der Rousseau'schen Ideen förderten die Schweizer dadurch, daß sie ihre Poetik, wie sie mit Recht rühmten, auf die Natur der menschlichen Seele gegründet und neben dem Verstande auch dem subjektiven Gemüthsleben eine gleichwerthige Bedeutung in der Dichtung zugewiesen haben. Diese tiefgreifenden Gegensätze zu seiner Lehre hat Gottsched nicht erfaßt. Er sah in Breitinger's Hauptwerk, dessen Titel allerdings zur Vergleichung mit der „berühmten" Critischen Dichtkunst herausforderte, ein schnödes Konkurrenzunternehmen und ärgerte sich über die Einzelausfälle, an denen es auch hier nicht fehlte. So wurde sein den Franzosen entlehntes Urtheil über Achill's Schild bei Homer abgefertigt[1]) und noch energischer gegen die Engherzigkeit, mit der er der Bildung neuer metaphorischer Ausdrücke entgegen getreten war, Verwahrung eingelegt[2]). Daß ferner Triller hart getadelt wurde, gieng ihm weniger nahe als die Parteinahme gegen die von ihm bevorzugte Probe aus der Virgilübersetzung Schwarzens. In den Betrachtungen über die poetischen Gemälde häuften sich dann noch diese Gegensätze in kritischen Einzelheiten. Amthor's Sprache war von Gottsched als mustergiltig für ein Heldengedicht angepriesen worden, und Bodmer hatte sie platt, matt und ungeschickt genannt[3]); er hatte einige Urtheile über Canitz und Besser's Trauergedichte widerlegt[4]), seine Lehre von den Figuren angegriffen[5]) und sogar eine seiner Übersetzungen getadelt[6]).

---

1) Vgl. Br. Dichtk. I. S. 301. — G. Dichtk. II. A. S. 190.

2) Vgl. Br. Dichtk. II. 331. — G. Dichtk. II. A. S. 291, wo indeß G. der Angreifer war. Vgl. oben S. 80.

3) Vgl. Bodm. Gem. S. 89, 104, 245. — G. Dichtk. II. A. R. 331, dazu Br. Dichtk. II. S. 160, 175, 181.

4) Vgl. Bod. a. o. O. S. 348. — G. a. o. O. S. 180, 344.

5) Vgl. Bod. a. o. O. S. 339. — G. a. o. O. S. 292 ff.

6) Vgl. Bod. a. o. O. S. 505.

Dagegen wurde Haller's Dichtung überall als mustergiltig herangezogen und nicht nur wegen der glücklichen Wahl der Beiwörter, der Vermeidung unnöthiger Formwörter, wegen der die Natur treu wiedergebender Schilderungen gelobt, sondern ihr auch besondere Vorzüge zuerkannt, die Gottsched als solche gar nicht gelten ließ, und die bereits in jenem Aufsatze der „Beiträge", mit welchem der Streit seinen Anfang genommen hatte, als Verirrungen des Geschmackes bezeichnet worden waren. Hiezu gehörte der Gebrauch der „Machtwörter", der Participia Praeteriti und der gedrungene Ausdruck[1]).

Außer jenem Aufsatze gegen Bodmer's Miltonvertheidigung hat Gottsched zunächst weder auf die grundsätzlichen Angriffe noch auf die besonderen Urtheile etwas Sachliches erwidert. Breitinger's „Dichtkunst" zeigte er nur unter den „Neuen Sachen" mit der Bemerkung an, einige Materien seien sehr weitläufig, andre aber gar nicht berührt; er machte darauf aufmerksam, daß hierin einige der berühmtesten Poeten angegriffen wurden[2]), aber statt der in Aussicht gestellten „ausführlichen Nachricht" brachte er nur noch gelegentliche Sticheleien: so bemerkte er, ein Deutscher habe nicht Ursache, die Aussprüche eines Schweizers allezeit anzunehmen[3]), er nannte die „Diskurse" barbarisch[4]) und spottete bei der Anzeige von Bodmer's Schrift über die Gemälde, man werde, wenn in Zürich fortgefahren würde, alle Kapitel aus der Poetik mit so weitläufigen Werken zu erläutern, die ganze schweizerische Dichtkunst in etlichen Folianten auf Vorschuß drucken lassen müssen[5]).

Eine objektivere Haltung nahm die Leipziger Zeitung von gelehrten Sachen ein. Zwar sah sich hier Gottsched seit seinem Austritte aus der deutschen Gesellschaft stiefmütterlich behandelt, aber als nach Steinwehr's Abgang aus Leipzig (1739) Schwabe die Redaktion übernahm, wurden die Beziehungen wieder inniger. So heißt es schon im Mai am Schlusse der Anzeige von Bodmer's Abhandlung über das Wunderbare: „Ungeachtet der großen Kunst, die Herr Bodmer angewandt, Milton von allen vorgeworfenen

1) Vgl. Hirzel a. o. O. S. CCI, wo die einzelnen Citate zusammengestellt sind. 2) Vgl. Beitr. VI. S. 679. 3) ibid. VII. S. 31. 4) ibid. VII. S. 170. 5) ibid. VII. S. 169.

Fehlern zu retten, so glauben wir doch, daß er noch nicht durchgängig so gerechtfertiget sei, daß man ihn völlig lossprechen oder mit seines Vertheidigers Schutzschrift zufrieden sein könnte."[1]) Durchaus nicht freundlich wird auch im Juli Breitinger's Critische Dichtkunst angezeigt. Seine Art, auch lebende Dichter zu kritisiren, erfährt ebenso einen Tadel wie die scharfe Beurtheilung der Triller'schen Fabeln; auch wird nicht undeutlich darauf hingewiesen, daß der Verfasser gute Vorgänger gehabt habe. In schärferer Tonart ist die Kritik im Oktober gehalten, welche sich auf den II. Theil der Critischen Dichtkunst bezieht. Bodmer hatte sich in der Vorrede über das Verhältnis der Schriftsprache zu den Dialekten ausgesprochen, und obwohl er hiebei sowohl die Nothwendigkeit jener wie die Überlegenheit des „Meißen'schen" anerkannte, wies er doch darauf hin, daß auch die guten Worte und geschickten Redensarten altdeutscher Herkunft aus anderen Provinzen zur Ergänzung und Bereicherung beigezogen werden müßten. Er machte ferner auch für die Schweizer das Recht geltend, über die Schönheit, Zierlichkeit und Richtigkeit der deutschen Sprache zu urtheilen. Schwabe, der erste Sprachmeister im Gottsched'schen Lager, wollte also in der Gelehrten Zeitung wenigstens eine recht eindringliche Warnung erheben. „Auf die Art, wie er sich erklärt", heißt es hier, „wird man es ihm noch wohl zugeben. Allein wenn ein Schweizer diktatorische Machtsprüche davon fällen und Redensarten und Wörter für gültig ausgeben oder verwerfen wollte, weil sie etwan in seinem Lande gebräuchlich oder ungebräuchlich wären, so würde man ihm solches wohl schwerlich einräumen"[2]). So wurde gegen die Schweizer das sächsische Stammesbewußtsein aufgestachelt, und da die Gottsched'sche Partei geflissentlich die Anschauung verbreitete, als gälte es, die Übergriffe dieser Ausländer zurückzuweisen, gewann der Streit bald ein erhöhteres nationales Interesse.

1) Vgl. a. o. O. 1740. S. 340. 2) ibid. S. 771.

XIII.

Gottsched um 1740, seine „deutsche Schaubühne" und Schwabe's Belustigungen.

Das Jahr 1740 bildet einen Wendepunkt in der politischen und Culturgeschichte Deutschlands. Mit Friedrich II. und Maria Theresia waren Vertreter einer neuen Zeit zur Herrschaft gelangt. Die Kräfte, welche bald eine Umgestaltung der deutschen Litteratur hervorrufen sollten, traten bereits in Wirksamkeit; bevor ihre Träger jedoch selbständig auftreten konnten, mußten sie sich zunächst in den Dienst der herrschenden Richtung stellen, aus der sie herausgewachsen waren. Mit ihnen hat Gottsched die abschließenden Litteraturdenkmale einer pedantisch logischen und nüchternen Zeit geschaffen. Sie, die später zu ihm in einen bewußten, zum Theil sogar persönlichen Gegensatz traten, arbeiteten anfangs in seinem Sinne und unter seiner Flagge. Die meisten von ihnen hatten ihre Ausbildung auf den Fürstenschulen des Landes zu einer Zeit erhalten, die bereits unter seinem litterarischen Einflusse stand. Es war daher eine geschichtliche Nothwendigkeit, daß eine stattliche Reihe deutschfühlender, sprachgewandter und für nationales Schriftthum lebhaft interessirter Köpfe gerade um 1740 in Leipzig zusammenkam, wo der deutsche Professor wirkte.

Zu den älteren Genossen gehörten Schwabe, Kästner, Rabener, Pitschel und Straube. Schwabe war Instructor beim jüngeren Breitkopf und Factotum der Druckerei; erst 1742 erwarb er sich durch die Disputation »Unitas dei ex principiis philosophicis« eine Stelle an der Universität. Kästner wurde schon 1739 Docent, Pitschel ein Jahr darauf, und Rabener erhielt 1741 die Stelle eines Steuerrevisors. Schwabe und Straube standen ungefähr auf der geistigen Höhe ihres Meisters, auf dessen Worte sie schwuren, Pitschel war gelehrter und selbständiger; an Schärfe des Verstandes wurden sie alle von Kästner, dem Freunde der Haller'schen Muse, überragt, an schlagfertigem Witze von Rabener,

der im Reden viel concentrirter und ſtachlicher war als im Schreiben. Im März 1739 war Elias Schlegel an die Univerſität gekommen, ſchon damals ein ſelbſtändiger Denker mit tieferem praktiſchen Blick in das Weſen der Poeſie. Die erſte Anleitung aber hatte ihm die „Critiſche Dichtkunſt" gegeben. Anfang des Jahres wurden ſeine „Geſchwiſter in Taurien" über Vermittelung eines Freundes, dem er das Manuſcript anvertraut hatte, von der Neuberin in Leipzig aufgeführt. Bei Gottſched hörte er Collegien über Philoſophie und Poetik, er nahm an dem von ihm geleiteten poetiſchen Practicum Theil, war Mitglied der vormittägigen Rednergeſellſchaft und gehörte auch zu jenem Kreiſe begünſtigter Dichter, welche ihre Werke in Gegenwart der Frau Profeſſorin vorleſen durften; ja er hat — wenn wir Gottſched auch einmal glauben wollen — den ihm ertheilten Winken „allemal die willigſte Folge gegeben"[1]). Seine kritiſchen Freunde waren Kopp, Gärtner, Straube, Cramer und Käſtner. In Leipzig erfuhr er eine Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes durch die Bekanntſchaft mit der modernen Litteratur der Deutſchen, Franzoſen und Engländer. Wer anders als Gottſched mag ihm Klaj's „Herodes" und des Gryphius, „Leo Arminius" zur erſten Erprobung ſeiner kritiſchen Sonde in Vorſchlag gebracht haben? Aber die pedantiſche Sitte, kritiſche Urtheile nach einem Lehrbuche mit canoniſcher Geltung zu fällen, ſchwand in dem Maße, als die Kräfte wuchſen. Unter Humor, Witz und Ironie drängten ſich individuelle Auffaſſungen immer kecker hervor, und in dieſe Formen konnten denn auch leicht ketzeriſche Anſichten geborgen werden.

Er und der um zwei Jahre ältere Pitſchel, die beiden Portenſer, genoſſen den Ruf tüchtiger Kenner des Alterthums. Im Übrigen waren ſie ſtarke Gegenſätze: der ſchwindſüchtige, pedantiſche Pitſchel, ganz befangen von der abſoluten Muſtergiltigkeit der Alten, iſt der Typus der alten nachahmenden Zeit, der blonde, blauäugige El. Schlegel, der deutſche Jüngling nach Art und Empfindung, Vertreter und Förderer einer neuen Bewegung. An ihn ſchloß ſich Gellert, als er 1741 wieder nach Leipzig kam. Er hatte ſchon auf der Schule in Meißen deſſen älteren Bruder kennen

1) Man wird doch gut thun, die behauptete volle Selbſtändigkeit der Entwickelung El. Schlegel's einigermaßen einzuſchränken. Vgl. Köllner in der X. Aufl. des „Cato" S. 162 und „Neueſtes" XI, S. 902.

gelernt, aber das eigentliche Band ihrer Freundschaft war der wärmere Puls ihrer Herzen: Schlegel, begeistert für den Ruhm des deutschen Namens, zu dessen Verherrlichung er sein Bestes beitragen wollte, Gellert, durchdrungen von der milderen Gluth des deutschen Gemüthslebens wie der liebenswürdige Conrad Arnold Schmid, der schon im Jänner 1740 Gottsched um Rath für seine zu Ostern in Aussicht genommene Übersiedelung nach dem „blühenden Leipzig" ersucht hatte[1]). Gellert und Rabener waren auf der Schule in Meißen mit dem älteren Karl Christian Gärtner Freunde geworden. Wie sich dieser als ein strenger kritischer Kopf nicht ohne weiteres ins Schlepptau nehmen ließ, so bewahrte auch der auffahrende und feurige Adolf Schlegel, der 1741 mit poetischer Vorbildung nach Leipzig kam, eine selbständigere Haltung, wiewohl auch er 1742 in die vormittägige Rednergesellschaft eintrat. Dagegen erhielt Gottsched im nächsten Jahre wieder zwei treue, ihm völlig ergebene Schüler, Christlob Mylius und Joh. Andreas Cramer, der von Grimma kam. Der erstere, mit unleugbaren Talenten ausgestattet, flüchtig, aber gewandt mit der Feder, witzig und keck in der Polemik, dem freien Denken wie dem freien Leben zugethan, wurde durch Wohlthaten in das Interesse Gottsched's gezogen, zu dessen eifrigsten Verfechtern er einige Jahre hindurch als Journalist gehörte; aber auch Cramer, der erste jener „Edlen", die später von den erhabenen Rhythmen des „Messias" entzückt wurden, stand jetzt noch als Corrector der Breitkopf'schen Druckerei ganz im geistigen Bannkreise seines Vorgesetzten Schwabe und des vielvermögenden Professors. In noch größerer Abhängigkeit finden wir den Danziger Benj. Ephraim Krüger, dem heimathliche Beziehungen das Haus der Frau Gottsched erschlossen haben mögen, wo er denn auch intim verkehrte. Seit 1743 mehren sich die Reihen jener Charaktere, welche zu Gottsched, so lange es gieng, eben nur ein achtungsvolles Verhältnis beobachteten, so der joviale, etwas protzige Zachariae, dann der heitere Ebert, welcher wie der liebenswürdige Giseke, der indeß erst 1745 in diesen Kreis trat, von Hamburg vielfache Anregungen aus den Umgange mit Hagedorn mitbrachte. Gleichzeitig war auch Gottlieb Fuchs,

1) Vgl. Danzel, G. S. 258.

der arme Bauernſohn aus dem Erzgebirge, nach Leipzig gekommen[1]) und erhielt von Gottſched die erſte Unterſtützung. Im Allgemeinen ſtanden die Jünger aus dem mittleren Deutſchland zu ihm in einem freieren und unabhängigeren Verhältnis als die aus dem nördlichen und namentlich aus dem ſüdlichen. Es hing dies mit ihrer verſchiedenen Sprachbildung zuſammen. Den letzteren war, wie aus ihren ſpäteren Briefen hervorgeht, der Sprachmeiſter wenigſtens nach der einen Richtung noch eine unangefochtene und ſchätzbare Autorität. Zu ihnen gehörten unter anderen außer Krüger noch der Oſtpreuße Georg Leonhard Nordhof, der Oldenburger Anton Ibbeke, Theodor Johann Quiſtorp aus Roſtock, Aug. Detharding aus Kopenhagen, dann die Süddeutſchen: Leonhard Jacob Degen aus Nürnberg, Loeſchenkohl aus Wien ſowie die beiden Regensburger: der berüchtigte Virgilüberſetzer Schwarz und ſpäter Melchior Grimm.

Nach dem Abgange Steinwehr's von Leipzig war der Salon der Frau Ziegler verlaſſen. „Von der Frau Ziegler", ſchreibt Stolle aus Jena, „hört man gar nichts mehr. Iſt ſie irgend der Welt ganz abgeſtorben"? (20. April 1741.) Das Haus Gottſched trat ſeither in dem geſelligen Leben der litterariſchen Kreiſe in den Vordergrund. Hier wurden neue Pläne erdacht, Intriguen geſponnen, die Rollen für die einzelnen Handſtreiche im Litteraturkampfe vertheilt, Vorwürfe zu Dramen beſprochen, Verſuche vorgeleſen und kritiſirt. Hierdurch hat denn bald die geſchickte Freundin über die jungen Leute einen maßgebenden Einfluß gewonnen, den ſie im gegebenen Falle auch auszunützen verſtand. Erhöhteren Glanz erhielt das Haus, als Manteufel ſeinen ſtändigen Wohnſitz in Leipzig nahm. Seine Familie und ſeine ausgebreiteten Bekanntſchaften gaben den Gottſched's die freudig ergriffene Gelegenheit, mit Baronen und Grafen zu verkehren, und mit Befriedigung rechnete die Magnificenz der gebildeten Welt vor, wie viele junge Leute von Adel nun der Univerſität zur Ehre gereichten.

1) Er begleitete das eingeſandte Gedicht mit einem Briefe, in dem es heißt: „Es hat mich nicht ſowohl die Kriegs- als Hungersnoth gezwungen, meine Zuflucht hieher ins Gebürge zu einem Gönner, dem Herrn v. Berbisdorf, zu nehmen, als von welchem ich etwas zu erlangen hoffe, wovon ich künftig in Leipzig mein Studium weiter fortſetzen kann". (28. December 1745.)

Unter diesen Verhältnissen hatte er denn auch keine Ahnung davon, daß die von allen Seiten eindringenden Angriffe seine Stellung in Deutschland erschüttert hatten. Eine Entschädigung für den Entgang des Seniorats der deutschen Gesellschaft fand er schon 1738 in seiner Wahl zum Rektor der Universität, eine Würde, die er seither öfter bekleidete[1]). 1739 wurde er als Kollegiat in das große Fürstenkollegium aufgenommen. Zu wiederholten Malen vertrat er die Universität nach außen; als er 1742 zum zweiten Male das Dekanat der philosophischen Fakultät verwaltete, wurde er zum Abgeordneten des allgemeinen sächsischen Landtages gewählt, und so oft es galt, Mitglieder des Hofes durch deutsche Ansprachen zu ehren oder irgend eine nationale Demonstration ins Werk zu setzen, trat er in den Vordergrund. Als der königlichen Familie zur Ostermesse 1741 ein großer Empfang bereitet wurde, dichtete er eine Kantate, welche von der Studentenschaft am 2. Mai bei einer Serenade gesungen wurde. Am nächsten Tage besuchte der Kurprinz die Breitkopf'sche Druckerei, wo in seiner Gegenwart einige von Gottsched gedichtete Verse auf weißem Atlas gedruckt wurden. Durch ihn erhielt die am 27. Juni 1740 veranstaltete Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst ein entschieden nationales Gepräge. Der Gedanke, welcher auf der anläßlich des Festes geprägten Medaille Ausdruck fand: »Felix inventum Germaniae«, durchzog seine ganze — wie die „Gelehrten Zeitungen“ rühmten — „mit allen Schönheiten der Beredtsamkeit angefüllte deutsche Rede“[2]). Dagegen fand er unter den orthodoxen Gelehrten eine Reihe heftiger Gegner. Sein Haus ward um diese Zeit, da die alethophilische Gesellschaft eben in ganz Deutschland Filialen gegründet hatte, ein Mittelpunkt der nach Aufklärung strebenden Geister. Der Briefwechsel um 1740 ist denn auch voll von Klagen über Unterdrückungen der freien Vernunft, von Mittheilungen über Erfolge, die oft freilich herzlich unbedeutend waren. Da handelte es sich vor allem darum, mit Hilfe Manteufel's und

1) 1740, 1742, 1748, 1756.

2) Ztg. v. gel. Sachen 1740 S. 494; G.'s Reden S. 25. Vgl. auch den Sammelband: „Gepriesenes Andenken von der Erfindung der Buchdruckerey, wie solches in Leipzig . . . gefeiert worden“.

seiner Freunde den hyperorthodoxen Theologen einen Possen zu spielen oder die Gesinnungsgenossen in einflußreichere Stellungen zu bringen. Und die eifrigste unter allen war Frau Gottsched. Sie scheute auch vor bedenklichen Mitteln nicht zurück, sie rieth „Macht gegen Macht, List gegen List" einzusetzen. Hiebei wirft es einen dunklen Schatten auf ihre Weiblichkeit, wenn sie sich z. B. haßerfüllten Herzens in einem Briefe an Manteufel (6. Febr. 1740) zu den Worten hinreißen läßt: „Sonst haben die hiesigen Alethophili über der Zeitung, daß den Oberhofprediger Marperger der Schlag gerührt, eine große Freude gehabt; und wir hoffen nicht, daß die Medici von ihrer alten Gewohnheit zum Schaden der gesunden Vernunft abgehen und diese apokryphische Seele nicht ehestens aus der Welt schicken sollten". Auf Manteufel's Veranlassung verfaßte sie auch jene satirische Horazpredigt[1]), in welcher sie mit Zugrundelegung der Weidner'schen Übersetzung (Hor. I, 14) nicht allein den alten homiletischen Schlendrian im allgemeinen, sondern, wie aus den Briefen hervorgeht, die Dresdener Theologen insbesondere dem Spotte preisgab. Diese Gesinnungen konnten den gegnerischen Kreisen nicht verborgen bleiben. Während Auswärtige, wie Engelke, der Rektor der Universität Rostock, und der Archidiakon Kluge in Wittenberg die Verfasserin öffentlich angriffen, ja ihr sogar, wie Gottsched bemerkt, „auf eine ziemlich untheologische Art geflucht haben", suchte man von Dresden aus ihrem Gatten die Stellung möglichst unleidlich zu machen. Die orthodoxe Partei an der Universität nährte diese Stimmung. Chr. Friedr. Börner, Ernst Clausing, Sal. Deyling, G. Ph. Olearius, Joh. Chr. Hebenstreit, G. Gaudlitz, Rom. Teller, Jul. Wolle, Joh. Paul Ramus und im Verborgenen sogar Jöcher intriguirten gegen ihn. So wurde er von dem Juristen Florens Rivinus denuncirt, weil er seine Lobrede auf Opitz[2]) während der Andachtsübungen für den kommenden Bußtag gehalten hatte. Auch der Neid über die Beliebtheit des Kollegen bei den Studenten spielte

1) „Horatii, als eines wohlerfahrnen Schiffers, beweglicher Zuruf an alle auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer, entworfen von X, Y, Z" 1740 (o. O.); vgl. oben S. 247.

1) Vgl. oben S. 268.

hiebei eine Rolle. Mußte doch ein besonderer Bericht nach Dresden abgehen, als die auditores collegii philosophici ihrem Lehrer an seinem Geburtstage 1740 einen Fackelzug mit Musik und Pauken darbrachten, eine Auszeichnung freilich, die, wie Frau Gottsched an Manteufel berichtete (6. Febr. 1740), um so höher zu schätzen war, als man in Leipzig kein Exempel hatte, „daß diese Ehre einem Professori zu Theil geworden wäre". Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Gottsched seine Stellung, trotzdem er ihre Vortheile wohl zu würdigen wußte, ändern wollte. Schon am 17. März 1739 war ihm von Reinbeck im königlichen Auftrage eine Professur an der Universität Frankfurt a. O. angeboten worden; die Besorgnis, noch jetzt unter die langen Kerls gesteckt zu werden, hielt ihn ab, weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu unternehmen. Dagegen bemühte er sich auf die falsche Nachricht von dem Tode Quandt's im Februar 1740 durch Vermittelung Manteufel's um die Stelle eines Hofpredigers und Professors der Theologie in Königsberg, ein Projekt, welches von der antipietistischen Partei an der dortigen Universität lebhaft begrüßt wurde. Vorübergehend nur waren die Aussichten, als Sekretär der königlichen Societät der Wissenschaften nach Berlin zu kommen, ernster die Verhandlungen, welche sein Bruder in Cassel mit den geheimen Hofräthen führte, um ihn nach Marburg an Wolf's Stelle zu berufen. Man bot ihm 700 Reichsthaler und Naturalien; er verlangte jedoch tausend, denn er bezog in Leipzig auch 700 Thaler und konnte hier jährlich auf 300 Thaler Kollegiengeld rechnen. Zu 800 hätte man sich herbeigelassen, aber Wolf's Gehalt sollte nicht überschritten werden. Es scheint, daß Frau Gottsched mit diesem Plane nicht einverstanden war, obwohl auch sie sich den Intriguen, denen ihr Mann in Leipzig ausgesetzt war, gern entzogen hätte.

Ende Mai 1744 unternahm er mit seiner Frau eine Reise in die Heimath. In Berlin suchte er die litterarischen Parteigänger auf, in Danzig nahm er bei Joh. Adam Kulmus längere Zeit Aufenthalt. Hier lebte auch eine Mademoiselle Kulmus, welche mit ihren Poëmen zwar lange nicht den hohen Dichterruhm ihrer älteren Schwester, der Frau Professorin, erreichte, aber doch wenigstens zu einer lokalen Bedeutung gelangt war. Sie begleitete die Leipziger Gäste

in den ersten Julitagen über Marienburg, wo Gottsched einen Gerichtsherrn zum Vetter hatte, nach Königsberg. Die hier von Flottwell gegründete Gesellschaft bestimmte zwei Mitglieder, welche ihnen entgegenreiten sollten, der Hofrath Friedrich Wilhelm Pöhling aus Elbing begrüßte den Meister mit einem gedruckten in wahrhaft Gottsched'schem Dichtergeiste gehaltenen Poëm, Festsitzungen, in welchen der hohe Gönner Anweisungen und Belehrungen gab, wurden abgehalten, Bekanntschaften aus der Studentenzeit erneuert, aber das zweihundertjährige Jubiläum der Albertina, welchem er beiwohnen wollte, konnte er nicht abwarten. Er mußte von Danzig aus, wo er sich wieder längere Zeit aufhielt, seinen poetischen Glückwunsch einsenden[1]). Nach vierwöchentlichem Aufenthalte trat er über Stargard und Stettin die Rückreise an und war am 3. September in Leipzig. Die in Königsberg froh verlebten Tage blieben ihm lange in schöner Erinnerung.

Eine staunenswerth fruchtbare Thätigkeit entfaltete er in den vierziger Jahren. Einige Programme, welche er als Prokanzler und als Dekan veröffentlichte, sind von keinem Belang. Als Friedrich Wilhelm in seinen letzten Regierungsjahren zur Untersuchung der angeblichen Irrlehren Wolf's eine besondere Kommission eingesetzt hatte, suchte er in einer Reihe akademischer Einladungsschriften, die bis 1742 auf sieben anwuchsen, die Philosophie von dem Vorwurfe des Spinocismus zu befreien, und mit Stolz bemerkt er, daß sie „vermuthlich" in vielen Gemüthern der Gelehrten zur Rechtfertigung des ketzerischen Philosophen beigetragen haben. Nachhaltiger jedoch wirkte er durch seine deutschen Schriften. Er war der erste, der das größere deutsche Publikum mit Bayle bekannt machte. 1739 hatte er mit Christ. Faber aus Bautzen, einem seiner früheren Schüler, der auch einige Aufsätze in die „Beiträge" geliefert hatte, die 1682 erschienene Erstlingsschrift

1) „Sendschreiben, welches an die ehrwürdigen Häupter und Väter der hochberühmten Universität zu Königsberg, im August 1744 bey erwünschter Feyer Ihres zweyten Jubelfestes, aus Danzig, kurz vor seiner Rückreise nach Sachsen, abgelassen Joh. Christ. Gottsched" ꝛc. — Vgl. Gottsched's Gedichte, 1751, II. S. 588 ff. Über das Schicksal dieses Gedichtes sowie über die Königsberger Verhältnisse vgl. G. Krause, Gottsched und Flottwell, Leipig 1893 (S. 169).

»Pensées diverses sur les comètes« übersetzt[1]). Eine That aber, auf die er sein ganzes Leben hindurch nicht wenig stolz war, die Übersetzung des Dictionnaire historique et critique, ist nur zum geringsten Theile sein Verdienst. Der Gedanke zur Herausgabe war vielmehr von einem bejahrten Advokaten Königslöwen ausgegangen, der das Übersetzungsgeschäft auch schon früher schwunghaft betrieben hatte. Breitkopf, dem er den Verlag anbot, erhielt aber vom Kirchenrathe nur unter der Bedingung die Erlaubnis, ein so „anstößiges Buch" zu verlegen, daß bei allen der Religion nachtheiligen Stellen gründliche Warnungen für die Leser eingeschaltet würden. So erschien denn 1741 der erste Band des verwässerten Bayle unter Gottsched's Protektorat. Den übermäßigen Lobsprüchen französischer Schriftsteller, dem metaphysischen Skepticismus, den freieren moralischen Sätzen sowie den einzelnen in Deutschland unerhörten politischen Doktrinen war er in den Anmerkungen entgegen getreten, wobei sich denn an vielen Stellen zeigt, daß die revolutionäre Gesinnung seiner Jugendjahre bereits einem viel positiveren Standpunkte gewichen war. Gleichwohl ist es keine Frage, daß auch durch dieses Werk, welches überdies durch seine schöne Ausstattung anlockte, dazu beitrug, die Gedankenkreise der mittleren Schichten des deutschen Volkes zu erweitern. Außer den Anmerkungen ist in dem vierbändigen Foliowerke, welches 1744 beendigt wurde[2]), nur sehr wenig Gottsched's Arbeit. Die zumeist von Königslöwen herrührende Übersetzung wurde von ihm und der geschickten Freundin, von der überdies verschiedene kleine Leibnitzische Schriften in den 4. Band eingeschaltet wurden, verbessert, Schwabe lieferte Bayle's Biographie von Desmaizeaux, die ersten Artikel sowie die Anmerkungen aus der Bibliothèque française; einzelne Aufsätze bearbeiteten El. Schlegel, Joh. Christian Müller,

1) Herrn Peter Baylens verschiedene Gedanken bey Gelegenheit des Cometen, der im Christmonate 1680 erschienen, an einen Doctor der Sorbonne gerichtet. Aus d. Frz. übers. und mit Anmerk. u. einer Vorrede ans Licht gestellt von Joh. Christ. Gottscheden ꝛc. Hamburg.

2) Herrn Peter Baylens historisches und kritisches Wörterbuch nach der neuesten Auflage von 1740 ins Deutsche übersetzt, auch mit einer Vorrede und verschiedenen Anmerkungen versehen von Joh. Chr. Gottscheden. Leipzig 1741—1744, IV Bde. fol.

Ibbeke, Gellert, der jüngere Breitkopf und Gärtner, welcher auch das umfangreiche Regiſter anlegte.

Nach dem Tode Reinbeck's gab er 1743 deſſen nachgelaſſene kleinere Schriften heraus[1]), zu welchen Löwe in Weißenfels eine Lobrede und Brockes ein Lobgedicht geliefert hatten. Im nächſten Jahre erſchien die deutſche Überſetzung der „Theodicee“[2]). Gleichzeitig ſammelte er Material, um Leibnitz zu ſeinem hundertſten Geburtstag (23. Juni 1746) durch Herausgabe der geſammelten Werke in einem prächtigen Folianten ein Denkmal zu ſetzen. Die Ausführung des Planes ſcheiterte trotz der eifrigen Bemühungen der Alethophilen[3]) wegen Mangels an einem Verleger, aber am 9. Juli 1746 veranſtaltete er eine Gedächtnisfeier, bei der David Hermann aus Görlitz die Feſtrede hielt. In der Einladungsſchrift[4]) forderte er die Stadt Leipzig zur Errichtung eines Leibnitzdenkmals auf, für welches auch Manteufel lebhaft eintrat. In demſelben Jahre ergab ſich neuerdings Gelegenheit, für die Leibnitz'ſche Lehre einzutreten. Die Berliner Akademie hatte einen Preis für eine wiſſenſchaftliche Arbeit über die Monaden ausgeſchrieben. Sie verſicherte zwar ſtrenge Objektivität, thatſächlich aber war es auf eine Widerlegung der Lehre abgeſehen, und Leonhard Euler hatte ſie denn auch in den „Gedanken von den Elementen der Körper“ (Berlin 1746) als widerſpruchsvoll und für die Erklärung des Univerſums unnütz angegriffen. Darüber allgemeine Aufregung im Lager der Alethophilen! Der Gymnaſiallehrer Formey in Berlin verfaßte eine Gegenſchrift in franzöſiſcher Sprache, Manteufel und Wolf ſelbſt betrieben ihre Veröffentlichung und allgemeine Verbreitung. Von dem erſteren rührt wahrſcheinlich die

---

1) „Joh. Juſt. Reinbecks nachgelaſſene kleine Schriften nebſt zwoen Vertheidigungsſchriften.“ Berl. 1743 (Hande).

2) Herrn Gottfried Wilhelms Fr. v. Leibnitz Theodicee, das iſt, Verſuch von der Güte Gottes ꝛc.; bei dieſer vierten Ausgabe durchgehends verbeſſert, auch mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen vermehrt von J. Chr. Gottſcheden. Hannover 1744. I. A. ſchon 1720 erſchienen. Über die II. vgl. Zeitg. v. gel. Sachen 1726 S. 687.

3) Vgl. den Brief des Alethophilen Gohr in Stettin bei Danzel, G. S. 57.

4) »Anaxagorae dies emortualis, ex instituto ejus celebrandus.« 1746.

deutsche Übersetzung her[1]), welche bei Breitkopf durch Gottsched's Fürsorge erschien. Im „Büchersaal" aber lobte er Formey's Schrift und führte ohnmächtige Lufthiebe gegen Euler[2]). Ergötzlich ist, wie er auch hier „die Blendwerke der Einbildungskraft" als die Quelle aller Verirrung bezeichnet. Sie nur hätten den Mathematiker verführt, den Begriff von einer durchgehends einträchtigen Ausdehnung auch in der Naturlehre und Methaphysik anzuwenden.

Im Sinne der Alethophilen suchte Gottsched der Aufklärung auch durch Popularisirung der Naturwissenschaften zu dienen. Er war ein eifriger Beobachter von Nordpolarlichtern, Nebensonnen[3]), Kometen, Sonnen- und Mondesfinsternissen; dabei hielt er für das größere Publikum öfter Vorträge mit Demonstrationen ab, zu denen ihm die Mechaniker Cotta in Leipzig und Enderſch in Elbing Apparate herstellten[4]). Bei einer der sogenannten Akademien, welche auf Wunsch des Prinzen Friedrich Christian von den Leipziger Universitätsprofessoren öfter auf der Pauliner-Bibliothek abgehalten wurden, veranstaltete er am 15. Mai 1743 eine zweihundertjährige Gedenkfeier des Kopernikus. Nach der Festrede[5]) erklärte er den anwesenden Prinzen und polnischen Magnaten das System an astronomischen Karten und einem Tellurium. In demselben Jahre starb der Physiker Hauſen, mit dem Gottsched öfter experimentirt hatte, und dessen Novi profectus in historia Electricitatis er mit einer Biographie des Verfassers und einer älteren Geschichte der Elektricität von Heinrich Sand veröffentlichte.

Er übersetzte ferner Tſchirnhauſens Medicina mentis et corporis, Muſchenbroeck's Physik[6]) und regte andere zu gleicher

1) „Die Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper." Leipz. (Breitk.) 1747.

2) Vgl. „Büchersaal" III. 355, 569. IV. 52 ff.

3) Vgl. seinen Bericht in den Leipz. Ztg. f. gel. Sachen 1741 S. 80.

4) Vgl. den Bericht über die große Sonnenfinsternis vom 25. Juli 1748 im „Büchersaal" VII. 181 ff.

5) „Gedächtnisrede auf den unsterblich verdienten Domherrn in Frauenberg Nic. Copernikus." Leipz. Breitkopf 1743. Im Anhang der Brief des Cardinals v. Schönberg an Cop. (1. Nov. 1536) sowie das Widmungsschreiben an Papst Paul III.

6) Muschenbroeck's Grundlehren der Naturwissenschaft nach der II. lat. Ausgabe übersetzt. Lpz. 1747. Die in der Vorrede enthaltene Biogr. ist aus Brucker's Bildersaal.

Thätigkeit an. Dabei kam es ihm freilich nicht immer auf den wissenschaftlichen Werth der Publikationen an. So hatte der Rektor zu Altbrandenburg Johann Hein[1]) mehrere Aufsätze, welche zuerst lateinisch erschienen waren und das albernste Mischmasch von astronomischer und biblischer Gelehrsamkeit enthielten, deutsch übersetzt und in einem Bande vereinigt, zu welchem Gottsched eine Vorrede über die Theorie der Kometen[2]) schrieb.

Auch Frau Gottsched lieferte Beiträge zur Popularisirung der Philosophie und der Naturwissenschaften. Sie wollte sich für Deutschland dieselben Verdienste erwerben wie die Marquise Chatelet für Frankreich. Diese hatte durch Herausgabe einer Physik, in welcher Leibnitzens Theorie von dem Maße der lebendigen Kräfte aufgenommen war, einen Streit mit Mairan, dem Vertheidiger von Cartesius' und Newton's Lehren, hervorgerufen und sich dadurch den Ruhm einer Vertreterin und Vertheidigerin der deutschen Philosophen erworben. Frau Gottsched übersetzte diese Streitschriften und zollte hiebei in einem besonderen poetischen Sendschreiben der gelehrten Französin ihre Verehrung[3]). Sie lieferte ferner zur deutschen Theodicee die Fontenellesche Lobschrift auf Leibnitz, dann mehrere Stücke aus dem in Holland herausgekommenen »Recueil de diverses pièces de Mr. Leibnitz, Newton, Clarke« u. s. w., sie übersetzte Les Francs Massons écrasés[4]) und für den IV. Band des hist. Wörterbuches die Leibnitz'sche Antwort auf den Bayleschen Artikel „Rorarius". 1744 rühmte Gottsched im Vorworte zur „Theodicee", daß nun fast alle Wissenschaften in rein deutscher Sprache vorgetragen werden könnten, und es komme nur noch auf die Rechtsgelehrten und Arzneikundigen an, um die ganze Barbarei vollends vom deutschen Erdboden zu verjagen.

Durch Übersetzungen moralischer Schriften suchte man die Litteratur mit dem Leben zu vermitteln und ihr weitere Kreise zu

1) Vgl. die Ode auf ihn in Lessing's Mylius S. 470.

2) Heyns Tractat von Cometen, von der oftmaligen Wiederkunft des Cometen von 1680 u. 1681. Berl. (Haude) 1746.

3) „Zwei Schriften, welche von der Frau Marquise von Chatelet und dem Herrn von Mairan, das Maaß der lebendigen Kräfte betreffend, sind gewechselt worden." Aus d. Franz. übers. v. L. A. V. Gottsched. Leipz. 1741.

4) „Die gestürzten Freimäurer"; aus d. Franz. Berl. u. Leipz. 1747.

erschließen. Auch hiebei rührte Gottsched unter seinen Schülern die Werbetrommel zur Mitarbeit. So veranstaltete er eine Ausgabe „Auserlesener Schriften" Lucians[1]), in welcher neben älteren Stücken von Stübner, Lotter und G. F. Bärmann auch Beiträge von Istrich, Mylius, Cramer und Joh. Ad. Schlegel aus dem Jahre 1743 aufgenommen wurden. Während sich diese Hilfsarbeiter bald darauf den moralischen Schriften Plutarch's zuwandten, von denen 1745 der erste Band bei Breitkopf erschien, arbeitete Gottsched mit seiner Frau und Schwabe an Addison's Spectator[2]), welchem die letztere dann den „Guardian"[3]) folgen ließ. Bei allen diesen Bestrebungen stand Manteufel, der selbst mehrere Wolf'sche Schriften übersetzte, anregend und fördernd zur Seite, weshalb ihn denn auch die Gottschedianer, wie die zu seinem fünfzigjährigen akademischen Jubelfest veranstaltete Feier beweist, als ihren Mäcen priesen.

Was indes die Poesie anlangt, so dürfen wir dem sonst bedeutenden Manne weder ein über seine Zeit hinausragendes Verständnis noch einen nachhaltigen Einfluß zuschreiben. Zwar nennt ihn Frau Gottsched den deutschen Shaftesbury, aber sein poetischer Geschmack erhebt sich doch in nichts über die gewöhnlichen Verstandesurtheile. Selbst die Schaubühne hatte für ihn nur insofern Bedeutung, als sie zur Geistesaufklärung beitrug. Gottsched hielt er für einen bedeutenden Dichter. Die Oden der Gesellschaft, schreibt er einmal, verdienen großes Lob; »mais pour en parler selon ma franchise naturelle, votre Ode me parait figurer entre elles comme un Cèdre parmi les broussailles« (27. März 1738). Er hielt nicht allein am Reim fest, sondern auch an der „Klarheit und Deutlichkeit" in der Dichtung; Haller und die Schweizer

1) „Lucians von Samosata Auserlesene Schriften von moralischem, satirischen und kritischen Inhalte, durch verschiedene Federn verdeutscht." Leipz. 1746. Von G. die Vorrede und ein Stück.

2) Der Zuschauer a. d. Engl. des Herrn Rich. Steele und Addison. 9 Theile. Lpz. 1739—1743. (Die mit einem * bezeichneten Stücke sind von Frau G.) II. Aufl. 1757.

3) Der Aufseher oder Vormund, a. d. Engl. (Addison) ins Deutsche übers. von L. A. V. G. II Theile. Leipz. (Breitkopf) 1745. (G. = +, Frau G. = *, Schwabe ohne Zeichen.)

Muse verwarf er. Seinem Freunde, dem Reichsgrafen Gotter, widmete Gottsched die Ausgabe der Gedichte Neukirch's[1]), welche er gegen die neue Richtung ausspielte:

„Es wächst ein neu Geschlecht verführter Sänger auf.
Der Alpen Schnee erkältet ihren Busen,
Zum Stey ist ihr Parnaß und Feyen sind die Musen."

Ein älteres Gedicht El. Schlegel's: „Der geistvolle Poet", eine „satirische Nachahmung gewisser Alpiner", wurde in das poetische Vorwort eingerückt, in welchem der Herausgeber Manteufel, dem „Mäcen an den Meißnerlinden" ausdrücklich das Zeugnis ausstellte, daß er Neukirch's Muse liebenswerth findet „und allen Unsinn haßt und Geist und Klarheit liebt". Die Berufung auf so hohe Persönlichkeiten, zu denen unter anderen auch die regierende Herzogin von Sachsen-Gotha gehörte, trug nun freilich mit dazu bei, Gottsched's Anhang trotz aller Angriffe zu erhalten. Dazu kam ein nationales Moment. Mit verletzender Offenheit hatten die Schweizer das deutsche Unvermögen in der Litteratur bloßgelegt. Mochten sich die Bedenken der jungen Leute gegen ihren Meister auch bald zu lauterem Widerspruche steigern, ein Gedanke beseelte sie alle: mit tüchtigen Leistungen dem Auslande, namentlich den Franzosen, Trotz zu bieten.

Man behandelt die Schatten des eigenen Hauses gern mit schonungsvoller Rücksicht. Es gereichte daher auch den Schweizern keineswegs zum Vortheile, daß sie in Eleazar Mauvillon, dem Lehrer am Carolinum in Braunschweig, einen Bundesgenossen suchten, der das deutsche Bewußtsein so empfindlich gereizt hatte. Er war im 9. und 10. Briefe der Lettres françaises et germaniques gegen die Wirksamkeit Gottsched's und der deutschen Gesellschaft aufgetreten, wo er die Frage aufwarf, mit welchem Rechte diese Herren ihre Aussprüche für Gesetze proklamirten, und warum es in sprachlichen Dingen gerade auf ihre Entscheidung ankommen sollte; etwa ihrer Geschicklichkeit halber, oder weil sie behaupten, daß man in Sachsen besser deutsch rede als an anderen Orten des deutschen Reiches? Die Österreicher könnten ebenso das Richteramt vertreten wie die Baiern, die Brandenburger, ja sogar die Schweizer. Es gehe

1) Vgl. oben S. 268.

nicht an, daß sich eine Nation mit so viel von einander unabhängigen Provinzen den Aussprüchen weniger Gelehrten unterordne. Ein vernichtendes Urtheil erfuhren hiebei die deutschen Übersetzungen. Nicht nur Neukirch, Opitz, Canitz und Brockes sondern auch Gottsched habe die französischen, englischen und italienischen Originale nur verderbt, die dramatischen Gedichte erkenne man kaum wieder, denn man habe wohl ungefähr dieselben Begriffe, aber in unsäglich mattem Ausdrucke.

Noch schlimmer kamen die deutschen Dichter im elften Briefe davon, wo die bekannte Stelle vorkam: »Nommez moi un Esprit createur sur votre Parnasse; c'est à dire, nommez moi un poëte Allemand qui ait tiré de son propre fond un ouvrage de quelque reputation! Je vous en defie!« Eine Herausforderung aber des deutschen Geistes war es geradezu, wenn Mauvillon auf die Frage, woran es in Deutschland zur Hervorbringung großer Dichter fehle, die unverschämte Antwort gab: »rien, que de l'esprit«!

Mit Gottsched war die ganze junge Schriftstellerwelt empört. Was nützten die vielen Proteste, was nützte es, daß El. Schlegel in seinem „Schreiben an den Professor Gottsched“[1]) neben Sachsen auch die Schweiz gegen den Lästerer hetzen wollte? Gottsched's Plan zur Abwehr des Franzosen wie seiner Bundesgenossen war jedenfalls dem Gedanken nach der richtige: Nicht Polemik, sondern die That und die Geschichte mußten den Gegenbeweis erbringen.

Zwei große Sammelwerke sollten eine Gesammtanschauung von den positiven Schöpfungen des deutschen Geistes in der Gegenwart geben: „Die deutsche Schaubühne“ und Schwabe's „Belustigungen“, jene für das Drama, diese für die übrigen Gattungen. In der „Schaubühne“ erschienen auch die historischen Zeugnisse für die frühere Bethätigung der Deutschen an der dramatischen Dichtung. Das Werk, schon 1736 in Aussicht genommen, wurde nun größer angelegt[2]). Andere Motive waren jetzt hinzugetreten. Im Früh-

1) Vgl. Beitr. VI. S. 515.

2) Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten, nebst einer Vorrede und des Erzbischofs von Fenelon Gedanken von der Tragödie und Komödie, ans Licht gestellt von Joh. Christ. G. Leipz. (Breitk.) 1741—1745; VI Bde. Die II. verb. Aufl. 1746—1750 mit verändertem Titel. Die d. Schaub. nach den Regeln der alten Griechen und Römern eingerichtet.

jahr 1740 war die Neuberin nach Rußland gezogen; das Bedauern Gottſched's, daß Deutſchland hiemit die einzige Truppe verloren hätte, welche regelmäßige Stücke aufführte, war aufrichtig gemeint, aber man ſollte mit der Abweſenheit derſelben nicht wieder in das alte „Chaos" verfallen, die vorhandenen Erfolge ſollten geſichert, der Contakt der Bühne mit der Litteratur aufrecht erhalten und den jungen Dichtern Muſter und induktive Lehren gegeben werden. Im erſten Bande beabſichtigte Gottſched eine Überſetzung der Ariſtoteliſchen Poetik, über welche er bereits 1730 Vorleſungen gehalten hatte, mit Anmerkungen und Zuſätzen zu veröffentlichen. Elias Schlegel ſollte die „Electra", welche er ſchon in Proſa überſetzt hatte, ſowie den „Oedipus" in reimfreien Verſen liefern. Das erſte Stück war jedoch, gereimt und mit Anmerkungen über das Theater ſowie mit Parallelen zwiſchen Euripides, Aeſchylus und Sophokles verſehen, erſt 1742 in Gottſched's Händen, das andere wurde zu ſeinem Bedauern gar nicht beendet. So erſchien denn Ende Dezember 1740 zunächſt der zweite, im Juli 1741 der dritte und Anfang 1742 der erſte Theil. Statt des deutſchen Ariſtoteles und der Sophokleiſchen Tragödien aber wurden Fenelon's Gedanken von der Tragödie, zu denen Frau Gottſched auch die von der Komödie überſetzt hatte, als Einleitung beigegeben. Das ganze Werk gedieh bis 1745 auf ſechs Bände und enthielt 38 dramatiſche Stücke, worunter 16 Überſetzungen und 22 Originale waren.

Wenden wir uns zunächſt zu der durch ſechs Überſetzungen und — den „Cato" mit einbegriffen — durch zehn Originale vertretenen Tragödie. Nach Grundſätzen bei der Wahl der Stücke wird man vergeblich ſuchen; vielmehr raffte der Herausgeber zuſammen, was er Regelmäßiges auf dem Lager hatte oder eben angeboten erhielt. Nur auf die theologiſchen Gegner wurde Bedacht genommen. Wie man alles vermied, was der keuſchen Ehrbarkeit hätte nahe treten können, ſo nahm man auch abſichtlich Stücke auf, denen ſtatt der „alten heidniſchen und weltlichen Fabeln" chriſtliche zu Grunde lagen. Daher wurde Kopp's „Lucretia", welche Schlegel zur Abfaſſung eines gleichnamigen Stückes anregte[1]), verworfen, dagegen Voltaire's „Zaire" von

1) Kopp ſchreibt am 13. Oktober 1740 aus Freyberg, nachdem er die Hoffnung ausgeſprochen, ſeine Lucretia werde vielleicht einen anderen Dichter

Schwabe (Bd. II) und die „Alzire" (Bd. III) von Frau Gottsched übersetzt. Im übrigen erschien zunächst alte, verlegene Waare: Corneille's „Cid" von Lange[1] (Bd. I), seit 1699 zum drittenmale verbessert, „Die Horatier" von Fr. Erdmann Freiherr von Glaubitz aus dem Jahre 1718 (Bd. I)[2], Gottsched's verbesserte „Iphigenie" von Racine (Bd. II) und die in Leipzig und anderwärts schon aufgeführte „Cornelia" der Frau Barbier, übersetzt von der geschickten Freundin (Bd. II).

Vom vierten Bande ab sollten lauter Originalstücke erscheinen. „So wie ich es nicht länger für rathsam halte, ewig bei unseren Nachbarn in die Schule zu gehen", heißt es im ersten Bande (S. 20), „und sich unaufhörlich auf eine sklavische Nachtretung ihrer Fußstapfen zu befleißen: so glaube ich, daß es nunmehr Zeit sei, unsere eigenen Kräfte zu versuchen und die freien deutschen Geister anzustrengen, deren Kraft gewiß wie in andern Künsten und Wissenschaften also auch in der theatralischen Dichtkunst unsern Nachbarn gewachsen, ja überlegen sind". Und er drückt seine Freude darüber aus, daß dieser Band Dichter aus allen Gegenden Deutschlands vereinige, aus Niedersachsen (Quistorp), Preußen

---

anregen, etwas Besseres zu machen: „Ich habe schon das Vergnügen gehabt, einen neuen Entwurf davon, welchen H. Schlegel und zwar, wie ich mit großer Verwunderung gehört habe, in sehr kurzer Zeit verfertiget, in der Geschwindigkeit durchzulesen und weil ich den geschickten Verfasser, dessen Freundschaft ich mir wegen seiner Verdienste um die deutsche Dichtkunst schriftlich ausgebeten, schon im Voraus als einen edelgesinnten Freund, der einen bescheidenen Tadel von mir nicht übel nehmen wird, ansehe, mir die Freiheit genommen, etliche Erinnerungen, so mir in Ansehen dieser neuen Lucretia nach meinem Geschmacke eingefallen, in meinem Briefe an ihn mit einfließen zu lassen; ich will solches hier mit Stillschweigen übergehen, weil ich nicht zweifle, E. H. werden mein ganz weitlaufftiges Schreiben an H. Schlegel, welchen ich in Wahrheit, ob ich ihn schon noch nicht kenne, von Grund des Herzens liebe, von ihm selber mitgetheilt bekommen und bei genauer Prüfung meiner mit Fleiß kurzgefaßten Ausdrücke hin und wieder bald erachten können, ob ich so und nicht anders zu urtheilen Ursache gehabt habe."

1) Vgl. oben S. 121.

2) Der Übersetzer, ein Schlesier, war Reichs-Kammergerichtsassessor in Wetzlar und dichtete auch Sonette, Oden, Satiren. Sein Stück war schon 1718 zum Geburtstage des Markgrafen von Baden-Durlach in 100 Exemplaren gedruckt und auf verschiedenen Bühnen aufgeführt worden (7. Aug. 1741).

(Frau Gottsched), Baiern (Grimm), Meißen (El. Schlegel). Von den Originaltragödien ist außer dem „Cato" (Bd. I) Pitschel's „Darius" (Bd. III) von 1738 die älteste; die erste Bearbeitung von Schlegel's „Dido" (Bd. V) fällt in das nächste Jahr; 1741 entstand sein „Hermann" (Bd. IV) und die „Banise" von Grimm[1] (Bd. IV), der dann eine „Hermione" in Angriff nahm, 1742 Quistorp's „Aurelius"[2] (Bd. IV), im nächsten Jahre die „Panthea" der Frau Gottsched und Krüger's „Mahomed IV" (Bd. V). Die Beiträge liefen immer spärlicher ein. Der sechste Band brachte 1745 entgegen dem ursprünglichen Plane nur noch zwei Tragödien von Gottsched selbst: „Die parisische Bluthochzeit", die schon 1744 vollendet war, und „Agis".

Der Alexandriner blieb das allein zulässige Versmaß; die Stücke sollten „nach den Regeln und Exempeln der Alten" abgefaßt sein, aber die Vorbildlichkeit erstreckte sich nur auf die Einheiten und die Simplicität nach der Auffassung der Franzosen. Gelernt hatte man in dieser Beziehung so gut wie nichts. Die „Schaubühne" beweist vielmehr, daß die talentlose Beachtung der Regeln zur Ertödtung jedes dramatischen Lebens geführt hatte. Abgesehen von den durch die Einheiten bedingten Unwahrscheinlichkeiten und der ängstlichen Vermeidung auch solcher Nebenhandlungen, die für einen motivirten Zusammenhang des Ganzen unentbehrlich gewesen wären, wurden selbst entscheidende Haupthandlungen hinter die Scene verlegt und dem Zuschauer von Berichterstattern nur erzählt. Lange Dialoge ersetzten die Handlung und dramatische Motivirung. Entkleidet man die Stücke des vielen Geredes, so stehen sie in kümmerlicher Blöße da. So lange man „mit Kleister und Schere" aus fremden Stücken neue zusammenflickte, gab es noch Überreichthum an Komposition; als man anfieng, selbständig zu schaffen, stellte sich der Bankerott an dramatischer Handlung ein.

Dies zeigt sich schon bei Pitschel's „Darius". Der Verschwörer Narbazanes stellt dem Könige den dummdreisten Antrag, während des Krieges mit Alexander der Krone zu entsagen und das Reich dem thatkräftigen Bessus zu überlassen. Im zweiten Akte hören wir von einer Meuterei des Heeres, die ausgebrochen ist,

1) Brief v. 18. Sept. 1741.

2) Er schickte den I. Aufz. am 30. Juni 1742.

weil der über jene Zumuthung empörte König Bessus und seinen Genossen hat verhaften lassen. Nun kommt der sogenannte Gottsched'sche Knoten: Aus einem aufgefangenen Briefe Alexanders entnimmt Darius, daß ihm sein bisher treuer Schwager, der entschiedenste Gegner des Bessus, nach dem Leben trachte. Das Schreiben ist natürlich gefälscht, aber der König geht in die plump gelegte Falle und entläßt sofort die Verhafteten. Zu spät wird die Intrigue entdeckt; die Verschworenen haben wieder die Oberhand gewonnen, dringen ein, und im fünften Akte wird der von Bessus hinter der Scene tödtlich verwundete König auf die Bühne gebracht, um wie der Gottsched'sche Cato Abschied von den Seinen zu nehmen. Die Tragödie von 1738 bedeutet gegenüber den nur wenige Jahre älteren einen entschiedenen Rückschritt, der außer in dem Unvermögen des Verfassers auch in der längeren Abwesenheit der gereinigten Bühne von Sachsen seine Erklärung finden mag.

Bei Pitschel begegnen uns indeß doch eine äußere Verwickelung und einzelne Momente der Spannung, dagegen hat Frau Gottsched in ihrer „Panthea" den aus Xenophons Kyrupädie entnommenen Rohstoff nach keiner Seite dramatisch ausgestaltet. Cyrus erweist sich gegen den gefangenen König Abradates und seine Frau Panthea großmüthig, indem er ihnen wieder das Zusammenleben gestattet. Eine kleine Eifersuchtsscene zwischen den Eheleuten scheint eine Verwickelung herbeiführen zu sollen, ist aber ebenso ohne Grund wie ohne Folge. Indeß wird Panthea von Araspes, einem jungen Perser, geliebt, der den Feldherrn Hystaspes beredet, ihm den unbequemen Ehegatten in der bevorstehenden Schlacht bei Seite zu schaffen. Der dritte Akt enthält leeres Gerede; Pantheens trübe Ahnung beim Abschiede von ihrem Gemahl ist der einzige poetische Anflug des ganzen Stückes. Vergebens nähert sich im vierten Akte der zum Schutze der Frauen im Lager zurückgelassene Araspes der tugendhaften Panthea. Sie bleibt standhaft und erfährt bald darauf den Tod ihres Mannes. Wie wir aus dem fünften Akte ersehen, nimmt sie sich aus Schmerz darüber das Leben, Araspes ersticht sich aus Reue und Cyrus erklärt, „auch an der Leiche nicht des Lebens Bosheit zu schonen". Der Aufbau bedarf keines Kommentars. — Das Stück bot die willkommensten Angriffspunkte für die Kritik der Schweizer, denn die geschickte Freundin hatte

ſich in der That als die ungeſchickteſte Tragödiendichterin unter den Genoſſen der Schaubühne erwieſen.

Selbſt der von El. Schlegel beſpöttelte[1]) „Aurelius“ Quiſtorp's ſteht über der „Panthea“; wenn auch ſonſt arm an Handlung, hat das Stück wenigſtens am Beginne durch die Ermordung Valer's ein ſtark erregendes und im vierten Akte durch die von Maximin enthüllte Verſchwörung ein ſpannendes Moment. Vor allem aber fehlt es den langen Reden nicht an Gedankenfortſchritt und innerer Bewegung.

Den Rückſchritt, welchen das Drama hinſichtlich der Kompoſitionsfülle unter der Zucht der Regel gemacht hatte, beweiſen am beſten des Meiſters eigene Stücke, zunächſt die „Pariſiſche Bluthochzeit“. Mit Recht hörte Gleim im erſten Akte, wo Karl IX. zum Blutbad aufgereizt wird, einen Wundarzt ſprechen[2]). Die Steigerung, welche durch die Überredung Heinrichs von Anjou, dann der Katharina und endlich des Herzogs von Guiſe beabſichtigt wird, iſt ſchulmäßig ausgetüftelt, aber nicht dramatiſch. Die erſte Scenengruppe des zweiten Aktes ſchleppt ſich retardirend hin und iſt für den Aufbau ſo gut wie zwecklos. Erſt am Schluſſe des Aufzuges wird das Intereſſe durch die Abſicht der Hugenottenpartei, Gegenmaßregeln zu treffen, einigermaßen rege. Das kraftloſe Gegenſpiel findet im dritten Akte ſeine Fortſetzung, wo der ſog. „Knoten“ dadurch herbeigeführt wird, daß ſich Heinrich von Navarra, obgleich ihm von Margaretha der ganze Anſchlag der Gegner enthüllt wird, aus Argloſigkeit und treuer Geſinnung gegen ſeine Genoſſen zu fliehen weigert. Er will erſt am nächſten Morgen handeln, aber nach der ganzen Anlage des Stückes gab es hier für ſeine Partei durchaus nichts zu thun, ſondern paſſiv zu bleiben. Im nächſten Aufzug ſind alle Anſtalten zum Blutbad getroffen, auf der Bühne handelt es ſich nur darum, dem König die Zuſtimmung zu dem bereits gegebenen Mordſignal abzunöthigen. Und nun folgt in der Kataſtrophe durch mehrere Zeugen die Berichterſtattung über das Vorgefallene; damit es aber nicht ganz ohne „theatraliſches Weſen“ abgehe, dringen Verſchworene ein, um Clairmont gefangen zu nehmen. Mit den Worten: „Nun kömmt die Reih an euch, ihr

1) Vgl. Ständlin S. 41. 2) Vgl. Lange, gel. Br. II. S. 151.

gar zu kühnen Prinzen", erscheint der König im siebenten Auftritte, um über sie Gericht zu halten; auf die Bitte Margarethens giebt er ihnen drei Tage Bedenkzeit; aber während Condé „lebenslang der Römer Aberglauben" fliehen will, erklärt Heinrich, bezeichnend genug für die tragische Wirkung des ganzen Stückes: „Die Klugheit, liebster Prinz, heißt uns zuweilen schweigen". Das Ganze spielt von Sonnabend nachmittags bis Sonntag früh in einem Saale des Louvre.

Noch weniger Verständnis für Komposition bewies er im „Agis", einer thatsächlich bis in die Mitte des fünften Aktes dialogisirten Geschichte. Der Held, ein Revolutionär auf dem spartanischen Königsthrone, will den Staat im Sinne der socialistischen Ideen Lykurg's umgestalten; er findet Bundesgenossen an mehreren Großen, seiner Frau und seiner Mutter. Wir erfahren, daß der diesen Plänen widerstrebende König Leonidas abgesetzt wird, ohne freilich seinen von Agis' Oheim Agesilaos geführten Anhang zu verlieren. Aber das auf ihm beruhende Gegenspiel ist von der scenischen Darstellung ausgeschlossen; erst im fünften Auftritte des letzten Aktes tritt der wieder auf den Thron erhobene Leonidas mit seinen Helfershelfern auf, um Agis zu verhaften. Das Ganze ist um so langweiliger, als es Gottsched hier nicht einmal gelungen war, die Reflexe der hinter der Scene vollzogenen Handlung zum Ausdrucke zu bringen.

Eine ähnliche Verarmung des dramatischen Lebens finden wir bei El. Schlegel[1]). Seine schon 1736 auf der Schulpforte vollendeten „Trojanerinnen" (Hekuba), die uns freilich nur in einer späteren, stofflich aber gewiß nicht wesentlich von der ersten Fassung abweichenden Umarbeitung vorliegen, lehnten sich an die „Trojanerinnen" und die „Hekuba" des Euripides sowie an Seneca's Tragödie an. Die Fülle der Handlung hat schon Mendelssohn im 310. Litteraturbriefe gerühmt. Überreich sind Verwickelung und Komposition auch in „Orest und Pylades" („Die Geschwister in Taurien"), wo der Dichter, theils geleitet durch richtigen dramatischen Instinkt theils auch irregeführt durch Regeln und spitzfindige Klügelei, über die Simplicität seiner Vorlage, der

1) Vgl. Eugen Wolff, J. El. Schlegel. Berl. 1889. Creizenach, Ztschr. f. deutsche Phil. XXII. S. 2. — Rentsch J., J. El. Schlegel als Trauerspieldichter mit bes. Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched, Leipz. 1890.

„Iphigenie" des Euripides, weit hinausgieng und die Handlung viel breiter entfaltete. Sobald er ſich aber mit „Dido", ſeinem erſten in der „Schaubühne" erſchienenen Stücke, an eine epiſche Quelle wandte und bei der Kompoſition auf ſich allein angewieſen war, verſagte ihm die Kraft. An dramatiſcher Bewegung ſteht das Stück dem älteren „Ulyſſes" von Ludwig weit nach. Hier war noch der Einfluß des franzöſiſchen Luſtſpiels förderlich. Was jedoch Schlegel erſonnen hat, um dem Fortſchreiten der innern Handlung auch äußeres dramatiſches Daſein zu geben, war aus der Reflexion herausgeklügelt und blieb anſchauungslos, ſo das thätige Eingreifen des Hiarbas, der Verſuch der Dido, die Flotte zu verbrennen, der Sieg des Aeneas über das Libyerheer u. ſ. w. Weniger drückend iſt die Armuth der Handlung im „Hermann", wo die Kontraſte ſchärfer ausgeprägt, Spiel und Gegenſpiel lebhafter verwoben ſind. Gleich im erſten Aufzug treten die Gegenſätze zwiſchen Siegmar und ſeinem römerfreundlichen Sohne Flavius ſchroff auf; zu dem politiſchen Kontraſte, in dem dieſer auch zu ſeinem Bruder Hermann ſteht, kommt der rein menſchliche Konflikt: er liebt Thusnelda, die Braut ſeines Bruders. Im zweiten Akte gewinnt das Gegenſpiel mit dem Auftreten Segeſt's, dann des Varus das Übergewicht. Den Höhepunkt bildet Flavius' Seelenkampf und das Geſtändnis ſeiner Liebe. Hiemit erſcheint aber die dramatiſche Entwickelung ſo gut wie beendet; weder bei Hermann noch bei ſeiner Braut iſt ein tragiſcher Konflikt zwiſchen Liebe und Vaterland herausgearbeitet. „Thusnelden liebt er ſehr, doch mehr noch ſeine Pflicht". Mit dieſen hölzernen Worten eilt der ungalante Bräutigam in den Kampf, der ſich während des vierten und fünften Aktes hinter der Scene abſpielt. Daß die Bühne unterdeß leer an Handlung bleibt, hat ſchon Mendelsſohn getadelt (311. Litteraturbrief). Unſer Intereſſe knüpft ſich um ſo enger an Flavius, je mehr dieſer Segeſt durchſchaut und zur Erkenntnis ſeiner Schuld kommt. Sonſt hören wir nichts als Abhandlungen früherer Themen, bis ſich die Nachrichten vom Kampfplatze häufen und der fälſchlich gemeldete Tod Thusneldens noch die letzte Spannung herbeiführt.

Äußerlich bewegter iſt jedenfalls Krüger's Mahomed IV. Das Stück hat eine türkiſche Palaſtrevolution zum Vorwurfe. Kioſem, die Großmutter Mahomed's zettelt eine Verſchwörung zur

Entthronung ihres Enkels an; Roxellane, die Mutter des Sultans, und der Großvezier leiten das Gegenspiel. Nach wechselnden Erfolgen siegt die legitime Partei, die Verräther werden entlarvt und verlieren ihr Leben. Hiemit ist die Liebe eines Janitscharenführers zu Roxellane als Nebenhandlung verwoben, welche in das Ganze verhältnismäßig viel äußeres Thun, aber freilich keinen inneren Puls bringt.

Das größte dramatische Leben finden wir in Grimm's „Banise"; allerdings gab hier der Ziegler'sche Roman Stoff genug zu überreicher Komposition; überdies hat der Verfasser noch den Prinzen Xemin, der nach der überlieferten Fabel schon todt war, handelnd eingeführt. Banise, die Prinzessin von Pegu, ist gefangen und soll geopfert werden, weil sie Chaumigrem, der sich soeben widerrechtlich Pegu's bemächtigt hatte, ihre Hand verweigert. Das Stück beginnt mit Anstalten zur Rettung Banisens. Ihr Bruder Xemin, als Priester verkleidet, hat den Auftrag erhalten, die Schwester zu opfern. Hierauf gründet sich der Rettungsplan. Das Gegenspiel beruht auf den Bestrebungen Chaumigrem's, Banise zur Untreue gegen ihren Bräutigam Balazin zu bewegen; gleichzeitig drängt der Oberpriester zur Opferung. Mühsam schreitet die Handlung bis zur vierten Scene des dritten Aktes fort, wo sich Xemin seiner Schwester zu erkennen giebt; von hier ab wird es dramatisch lebendig. Ein Umschlag erfolgt, der Oberpriester wird von der Gegenpartei erkannt, was freilich recht schwach motivirt ist, und ersticht sich im IV. Akte, nachdem er Chaumigrem geflucht. Vergebens versucht Abaxar Banise durch die Flucht zu retten. Der entdeckte Plan wird vielmehr Motiv für die Sinnesänderung des Tyrannen, der nun selbst auf die Opferung Banisens dringt. Aber der hiezu bestimmte Priester ist kein anderer als Balazin, der Bräutigam und rechtmäßige Kronprätendent von Pegu. Statt das Messer gegen die mit verbundenen Augen am Opfersteine harrende Prinzessin zu führen, erdrosselt er den Kaiser, während seine Leute eindringen, um der verhaßten Herrschaft ein Ende zu machen.

In Nachahmung der antiken Technik ist bei zwei Stücken, „Dido" und „Aurelius", ein analytischer Gang der Handlung beobachtet. Dort erscheint die Heldin erst im II. Akte in dem tragischen Leid, das durch die dramatische Handlung aufgehoben werden

soll. Im Quistorp'schen Stücke wird die Grundlage des tragischen Themas gleich in der ersten Scene gegeben. Aurelius ermordet seinen Freund Valer als einen Rebellen, der ihm die Absicht enthüllt hatte, den Kaiser Trajan zu ermorden. Fortan peinigt ihn das durch Blutschuld belastete Gewissen. Er will die That durchaus mit dem Leben büßen. Sein Freund Maximinus und später auch der Kaiser suchen gegenüber der Mutter des Getödteten, welche Sühne fordert, die Strafe von ihm abzuwenden. In diesem Gegensatze spinnt sich das Stück fort, bis im IV. Akte dadurch ein Wendepunkt eintritt, daß dem Kaiser eine Tafel gebracht wird, welche eine weitverzweigte von Valer angezettelte Verschwörung enthüllt.

Auch der antike Chor erfuhr eine Nachahmung. Schon früher hatte Gottsched aus praktischen Gründen für die Schultragödie Chöre empfohlen, um eine größere Mitbetheiligung der Schüler zu ermöglichen[1]). Bei den Bühnendramen erforderte die Technik öfter ähnliche Einsätze, da einerseits die Scene, während hinter derselben das Gegenspiel seinen Fortgang nahm, nicht leer bleiben konnte und andrerseits ein Ersatz für den Ausfall der Monologe geschaffen werden mußte. Beispiele hiefür finden sich in jedem Stücke. Bei der Bevorzugung der Stoffe aus dem Alterthum, in welchem die Frau eine wenig handelnde Rolle spielte, und bei dem principiellen Vermeiden von Liebesscenen lag es in der Natur der Sache, die Vertretung dieser Chöre namentlich den Frauen zuzuweisen, an denen überdies die Reflexe der Handlungen hinter der Scene leichter dargestellt werden konnten. Am auffallendsten zeigt sich dies in Pitschel's „Darius", wo sowohl der Königin wie ihren Vertrauten nur die Rolle der Klageweiber zukommt; eine ähnliche Stellung haben die Nikothris in der „Panthea", Schlegel's Eutrophe, die Begleiterin Iphigeniens („Orest und Pylades"), und selbst die weiblichen Hauptpersonen am Beginne des IV. Aktes im „Hermann".

Noch schwächer erweisen sich die Stücke, wenn man sie auf ihren tragischen Gehalt prüft. Zwar hatte Gottsched, durch Hudemann angeregt, schon in den dreißiger Jahren ein größeres Gewicht auf die Erregung der tragischen Gefühle gelegt[2]); aber weder ihm noch

1) Vgl. Beiträge I, S. 148. 2) Vgl. oben S. 299.

seinen Genossen war es klar, worauf es hiebei ankomme. In der Vorrede zum VI. Theile der „Schaubühne" bezeichnet er Schrecken und Mitleiden als den eigentlichen Zweck der Tragödie und fährt fort: „Es wird also ein besonderes Zeichen von der Güte dieses Schauspiels („Bluthochzeit") sein, wenn es die Zuschauer mit Grausen und Abscheu erfüllt. Die Größe der Laster und Schandthaten fällt an den größten Leuten destomehr in die Augen und wirkt einen desto größeren Schauer, je unerhörter sie ist, und eben dadurch wird ein Gedicht erbaulich". Die Häufung von Greuelscenen also, wie sie in der „Bluthochzeit" geschildert werden, oder wie sie die Katastrophe im „Agis" bilden, wo außer dem Helden auch noch dessen Mutter und Großmutter dem Henkerstrick verfallen, sollte der Erregung der dramatischen Affekte dienen. Kein Zweifel, daß dieses erste Korrektiv gegenüber der älteren nüchternen Mache der Volksbühne entnommen wurde, bei der man auch sonst Anleihen durch Herübernahme gewisser äußerer scenischer Mittel zu machen begann. So fällt im IV. Aufzuge der „Bluthochzeit" ein Schuß und im V. erscheinen die „Mörder" mit blanken Degen und Pistolen, mit weißen Tüchern am linken Arme und weißen Kreuzen an den Hüten. In Mahomed IV. wird, während der Vorhang fällt, der alten Kiosem der Strick um den Hals geworfen. Am deutlichsten aber läßt sich diese Rückanlehnung an das Volksstück im V. Akte von Grimm's „Banise" verfolgen, wobei wohl ältere dramatische Darstellungen[1]) einen unmittelbaren Einfluß ausgeübt haben mögen. Ein weiteres Mittel für Erregung der dramatischen Gefühle wurde im sprachlichen Ausdruck gesucht. Da der Schwulst und selbst versinnlichende Gleichnisse nach Gottsched's Vorschrift gemieden werden sollten, so wollte man durch grelle Worte und derbsinnliche Wendungen Effekte erzielen. Da werden Todtschlag und Hinrichtung als Mord, der Thäter als Mörder bezeichnet; die Menschen werden „geschlachtet", durch „Thränenregen" das Mitleid geweckt („Agis" S. 233), die Leute „ersaufen" und werden „ersäuft", man „rennt" und „läuft" nach dem Ruhme u. s. w. In dieser Art des tragischen Ausdruckes zeigt sich namentlich bei Grimm der Zusammenhang mit der Volksbühne,

1) Vgl. oben S. 198.

ſo wenn Baniſe „die Geißel unſrer Rücken“ genannt wird, wenn der Kaiſer ausruft: „Noch heute ſoll mein Spruch den ſchändlichen Verräthern ein Knall in Ohren ſein“, und wenn er den Schuldigen vor ſein Geſicht zu reißen (ihn vorzuführen) befiehlt. Da häufen ſich Wendungen wie: „du ſäuffſt ja Blut genug“, „ich würde noch mit Luſt zu meinem Henker laufen“, „der Wüthrich ſchwitzt in jammervollen Banden“, „den Hoffnungsgrund zerſchmeißen“ und Ähnliches[1]). Vor dieſer Sprache, den Verkleidungen, Erkennungsſcenen, Selbſtmorden u. ſ. w. ſcheint es Gottſched indeß ſelbſt bange geworden zu ſein. Offenbar hat er Grimm bei Veranſtaltung der zweiten Auflage der „Schaubühne“ entweder zur Umarbeitung oder Zurücknahme des Stückes aufgefordert, da dieſer mit einer gewiſſen Empfindlichkeit antwortete: „Was die ‚Baniſe‘ betrifft, ſo habe ich ſie ſelber allezeit der Ehre, in dieſer Sammlung zu ſtehen, unwürdig gehalten. Ich habe nach des Himmels Schluß zu keinem Dichter werden ſollen, ſo ſehr ich auch die Poeſie liebe und ehre“ (10. April 1747). Beſſer als mit jenen hyperboliſchen Ausdrücken, die in den Stücken der „Schaubühne“ verhältnismäßig öfter als im „Cato“ vorkommen, hat ſich Gottſched mit den niedrigen Wendungen der trivialen Volksſprache befreundet. Sie wurden von ihm als die „wahre Stärke“ aller Sprachen bezeichnet, weil ſie die von den Schweizern geforderte Kraft mit der von ihm betonten Natürlichkeit verbanden.

Mit dieſen mehr äußeren Mitteln war nun freilich der Tragödie ſolange nicht aufzuhelfen, als man die Aufmerkſamkeit nur auf ihre mechaniſche Einrichtung richtete. Bis zum Jahre 1741 war Gottſched's Anſicht, daß die geſchickte, nach den Regeln eingerichtete Handlung die Hauptſache ſei, unangefochten. Gleichzeitig mit der in dieſem Jahre erſchienenen Shakespeareüberſetzung des „Julius Cäſar“ kam aber dieſe Anſchauung zur Diskuſſion. Auf Gottſched's Anzeige dieſer „elenden Haupt- und Staatsaktion“, die er voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und geſunden Vernunft fand, folgte die Vergleichung des Gryphius mit Shakeſpeare, in welcher El. Schlegel dem verrufenen Briten nicht nur zum erſten Male in Deutſchland Worte der Anerkennung zollte,

1) Vgl. auch Rentſch a. o. O. S. 89 ff. 2) Vgl. Beiträge VII, S. 516 ff.

sondern geradezu, wenn auch noch schüchtern und unzulänglich, auf die Charakteristik als den besonderen Vorzug Shakespeare's hinwies; ja er machte hiebei einen mißbilligenden Seitenblick auf jene Nationen, „welche sich zuweilen nicht undeutlich zu rühmen scheinen, daß ihre theatralischen Personen zwar die Namen der historischen Personen führen, aber von ihnen ganz verschieden sind". Die englischen Schauspiele seien mehr Nachahmung der Personen als einer gewissen Handlung. Seither war ihm der „Knoten" zur Nebensache geworden, und er hat Gottsched gegenüber öfter eingewendet, wenn alle von Aristoteles angegebenen Kunstgriffe der Verwirrung nothwendige Stücke eines Trauerspieles wären, so würden sich alle guten Tragödien durch nichts als durch die Namen der Personen von einander unterscheiden[1]). Diese Behauptung, die in so einseitiger Fassung allerdings nicht zutrifft, beweist jedenfalls, daß sich die Anschauungen vollbewußt gegenüber standen, und daß Gottsched diese Ketzerei Schlegel's keineswegs, wie man oft annimmt, einfach übersehen hat. Die älteren Tragödien der „Schaubühne" enthalten allerdings nur die althergebrachten Typen: Pitschel zeichnete im Darius einen plumpen morgenländischen Despoten ohne jeden dramatischen Nerv, so daß sich unsre Sympathien mehr an die beiden Verräther Bessus und Narbazanes knüpfen; die Frauen sind leere Schatten, keine einzige Gestalt berührt eine Seite modernen Denkens und Fühlens. Im Cyrus der „Panthea" finden wir wieder das Tugendmuster eines morgenländischen Herrschers; an seiner Seite stehen die standhaft treue Panthea, der waschhafte Abradates, der intrigante Araspes u. s. w. Quistorp's Aurelius ist mit seiner starren Sittlichkeit dem Cato nachgebildet. Mehr Farbe haben die Gestalten Grimm's und Krüger's; wenigstens heben sich die Verschworenen in Mahomed IV. einzeln von einander deutlich ab, und die Charaktere ermangeln nicht einer gewissen Entwickelung, wenn auch gerade der Heldt, der vierzehnjährige Sultan, eine durchaus undramatische Figur ist. Verstärkter erscheinen jedoch die Ansätze zu einer determinirteren Charakteristik bei Cl. Schlegel. Freilich sind die Nebenpersonen in „Dido" ganz nach dem Recept und dem französischen Muster gestaltlos und die-

1) Vgl. Ständlin, Briefe, S. 46.

nen nur als techniſche Hebel; auch Aeneas iſt aus der epiſchen Quelle mehr äußerlich herübergenommen; Dido ſelbſt aber, obwohl keine eigene Schöpfung, vermochte der Dichter wirklich nachzuempfinden. Gewiß hat dieſes Sichverſenken in die Tiefe eines Charakters die Kunſt ſeiner Geſtaltung nur gefördert. In mannigfaltiger Eigenart treten uns daher die Figuren im „Hermann" entgegen, nicht jede an ſich treu und lebensvoll, aber alle doch ſo gezeichnet, daß ſie ein Charakterenſemble bilden, wie es ein derartiger übergroßer Vorwurf verlangte. Indeß hat es auch Schlegel nicht vermocht, die einzelnen tragiſchen Anſätze zu dramatiſch ergreifender Höhe zu entwickeln. Gerade die Hauptgeſtalten, Hermann und Thusnelda, ſind nur Typen eines doktrinären Patriotismus, ohne Fleiſch und Blut, ohne inneren Kampf. Der ſeelenvolle Konflikt des Flavius aber hat in der Führung der Handlung nicht jene Stelle und Bedeutung, daß durch ihn das ganze Stück zu tragiſcher Bedeutung erhoben worden wäre.

Ohne Zweifel hat auch Gottſched ſpäter den Zuſammenhang der Charakteriſtik mit der Erweckung der tragiſchen Gefühle eingeſehen. „Wenn ich übrigens den Charakter des Agis", bemerkte er zu ſeinem gleichnamigen Stücke, „ſo gut ausgedrückt habe, daß er in meinem Trauerſpiele Leſer und Zuſchauer ſo rühret, als er mich im Plutarch gerühret hat, ſo bin ich gewiß, daß es an Schrecken und Mitleid darin nicht fehlen wird". Agis iſt denn auch die beſte unter ſeinen Figuren, ſo wenig er auch mit ihr den tragiſchen Zweck erreichte. Wahrſcheinlich hielt ihn die Furcht vor den unwahrſcheinlichen Sprüngen der Phantaſie zurück, ſeinem weiterblickenden Jünger in dem Verſuche einer dichteriſchen Ausgeſtaltung der hiſtoriſchen Charaktere zu folgen. Schlegel hatte offen gerühmt, daß Shakespeare's Charaktere eine große Ähnlichkeit mit den geſchichtlichen hätten, obgleich er ſeine Menſchen ſelbſt gemacht habe; er hatte die Kühnheit des Dichters anerkannt, der ſich unterſtanden, ſeine Menſchen ſelbſt zu bilden, und ihn allen jenen empfohlen, welche alte Poeten lieben, wo mehr ein ſelbſtgewachſener Geiſt als Regeln herrſchten. Hier aber lag Gottſched's Schranke: Wenn ſchon die Charakteriſtik der Perſonen eine ſolche Bedeutung haben ſollte, ſo mußte wenigſtens dafür geſorgt werden, daß die Phantaſie keine Contrebande mitführe. Hiegegen konnte

nur genauester Anschluß an die Quellen schützen. So entlehnte er denn seine „Bluthochzeit" Zug um Zug aus dem Thuanus, ja er führte auf Veranlassung Manteufel's in den Anmerkungen reiche Belegstellen zum Beweise an, wie peinlich er es in dieser Sache genommen, und er rechnete es sich zum Verdienste an, daß sein „Agis" sich noch genauer an die Geschichte anlehne als der „Cato"[1]). In gleicher Weise hat dann Heinrich Schlegel die Quellennachweise zum „Hermann" seines Bruders geliefert. Und wenn wir auch heute über die verzopfte Sitte, dramatische Werke mit gelehrten Noten zu verbrämen, lächeln, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das historische Drama gegenüber den auf Effekt berechneten Staatsaktionen durch diesen pedantischen Anschluß an die Quellen einen Schritt zu innerer Wahrheit gemacht hat.

Einzelnes aus diesen verrufenen Dramen berührte endlich auch das Zeitbewußtsein. Die Stoffe sind wohl meist dem Alterthum entlehnt, und „Darius", die „Panthea" finden auch nicht den leisesten Anklang in unsrem Herzen. Näher gerückt ist uns „Dido", so eng auch äußerlich der Anschluß an Virgil ist. Wie Schlegel schon in den „Geschwistern in Taurien" ein erwachendes Verständnis für die Durchdringung antiker Stoffe mit modernem Geiste und Empfinden gezeigt hat, so ist es ihm auch gelungen, der karthagischen Königin sentimentalische Züge zu geben, die uns trotz der hölzernen Sprache sympathisch berühren. Die christlichen Themen lassen uns in der vorliegenden Fassung völlig kalt. Das Märtyrerthum, nach welchem Quistorp's „Aurelius" schielt, liegt unserm Verständnisse fern; ab und zu kommt der in Gottsched'schen Kreisen propagirte Aufklärungsgeist zum Ausdruck, so wenn Grimm in der „Banise" einen der Verschworenen rufen läßt: „Hinweg mit diesen Pfaffen! Sie können weiter nichts als blinden Lärmen schaffen". Gottsched selbst hat mit seiner „Bluthochzeit" das Gebiet der neuen Geschichte betreten, und zwar mit einem Thema, welches damals die Ideenkreise des Volkes tiefer bewegte als heute. Daß ihm bei der Konzeption die Verhältnisse der Gegenwart vorschwebten, namentlich Sachsens, wo eine evan-

1) Vgl. auch „Batteux" u. s. w. S. 89, wo er hervorhebt, daß seine und seiner Frau Tragödien mit der Geschichte am besten im Einklange stünden; vgl. Neuestes IV, S. 224.

gelische Bevölkerung unter katholischer Dynastie stand, geht aus der Ängstlichkeit hervor, mit der er das Stück dem Gutachten Manteufel's unterwarf. Bei Schlegel's „Hermann" forderte er das Publikum auf, Rom mit dem heutigen Paris und die Herrschaft der Römer mit der französischen in Gedanken zusammen zu halten. Auch der Socialreformator Agis könnte als solcher heute noch einiges Interesse erwecken.

Elias Schlegel hat das Verdienst, mit seinem „Hermann" das nationale Gebiet betreten zu haben. Dieser Schritt ist aber gewiß nicht, wie man auf Grund einer späteren Briefstelle[1]) annimmt, im Widerspruche zu Gottsched erfolgt. Hatte er wirklich von der Wahl des Stoffes abgerathen, so war es vielleicht das Bedenken, der Dichter werde bei der Mangelhaftigkeit historischer Überlieferungen zum „selbstgewachsenen Witze" seine Zuflucht nehmen müssen. Daß der Arminiusstoff schon früher zur Bearbeitung in Aussicht genommen worden war, wurde bereits erwähnt. Was hätte auch den deutschen Eiferer bewegen können, sich gerade einem nationalen Stoffe gegenüber ablehnend zu verhalten? Erzählt ja doch Käſtner ausdrücklich[2]), daß ihn Gottsched aufgemuntert habe, die Befreiung der Schweiz durch Wilhelm Tell dramatisch zu bearbeiten, und nur die für Sitten und Charaktere dürftige Quelle: Ziegler's Schauplatz der Zeit, welche er ihm empfohlen hatte, hielt den Dichter von der Ausführung ab. Ein sicheres Zeugnis haben wir übrigens aus späterer Zeit, da Gottsched den Russen Soumarokoff in nationaler Beziehung als Muster hinstellt und geradezu beklagt: „Warum können doch deutsche Poeten nicht in unsern eigenen Geschichten tragische Helden finden und auf die Bühne bringen, da dieser Russe dergleichen in seiner eigenen gefunden hat?"[3])

Die Lustspiele der Schaubühne umfassen, die Nachspiele mit gerechnet, zehn Übersetzungen und neun Originale. Englische Muster wurden grundsätzlich verworfen. Verstöße gegen Wohlstand und Sittenlehre, häufiger Scenenwechsel, unmotivirtes Kommen und Gehen der Personen sowie die Verwebung zweier oder dreier

1) Der Brief Schlegel's an Bodmer bei Stäudlin, Briefe, S. 33, datirt erst vom 19. April 1746. 2) Vgl. Käſtner's Werke III, S. 11.
3) Vgl. Neueſtes III, S. 691.

Fabeln, gleichzeitige, sachlich unzusammenhängende Dialoge auf der Bühne waren die Kardinalsünden, die Gottsched der englischen Komödie vorwarf, wobei er denn freilich einen geistvollen Gewährsmann, den Herzog von Buckingham, ins Feld führen konnte, der in seiner „Schauspielprobe" (the rehearsal) diese „Freiheiten" verspottet hatte. Obenan auf der Proskriptionsliste stand eine Frau, die Zotenreißerin Centlivre, dann Wicherley, Cibber, Etherege.

Hinsichtlich des französischen Lustspieles verharrte man auf dem früheren Standpunkte. An die Übersetzung von Evremonts „Opern"[1] schlossen sich drei Stücke von Destouches, der »Tambour nocturne«, nach dem Addison'schen »Drummer«, welcher im Deutschen zum „Gespenste mit der Trummel" (Bd. II) verkleidet wurde und ein Zugstück der Neuber'schen Bühne war, dann »Le dissipateur« und »Le poëte campagnard«, die im dritten Bande unter dem Titel „Der Verschwender" und „Der poetische Dorfjunker" erschienen. Übersetzerin war Frau Gottsched, denn sie, die in der vornehmsten Gesellschaft verkehrte, wäre, wie der Herausgeber versicherte, vor allen andern befähigt gewesen, den feineren Ton zu finden, durch den Destouches seine Vorgänger übertroffen hätte. Nächst ihm war nur noch der matte Dufresny hoffähig, gegen den freilich auch Bedenken wegen der „hochgetriebenen" Charaktere vorlagen. Daher mußte das von Straube übersetzte Stück »La jouesse« (Bd. I) dadurch wahrscheinlich gemacht werden, daß die Scene nach Prag verlegt wurde, „wo es unter dem Adel auch dergleichen Spielerinnen schon geben kann". Mit Dufresny's einaktigem Nachspiel „Die Widersprecherin", von Frau Gottsched übersetzt, wurde auch der im ersten Bande noch verfügbare Raum ausgefüllt.

Dagegen scheint Molière nur als Respektsperson berücksichtigt worden zu sein, weil er der „erste Verbesserer des französischen Lustspieles" war; er blieb nach wie vor der Dichter mit dem wilden Geschmacke einer umherziehenden Bande, der sich, wie Riccoboni nachgewiesen, viel italienische Erfindungen zugeeignet hätte. Kaum sechs seiner Stücke wurden für regelmäßig erklärt, und unter diesen fand nur auch der von Boileau und Fenelon

1) Vgl. oben S. 331.

empfohlene Miſanthrop, „in welchem ſich der Dichter nicht ſo weit zum Pöbel heruntergelaſſen hatte", in einer Proſaüberſetzung der Frau Gottſched Aufnahme (Bd. I).

Eine beſondere Bereicherung erhielt das deutſche Luſtſpiel durch die von Georg Auguſt Detharding überſetzten Luſtſpiele Holberg's. Die Anregung, welche Gottſched hiezu gegeben haben ſoll, wird man möglichſt gering anſchlagen müſſen. Wer weiß indeß, ob er anfangs nicht geradezu widerſtrebt und endlich nur bedingungsweiſe dem nordiſchen Plautus ſeine „Schaubühne" geöffnet hat. Die oben angeführte Äußerung über Holberg aus dem Jahre 1738 zeigt[1]), daß in Gottſched's Kreiſen kein inneres Bedürfnis nach jenen däniſchen Komödien herrſchte. Der Plautiniſche Geſchmack ſtand ſtark im Mißkredit. Stützende Auktorität war Horaz. „Man müßte gar nichts von der Schaubühne verſtehen und keines Ariſtoteles Poetik mehr übrig haben, wenn man um etlicher zotenhaften und lächerlichen Einfälle halber, die im Plautus vorkommen, dem Horaz Unrecht geben wollte"[2]). Wenn Caeſar, raiſonnirt Gottſched weiter, bei Terenz die vis comica vermißt hat, ſo mag er den Sinn unſrer Großen gehabt haben, die in den ungereimten welſchen Poſſenſpielen ihr Vergnügen finden. Gottſched hat denn auch für die Einführung Holberg's kein in den Stücken ſelbſt liegendes aeſthetiſches Motiv angeführt; es ſollte nur den ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn bewieſen werden, „daß die nordiſchen Geiſter eben ſo träge nicht ſind". Später werden wir ſogar offenem Tadel der Holberg'ſchen Stücke begegnen. Ein größeres Intereſſe dürfte die Frau Profeſſorin dem Unternehmen entgegengebracht haben. Sie war weniger ängſtlich, dem Derbkomiſchen geneigter, und ihr haben wir auch wohl die erſte Anregung zu dieſen Überſetzungen zu danken. Mit Unterſtützung Holberg's ſelbſt bearbeitete Detharding, ein geborener Kopenhagener, drei Stücke: »Jean de France« oder „Der deutſche Franzoſe" (Bd. II), »Bramarbas«[3]) oder „Der großſprecheriſche Officier" (Bd. III) und den „politiſchen Kannegießer" (Bd. I).

---

1) Vgl. oben S. 342. 2) Vgl. Bücherſaal VII, S. 333.

3) Das Stück heißt im Däniſchen „Tiboe"; der Ausdruck „Bramarbas" iſt aus Philander's Geſprächen entnommen, wo eine Ode über einen ſolchen Großprahler beginnt: „Bramarbas, Cyperns Herr und Kaiſer".

Eingreifender als bei der Tragödie waren die Veränderungen, welche die Übersetzungen den Originalen gegenüber aufweisen, in der Komödie. Mußte die erhabene Sprache des französischen Trauerspieles öfter einem matten, gespreizten und hohlen Pathos weichen, welches nur ab und zu mit derbsinnlichen oder trivialen Ausdrücken versetzt war, so neigen die Übertragungen des feineren Lustspiels entschieden zu einem niedrigen Naturalismus in der Sprache, der oft zum Pöbelhaften herabsinkt und die Charaktere stark vergröbert. Da sich Frau Gottsched sowohl im „Verschwender" wie im „Menschenfeind" der Prosa bediente, so mußte der feinere Nachdruck, den die Originale oft durch die Stellung der Worte im Verse oder durch den Reim hervorbrachten, durch derbe Kraftworte wie „zum Henker", „zum Kukuk" und Ähnliches ersetzt werden[1]).

Aber auch die technische Einrichtung sollte gemäß den Regeln der „Critischen Dichtkunst" geändert werden: so erschien jede dreiaktige Komödie in fünf Aufzüge eingerenkt; hierbei wurde z. B. der letzte von Destouches' »Le poëte campagnard« in zwei Akte zerlegt und eine Scene hinzugedichtet, im „Bramarbas" der erste Auftritt weggelassen, weil dort Schlaukopf den Inhalt des Stückes bereits erzählt und den Charakter der Hauptpersonen erklärt; in ähnlicher Weise brachte man »Jean de France« auf deutschen Fuß. Durch dieses Verfahren und bei der Hast, mit der man arbeitete, unterliefen nicht nur viele Geschmacklosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, sondern auch Störungen in der Kontinuität der Scenen.

Bevor man zu Originalschöpfungen übergieng, wurden mehrere das Lustspiel betreffende theoretische Fragen erörtert. Unentschieden hatte es die „Critische Dichtkunst" gelassen, ob Vers oder Prosa der Komödie angemessener seien. Mit Berufung auf Menander, Terenz und Molière war nur die Möglichkeit einer Verskomödie im Deutschen zugestanden worden[2]). Schon Weise, dann Hudemann[3]) waren aber, vielleicht im Anschlusse an Lamotte, entschieden für die Prosa eingetreten, „weil deren Personen, Stand, Handlungen der poetischen Beredtsamkeit zu geringe sind". Vom Gesichtspunkt der Wahrscheinlichkeit wurde denn auch weiterhin die

1) Vgl. Schlenther a. a. O. S. 150 ff. 2) Vgl. „Critische Dichtkunst" S. 600. 3) Vgl. oben S. 298.

Berechtigung der von Koch und der Neuberin bevorzugten Versкomödie angezweifelt. Gottsched, der in den Beiträgen das jambische Versmaß in Schutz genommen, aber den Reim preisgegeben hatte[1]), empfahl denen, welche das Natürliche in den Komödien weiter verfolgen wollten, achtfüßige Verse[2]). Auf seine Anregung wurde im Jahr 1740 die Frage in der Rednergesellschaft von Straube und El. Schlegel lebhafter aufgegriffen. Was der erstere in seinem Aufsatze für die Prosa beibrachte[3]), gieng jedoch über die von Hudemann berührten Gründe nicht weit hinaus. Auch er betonte die Wahrscheinlichkeit, das „ewige Gesetz" der Poesie: die Prosa sei die Sprache der Natur; er wies ferner auf die erzwungenen Wortfügungen, den durch den Alexandriner hervorgerufenen schleppenden Gang der Rede hin, auf die Unfähigkeit desselben, die Affekte auszudrücken, welche doch abwechselnde Abschnitte und kurze Sätze erforderten. In diesem Punkte galten Italiener und Engländer als Autoritäten; die Deutschen hätten sich leider „gar zu stark an die Exempel ihrer nächsten Vorgänger, der Franzosen, gehalten". Diese nahmen jedoch wenigstens die Wortfügung nicht so wahr, hielten sich nicht an die gehörige Länge der Silben, während sich jene sogar ein Gewissen daraus machten, ein Reimwort zweimal zu gebrauchen. „Mit einem Worte solch ein deutscher Übersetzer kömmt mir vor wie ein Seiltänzer, der seine Füße mit Fesseln schließt und auf einem Stricke gehen lernt, da es ihm doch frei steht, auf der Erde zu gehen." Straube war radikaler als Gottsched: die Verwerfung des Reims genügte ihm nicht, und der achtfüßige jambische Vers, bei dem ein weiblicher Reim einen männlichen Abschnitt und ein männlicher einen weiblichen Abschnitt bekommen hat, nähere sich zwar der natürlichen Rede, aber die „Alzire" Kopp's hätte den Beweis erbracht, daß die hiedurch bedingte Länge der Perioden dem Leser wie dem Spieler zu schwer fielen. Straube machte daher mit den Anfangsscenen von Destouches' »Glorieux« noch den Versuch, Reim und Abschnitte ganz fallen zu lassen. Die Entgegnung El. Schlegel's[4]) stützt sich auf den idealen Charakter der Poesie.

1) Vgl. oben S. 294. 2) Vgl. Beiträge III, S. 292.
3) Vgl. Beiträge VI, S. 466 ff. 4) Vgl. Beiträge VI, S 624.

Das Versmaß sei eben nur „die Art und Materie der Nachahmung", mit dem eine höhere Vollkommenheit, daher ein gesteigertes Vergnügen verbunden sei. Er beruft sich hiebei auf seine eigene Erfahrung bei Aufführung von Voltaire's „verschwenderischem Sohne". Die Komödie könne trotz des Verses die Handlung getreu nachnahmen. Jedoch nimmt er Gottsched gegenüber, vornehmlich mit Berufung auf Christ[1]), den Reim in Schutz, weshalb Straube in einem zweiten Aufsatze[2]) den Haupteinwand erhebt, daß das Lächerliche, welches mit der niedrigen und komischen Schreibart verbunden sei, zu dem edlen Wesen der Verse im Widerspruch stehe. Die Praxis der Gottschedianer beweist denn auch, daß Straube größeren Anklang gefunden hatte. Mit Ausnahme von Uhlich's „Unempfindlichen" sind alle Komödien der „Schaubühne" in Prosa geschrieben, und in der Vorrede zum VI. Bande rückt Gottsched mit seiner Ansicht nun auch offen heraus, daß sich die prosaischen Lustspiele „weit ungezwungener und natürlicher" ausnähmen als die poetischen; auch Uhlich habe erklärt, kein Lustspiel mehr versifiziren zu wollen, einerseits weil es ihm gar zu viel Mühe gemacht habe, „die gemeinen täglichen Ausdrückungen des Umganges in das Silbenmaß zu bringen", andrerseits weil er durch dasselbe gehindert worden wäre, alles so lustig vorzutragen, wie es in ungebundener Rede hätte geschehen können. Radikaler noch war Mylius[3]), welcher in den „Bemühungen" 1743 mit der Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit vollen Ernst machte und mit Berufung auf die gelungene Prosaübersetzung des Addison'schen „Cato" von Frau Gottsched für die Verwerfung des Reims und Silbenmaßes, und zwar sowohl bei Lust- wie bei Trauerspielen, eintrat. Das äußerste Zugeständnis, das er „den einfältigen Dichtern zum Besten" machen wollte, waren reimlose Verse mit ungleich langen Zeilen nach Art der Recitative.

Eine zweite Kontroverse berührte tiefer das Wesen der Komödie. Im Mai 1741 gab der Rektor zu Annaberg Adam Daniel Richter „Regeln und Anmerkungen der lustigen Schaubühne"

1) Vgl. oben S. 294. 2) Vgl. Beiträge VII, S. 287.

3) Vgl. „Bemühungen" I, S. 195 ff. und Lessing's Vermischte Schriften des Herrn Christl. Mylius 1754, S. 292 ff.

heraus; obwohl auch er, angeblich weil ſeine Jugend regelmäßige Stücke nicht bewältigen konnte, zu Komödien aus Weiſe's Schnapſacke, welche ſein Kollege M. Peucer in Naumburg geradezu empfohlen hatte, ſeine Zuflucht nahm, hielt er doch an den Einheiten feſt, verwarf den Harlekin und ſuchte die „Critiſche Dichtkunſt“ in der Hervorhebung der moraliſchen Tendenz der Komödie noch zu überbieten. Gottſched antwortete in den „Zufälligen Gedanken“ [1]), wobei er offenbar die beſſere Partie vertrat. Er hatte mit Berufung auf Ariſtoteles in ſeiner Definition der Komödie nicht nur den erbaulichen Zweck eingeſchmuggelt, ſondern die μίμησις φαυλοτέρων zu einer Nachahmung des Laſterhaften geſtempelt, den Beiſatz: οὐ μέντοι κατὰ πᾶσαν κακίαν völlig ignorirt, durch ſeine Erklärungen einige minder belangreiche logiſche Konfuſionen angerichtet, aber den Begriff des Lächerlichen doch feſtgehalten. Richter, dem der Sinn für das Komiſche völlig abgieng, fand das Beluſtigen nur in einem Vergnügen über die Vollkommenheit. Der Ariſtoteliſche Satz: ἡ κωμῳδία βούλεται μιμεῖσθαι χείρους τῶν νῦν erregte ſeine moraliſchen Bedenken: die Laſterhaften könnten dann in dem Vorgeſtellten nur einen Troſt erblicken, weil ſie es ja in der Schlechtigkeit noch nicht ſo weit gebracht hätten. Er definirte daher das Luſtſpiel einfach als eine „Nachahmung moraliſcher Handlungen“ und trat, wie ſich ſein Gegner ausdrückte, für „die Möglichkeit ganz tugendhafter Komödien“ ein. Gottſched wurde hiedurch veranlaßt, in eine Analyſe des Komiſchen einzugehen, und er fand hiebei wenigſtens das in demſelben liegende Moment des gefallenden Widerſpruches heraus. Gegenüber der Richter unterlaufenen Identifizirung des Häßlichen mit dem Lächerlichen machte er die richtige Bemerkung: „Nicht alle häßlichen Geſichter ſind lächerlich, aber wenn ein häßliches Geſicht ſchön thun wollte und ſich etwa mit Schönpfläſterchen beklebt hätte, das würde lächerlich ſein.“ Er beſtimmte ferner das „lächerliche Weſen“ näher als das Abgeſchmackte, das Widerſinnige, Thörichte, Närriſche und Einfältige, und da die Komödie durch die Vorſtellung dieſes Ungereimten beluſtigen müſſe, ſo ſchränkte er auch den Begriff des „Laſterhaften“ ein und beſtimmte, die Laſter dürften gerichtlich

1) Vgl. Beiträge VII. S. 572.

nicht strafbar sein, denn sonst wären sie nicht lächerlich, sondern abscheulich.

Dadurch wurde die Gottsched'sche Komödie dem moralischen Zweck theilweise entzogen und mehr in den Dienst des Vergnügens gestellt; die niedere Komik hatte eine theoretische Begründung und das Eindringen der Comédie larmoyante eine Schranke gefunden. Während dieser Erörterungen und theilweise unter ihrem Einflusse entstanden die ersten Originalkomödien. Die Dichterin der „Pietisterei im Fischbeinrocke" lieferte für den IV. Band (1743) „Die ungleiche Heirat", dann „Die Hausfranzösin (Bd. V), „Das Testament" und ein Nachspiel „Herr Witzling" (Bd. VI). Von El. Schlegel erschien „Der geschäftige Müssiggänger" (Bd. IV), von Quistorp „Die Austern" (Bd. IV), „Der Bock im Processe" [1] (Bd. V) und „Der Hypochondrist" [2] (Bd. VI), von Uhlich endlich „Der Unempfindliche" [3] (Bd. VI).

Die Redaktion der Lustspiele leitete Frau Gottsched. Sie dichtete sogar in fremde Stücke hinein, so den Schneiderzettel in Quistorp's „Bock im Processe", die Lieder des Dichters Sturm in Uhlich's „Unempfindlichen", wo sie nebenbei auf die „gedachte Poesie" stichelte (VI, S. 470). Natürlich hielt auch sie an den Hauptgesetzen fest, an den Einheiten, der Eintheilung in fünf Akte, an der Beschränkung der handelnden Personen auf höchstens zwölf, und Uhlich mußte sich daher auch zu einer Umarbeitung seines Stückes in diesem Sinne verstehen. In der Beachtung der minder wichtigen Regeln war sie jedoch freisinniger. Obwohl sie selbst im Misanthrop einige Verse, welche à part zu sprechen waren, in den Dialog einbezog, duldete sie bei Uhlich sowohl den Monolog wie das Beiseitesprechen. In der Zwangsjacke der Regel konnte sich auch im Lustspiele kein echtes dramatisches Leben entfalten. Die Fabeln sind dürftig, namentlich für fünf Akte unzureichend. Trotzdem war das Gottsched'sche Lustspiel für die Bühne tauglicher als die Tragödie. Während man sich bei Gestaltung historischer

1) Vollendet zugeschickt am 5. April 1744.

2) Der I. Theil zugeschickt am 29. November 1744.

3) Zugeschickt am 13. November 1744, dann am 7. December 1744. Das Stück hieß zuerst „Der Geduldige".

Stoffe, um der Wahrscheinlichkeit nicht nahe zu treten, ängstlich an die Quellen hielt, war die Phantasie bei Nachahmung des gemeinen Lebens freier. Im Trauerspiele traten in Ermangelung der Handlung lange Reden ein, hier entschädigte für zielbewußte scenische Führung wenigstens die komische Situation.

Die komischen Themen und Motive gehen, wie Schlenther für die Stücke der Frau Gottsched nachgewiesen hat, vielfach auf die Franzosen und Holberg zurück. Ähnliche Anleihen machten auch die andern Lustspieldichter. Manches erscheint doppelt; so kehrt der Parallelismus zwischen Destouches' „Dorfjunker" und der „Ungleichen Heirat" bei Uhlich's „Unempfindlichen" wieder, wo der Liebhaber Schimmerreich sich in Bauerntracht verkleidet, vor Lottchen kniet, von der Mutter überrascht wird und bei ihr Gefallen erweckt.

Während man in der Tragödie von der gegebenen Handlung ausgieng und nach Gottsched's Anweisung bei der Komposition auf den „Knoten" besonders zu achten hatte, war im Lustspiele die Charakterzeichnung Hauptsache und Ausgangspunkt. Im wesentlichen verblieb man bei den Typen, wie schon die Namengebung vielfach andeutet. Französische Muster, moralische Wochenschriften, aber auch das tägliche Leben boten die Stoffe. Wir finden hier die alten abstrakten Charaktere der älteren französischen Komödie: unwissende, zänkische Ärzte, pedantische Juristen, Hypochondristen, Erbschleicher, Heuchler, Hahnreie. Frau Gottsched aber hatte von Destouches gelernt, Züge des wirklichen Lebens einzuweben; auch bei ihr zanken sich Hippocras und Schlagbalsam auf der Bühne und suchen ihre windige Wissenschaft mit gelehrten Lappen zu verdecken, und ebenso erscheint im „Testament" der Notarius als das Urbild pedantischer Umständlichkeit, aber diese Typen sind nicht mehr Führer der Handlung.

Anders bei Quistorp, wo die Hypochondrie eines jungen Mannes das komische Thema bildet und die Ärzte Krebsstein und Muscat, zwar auch Nebenpersonen, eine breitere Durchführung erfahren. Ebenso hat „Der Bock im Processe", dessen Motiv aus Racine's »Plaideurs« entnommen ist, den Typus eines pedantischen Juristen, der die fixe Idee hat, die weitläufigsten gerichtlichen Formalitäten auch im Hausregimente zu beobachten, zur Hauptperson. Allein der berüchtigte Quistorp ist noch immer nicht so langweilig

wie Schlegel. Aus dem „Bock im Processe" hätte ein geschickter Regisseur durch herzhaftes Streichen für jene Zeit immer noch etwas herausgebracht. Hier ermüdet die Stofffülle. Schlegel's „Geschäftiger Müssiggänger" hingegen bleibt trotz moderner „Rettungen" das, als was ihn Lessing bezeichnet hat, „das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsche, das nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne". In nutzloser Beschäftigung mit den disparatesten Dingen vertrödelt Fortunat, ein Advokat, die Zeit und versäumt darüber eine Audienz beim Minister und den Termin eines Processes. Sein Klient Strom macht ihm deshalb in Gegenwart des ordnungsliebenden, pedantischen Lieschen, um dessen Gunst sich Fortunat bewirbt, im fünften Akte eine Scene — und der Freier wird verabschiedet. In der technischen Verwendung der Typen standen eben die deutschen Dichter hinter den Franzosen noch merklich zurück. Während sich diese mit Rücksicht auf den Fortschritt der Handlung in der Charakterzeichnung Beschränkungen auferlegten und sich mit dramatisch verwendbaren Zügen begnügten, erforderte es die deutsche Gründlichkeit, einen Typus von allen Seiten zu zeichnen. Damit geht bei mangelnder Gestaltungskraft natürlich die Konzentration verloren; ja wir glauben einen dialogisirten Schulaufsatz vor uns zu haben, wenn wir das nüchtern Schematische z. B. in Uhlich's Charakterzeichnung beachten: Friedlieb, der Hauptheld unempfindlich A) gegenüber den Ausschreitungen seiner Frau, B) seinen Kindern und C) seiner Dienerschaft. Und dies alles hübsch sauber in einzelnen Scenen dargestellt. Nebenher gewinnt Lottchen durch eine Intrigue ihren heimlichen Liebhaber Schimmerreich zum Gemahle. Zwar droht die Mutter ihrem Manne am Schlusse: „Ach, du bist an Allem Schuld, ja, dich will ich dafür noch züchtigen", aber diese Exekution wäre durchaus ungerecht, denn die Handlung, eigentlich nur von den dienstbaren Geistern geführt, hätte sich genau so entwickeln können, wenn der „Unempfindliche" ein wesentlich anderer Charakter wäre.

Frischer und von logischer Pedanterie freier sind die Gestalten der Frau Gottsched. Schlenther hat mehrere von ihnen auf fremde Typen zurückgeführt, aber auch auf Züge determinirender Charakteristik hingewiesen, die aus der Erfahrung geschöpft waren. Hannchen's Charakter in der „Hausfranzösin", den schon der

keineswegs wohlwollende Adolf Schlegel lobend anerkannt hat[1]), iſt am tiefſten aus dem Quell innerer Anſchauung geholt. Mag auch Molière's Louiſon im „Eingebildeten Kranken" und unmittelbar Holberg's Charlotte im „Dorfjunker" anregend eingewirkt haben: das flattrichte Ding, welches es dem ganzen Hauſe angethan hat, aber bei der erſten Berührung mit der rauhen Außenwelt außer ſich geräth, welches mit Weinen und Schluchzen ſeine Erlebniſſe erzählt und unmittelbar darauf ſein Butterbrod verlangt, iſt kein litterariſcher Abklatſch einer fremden Theaterfigur, ſondern in der That ein Stück deutſchen Familiendaſeins. Andere aus dem Leben gegriffene Gewohnheiten und litterariſche Anſpielungen blieben poetiſch werthlos. Dagegen dienten zwei Stücke der Satire: Im „Witzling" der Frau Gottſched, deſſen Hauptmotiv auf Molière's »Critique de l'école des femmes« zurückgeht, ſind, wie dies der Herausgeber in der Vorrede zugeſteht, Züge von den gegen Gottſched rebellirenden deutſchen Schriftſtellern zuſammengetragen, deren nähere Aufhellung einem ſpäteren Kapitel vorbehalten bleiben muß. Verborgener liegt die Satire in Uhlich's „Unempfindlichen", wo unter Friedlieb und ſeiner Gattin das König'ſche Ehepaar in Dresden zu denken iſt. Während in andern Luſtſpielen der Schauplatz nur allgemein bezeichnet wird, wie „Gotthart's Putzſtube" oder „ein großer Saal in dem Landhauſe der Frau von Tiefenborn", iſt Friedlieb's Haus geradezu nach Dresden verlegt. Warum nicht nach dem galanten Leipzig? Mit einer Satire auf die Modetollheit der Stadt beginnt das Stück. Die Friedliebin macht es allen voran; ſie iſt aber auch in aller Kräutlerweiber Munde mit ihren Liebesfratzen. „Es ſcheint", ſagt Sophie, „es wären alle Zungen zu ihres Hauſes Schimpf erkaufet und gedungen!" Wie die berüchtigte Königin iſt auch die Friedliebin ihres Mannes zweite Gattin und beherrſcht ihn ſo unumſchränkt wie die Baronin in Destouches' „Dorfjunker" den de Vieux Bois. Der Diener nennt ſie einen Teufel; ſie verſteckt ihrem Manne Degen, Stock und Hut, damit er nicht zum Weine gehe, und macht ihn in der unverſchämteſten Weiſe zum Hahnrei. Sie faßt das Vergnügen, wo ſie es findet, auch bei den Freiern ihrer Stieftochter. Friedlieb iſt gegen alles

1) Vgl. „Natürliches in Schäfergedichten" S. 142.

unempfindlich. Auch die Satire auf Sigismund Cornelius, von Frau Gottsched eingeschmuggelt, deutet er nicht auf sich. Morgenschein erzählt ihm, was ganz Dresden über ihn spreche, daß seine Frau der Herr im Hause sei, daß sie sich zwei junge Freier halte. Friedlieb: „Und ich?" Morgenschein: „Und Sie, Sie gössen Öl ins Feuer durch Unempfindlichkeit". Alles das stimmt mit den Nachrichten von dem Skandalleben in dem König'schen Hause überein, welche schon die Neufränkischen Zeitungen und Steinauer's Schrift zur Satire benützt hatten[1]).

Mehr noch als bei der Tragödie suchte man beim Lustspiel Fühlung mit der Volksbühne. Der Harlekin war zwar verbannt, aber einzelnen Figuren, wie den deutschen Dienern Erhard in der „Hausfranzösin" und Ernst im „Unempfindlichen", brauchte man nur die Pritsche in die Hand zu geben, und der typische Spaßmacher war wieder in seine Rechte eingesetzt. Und doch verwarf Gottsched alle lustigen Personen, sie mochten Hans Wurst, Pickelhäring, Strohsack, Scapin, Crispin oder Peter heißen[2]). Wohl hat Frau Gottsched die groben, mitunter recht widrigen Harlekinaden nicht alle auf die Bühne gebracht, dafür läßt sie aber hierüber um so eingehenderen Bericht erstatten. Bunter noch geht es in Quistorp's „Bock im Processe" zu. Man sollte meinen, daß wenigstens die gebundene Form im Stande gewesen wäre, die Komödie in größerer Idealität zu halten, allein wie die uns erhaltenen drei Scenen von Schlegel's „Entführter Dose"[3]), beweisen auch Uhlich's Stücke eher das Gegentheil. Es scheint, daß die Dichter es für nothwendig fanden, durch pöbelhafte Charakterzüge, gemeine Ausdrücke u. dgl. den Boden des gewöhnlichen Lebens wieder zu gewinnen, von dem sie der Vers entrückt hatte. Da taumelt der Diener im „Unempfindlichen" betrunken auf die Bühne, da wird mit „Rabenaas" umhergeworfen, bei den „Henkern" die Liebe betheuert, der Gatte ein grober Lümmel genannt und ihm „Halt dein Maul" zugerufen, das Prügeln zwar nicht auf der Bühne vollzogen, aber öfter in Aussicht gestellt und das alles — in Versen[4]). Bei diesem

1) Vgl. oben S. 353. 2) Vgl. Beitrag VII. S. 585.

3) Vgl. El. Schlegel, Ww. II. S. 622. 4) Dabei hatte Uhlich für den Druck schon „einige freie Stellen in scherzhafte verwandelt" (3. November 1744).

Herabſinken des Luſtſpiels zum rohen Naturalismus, der ſich in Quiſtorp's „Auſtern" bis zum Ekelhaften ſteigert, hatte Gottſched gewiß Recht, wenn er aus der Komödie den Vers verbannt wiſſen wollte. Noch weniger Erfolg hatte das Beſtreben, dem Luſtſpiele ein nationales Gepräge zu geben. Straube forderte geradezu, die Marquiſen, Chevaliers, die alten Oregons, Scapins und Finetten müßten vom Schauplatze abtreten und an ihre Stelle deutſche Stutzer, deutſche alte Krippenreuter, deutſche Diener und Mägde auftreten[1]; allein ſo lange man nicht aus dem vollen Leben ſchöpfte, blieb dieſes Deutſchthum ohne Fleiſch und Blut. Bezeichnend iſt, wie ſich Gottſched mit dieſer Frage abfand. Im „Miſanthrop" ſchien ihm der Zorn des Helden über die Sitten der Zeit auch auf unſer Vaterland zu paſſen, und — „das Frauenzimmer iſt darinnen unſern deutſchen Hofdamen ſo ähnlich als ein Ei dem andern". Aus ſolchen Erwägungen holte man die Berechtigung, den Perſonen deutſche Namen zu geben und den Schauplatz nach Deutſchland zu verlegen. Allerdings darf hiebei die kulturhiſtoriſche Thatſache nicht außer Acht gelaſſen werden, daß auch das deutſche Bürgerthum in Sitte und Sittlichkeit noch unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtand. Der ſittliche Schmutz, den die komiſche Muſe der Frau Profeſſorin heraufgeſchwemmt, und der ſchon den Widerwillen Adolf Schlegel's und dann Leſſing's erweckt hat, findet hierin theilweiſe eine Erklärung. Daher ſpricht denn auch Uhlich in elegiſchem Tone von der „gülden Zeit" des deutſchen Lebens:

„Da zwang auch keiner ſich nach den franzöſ'ſchen Sitten,
Denn jedes Mädchen war auch deutſch gar wohl gelitten."

Die „Schaubühne" brachte auch zwei Muſter von Schäferſpielen. Gottſched's „Atalanta oder die bezwungene Sprödigkeit" reicht in ihrer erſten Bearbeitung bis 1731 zurück, war bereits zu Michaelis 1733 beendet, wurde aber erſt auf öfteres Drängen Stolle's Ende 1741 in gegenwärtiger Form umgearbeitet, um in den III. Band aufgenommen zu werden[2]; im V. erſchien dann noch Uhlich's „Eliſie".

Auch die Geſtalten der „Atalanta"[3] gehören Gottſched's vorhiſtoriſcher Schäferwelt an. Ihren typiſchen Charakter verräth

1) Vgl. Beitrag VI. S. 481. 2) 2. Auflage, Hamburg 1742. 3) Vgl. Rühle, F.: Das deutſche Schäferſpiel des 18. Jahrhunderts, Halle 1885.

schon das Personenverzeichnis: Atalanta, die Spröde, Damon, ein prahlerischer, Nisus, ein scherzhafter Schäfer u. s. w. Von geschichtlicher Bedeutung ist die Dichtung als reiche Quelle für die von Gottsched als verwerthbar gehaltenen Motive der Pastorale. Hallmann sollte verbessert werden. Guarini, Tasso, die französischen Schäferspiele, zum Theil auch der Amadisroman boten Stoffe genug. Es galt nur alles Ritterliche, Abenteuerliche und Zauberhafte auszumerzen, die Liebe der Schäfer, „die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe" auf vernünftigem Niveau zu erhalten und sie in unschuldiger Weise darzustellen. — Um alles recht glaublich zu machen, wurden die mythologischen Beziehungen möglichst verwischt; wo Silvan, Pan u. s. w. genannt werden, geschieht dies rein äußerlich, und außer den aus Virgil entlehnten Namen verräth nur ab und zu ein Zug die geschichtliche Zusammengehörigkeit der Personen mit den Vorstellungen des Alterthums. So erinnert z. B. Atalanta, die wilde Jägerin, mit ihrem herb jungfräulichen Charakter an Diana, wie sie auch schon Fontenelle als ständige Begleiterin der Jagdgöttin eingeführt hatte. Gottsched bewies bei der Komposition der an sich dürftigen, auf die Dauer eines halben Tages eingeengten Handlung in dem mechanischen Zusammenwirken des Knotens immerhin ein gewisses Geschick. Die Exposition ist ungleich lang; eine längst vergangene Welt mußte zunächst als dramatische Voraussetzung breiter ausgeführt werden. Die Handlung beginnt eigentlich erst mit dem Auftreten Myrtill's im III. Akte, erreicht beim Ohnmachtsanfalle Coridon's im IV. ihren Höhepunkt und wird im V. nochmals verwickelt, um dann durch die Erzählung des Damötas eine allerdings höchst plumpe Auflösung zu erfahren. Das Stück erscheint uns mit seinem philiströsen Liebesgetändel und Tugendgewäsch nicht nur langweilig, sondern wegen seiner vielen Trivialitäten und niedrigen Schimpfwörter, die von Adolf Schlegel gezählt und treu registrirt wurden, höchst abgeschmackt. In jener Zeit bot es aber doch eine Quelle des Vergnügens. Für die Farblosigkeit des Lokales entschädigt das kontrastirende Kolorit der einzelnen Bilder; gegen den Augen- und Ohrenschmaus, den Gottsched bei der Oper bekämpft hatte, war er nachsichtiger geworden: eine Arie in vierfüßigem Trochäus unterbricht das Geleier des Alexandriners, den Beschluß

des Ganzen ſollte nach des Verfaſſers eigener Angabe ein Schäfertanz machen. Es war dem Ausſtattungstalent der Regiſſeure Spielraum gelaſſen. Das Stück wurde denn auch etliche Male in Hamburg und Wien mit Erfolg aufgeführt und erſchien in mehreren Einzeldrucken.

Eine vergröberte Nachahmung der „Atalanta" war Uhlich's „Eliſie". Anlehnung des Stückes an die „königliche Schäferin Aſpaſia" von dem Holländer Jacob Cat räumte Gottſched ſelbſt ein, verſchwieg aber, daß einzelne Stellen aus der Feind'ſchen Überſetzung geradezu geplündert waren.

Neben dem großen Sammelwerk für die dramatiſche Litteratur erſchien ſeit Juli 1741 bei Breitkopf in Leipzig eine Zeitſchrift für die kleineren Gattungen, die „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes". Die Redaktion übernahm Schwabe, welcher ſich ſchon 1738 durch den „Freymäurer" als leitender Journaliſt bewährt hatte; zudem ſtand er der jüngeren Dichterwelt näher als ſein übrigens viel beſchäftigter Meiſter. Die „Beluſtigungen" ſollten den Franzoſen und Schweizern beweiſen, was der deutſche Geiſt »de son propre fond« vermochte. Daher waren Überſetzungen ausgeſchloſſen. Hatten ſich die „Beiträge" und die von der deutſchen Geſellſchaft ſpäter herausgegebenen „Nachrichten und Anmerkungen" mehr mit den Regeln befaßt, ſo ſollte die neue Zeitſchrift Muſter in Proſa und Poeſie liefern. Die Abhängigkeit vom Auslande konnte freilich nicht verleugnet werden. Schon der Titel war den »Nouveaux amusements de l'esprit et du coeur« (1737) nachgebildet, und die Einrichtung lehnte ſich an den »Mercur galant« und »Mercur français« ziemlich eng an. Räthſel, Endreime, Sonnette, Rondeaux, Virelays, Vaudevilles, Rebus waren als franzöſiſche Lappereien verpönt.

Außer den in Leipzig um Gottſched verſammelten Schriftſtellern kamen Beiträge aus allen Gegenden Deutſchlands. Die Zeitſchrift galt allgemein als Gottſched's Organ. Jedenfalls war ſie von ihm angeregt worden, und bei den erſten beiden Bänden ſorgte er offenbar dafür, daß ſich keine Contrebande einſchlich; Zuſchriften, die naturgemäß an die Redaktion hätten gelangen ſollen, wurden an ihn geſandt, ja während er ſich in Dresden aufhielt, ſchickte ihm Schwabe die Vorrede zum II. Bande vor der Drucklegung zu. Allein ſchon

das Vorwort zum III. Bande zeigt eine Freiheit der ästhetischen Anschauungen, die zu Gottsched's Ansichten im Gegensatze stand. Es wurden nun auch von jetzt ab Stücke eingerückt, welche, wie das Käſtner von den seinigen ausdrücklich bezeugt[1]), seine entschiedene Mißbilligung erfuhren. So sind denn die „Belustigungen" ein Denkmal für den alten und den aufstrebenden neuen Geschmack geworden. Langathmige Prosaaufsätze eines Joh. Joach. v. Kreuzberg, Georg Christian Ibbeke, Joh. Mich. Herbart, Rektors in Oldenburg, und Anderer sowie glatte Lehrgedichte in ermüdenden Alexandrinern, wie sie Pitschel[2]), Frau Ziegler, Joh. Sam. Portmann produzirten, Fabeln und Schäfergedichte von Joh. Ad. Schlegel, Gellert, Straube, Schwabe und Joh. Jak. Schilling aus Marienthal unterscheiden sich in nichts von den schleppenden Poëmen der dreißiger Jahre. Im Interesse Gottsched'scher Aufklärungsbestrebungen erschienen eine Reihe naturwissenschaftlicher und philosophischer Aufsätze in populärer Form. Außer Käſtner und Mylius mit ihren Arbeiten über Vivisektion, Kometen, Sonnenuhren, Strahlenbrechung u. s. w. finden wir hier Naturforscher, wie den durch seine zahlreichen Schriften bekannten Heinrich Friedrich Delius, Professor in Erlangen, der mit Zeugnissen aus der Naturlehre wider den Aberglauben eifert, Theologen, wie Joh. Chr. Decker[3]), Superintendenten in Halle, und Joh. Joachim Spalding, der sich in einem Traume in die Zeiten versetzt, in denen eine gesunde Weltweisheit die Herrschaft führt[4]).

Das Durchdringen einer neuen Litteraturbewegung beweisen zunächst die zahlreichen Stücke in Prosa und Poesie mit Themen aus dem Gebiete der Litteratur und Ästhetik. Hier erschienen zum ersten Male eingehendere Berichte über das Theater von Schwabe; El. Schlegel übte im Augustheste in Form eines Todtengespräches Kritik über Regnard's „Demokrit", wobei er für die Wahrscheinlichkeit und historische Treue der Komödie in die Schranken trat[5]), während Käſtner die Wahl christlicher Tragödienstoffe vertheidigte[6]).

1) Vgl. Käſtner, Ww. II. S. 168.
2) Pseudonym: M. Tulipe und M. Steudnitz (vgl. II. S. 480, 42 u. a.).
3) II. S. 490. 4) I. S. 145 ff.; von ihm auch II. S. 270 ff.
5) I. S. 101 ff. 6) III. S. 116.

Meist wird noch die Moral als Zweck der Poesie bezeichnet, aber es kommen bereits Aussprüche vor, wie in einem Aufsatze von Joh. Benedikt Carpzow, dem späteren Professor in Helmstädt, daß die Belustigung ihre erste und vornehmlichste Aufgabe sei[1]). Das Eindringen des Milton'schen Geschmacks führte die Frage nach dem Erhabenen näher, dessen Wesen Joh. Georg Walther in einer Rede nach Hermogenes' und Longin's Grundsätzen zu erörtern suchte[2]). In dem Gedichte von J. G. Harrer: „Einige Gegenstände der neuen Dichtkunst"[3]) werden die Poeten aufgefordert, Anakreon und die Sappho nachzuahmen, aber auch die Kreise undurchforschter Sphären zu besingen:

„Ein Traum steht der Erfindung bei
Und macht den Geist des Dichters frei,
So hoch er will sich aufzuschwingen."

Hiebei erinnert es ganz an die Klopstock'sche Vorstellung von der Gefahr der erhabenen Dichter, wenn es mit Bezug auf das „schwindelnde Ziel" religiöser Poesie heißt: „Hundert werden diese Bahn — Aber nur mit Straucheln wallen". Hier beweist ferner Sam. Ephr. Fromm die Unnützlichkeit der Reime[4]), während sie Kästner in Schutz nimmt[5]), und Rabener seine einzige im Jahre 1737 entstandene Satire in Versen (Alexandrinern): „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind" zum Abdruck bringt[6]). In launigem Stile belehrt Kästner im Decemberheft 1741 das Frauenzimmer über das Wesen der Satire, der anakreontischen und sapphischen Oden, Gellert brandmarkt die Gelegenheitsgedichte als Entweihung der Poesie[7]), ein anderer sucht diese „Ehrengedichte" zu schützen. Mit satirischem Spotte geißelt Rabener den neuesten Geschmack im Schreiben der Glückwünsche[8]), den schleppenden Periodenbau des deutschen Stils[9]) und setzt die Grenzen und Regeln für die Satire fest[10]). Wenn damit verzopfte Themen abwechseln, wie das Schreiben El. Schlegel's, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sei[11]), und Joh. Jak. Schilling's

1) I. S. 339. 2) II. S. 320 3) III. S. 135; von ihm auch IV. S. 157. 4) I. S. 504. 5) II. S. 240. 6) 1741. S. 387. 7) IV. S. 44. 8) I. S. 203 ff. 9) I. S. 530. 10) 1742. S. 100 ff. 11) II. S. 337.

Schutzrede für die Beredtsamkeit, so fehlt es andrerseits nicht an Stimmen, die einen nationalen Charakter der Poesie fordern, so wenn Käſtner in seinem gegen die poetischen Übersetzungen gerichteten Alexandrinergedichte[1] ausruft: „Die Griechin mag der Scherz Anakreons entzünden, doch matt und ekelhaft wird ihn die Deutsche finden", und: „Ein oft gespieltes Stück, in das Paris sich dringt, Ist leer an Lust und Witz, wenn mans nach London bringt. Umsonst wird Addison des Milton's Geist vergöttern, Des Franzen Leichtsinn lacht, wenn dessen Teufel wettern".

Nach zwei Seiten hin begegnen wir litterarischen Kämpfen: mit den Franzosen und den Schweizern. Neben gelegentlichen Ausfällen gegen die Klassiker wie z. B. Corneille, dem Schwabe vorwarf, noch weniger Antheil an seinem Cid zu haben, als sich der „große Beförderer der deutschen Schaubühne von seinem sterbenden Cato aus Bescheidenheit zugeeignet", wird den Lettres germaniques, dem Bibliothecaire moderne und andren französischen Erscheinungen die Spitze geboten, wozu namentlich Käſtner und Le Fèvre Beiträge lieferten[2]. Gegen die Schweizer führte hier Gottsched seinen ersten satirischen Streich mit dem „Deutschen Dichterkrieg"; ihm zur Seite kämpften Pitschel, Schwabe und die Frau Professorin, welche in Versen die dunkle Schreibart, das Auslassen von Wörtern und den Gebrauch der Partizipien verhöhnt[3]. Allerdings wagt auch die jugendliche Revolutionspartei hier Angriffe auf Gottsched, freilich meist, wie Gärtner in seinem „Autor", unter dem Schleier der Allegorie; gewöhnlich aber wird das Lob des Meisters laut und rückhaltlos verkündet, und die Begeisterteſten sind Joh. Dan. Overbeck, Rektor zu Lübeck, und Mylius[4]. In dem ersten Gedicht, das unter seinem Namen gedruckt war, ruft er aus: „Dein Ruhm, o Gottsched! scheut die Grenzen, Ganz Deutschland hat sein helles Glänzen, Was Deutschland? noch weit mehr erfüllt"!

Die „Belustigungen" beweisen, daß die deutsche Poesie seit einem Jahrzehnt Fortschritte gemacht hatte. Horrende Geschmacklosigkeiten, wie sie in Gottsched's und seiner älteren Freunde Poëmen zum Ergötzen späterer Leser vorkommen, sind äußerst selten. Noch

1) III. S. 238. 2) 1741. S. 246. 3) Vgl. II und „Gedichte" S. 61. 4) V. S. 203.

herrſcht freilich Nüchternheit, aber die ſchwerfälligen logiſchen Feſſeln des ſprachlichen Ausdruckes werden lockerer; geſchultere Geiſtesbildung, größere Sprachgewandtheit geſtatten der aufſtrebenden Phantaſie leichtere und loſere Sprünge. Die Vorſtellungen haben lebhaftere Bewegung; zur Klarheit und Faßlichkeit geſellt ſich das gefallende Moment der Anmuth. Während die Schweizer und ihre Anhänger nur für das Bedeutungs- und Wirkungsvolle, für das Große und Erhabene einen Sinn hatten, erfaßt die Phantaſie der „Beluſtiger" auch das Unbedeutende, das Kleine und Tändelnde. Nicht das Weſen allein, auch der Schein der Dinge und das Spiel des Lebens werden Gegenſtände der Dichtung; daher das Überhandnehmen des Humors, des Scherzes, Witzes und der heiteren Satire in Poeſie und Proſa. Außer den ſchon genannten Stücken Rabener's, „des deutſchen Swift", gehören hieher ſeine „Todtenliſte von Nic. Klim"[1]) und der „Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch"[2]), zwei Aufſätze, die großen Anklang fanden. Eine proſaiſche Satire: „Der heutige Gegenſtand meiner Einbildungskraft" lieferte ferner der Anakreontiker Paul Jacob Rudnik[3]), der durch Uz mit Schwabe in Verbindung trat[4]), dann Gärtner u. A.

Die Förderung der komiſchen Epopöe ſtand damals gerade auf dem Programme Gottſched's[5]), obwohl die Beſchäftigung mit ihr bis 1730 zurückreicht. In dieſem Jahre hatte er einen Geſang aus Boileau's „Lutrin" überſetzt[6]), 1736 begann ſeine Frau Pope's »Rape of the lock« in Verſe zu übertragen. Sie hatte die franzöſiſche Proſabearbeitung von Perard (Paris 1728) zu Grunde gelegt, welche in Dresden auch in ſchlechtem Deutſch erſchienen war (1739). Als ſie jedoch Anfang der vierziger Jahre in den Beſitz des Originales

---

1) 1743. S. 105. 2) 1742. S. 300 ff. 3) 1741. S. 441.

4) Vgl. Allgemeine deutſche Biographie S. 29, 479.

5) Vgl. „Der Proceß", ein Scherzgedicht i. J. 1740, ſeiner theuerſten Freundin L. A. V. Gottſched . . gewidmet von ihrem getreuen J. Ch. G., als ein opus posthumum der Nachwelt geſchenkt und mit kritiſchen Anmerkungen bereichert. Frankfurt 1774. Vgl. Almanach der deutſchen Muſen 1774, S. 78, Allgemeine deutſche Bibliothek 25, S. 495 ff.

6) Vgl. Schriften der deutſchen Geſellſchaft I. S. 412.

kam und die Entstellungen der französischen Ausgabe wahrnahm, arbeitete sie die vier ersten bereits fertigen Gesänge um und war im Anfang 1743 mit dem Ganzen fertig. Noch vor dem Erscheinen der mit Kupfern von Frau Werner geschmückten Ausgabe[1]) brachten die „Belustigungen" Gottsched's „Deutschen Dichterkrieg" (1741 bis 1742), eine satirische Prosaepopöe. Nachdem schon Furetière in seiner »Histoire poetique de la guerre etc.« zur Darstellung des Litteraturstreites zwischen den Alten und Modernen die Form des Prosaepos gewählt hatte, war die allerdings minderwerthige: »Nouvelle Allegorique sur les derniers troubles« gefolgt, von der Gottsched die im ersten Bande der Leipziger gelehrten Zeitungen erschienene Übersetzung Krause's kannte, mit der dieses Genre in Deutschland zum ersten Male bekannt gemacht worden war. Der Gottsched'sche Dichterkrieg ist wenigstens in formaler Beziehung eine anerkennenswerthe Nachbildung. Zu gleicher Zeit brachten die „Belustigungen" im März- und Aprilhefte 1742 eine komische Prosaepopöe in 12 Büchern: „Das Meisterspiel im Lomber" von Karl Ferd. Hommel, einem jungen Leipziger[2]). Wichtiger als dieses Machwerk, in welchem bei der Erzählung eines langweiligen Spieles die einzelnen Kartenblätter personifizirt und die Geister des Gewinnes und Spieles als Maschinen eingeführt werden, war der vom Januar bis Juni 1744 erschienene „Renommiste" von Zachariae. Sicher hat die Frau Professorin hiefür manche stoffliche und formale Anregung geboten. Mit ihrem langathmigen Stil noch dem alten Geschmacke huldigend, erhebt sich die Epopöe andrerseits durch den Realismus in der Detailschilderung und Charakterzeichnung zu jenem Ideal der Naturnachahmung, welches Gottsched zwar niemals erreicht, aber unausgesetzt gelehrt hatte.

Witz und Humor durchdringen auch die Lyrik. Haben die scherzhaften Lieder der älteren Dichter, wie die „Antwort der Phyllis" von Frau Gottsched[3]), noch immer etwas pedantisch Reflektirendes an sich,

1) Herrn Alex. Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt v. L. A. V. Gottsched. Leipzig 1744. II. Auflage Leipzig 1772.

2) Anonym unter der Chiffre C. F. H. II. S. 354 ff., vgl. auch III S. 80, 223, 343, 496; vgl. Hommel, Kleine Plappereien, S. 140.

3) III. S. 469.

ſo greifen die jüngeren nach der Laute Hagedorn's. Andrerſeits begegnen uns vom III. Bande ab in den Beiſpielen für das „Körnige" unverkennbare Zeugniſſe des überhandnehmenden Einfluſſes der Haller'ſchen Muſe. Hieher gehören die Gedichte von Käſtner, Gärtner[1]), Zernitz, Carl Auguſt Gebhardi und Chriſt. Joſ. Sucro, von dem auch Bodmer bekannte, daß er kühn nach Haller's Saite greift. Spärlich nur dringt wahre Empfindung hervor, aber beachtenswerth, weil nicht aus Gottſched'ſchem Geiſte geboren, iſt die verhältnismäßig große Anzahl religiöſer Lieder von J. A. Cramer', J. A. Schlegel, K. A. Schmid, von dem Theologen Joh. Thomas Haupt, von dem nachmaligen Superintendenten und Verbeſſerer des Badenſchen Geſangbuches Nik. Chriſtian Sander. Aber auch hier wechſeln langathmige Alexandrineroden wie die C. F. Neander's[2]) mit ſchwunghaften trochäiſchen Hymnen ab, wie im „Lob der Gottheit" von Kleiſt[3]). Ebenſo zeugt die Behandlung des erotiſchen Liedes von größerer Unmittelbarkeit des Empfindungsausdruckes. Lobpreiſungen der Liebe im allgemeinen, wie in der Ode von K. A. Schmid[4]), ſind ſelten; die Dichter beſingen friſchweg ihre Mädchen: Ebert ſeine Irene[5]), Kleiſt ſeine Wilhelmine, Cramer Climene. Und ebenſo regt ſich in Uzens Frühlingsode, welche freilich zunächſt ein formales Intereſſe hervorruft, ein Hauch wärmerer Naturempfindung[6]).

Auch den nationalen Schickſalen gieng die neue Poeſie nicht aus dem Wege. Freilich ſetzte das in Sachſen erſcheinende Blatt den Fritziſch geſinnten Dichtern engere Grenzen. Wenn auch Kleiſt von Friedrichs Heldenarm ſingen konnte, ſo ließ Cramer ſeine größere Ode auf den König wohlweislich in den Hallenſer „Bemühungen" abdrucken, dagegen erſchien in den „Beluſtigungen", erhaben und

1) Seine Stücke ſind mit C oder L gezeichnet. Vgl. Hagedorn, Ww. (Eſchenburg) V. S. 243, dagegen die Angabe in Schlichtegroll's Nekrolog und Nachträge zu Sulzer's Theorie u. ſ. w. VIII. S. 71. A.

2) II. S. 39. 3) 1744. S. 3 ff. 4) Chiffre: M. C. A. S. II. S. 222, vgl. II. S. 511. 5) 1744. S. 476.

6) 1743. S. 487 ff. Vorbild war das Metrum des Vaterunſers in der III. A. der „Critiſchen Dichtkunſt" (S. 394). Gottſched hielt die Verſe aber nicht für rein daktyliſch. Der erſte, der nach ſeiner Anſicht reine Daktylen machte, war Pantke in einem Huldigungsgedichte an Friedrich den Großen 1741. (Vgl. Neueſtes IV. S. 150.)

feurig und mit recht pindarischer Einbildungskraft, im Juni 1744 sein „Hermann“ [1]). Dabei war durchaus nicht alles mit dem alten beschränkten Unterthanenverstand gedacht, und über manchen freien Gedanken mußte der Censurstrich gezogen werden, so über Ebert's kühne Worte in der Ode: „Der Krieg“ [2]):

„Sogenannte Landesväter,
Die ihr wüthend um euch freßt,
Ihr seid eures Lands Verräther
Und der nahen Völker Pest.“

So war denn Gottsched's Ideal nahezu erreicht: Deutschland besaß in einer Reihe stattlicher Bände eine Litteratur in Poesie und Prosa. Alle Gegenden des Vaterlandes hatten beigesteuert, alle Gattungen waren vertreten — bis auf eine. Und er war der anerkannte Meister! Wie aber schon die Lyrik deutliche Spuren selbständigen Schaffens trug, so sollte das erwartete Heldengedicht die Loslösung aus seinem geistigen Banne vollenden.

XIV.

Zweite Periode des Litteraturstreites. 1741—1745.

Während Gottsched und Schwabe ihre Sammelwerke zu Deutschlands Ehre veröffentlichten, gewann der anfangs auf die Führer beschränkte Litteraturstreit immer mehr an Ausbreitung. Jetzt trat auch der landschaftliche Gegensatz hervor: Sachsen und die Schweiz. Die Erbitterung wächst wie die Zahl der Kämpfer. Zuerst stellte sich Triller in die Reihen der Leipziger, allerdings um vor allem seine eigene Sache zu führen. Er hatte im zweiten Theile der

1) Vgl. Hagedorn Ww. V. S. 248; Chiffre C (I. S. 472, III. S. 66, 111, 327) oder J. A. C.

2) 1744, S. 71. Vgl. Hagedorn Ww. V. S. 243, 131.

„Poetischen Betrachtungen" Proben Äsopischer Fabeln herausgegeben und hiebei eine ganze Sammlung versprochen[1]). Breitinger hatte sie vielfach als Beispiele verfehlter Fabelpoesie herangezogen und ihnen, nicht immer glücklich, Unwahrscheinlichkeit der Motive, Unrichtigkeit der Lehre, Seichtheit und niedrige „Schreibart" vorgeworfen[2]). Im Vorwort zu den 1740 in Hamburg erschienenen Neuen Äsopischen Fabeln antwortete hierauf Triller mit Grobheiten und Spöttereien. Die Schmähschrift wurde wohl in Leipzig bei der Censur arg verstümmelt[3]), gelangte aber in Abschriften von Hamburg aus nach der Schweiz.

Nun wollten die beiden Freunde, da ihnen gleichzeitig die Angriffe in den Beiträgen bekannt wurden, ihre Gegner „nicht auf ernsthafte, sondern auf eine Liscowische Weise als neue Philippi und Sievers" züchtigen[4]). Breitinger veröffentlichte jene Vorrede[5]), schrieb hiezu eine satirische Einleitung über das Schicksal des Fragments und spottete in den begleitenden Anmerkungen sowohl über Böhlau, der Triller, dem Herausgeber seiner Gedichte, Weihrauch gestreut hatte, wie über Zink, der in den Hamburger

---

1) Poetische Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien. Zweyter Theil. Hamburg 1737.

2) Vgl. Dichtkunst I. S. 214 ff.

3) Nach den Schweizer Quellen hätte „Erneſti's Zureden" diese Unterdrückung bewerkstelligt. Die Gottschedianer behaupteten, Schwabe und der Buchdrucker selbst hätten sich dem Drucke des epanorthotischen Abschnittes in Triller's Vorrede widersetzt. Vgl. Manso VIII. S. 44.

4) Vgl. Zehnder, Pestalozzi a. o. O. S. 680.

5) Vgl. Nothwendiges Ergäntzungs-Stücke zu der Schutz-Vorrede Herrn Dr. Tr*ll*rs Vor seinem neuen Aesopischen Fabelwerke Durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet, Und den Verehrern der Tr*ll*rischen Muse Mitgetheilet von einem Schweizerischen Zunftgenossen. Zürich 1740. Wieder abgedruckt in „Sammlung Critischer, Poetischer und andrer geistvollen Schriften Zur Verbesserung des Urtheils und des Wizes in den Werken der Wolredenheit und der Poesie". Zürich 1741. II. St. 2 ff. (Hinfort citirt als „Schweizerische Sammlung".) II. Auflage (Scheinausgabe) Zürich 1753 ist nicht von Wieland. Vgl. Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, Frauenfeld 1892, Anmerkung, S. 177. Daß Breitinger und nicht, wie angenommen wird, Bodmer der Verfasser des Ergänzungsstückes ist, geht aus einem Briefe Bodmer's an Zellweger vom 17. November 1740 hervor. Vgl. Zehnder a. o. O. S. 328; vgl. auch Vorrede zu „Echo des deutschen Witzes".

Berichten von gel. Sachen[1]) das Fabelbuch nicht nur als ein Meisterstück des deutschen Witzes gepriesen und den Schulen empfohlen hatte, sondern auch durch seine Klagen über die Unbill, die der Dichter seitens seiner stolzen und prahlerischen Gegner ausgesetzt gewesen wäre, offen auf Triller's Seite getreten war.

Von Bedeutung ist hiebei Breitinger's Eintreten für das Recht der Kritik. Triller wie Zink hatten durch ihr Geschimpfe bewiesen, daß sie sachliche Urtheile über Leistungen lebender Schriftsteller nicht zu würdigen wußten. Breitinger machte für diese litterarische Empfindlichkeit Gottsched verantwortlich und höhnte ihn in den Anmerkungen, wie später öfter, wegen seiner Bescheidenheit und Höflichkeit, mit der er, um „die Lebenden nicht zu erzürnen", die Manes der abgelebten Dichter durch seine Kritik in ihrer Ruhe störe. Gleichzeitig antwortete Bodmer im „Nützlichen Anhang" auf die Recensionen der Schweizer Schriften in den „Beiträgen"[2]) und griff Gottsched's „Critische Dichtkunst" an, indem er das Unzulängliche in der Behandlung mehrerer Kapitel hervorhob und den Unterschied zwischen seiner und Breitinger's „Dichtkunst" dahin präzisirte, daß diese das innere Wesen der Poesie aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt abgeleitet habe, während jene nur auf den deutschen Horizont eingerichtet wäre.

Weder in dem angestellten Vergleich zwischen den beiden Werken[3]) noch in der ironischen Klage über den falschen Geschmack, mit welcher Bodmer Gottsched's Behauptung entgegentreten wollte, daß sich das Schweizer Volk nur überreden ließ, an Milton Gefallen zu finden[4]), ist irgend eine kritische Frage tiefer behandelt. Die Schweizer verlangen von ihren Gegnern zweierlei: den Beweis für die Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit der Triller'schen Fabeln und für das ungeheure, wilde und regellose Wesen in Milton's Gedicht. Die Gegner hielten aber den Beweis für das Gegentheil nicht für erbracht, und da sie sich für die eigentlichen Vertreter der deutschen

1) Vgl. Hamburger Berichte 1740, Nr. 74, S. 641 ff.

2) Vgl. oben S. 363. 3) Vergleichung zwischen Gottsched's und Breitinger's Dichtkunst, Zürich 1741.

4) Ablehnung des Verdachtes, daß die Schweizerische Nation sich habe überreden lassen, an Milton's verlorenem Paradiese einen Geschmack zu finden. Zürich, 1741. Ferner Schweizerische Samml. II. St. S. 73 ff.

Litteratur hielten, wie sie denn auch bisher in der That die rührigsten Arbeiter waren, erklärten sie die Urtheile der Schweizer für diktatorische Machtsprüche, und so nahm der Streit bald einen vorwiegend persönlichen Charakter an.

Nachdem im Beginne des Jahres 1741 diese drei Streitschriften in Deutschland bekannt geworden waren, traten einige Leipziger, die gleichzeitig Mitarbeiter der „Belustigungen" waren, mit der Schweiz in Verbindung. Neben J. G. Walther aus Leipzig scheint der Schulleiter Zötsche eine nicht eben aufrichtige Rolle gespielt zu haben. Während er sich an die „Belustiger" heandrängte, verrieth er, anfangs wahrscheinlich anonym[1]), die Bewegungen im Heerlager seiner Parteigenossen. Schwabe kam erst später hinter seine Schliche und wußte ihn dann, wie aus einem Briefe an Gottsched hervorgeht, in angemessener Entfernung zu halten. Es war daher nicht fingirt, wenn sich die Schweizer zu ihrer seit dem Sommer 1741 erschienenen „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften" auf zahlreiche briefliche Klagen beriefen und hiebei erklärten, sie wollten den „geschickten Sachsen und Schlesiern, die das Elend einiger von ihren berühmtesten Scribenten erkennen, aber durch den Strom des großen Haufens, durch Höflichkeit, durch Freundschaft, durch Schrecken, durch Furcht genöthigt sind, mit dem Munde zu verehren, was sie im Herzen verlachen", Gelegenheit geben, für die Wahrheit zu zeugen und in der Ferne wieder gut zu machen, was sie in ihrer Heimath verderben.

Von dem Obersachsen Zötsche ist denn wahrscheinlich auch das von Breitinger besonders herausgegebene „Schreiben an die Critikverständige Gesellschaft zu Zürich über die Critischen Beyträge Herrn Prof. Gottsched's"[2]), in welchem der Verfasser der tragischen Mißgeburt „Telemach" für eine von Kästner herrührende Rezension an Gottsched Rache nimmt[3]). Zötsche wird später im „Tintenfäßl" als Briefschreiber verspottet, und der „Almanach" sagt von

1) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 329; auch Schweizerische Sammlung IV. St. S. 84. Vgl. von ihm „Belustigungen" 1742, S. 223 ff.

2) Zürich, 1742. 3) Straube, der zur Abwehr aufgefordert worden war, vermuthete in Hauswald in Dresden den Verfasser (9. Januar 1743). Vgl. Kästner Ww. II. S. 168. Beiträge VII. S. 25.

ihm: „Aber Maister Zötsche der brav Mann | Aus Leipzig ihn'n z'Hülfe kam | Stritt mit Maister Erlebachs Partei | Als obs der Herr Confrat'r selbst sei" . . . — Die „Sammlung geistvoller Schriften" zog gleich im ersten Stücke die alten Streitigkeiten zwischen Bodmer und den „Tadlerinnen" durch Abdruck des Aufsatzes „Von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen" wieder hervor, und in Wernicke's Satire gegen Postel wird neben anderen Seitenhieben auf Gottsched der Leser aufgefordert, in dem anagrammatisirten Stelpo eine symbolische Person zu sehen (S. 117 A.). Andrerseits reklamirten sie in ihren sachlich geschriebenen und für die Litteraturgeschichte nicht unerheblichen „Nachrichten von dem Ursprunge der Kritik bei den Deutschen"[1] ihre Verdienste um die Hebung der deutschen Litteratur und vertheidigten neuerdings die „Schreibart in Milton's verlorenem Paradiese"[2].

Mittlerweile war Pitschel im Augusthefte der „Belustigungen" (1741) mit seinen ungesalzenen „Anmerkungen über das Ergänzungsstück" in den Kampf getreten[3]. Hiebei lag ihm allerdings Triller, der sich immer abseits der Leipziger Litteraturbestrebungen gehalten hatte, wenig am Herzen, ja er selbst warf dem gemaßregelten Fabulisten flüchtige Anlage und nachlässige Ausarbeitung vor; allein Breitinger hatte auch maßlose Angriffe gegen die Journalisten und litterarischen Verbindungen Deutschlands unternommen. Er hatte sie „Buschklöpfer" titulirt, die durch gegenseitige Liebedienerei die öffentliche Verurtheilung der ihnen im Lichte stehenden Bücher erzwängen. Nicht unrichtig entgegnete daher Pitschel, Triller habe nur das quid pro quo sein müssen, wobei man einigen Deutschen in die Haare zu kommen Gelegenheit gesucht, weil sie die Breitingerische Dichtkunst und den Geschmack der Schweizer nicht stracks für symbolisch hätten erklären wollen.

Größeren Ärger rief in der Schweiz Gottsched's „Deutscher Dichterkrieg" hervor, von dem das erste Buch im Juli 1741, das zweite im Juni 1742 in den „Belustigungen" erschien[4]. Die Göttin Eris naht sich Merbod (Bodmer), dem tiguriniſchen Barden,

1) II. St. S. 83 ff. 2) III. St. S. 75 ff. 3) Vgl. „Belustigungen" I. S. 162 ff., 265 ff., 352 ff. 4) Gleichzeitig erschien ein Angriff aus Schaffhausen unter der Chiffre: M. O. Z = = r.

dessen helvetische Feder schon mehr als eine Probe abgelegt hatte, daß sie mit den Liedern ihrer deutschen Brüder nicht zufrieden sei. Lieber dem hochtrabenden Albion nachlallen und den gräßlichen Sieg Satans über die Unschuld unsres Stammvaters besingen helfen, als einem sittsamen Opitz nacheifern! Eben ist Merbod in Brand's Narrenschiff vertieft, als sie ihm unvermerkt eine Natter in das Tintenfaß wirft und ihn als Göttin der Kritik aufmuntert, die Ehre der gefährdeten Poesie zu retten. Der weise Greibertin (Breitinger) bestimmt ihn nach längerem Zögern zum Kampfe. Da erfährt die Göttin der wahren Kritik den Anschlag, kommt zu Merbod, als er gerade die „Charakter der teutschen Gedichte" beendet hat, zieht einen Nebel um sein Auge und statt des Streusands gießt er Tinte über das Gedicht. Der Buchhändler Relo (Orell), der gern ein Werk mit bessrem Absatz gehabt hätte, denn noch neulich hat ihn der „Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes" in Verwirrung gesetzt, bemächtigt sich des Gedichtes, welches unterdeß Greibertin gereinigt hat, und befördert es zum Drucke. Während er unter den Lebendigen für die Verbreitung sorgt, trägt es Eris unter der Gestalt Baumillons (Mauvillon), des Hohnsprechers aller Deutschen, ins Reich der Todten. „Kurz und unterfetzt von Leibe, breit von Backen, die er doch nicht aus seinem Vaterlande mitgebracht, sondern den nahrhafteren Speisen deutscher Tafeln zu danken hatte, und eine deutliche Schmarre im Gesichte, die er zum Zeichen seiner kriegerischen Unternehmungen trug", radebricht er ein Riccaut'sches Deutsch: „Hier teuschen Dickter sonderlick, abet eine wicktige Seitung su vernehmen, die euer aller Hern betrifft. Ein fürckterlicker Konstrickter hist ofgestande und at euck alle auf seiner critisch Wageschal abgewog. Haber weh euck! er hat euck alle su leickt erfund u. s. w." Nachdem ihm nun wegen seiner Geschichtsfälschung, seiner schlechten Übersetzung und ungerechten Angriffe von verschiedenen Seiten die Wahrheit gesagt worden, erhebt sich im III. Gesange der Protest der deutschen Todten gegen Bodmer's Gedicht, welches Berge, der alte Übersetzer Milton's und daher Nebenbuhler Bodmer's, vorliest. Gegen die Einleitung sprechen Opitz, Flemming, Dach; die Barden meinen, Bodmer habe wie der Blinde von der Farbe gesprochen, Zesen verwaltet das sprachliche Richteramt, Otfried nimmt die litterarischen Be-

strebungen der Klöster in Schutz, und gegen die Anschuldigung, die mittelalterlichen Dichter hätten ohne Rücksicht auf den Rhythmus gereimt, erhebt sich ein förmlicher Sturm. Wolfram v. Eschenbach, Hermann v. Sachsen, Walther, Veldeke und das ganze Heer der Meistersinger fühlen sich übergangen und zurückgesetzt. Schon will der Vorleser davonlaufen, da erscheint mit gereimtem Gruße der Dichter Schönemann und fordert die Meistersinger zu einem poetischen Wettstreit auf. — Die Satire, in welcher sich mehrere völlig gerechtfertigte Einwände gegen Bodmer's litterarhistorische Auffassung finden, goß neues Öl ins Feuer. Die Schweizer theilten sich abermals in die Abwehr. Bodmer, zum Streite allzeit geneigt, dichtete unter dem Namen Effinger ein Gegenstück, das „Complot der herrschenden Poeten", mit dem er die Gesammtthätigkeit der Sachsen verhöhnen wollte[1]).

Der herrschende Geschmack, beunruhigt durch die von Liscow, Bodmer und Breitinger geübte Beurtheilungskunst, fürchtet das Ende seiner Herrschaft und theilt die Sorge seinem arbeitsamen Lieblinge Schottgeb (Gottsched) mit, „der vor diesem durch seine Eingebungen den Unwitz in Kunstregeln gefasset". Dieser wälzt sich Nachts sorgenvoll umher aus Furcht, Silcow (Liscow) und Dornhage (Hagedorn) könnten sich auch zu den offenen Feinden gesellen. Die weise Muskul (Kulmus) lag ihm in ruhigem Schlafe zur Seite. „Beide trieb seit vielen Jahren ein Geist". Auf ihr Anrathen wird eine Versammlung berufen, welche erwägen soll, wie die neuen Kunstrichter zu unterdrücken wären. Die vornehmsten Dichter Deutschlands kommen denn auch am nächsten Tage auf Tiberkopf's (Breitkopf) Parnaß zusammen. Gönike (König) war nicht geladen, weil er im Verdachte stand, es mit den Schweizern zu halten, Korbs (Brockes) blieb daheim, „weil er den Ruhm, so er für den kleineren Theil seines ‚irdischen Vergnügens' empfangen hatte, vor einen reichen Ersatz des Tadels hielt, so auf den größeren Theil gefallen war". Während sich die Dichter auf die Bänke setzen, besteigt Gottsched das Katheder. „Niemand unter Euch", beginnt er seine Eröffnungsrede, „wird mir diesen höheren Sitz

1) „Das Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter." Zürich 1741. Vgl. auch Schweizer Streitschrift. III. St. S. 161. Daß Bodmer der Verfasser, vgl. Zehnder a. o. O. S. 680.

mißgönnen". Mit einem Hinweis auf die Angriffe, denen vor allem er ausgesetzt sei, kritisirt er die neuen Grundsätze der Dichtkunst. Man behaupte zwar, sie wären aus der Natur des Menschen und der Dinge hergeholt, daß dies aber nicht richtig sei, beweise ja die Abneigung, die sie alle gegen den neuen Geschmack hätten. Es gelte nun denselben mit allen Mitteln abzuwehren, und dazu sei zunächst Friede und Eintracht im eignen Lager nöthig. Nachdem die Versammlung bei den furchtbaren Namen Morath's (Amthor), Stelpo's (Postel) und Kirchneu's (Neukirch) geschworen, ihren Geschmack um keiner Vernunftschlüsse und Spöttereien der satirischen Kritik willen zu ändern, ertheilen die einzelnen Dichter verschiedene Rathschläge. Heckenei (Heinecke) will die Schriften der Schweizer zur Vergessenheit verurtheilen. Da aber Tirller (Triller) aus eigener Erfahrung bestätigt, wie gefährlich es sei, mit ihnen anzubinden, tritt ein muthiger Jüngling auf: „Waschbe ward er in der poetischen Göttersprache genannt, in der sächsischen hieß er Schwabe." Er meint, es sei zu spät zu schweigen. „Wir haben schon geschrien und den Mund zu weit aufgethan." Das Beste wäre, Erweise mit Gelächter, Wahrheiten mit Possen zu erwidern. Fabeln, Erdichtungen, Allegorien, Gleichnisse und Sinnbilder würden die trefflichsten Dienste leisten, um die Gegner, ohne sich mit ihnen tiefer einzulassen, der öffentlichen Schande zu überantworten. Gottsched stimmt bei und prahlt mit seinem Dichterkrieg; es sprechen noch Werzach (Schwarz) und Henak (Hanke), welche für eine Verdrehung der Regeln und Lehren der Schweizer eintreten, da erscheint der eigentliche Schutzgott, der herrschende Geschmack. Sein Wappen ist ein sitzender Bär, der an der Tatze saugt. Theils einschränkend theils erweiternd resumirt er die vorgeschlagenen Maßregeln unter dem Jauchzen seiner schon siegestrunkenen Anhänger. Aber plötzlich bringt die göttliche Kritik an der Decke des Saales eine Wage an, legt in die eine Schale Breitinger's „Dichtkunst", in die andre Gottsched's „Versuch" mit noch zwanzig oder dreißig von den besten Werken der Dichter und Kunstlehrer. Trotzdem fliegt die letztere aufwärts wie leichte Spreu. Die Versammelten aber werden deshalb um nichts klüger: der blaue Dunst, welchen der Schutzgeist des schlimmen Geschmackes ihnen auf das Gehirn geworfen, hatte ihren Verstand umnebelt.

Das „Dichtercomplot" machte fast bei allen, die darin genannt waren, „die Galle rege", wie El. Schlegel, den man nun auch in den Streit zu ziehen suchte, weil Bodmer sein „waschhaftes poetisches Schreiben wider Mauvillon" verhöhnt hatte, später berichtet[1]).

Gleichzeitig hatte sich Breitinger im „Echo des deutschen Witzes" mit Triller und Genossen befaßt[2]). Das langweilige und ermüdende Witzeln und Nörgeln über ganz nebensächliche Dinge, die elenden Wortklaubereien, die ermüdenden Beweise stempeln diese Streitschrift zu einer der schwächsten. Der gelehrte Verfasser war seinem Freunde weder in der satirischen Schärfe noch in der Grobheit gewachsen. Nur stellenweise fallen auch hier Keulenschläge, so wenn er Gottsched, in dem er fälschlich den Verfasser der „Anmerkungen über das Ergänzungsstück" vermuthete[3]), auffordert, ihm zu beweisen, daß er Triller beschimpft habe, und dann fortfährt: „wo er solches nicht leisten kann, so sage ich ihm, daß er sich besser zu einem Fußknechte bei einem Schweizerregimente als zu einem Kunstrichter in der Gelehrsamkeit schicke"[4]).

1) Vgl. Schweizer Sammlung III. S. 207, V. S. 34, 35, Ständlin, Briefe, S. 32 vom 19. April 1746.

2) „Echo des deutschen Witzes." Zürich 1741. Enthält einzelne Aufsätze als: Abgenöthigtes Lob eines critischen Versuches von einer freyen Übersetzung aus der schweizerischen in die sächsische Sprache. — Historischer Erweis, daß das Ergänzungsstück zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuch Herrn Dr. Triller zum Verfasser hat. — Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergänzungstücks den Namen Tr*ll*r nur mit Sternlein und Alltagsstrichlein geflickt habe drucken lassen. — Erörterung der Frage: Wie ferne die Königin von Saba und der König Herodes mit der christlichen Religion einen Zusammenhang haben. — Von der critischen Höflichkeit einiger hochdeutscher Kunstrichter. — Wie die Unvollkommenheit des Gottschedischen Versuchs einer critischen Dichtkunst am sichersten könne entschuldiget und gegen alle Vorwürfe sicher gestellt werden. — Ob es wahr sei, daß die Deutschen an Milton's verlorenem Paradies keinen Geschmack finden. — Einzelne dieser Aufsätze sind, theilweise verändert, wieder abgedruckt in Schweizer Sammlung, IV. St. S. 21 ff.

3) Pitschel, der eigentliche Übelthäter, wird erst später unter dem Namen „Telpisch" verspottet. Vgl. Schweizer Sammlung, VI. St., im Druckfehler-Verzeichnis S. 143. 4) Dieser und einige andre Sätze klingen so Bodmerisch, daß die Vermuthung nahe liegt, die beiden Freunde hätten am „Echo" gemeinsam gearbeitet. Jedenfalls ist aber der größte Theil von Breitinger. Vgl. Brief Bodmer's an Zellweger vom 29. November 1741 bei Bächtold, Litteratur in der Schweiz, Anmerkung S. 177.

Eine sachliche Erweiterung des Streites brachten die Anmerkungen zu Mauvillon's Briefen, welche Breitinger übersetzte. Hatte er schon bei der Herausgabe des „Ergänzungsstückes" billigende Seitenblicke auf die Angriffe in den ‚Lettres germaniques' geworfen, so identifizirte er jetzt geradezu seine Anschauung über deutsche Litteratur und Sprache mit der des Franzosen. Schon hier hob er hervor, man könne die Gelehrten der übrigen Provinzen Deutschlands ihres Rechtes und Arbitrii über die Sprache nicht entsetzen. Der Mangel an Kürze und Nachdruck, wie er sich bei Vermeidung der Mittelwörter geltend mache, liege keinesfalls in der Natur der Sprache, sondern entspringe allein der Nachlässigkeit einiger seichter Köpfe, die einer affektirten wohlfließenden Waschhaftigkeit den Nachdruck aufgeopfert hätten[1]). Um Mauvillon's Urtheil über die deutsche Litteratur zu stützen, zog er die verschiedenen, einander oft widersprechenden Urtheile in den „Beiträgen" über deutsche Dichter heran, verhöhnte Schwabe, der sich mit seinen „Belustigungen" zum Ehrenretter der Deutschen aufgeschwungen, und zum Beweise, wie wenig man Ursache habe, sich der deutschen Übersetzungskunst zu rühmen, führte er Proben aus der „Iphigenie" und andern Gottsched'schen Schriften an. Das waren die kriegerischen Ereignisse bis Mai 1742. Damit schien den Schweizern die Angelegenheit vorläufig erschöpft. Zur selben Zeit fand sich der erste Geschichtsschreiber des Litteraturstreites, wahrscheinlich Zellweger, welcher im Journal Helvétique eine allerdings schweizerisch gefärbte Darstellung gab[2]).

Mittlerweile war auch in Deutschland der Kampf gegen Gottsched entbrannt. In Leipzig erfuhr sein Ansehen die größte Erschütterung durch das Zerwürfnis mit der Neuberin. Schon 1738 waren Kunstgegensätze zu Tage getreten[3]); ein Jahr darauf soll es zum Konflikte gekommen sein, als die Neuberin Stüven's Übersetzung der „Alzire", welche bereits eingespielt war, nicht preisgeben

1) Vgl. Schweizer Sammlung. VII. St. S. 15.

2) April 1742, S. 373 ff.; Juni, S. 81 ff.: Particularité sur la guerre littéraire des beaux esprits de Saxe et de Suisse. B. 28. Mai 1742, gez.: W. von R. Vgl. „Bemühungen" I. S. 212 ff.

3) Vgl. oben S. 354.

wollte, um die Arbeit der Frau Gottsched auf die Bühne zu bringen. Mit Koch's und Süppig's zunehmendem Einfluß auf die Theaterleitung war Gottsched ebenfalls nicht zufrieden. Trotzdem bedauerte er die Entfernung der Truppe aus Deutschland im Frühjahr 1740 aufs lebhafteste. Jetzt wurde Schönemann begünstigt; Ostern 1741 traf er in Leipzig ein, nachdem ihn Gottsched durch Rath und That zu unterstützen versprochen hatte. Bald darauf kehrte auch die Neuberin enttäuscht aus Rußland zurück. Sie fand völlig veränderte Verhältnisse vor. Durch Gottsched's „Schaubühne" war ihr gewissermaßen das Privilegium auf das einzige wahrhafte Kunstinstitut entzogen worden. Der Nimbus war gewichen, regelmäßige Stücke konnten nun auch von andern aufgeführt werden. Indeß nahm sie Brühl in seinen Schutz, und am 19. Mai wurden die Vorstellungen mit einem von ihr verfaßten Vorspiele: „Die Zufriedenheit" eröffnet. In der Person der Jungfer Grübelei, welche einen Aufsatz „Von Wohnung, Kleidung, Pracht und Zierat aufgeschrieben", konnte man bereits Anspielungen auf Gottsched's Pedanterie finden. Noch am 12. Juli wurde indeß „Cato" und am 13. August „Iphigenie" aufgeführt. Wahrscheinlich war gerade anläßlich der ersten Vorstellung die Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Kostümtreue neuerdings zu Tage getreten, wenigstens nimmt Mylius bei Erörterung der Frage in den „Beiträgen" besonders auf die Catoaufführung Bezug. Gottsched hielt nun mit öffentlichem Tadel nicht zurück, und die Neuberin, ohnehin gereizt, beschloß, offenbar von seinen zahlreichen Gegnern ermuthigt, den früheren Gönner dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

Als Nachspiel zur Burleske „Das Schlaraffenland" gab sie den dritten Aufzug des Cato mit so übertriebener Kostümtreue und possenhafter Nachahmung der Antike in Ton und Geberde, daß das Ganze einer jämmerlichen Karrikatur glich. Da Gottsched immer darauf gedrungen hatte, doch nur wenigstens einen Versuch zu wagen, so schloß Neuber, der den Pharnazes spielte, zuletzt mit den Worten: „Nun, das war der Versuch". Da brach Gelächter und Beifall los. Gottsched nahm diese Schmach nicht ruhig hin. Weitere Anfeindungen und Verdächtigungen folgten, so daß ihn die Neuberin in einem von ihr verfaßten Vorspiele: „Der allerkostbarste Schatz" am 18. September 1741 auf die Bühne brachte.

Vorsorglich wurde das Gerücht verbreitet, Gottsched werde in der Person eines Tadlers lächerlich gemacht werden. Daß er in der natürlichen Maske vorgestellt worden wäre, ist eine Übertreibung. In den Sternenmantel der Nacht gekleidet, eine Sonne von Flittergold auf dem Kopfe, Fledermausflügel an den Schultern und eine Blendlaterne in der Hand erschien der Tadler auf dem Theater, an seiner Seite die Wahrscheinlichkeit als ein Gelehrter im Hauskleide. Umsonst hatte Gottsched die Aufführung der Farce zu hintertreiben versucht, umsonst legte er bei dem Rathe gegen eine Wiederholung Verwahrung ein. Der Graf Brühl befahl durch eine Kabinetsordre, das Stück ferner ungestört aufführen zu lassen, „ohne künftiges Protestiren oder Appelliren im geringsten zu attendiren". Am 4. Oktober fand denn auch eine Wiederholung statt.

Auch sonst mischte sich die Schaubühne gelegentlich in den Streit. So wurde in dem Vorspiel: „Das Glück der Völker" Schwabe von der Pedanterie zu ihrem Dichter erklärt, „weil er recht schwabisch reimt, weil er kein Ohr verletzt, weil er belustiget" u. s. w. Leipzig hatte auf diese Weise das Signal für den Losbruch in Dresden, dem alten Hauptquartiere der Feinde Gottsched's, gegeben.

Seit Juli 1741 lebte hier der mittlerweile in die Heimath zurückgekehrte Liscow als Privatsekretär Brühl's. Schon im Vorworte der 1739 erschienenen Sammlung satirischer Schriften (S. 25) hatte er die Feindseligkeiten gegen Gottsched wieder aufgenommen, so daß Pitschel ihn in den „Belustigungen" sogar zu tadeln wagte, weil er bei seinen Spöttereien Bibelstellen verwerthe. Ferner hatten die Angriffe, welche er in der „Neuen Vorrede" zu den „Anmerkungen in Form eines Briefes" gegen den Probst Reinbeck in Berlin unternommen, Frau Gottsched eine Handhabe geboten, sowohl den Angegriffenen als auch Manteufel gegen den unverbesserlichen Spötter unter die Waffen zu rufen. Ein reger Briefwechsel entspann sich hierüber. Die Frau Professor, der jüngere X. Y. Z., sollte antworten, aber sie war in der Sache mit Liscow einverstanden, der gegen Reinbeck behauptet hatte, daß die Lehre vom Stande der Unschuld einen Widerspruch in sich enthalte. Es sollte daher Landvogt, ein Schüler Gottsched's, der im Briefwechsel gewöhnlich den Namen „der junge Anti-Liscow"

führt, eine besondere Gegenschrift abfassen. Persönliche Rücksichten (29. Okt. 1740), wahrscheinlich auch die äußerst matte Arbeit des jungen Athleten, wie ihn Manteufel spottweise nannte, ließen den geplanten Angriff ruhen[1]).

Indessen erschien im kommenden Jahre unter dem Pseudonym Germanicus a Sancta Fide in Hamburg eine Streitschrift[2]) aus dem Lager der Alethophilen, welche zwar nicht satirisch war, über die sich aber Liscow wegen der salbungsvollen Beweisführung und Zurechtweisung ärgerte. Trotzdem ließ er die theologisch-philosophische Streitfrage fallen, ignorirte die Schrift vorläufig und griff die litterarischen Leistungen der Gegenpartei an. Zu diesem Zwecke ersuchte er sogar seinen Freund Hagedorn um Beiträge, der ihm denn auch Anmerkungen zu Gottsched's Horazübersetzung lieferte. Mittlerweile aber bot sich eine andere Gelegenheit dar, als Heinecke eine neue Auflage seines „Longin" veranstaltete[3]). Für diese schrieb Liscow die Vorrede, in welcher er die ganze Thätigkeit Gottsched's und seiner Schule einer zersetzenden Kritik unterzog. Mit Vermeidung aller gröblichen und persönlichen Insulten, aller Einzelheiten sowie jeder Silbenstecherei gieng er geradezu auf den Kern der Sache los. Kaum konnte ein Rath sarkastischer sein als der, Gottsched möge, wenn er das Übersetzen durchaus nicht lassen könne, aus dem Baierischen übersetzen; wer sich an die Alten wage, müsse auch von ihrem Geiste erfüllt sein, dieser aber komme selten in eine „deutschübende Seele"; auf dem Herrn Professor ruhe er gewiß nicht (S. 26). Vor Allem aber wird gegen die Anmaßung der ganzen Schule energische Verwahrung eingelegt: „Diese Herrn sind hier zu Lande bei weitem nicht in so großem Ansehen, als man es vielleicht in der Fremde glaubt. Es ist wahr, sie thun groß und brüsten sich sehr; allein man kennt sie, und verständige Leute haben sich nimmer

1) Vgl. Litzmann a. o. O. S. 124.

2) „Die Übereinstimmung vernünftiger und geoffenbarter Gründe in den Lehren von dem Stande der Unschuld und dem Verluste derselben. In einem Schreiben an den Herrn Verfasser der Anmerkungen in Form eines Briefes über den Abriß eines neuen Rechts der Natur u. s. w., welche in der 1739 zu Frankfurt und Leipzig ausgegebenen Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften das XI. Stück ausmachen, erwiesen von Germanico a Sancta Fide —" Hamburg 1741. 3) Vgl. oben S. 310.

viel aus ihnen gemacht." An den „Belustigungen" habe kein rechtschaffen gelehrter, kluger und angesehener Mann in Deutschland Antheil; sie seien blos das Werk einiger jungen und unbekannten Magister und Studenten aus der Gottsched'schen Schule, die sich nicht scheuen, Leute, die mit ihnen nichts zu thun haben, in den Verdacht zu bringen, als wären sie von ihrer Bande. Es wird Schwabe vorgehalten, daß er Hagedorn's Gedicht „Der Weise" ohne Vorwissen des Verfassers in die Zeitschrift eingerückt, worauf ihn ein gewisser Magister Tulipe (Pitschel) in einem Sinngedichte sogar als Mitarbeiter der „Belustiger" aufgeführt hat. „Sie haben ihn schon einmal mit ihrem Stoppe in eine Klasse gesetzt, und das war schon arg genug. Nun kommen sie gar und sagen, er gehöre zu ihnen. Das ist wahrhaftig zu viel." Die Proben, welche die Ehre des deutschen Witzes dem Auslande gegenüber behaupten sollten, werden „kindische, schülerhafte, possirliche, platte und manchmal abenteuerliche Aufsätze" genannt. Während Gottsched immer wieder darauf hinwies, wie wichtig die Weltweisheit für die Dichtkunst sei, verurtheilte Liscow die unnatürliche Brüderschaft von Wissenschaft und Kunst; diese Vermischung mache ihre Gedichte trocken und steif und ihre philosophischen Gedanken ungründlich. „Sie demonstriren in ihren Reimen und dichten in ihren Demonstrationen; nicht anders als ihr großer Reinbeck, der in seinen Predigten ein Philosoph und in seinen Schlüssen ein Priester war" (S. 36). Man athmet förmlich auf, wenn man unter dem vielen zwecklosen Hin- und Hergerede endlich auf einen so fruchtbaren Gedanken trifft, welcher hier freilich nicht weiter verfolgt wird.

Wiewohl die Schweizer Heinecke in dem „Complot der herrschenden Poeten" hatten auftreten lassen, trug ihnen Liscow doch geradezu das Bündnis gegen Gottsched an. Der Schluß der Vorrede gilt dessen kritischer Thätigkeit. Es sei natürlich, daß die „Belustiger" seine „Critische Dichtkunst" jener Breitinger's vorgezogen hätten, denn Gottsched habe Regeln gegeben, daß auch der ärgste Stümper nicht verzagen dürfe; allein was werden die Ausländer sagen, wenn sie sehen, daß die stolzen Vertheidiger des deutschen Witzes so albern urtheilen und sich nicht schämen, das elende Werk eines frechen Corsaren, der alles plündert, was ihm vorkömmt, und doch das Geraubte nicht zu nutzen weiß, sondern

alles verhunzet, der vortrefflichen Arbeit eines gelehrten und scharfsinnigen Mannes vorziehen, der Meister von seiner Materie ist und aus dem Schatze seines Herzens schreibt? Gottsched's gelegentliche Antworten auf diese vernichtenden Angriffe waren nichts als eigene Lobpreisungen und, wie in der Vorrede zu Reinbeck's Ehrengedächtnis, simple Bekenntnisse über die Unvollkommenheit seiner Übersetzungen und Klagen über die Grobheit des Gegners. Eine Rache aber versagte er sich nicht: er ließ in Reinbeck's kleinen Schriften die oben genannte theologische Streitschrift gegen Liscow wieder abdrucken.

Das dritte Heerlager der Antigottschedianer innerhalb Deutschlands bildete sich in Berlin. Hier wurde Lamprecht, welcher die Haude'sche Zeitung redigirte, schon 1740 abtrünnig. In dem Blatte vom 10. September hatte er unter den besseren deutschen Dichtern außer älteren nur König, Richey, Hagedorn und Zimmermann angeführt, aber keinen einzigen Leipziger. Hagedorn, dem er als Hamburger eine besondere Verehrung zollte, zeichnete er auch sonst aus, indem er ihn z. B. zu Gottsched's Ärger einen zweiten Lafontaine nannte. Sicher hat Bork, der Shakespeareübersetzer, diese feindselige Haltung begünstigt; er war als geheimer Rath sein Protektor und hat ihm unter anderem auch eine Pension von 200 Thalern als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten verschafft. Manteufel drängte auf seine Entfernung von der Redaktion, worauf Frau Gottsched berichtet: „Lamprecht ist Lamprecht und wird von seinen Hamburgischen obscuris luminibus so wenig abstehen als Herr von Hagedorn von dem Lobe der Epikurischen Lebensart. Indessen ist nach Ew. Excellenz Befehl sein Ende vor der Thür" (13. Okt. 1740). Die Urtheile Gottsched's über den Hamburger Fabeldichter werden nun im Briefwechsel immer bitterer; es scheint, daß man von der Theilnahme seines in Dresden lebenden jüngeren Bruders Ludw. Christian an den bei König abgehaltenen Rachesitzungen Kenntnis hatte. So schreibt Gottsched an Manteufel, der in den Gedichten Hagedorn's einen „schweinischen Epikurismus" gefunden hatte: „Die Beurtheilung Ew. Excellenz über die Hagedornische Fabel ist so wohl begründet, daß ich nichts hinzusetzen kann. Freilich ist die französische Fabel noch erträglicher, weil sie wenigstens den wollüstigen Einsiedler nicht für einen Weisen aus-

giebt. Die Weisheit wäre sehr übel daran, wenn solche Leute wie Hagedorn ihren Charakter bestimmen wollten —" (22. Okt. 1740).

Mit Lamprecht war Joh. Math. Dreyer, sein Landsmann, befreundet. Schon 1741 hatte er in Hamburg Scheibe gegenüber geprahlt, daß er im vierten Auftritte seines Vorspiels: „Hamburgs Vorzüge"[1]) eine Satire auf Gottsched gemacht habe. Scheibe charakterisirt ihn: „Er ist sonst ein Mensch von niederträchtiger Aufführung; Lügen ist seine tägliche Arbeit, und folglich gehört er zu der Gattung von Geschöpfen, die niemand beschimpfen können" (21. Aug.). Bald darauf finden wir ihn in Berlin, wo er sofort anfängt, „seinen ungewaschenen Mund aufzuthun" (Straube 1. Mai 1743); er hatte bereits im 46. Stück der Rüdiger'schen Zeitung anzügliche Bemerkungen gemacht und war in Stück 47 gegen die „Belustigungen" offen aufgetreten. Schönemann, der dies alles berichtete, wie er sich auch sonst im Briefwechsel als litterarischer Kämpe zeigte (20. April 1743), verfaßte eine Antwort, die er an Gottsched schickte, weil Haude die Drucklegung verweigert hatte. Später bemühte sich Dreyer, die Neuberin, um ihr gegenüber Gottsched einen Halt zu geben, nach Berlin zu ziehen (25. Dez. 1743).

Der Dritte im Bunde war Rost. Was Gottsched gegen ihn und seine Freunde besonders auf dem Herzen hatte, erfahren wir aus dem „Schreiben über das 20. und 25. Blatt einer Wochenschrift, welche in B. unter dem Titel der W. in 52 Stücken bis zum Hornung d. J. (1742) ausgegeben worden"[2]), in welchem Gottsched die überhand nehmende Schlüpfrigkeit in Schäfergedichten mit der Begründung tadelte, daß wir nicht mehr im Stande der Natur leben, sondern durch die Religion, Staatsklugheit und bürgerlichen Rechte andre Vorschriften unserer Handlungen erhalten hätten. Noch bis zum 12. Juni 1741 stand auch Rost im Briefwechsel mit Gottsched. Er verhandelte damals wegen der anonymen Aufnahme eines seiner Schäferspiele in die „Schaubühne". Vielleicht lag in

1) Lobend angezeigt in „Beiträge" VII. S. 519.

2) Vgl. „Beiträge" VIII. S. 31. Gemeint ist Lamprecht's Zeitschrift: „Der Weltbürger". Wöchentlich an das Licht gestellet. In Berlin (Haude). Nr. 1—52 (2. Februar 1741 bis 25. Januar 1742). Noch in Band VII der „Beiträge" S. 171 wird Lamprecht gelobt. Vgl. auch „Beiträge" VII. S. 18 (Rost's „Tänzerinn").

Gottsched's Ablehnung der Grund für den Ausbruch der Feindschaft. Als nämlich bald darauf die Kunde von dem Leipziger Theaterskandal nach Berlin drang, begann er unter dem Frohlocken seiner Freunde die poetische Verherrlichung desselben. Er hatte bereits den ersten Gesang vollendet, als er im Spätsommer 1742 nach Dresden berufen wurde, wo die Epopöe auf Anregung und unter thätiger Mithilfe Heineke's und Liscow's, welche ihm ganze Strophen verbessert haben sollen, vollendet wurde. Nachdem ihn Brühl und die Gräfin Mozinska ihres Schutzes versichert hatten[1]), erschien sie kurz nach der Michaelsmesse unter dem Titel „Das Vorspiel“[2]). Die Leichtigkeit und Gewandtheit der Alexandriner, die Gefälligkeit der Sprache wie der pikante Vorwurf haben diese Satire zu einer der bekanntesten und verbreitetsten gemacht. Man erzählte sogar auf den Kathedern, daß am Tage des Erscheinens in Dresden 2000 Exemplare verkauft worden seien. Glaubwürdig wird diese Nachricht durch eine heuchlerische Beileidsbezeugung Marperger's vom 3. Januar 1743: „Über dero neulich erlittene Kränkung habe großes Mitleiden gehabt. Es war aber in den hiesigen Buchladen kein einziges Exemplar zum Vorschein gekommen, daher man mit der Konfiskation nicht verfahren konnte“.

Freilich sind in der Satire Wahrheit und Dichtung selbst dort gemengt, wo scheinbar Thatsächliches erzählt wird. Die anzüglichen Hinweise auf ein früher stattgefundenes intimes Verhältnis Gottsched's zur Neuberin dürften wahrscheinlich ebenso erfunden sein wie seine Gegenwart bei der Vorstellung und die ganze Situation im Theater, wo der Dichter Corvinus die zu Gunsten der Magnifizenz einschreitende Claque der Studenten anführt. Treffliche Charakteristik und manch guter Witz entschädigen für die Armuth an Handlung. Wie köstlich, wenn der Dichter uns Gottsched im Theater sitzend vorführt: „Ein verzognes Bild von den vier Fakultäten. War jetzo das Gesicht des grimmigen Poeten“! Mit Aufmerksamkeit verfolgten die Schweizer seine Thätigkeit; was

1) Rost hatte also die Anregung nicht erst in Dresden bekommen. Vgl. seinen Brief an Bodmer vom 4. Dezember 1743 in Litter. Pamphlete S. 66 ff.

2) Das Vorspiel. Ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen. Dresden 1742. 4.

er veröffentlichte, verspotteten sie. Freilich bot er ihnen auch reichliche Angriffspunkte. Seine Anmerkungen zu Bayle's Wörterbuch waren oft so seicht, daß sie Bodmer und Sam. König besonders herauszugeben und zu kritisiren beabsichtigten. Die neue Vorrede aber zur III. Auflage der „Dichtkunst", in welcher er den Werth von Breitinger's Arbeit abwog, war für ironische Anmerkungen so verführerisch, daß dieser zur Belustigung seiner Freunde sofort seines Amtes waltete[1]). Hat ja doch die Bemerkung, daß man mit Hilfe des Breitinger'schen Buches weder eine Ode noch eine Kantate u. s. w. machen könne, und daß sich derjenige, der es in dieser Absicht kaufe, sehr betrügen und sein Geld hernach zu spät bereuen würde, noch Lessing's Spott erregt. Dazu kam, daß nicht nur die Ausfälle gegen Milton verschärft, sondern auch die anerkennenden Bemerkungen über die Kritik der Schweizer, die in der früheren Auflage noch standen, getilgt worden waren[2]).

Folgenschwerer war der Mißgriff mit der Herausgabe und Lobpreisung der Schwarz'schen Aeneisübersetzung[3]). Trotzdem die erste Probe in den „Beiträgen" schon die Verurtheilung Breitingers erfahren hatte, stattete er in der Vorrede dem Vaterlande zu dieser deutschen Aeneis noch seinen Glückwunsch ab. Der Hamburger Korrespondent, der sogar Triller in Schutz genommen hatte, bewies jedoch die Verwässerung des Originals[4]), die Leipziger gelehrten Zeitungen ver-

1) Vgl. Züricher Samml. St. VI. S. 91 ff.: „Herrn G.'s Seltsame Vorrede Zu seinem eigenen Drey mahl wiederholten Versuche Einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen. Um weiterer Ausbreitung willen absonderlich aufgeleget und mit gründlichen Anmerkungen über die Kunstmittel des Vorredners versehen von Wolfgang Erlenbach, Conrect. Zürich 1742, drey Monathe nach der ersten Ausgabe."

2) Bodmer's Miltonübersetzung ist z. B. nach Auflage II. S. 649 „von großer Stärke", nach Auflage III S. 742 von „großer Härte". Vgl. auch S. 685.

3) Vgl. oben S. 317. — a) Probe einer Deutschen Übersetzung der Aeneis des Virgils in gereimten Versen. Regensburg 1742. b) Des Publius Virgilius Maro, Aeneis, ein Heldengedicht, in eben so viele Deutsche Verse übersetzet, und mit einer Vorrede Sr. Hochedelgebornen Magnifizenz des Herrn Professors Gottsched begleitet: Sammt einem Vorberichte des Übersetzers, worin den wider dieses Werk gemachten Critiken begegnet wird, in zween Theilen herausgegeben von Joh. Chr. Schwarz. Regensburg (Zunkel); I. Theil 1742, II. Theil 1744. 4) Vgl. a. o. O. 1742 No. 53.

fuhren nicht viel glimpflicher, und die Greifswalder „Critischen Versuche", welche sich bis jetzt neutral verhalten hatten, stimmten in den Tadel so laut ein[1]), daß die Schweizer auf ihre treue Bundesgenossenschaft die größten Hoffnungen setzten. Breitinger aber bediente sich außer einiger zerstreuter Ausstellungen wieder der Satire. Er erzählte folgendes Abenteuer[2]).

Erlenbach hatte in seiner Schule eine Übersetzung aus der Aeneis aufgegeben und als Preis für die beste einen Heinecke'schen Longin mit der neuen Vorrede festgesetzt, als Strafe für die schlechteste aber mit dem Besteigen des Schulesels gedroht. Der Schüler Joh. Christoph Weiß (= Schwarz) lieferte eine gereimte, trotzdem eine prosaische gefordert war; aber der Vorzug des Reimgeklingels schwand, sobald man sie prüfte, und es zeigte sich, daß sie die ungeschickteste und nachlässigste war. Der Schüler, von den ihm nachgewiesenen Fehlern überzeugt, gesteht, daß er nur die von Sr. Magnifizenz, dem großen Gottsched, so angelegentlich empfohlene Schwarz'sche Übersetzung geplündert habe. Erlenbach hat ein Einsehen, konfiszirt die Aeneis, läßt sie mit Nägeln dem Schuleseel an die Brust heften und erlaubte jedem Schüler, täglich ein Blatt zu seinem Bedürfnisse herauszureißen. Das Urtheil wurde mit solchem Eifer vollzogen, daß in 14 Tagen die ganze „Schwarzias" zerfetzt war. — Der gekränkte Regensburger Sänger beklagte sich in seinem „Vorberichte" über diese Grobheit seines Gegners, der „bekanntermaßen von einem unparteiischen und höflichen Wesen so weit entfernt sei als der Zürchersee von dem Eismeere und das hohe Alpengebürge von den Spitzbergen in Grönland". Seine poetische Malerei wäre eine liederliche Schmiererei, wollte aber ein Gelehrter dessen Schriften lesen, so würde ihm so übel darüber werden, als wenn er Schweizerhosen (Jalappa) verschluckt hätte. Darauf verfaßte Breitinger ein Schreiben an den Verleger Zunkel in Regensburg, in welchem er erzählte, wie die „Schwarzias" vor Gericht, wo Tulipe (Pitschel) eine erfolglose Vertheidigungsrede gehalten, zum Feuertode verurtheilt worden sei. Um aber den

1) Vgl. „Critische Versuche zur Aufnahme der deutschen Sprache". Greifswald. St. VIII. S. 181.

2) Vgl. Schweizer Samml. St. VII. S. 81 ff.

armen Verleger vor Schaden zu bewahren, gab er ihm den Rath, die Übersetzung als das herauszugeben, was sie, freilich ohne Absicht des Verfassers, sei, eine lächerliche Verhöhnung des Virgil'schen Epos, für die am besten der Titel passe: „Die verkleidete Aeneis, ein Heldengedicht für die Gottschedianer“[1]) u. s. w.

Wenig Erfolg hatten die Versuche Gottsched's, die Schweizer in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Bodmer selbst hatte ihm 1739 die erste Nachricht von der durch Gabriel Hürner, Pfarrer an der Nidekkirche, im Januar begründeten „deutschen Gesellschaft“ in Bern[2]) gesandt, und 1740 widmete der Professor Joh. Georg Altmann, dessen Zimmer das Bildnis der Frau Gottsched schmückte, dem „Leipziger Musenpaar“ das Organ der Gesellschaft, eine bei Heidegger erschienene Wochenschrift „Der Brachmann“, welche denn auch 1741 in den „Beiträgen“ günstig rezensirt wurde[3]). Im März 1741 trat der Herausgeber mit Gottsched in nähere Verbindung, und bald darauf vermittelte Mosheim auch dessen Bekanntschaft mit Hürner. Da sich die Züricher in ihrer Zeitschrift mit Vorliebe auf die aus Sachsen erhaltenen Zustimmungsschreiben berufen hatten, war die neue Korrespondenz für Gottsched von besonderem Werthe, weshalb er Bruchstücke derselben in der Vorrede zur III. Auflage seiner „Dichtkunst“ ohne Angabe der Verfasser abdrucken ließ. In Zürich war man über die Treulosigkeit der Landsleute empört. Zellweger rieth auf zwei Geistliche in Zug, wo Gottsched allerdings Verbindungen hatte, Breitinger stellte Altmann zur Rede, welcher in der unverschämtesten Weise am 9. Juni 1742 die Autorschaft für sich und die Gesellschaft ableugnete. Nun ist schon durch Danzel's Auszüge Altmann als der Schreiber des ersten Briefes entlarvt worden[4]), aber auch der zweite, den man später als fingirt bezeichnet hat, rührt von einem Berner her. Unter dem 11. November 1741 berichtete Hürner[5]) über die Gesellschaft, die „von Staatsmit-

1) Vgl. a. o. O. St. VIII. S. 33 ff. Eine Fabel gegen Schwarz vgl. Eschenburg, Hagedorn V. S. 177.

2) Bodmer an Gottsched vom 1. April 1739: „In Bern hat sich eine Gesellschaft von guten Köpfen unter dem Titel einer deutschen Gesellschaft formirt, von der man künftig etwas Rechtschaffnes hoffen kann“.

3) Vgl. Beiträge VII. S. 170. 4) Vgl. Danzel, G. S. 238.

5) Von Hürner theilte Danzel nur einen späteren Brief mit (S. 239).

gliedern, Predigern und Professoren ist aufgerichtet worden“ [1]): „Wir nehmen an dem Kriege, den unsere Landsleüte von Zürich wider die ganze deutsche Nation forgenommen haben, kein Theil. Fertiget man sie ferner ab, wie es in einem periodischen Werke erst vor kurzem geschehen ist, so wird ihnen die Lust vergehen. Wir wünschen unsern Landsleüten mehr Liebe zum Frieden und zum natürlichen, so werden sie von Deutschland ablassen und mit Milton's Liebhabern anbinden“. Gottsched widmete der Gesellschaft den siebenten Band der „Beiträge“, wofür Hürner verbindlich dankte (21. Juli 1742); er wollte sogar im Sommer 1742 Steinauer nach Bern schicken, damit dieser durch Collegia privatissima die Sprache und den Geschmack der „Landsleüte“ bessere, aber das Projekt scheiterte, wie es scheint, an dem kargen Anerbieten der Berner (7. März 1742); überdies wurde Steinauer hinterbracht: »Monsieur votre patron de Leipzig est entièrement brouillé avec Monsieur Altmann, qui lui avait fait part d'une brochure hebdomadaire intutilée de Brakmann (22. Januar 1743 aus Schweighausen an Steinauer). Die Berner Gesellschaft aber fristete ein elendes Scheinleben. „Sie schläft und in ihrem Schlaf träumt sie von nichts“, berichtet Sam. König an Bodmer, „sie versammelt sich, trinkt Thee und geht wieder auseinander; zuweilen bewundern sie eine Leipziger Übersetzung, und das ist alles“. Rühriger war indeß eine Minorität, welche entschieden zu den Zürichern hielt. Zu diesen gehörten vor allem Haller's Freunde, der Inselprediger Uriel Freudenberger, der Zollsekretär Albrecht Herport und Sinner von Lenzburg. Sie machten sogar „einige gute Dinge gegen die Deutschen“, durften aber damit nicht an den Tag treten; ja Freudenberger, der Herausgeber der III. Auflage der Haller'schen Gedichte, leistete Spionsdienste durch Besorgung von Nachrichten aus Leipzig, die indeß spärlich eingegangen zu sein scheinen. Vor allen aber war der Mathematiker Samuel König, der mit seinem Freunde Samuel Henzi in Bern der bestehenden Gesellschaft gegenüber eine neue »La fronde« gründete, ein geschworener Feind der „unverschämten und ungerechten Tyrannei der Sachsen“. Er dankt Bodmer —

1) Über die einzelnen Mitglieder vgl. Hirzel, Haller. Vorwort S. 225, Anmerkung 3.

wahrscheinlich mit Bezug auf die Übersetzung der Briefe Mauvillon's — daß er diese Herrschaft so „wohl und frei angetastet", er könne nicht einsehen, warum eine Provinz vor der andern einen sprachlichen Vorzug haben soll, und weist in einer Vergleichung zwischen dem Meißner und Schweizerischen Dialekte nach, daß der letztere wegen seines Reichthums an Vokalen volltönender sei, wie er denn auch eine deutliche Verwandtschaft mit dem Altdeutschen bekunde. Hieran schließt er die Aufforderung an Bodmer, die Polirung des Schweizer Provinzialdialektes in die Hand zu nehmen, denn es wäre einem Schweizer unmöglich, naiv zu schreiben, wenn er die Meißner Mundart wie Latein lernen sollte[1]).

Innerhalb dieser Gesellschaft brach zwischen den »Frondeurs« und der unter Gottsched's Fahne verbliebenen »Ligue« der Litteraturstreit aus. Außer einem 20 Verse umfassenden Epigramm »Le Silence«, welches wahrscheinlich von König herrührt[2]), hatte „Der Salmis", eine Pope'sche Satire von 88 Versen[3]), in welcher die Liguisten als Gewürzkrämer verspottet werden, die sich vergeblich bemühen, das Wort „Salmis" ins Deutsche zu übersetzen, auch außerhalb der Schweiz Verbreitung gefunden. »Aide nous Teutoboc, sois notre Apollon« ruft die Versammlung in ihrer Rathlosigkeit aus, und die ironischen Anmerkungen beziehen sich, trotzdem die Schrift sonst nur lokales Interesse hat, fast durchwegs auf Gottsched'sche Quellen. Der „Salmis" ist ein gemeinsames Werk König's und Henzi's. Bodmer bemerkte hierüber: „Die Dummheit in ihrem Sitz zu erschüttern, Schlug er mit Henzi die Hand in Hand, und sie kochten den Salmis"[4]). Wohl schwiegen auch die Gegner nicht,

1) Vgl. über diese Verhältnisse die Korrespondenz in Litt. Pamphlet. S. 49, 53, 55 ff.

2) Handschriftlich auf der Stadtbibliothek in Zürich: »Le Silence, Epigramme No. 1, à l'honneur de l'illustre société teutonique de Berne«. Vgl. Baebler, Samuel Henzi's Leben und Schriften. Aarau 1880, S. 13 ff. Schnorr, Archiv X. S. 364 ff.

3) »Le Salmis, ou panégirique de la ligue autrement dite société teutonique de . . par Pyracmon de la société des frondeurs«. Cologne 1744. (Anfangs handschriftlich verbreitet, dann bei Emanuel Haller gedruckt.) Vgl. Litt. Pamphlete. S. 191.

4) Vgl. „Bodmer nicht verkannt". Stäudlin S. 325. Der Herausgeber bemerkte zu der Stelle (1793): „Was Bodmer hier sagen will, kann ich nicht

aber ihre »Reponse«[1]) blieb ein schüchterner Protest von rein interner Bedeutung. Wie es scheint, versuchte Gottsched selbst, und zwar in französischer Sprache, den bedrängten Getreuen zu Hilfe zu kommen, wenigstens schreibt der Gymnasiallehrer Formey aus Berlin am 4. Dezember 1742: »J'ai lu avec plaisir votre Apologie contre Mrs de Zürich; il faudra seulement, comme vous m'y autorisez, retoucher quelques — endroits pour le langage«.

Die litterarischen Kräfte der Liguisten versiegten bald ganz. Altmann entsagte der Schriftstellerei. Nur einzelne Fäden reichen noch in spätere Zeit zu Gottsched hinüber; so 1747 ein Brief von Hürner, und Grimm's Freundschaft mit einem Mr. de Vall Travers, der ebenfalls Mitglied der Berner Gesellschaft war.

Wie die Frondeurs betonte auch eine deutsche Gesellschaft in Basel das sprachliche und poetische Selbstbestimmungsrecht der Schweizer gegenüber den Sachsen. Hier hatte wohl Drollinger, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig, die sächsische Sprachdiktatur rückhaltlos anerkannt, ohne sich ihr freilich, wie seine Gedichte bezeugen, allzu ängstlich zu fügen. Nach seinem Tode aber (1742) trat Spreng offen gegen die Sachsen auf. Zwar regte sich auch in ihm der Cantönligeist, weshalb er z. B. die Liguisten gegen die Frondeurs ermunterte, allein in der an die Berner Gesellschaft gerichteten Widmung der von ihm herausgegebenen Gedichte Drollinger's (1743) zog er über die „dictatorische Dreistigkeit gewisser sächsischer oder preußischer Kunstrichter" los und trat für eine Vereinigung der Baseler und Berner Gesellschaft zum Zwecke der Herausgabe eines Helvetischen Wörterbuches ein. Wenn es demnach auch zu jener Alliance mit Ausschluß der Züricher gekommen wäre, wie Altmann träumte[2]), so hätte sich diese keineswegs unter die Diktatur Gottsched's gestellt. Übrigens hatte er auch hier in Emanuel Wolleb, dem späteren Stadtschultheißen, einen ergebenen Schüler, der seines Lehrers Ansehen

---

errathen". Sonach wäre die Angabe bei Baebler a. o. O. S. 15 zu berichtigen. Vgl. Bodmer, Litterarische Denkmale 1779. S. 167 ff., woraus hervorzugehen scheint, daß die Schrift konfiszirt wurde.

1) Vgl. Baebler a. o. O. S. 14. 2) Vgl. Danzel, G. S. 241.

wahrte und noch 1755—1757 in dessen Geiste den „helvetischen Patrioten" herausgab[1]). Gottsched ehrte ihn durch Widmung seiner „Beobachtungen".

Der Leipziger Theaterskandal und seine poetische Verherrlichung durch Rost sowie Gottsched's Prahlereien im Bayle'schen Wörterbuche und in der „Schaubühne" reizten die Schweizer, nun auch seine Verdienste um das Theater, welche sie bisher nur nebenbei angefochten hatten, in nähere Beleuchtung zu rücken. Bodmer ließ durch Henzi in Bern mehrere Ausgaben des „Vorspiels" veröffentlichen[2]), zu denen Rost ausführliche, mit R. gezeichnete Anmerkungen geliefert hatte. Darauf erschien daselbst ein Sammelband: „Critische Betrachtungen und freye Untersuchungen" mit sechs Stücken und einer Zuschrift an die Neuberin. Als Stück II ist das „Vorspiel" wieder abgedruckt, wobei Bodmer's neue Anmerkungen unter der Chiffre F. die Noten Rost's noch vielfach übertrumpfen. So hatte dieser zu der Stelle [III V. 36] die Erklärung gegeben, daß das Breitkopf'sche Haus, worin G. wohne, ein Wirthshaus sei, und Bodmer brachte das Wirthshausschild witzelnd mit dem Bären auf den Titelblättern der Herrn Gottschede und Schwaben in Zusammenhang (S. 49)[4]).

Drei Stücke der „Critischen Betrachtungen" befassen sich mit Gottsched's „Iphigenie". Welcher Art mitunter die feineren Witze waren, die an diese Übersetzung geknüpft wurden, davon nur ein Beispiel. Racine sagt:

»Thesée avec Helène uni secrettement
Fit succeder l'hymen à son enlèvement,
Une fille en sortit« etc.

---

1) Vgl. „Neuestes" V. S. 783 ff.

2) „Das Vorspiel." Ein episches Gedicht. Bern 1742. 1743 (4.).

3) „Critische Betrachtungen und freye Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schau-Bühne. Bern 1743 (4 und 8). Daß die Anmerkungen mit F. von Bodmer stammen, vgl. Litterarische Denkmale von verschiedenen Verfassern. Zürich 1779, S. 165.

4) Der „Critische Almanach" bemerkte hiezu S. 19: „Da habens ein gewiß Pasquill wieder drucken lassn, wo unsere Feind lästerlich geschopft werden, und hat der Herr Flegelius und Rotzloeffelius (denn das bedeuten die zwei Buchstaben F. und R.) Noten darzu gemacht".

Gottsched übersetzte höchst ungeschickt:

„Als vormals Theseus einst mit Helenen entgieng
Und aus geheimer Lieb ein Töchterlein empfing" ꝛc.

Daraufhin wird nun die Frage der Wahrscheinlichkeit erhoben, ob denn wirklich Theseus empfangen habe, und der Witz, daß Gottsched Helden zu Zwitter gemacht und Ähnliches, pflanzt sich noch weit später in zahlreichen Anspielungen fort und dient als Motiv für Satiren. Mehr noch hatten die Schweizer gegen den „Cato" auf dem Herzen. Wichtiger als die falsche oder schiefe Übersetzung einzelner Stellen schien ihnen namentlich die Frage nach der historischen Bedeutung des Stückes und seinem Verhältnis zu den Quellen. Gottsched hatte durch seine Bemerkungen in der „Schaubühne", daß die Deutschen, wie „Cato", „Titus Manlius", der „Tod Cäsars", „Ulysses", die „Horazier" „Timoleon" u. s. w. beweisen, bei Übersetzungen nicht stehen geblieben wären, derartige Untersuchungen geradezu provozirt. Seit der ersten Ausgabe des „Cato", in welcher er einen ziemlich ehrlichen Bericht über sein Verhältnis zu den Quellen erstattet hatte, war ihm jede Schriftstellerbescheidenheit abhanden gekommen, so daß er sein Stück immer kühner als Original bezeichnet hatte. Dazu begieng Schwabe die Albernheit, seinen Meister mit Corneille auf eine Stufe zu stellen. So untersuchten denn die Schweizer mit einer Gründlichkeit, die ihrer kritischen Methode alle Ehre macht, diese Originalleistung und kamen zu dem bekannten Schlusse, daß sie mit „Kleister und Schere" aus Deschamps und Addison zu Stande gekommen war[1]). Der „sinnlichen Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes von Cato", in welcher erzählt wird, wie der Verfasser die beiden Originale um etliche Groschen gekauft, mit einem wohlschneidenden Messer das ihm Unpassende weggeschnitten, um es den Hunden vorzuwerfen, folgte als sechstes Stück der „Critischen Betrachtungen" die Untersuchung der „innerlichen Beschaffenheit des mechanischen Originalstückes". Was hier über die Szenenfolge, Wahrscheinlichkeit und Ähnliches vorgebracht wird, ist unerheblich

1) Zur Geschichte dieses Ausdruckes vgl. Züricher Samml. St. V. S. 64. St. VII. S. 93. St. VIII. S. 80 ff. St. XII. S. 58.

und beweist nur, daß der Leipziger Praktiker seinen Gegnern in diesen Fragen überlegen war.

Noch vernichtender lautet das Verdikt über seine Wirksamkeit in der Zuschrift an die Frau Neuberin[1]), mit der das Buch eingeleitet wird. Unter anderem findet Bodmer die Erklärung dafür, daß die „verhudelte Iphigenia" und der „verschnittene Cato" dem verständigen Leipzig gefallen konnten, einzig und allein in der Geschicklichkeit der Acteurs[2]). Er erhebt das, was Rost in dichterischer Übertreibung behauptet hatte, zu kulturhistorischer Thatsache. Lessing's berühmtes Wort: „Ich bin dieser Niemand, ich leugne es geradezu", geht sachlich auf Bodmer zurück, wie denn auch dem Theaterjournal für Deutschland und anderen älteren Quellen diese Streitschrift leitende Gesichtspunkte geboten hat. Wie befangen aber die Schweizer in dem Streite bereits waren, beweist die der Neuberin gegebene Versicherung, sie würde unter der Voraussetzung, daß dem Publikum die tragische Handlung wenigstens nach ihren vornehmsten Umständen bekannt sei, durch bloße Geberden bei der Aktion auf die Gemüther stärkeren Eindruck machen, als wenn sie sich hiebei der Gottsched'schen Worte bediene.

Mit den „kritischen Betrachtungen", welche nur nebenbei der Tragödiendichter Pitschel und Grimm gedenken, sollte aber auch die Opposition der Neuberin gestärkt werden. So wird in dem historischen Vorberichte zum II. Stücke Gottsched geradezu als ihr Schüler hingestellt. Sie erst hätte ihm „verschiedene Wahrheiten und Geheimnisse der dramatischen Wissenschaft und der Ausübung ihrer Regeln" eröffnet, auf ihren Unterricht wäre alles zurückzuführen, was in der „Critischen Dichtkunst" nicht historisch sei und sich über die Anfangsgründe von den Einheiten der Fabel erhebe. Innerlich unwahrscheinlich wie diese Behauptungen ist auch die Erzählung, daß die Neuberin den von ihr übersetzten ersten Akt von Racine's „Iphigenia" Gottsched zur Vollendung übergeben, und daß dieser dann, gestützt

1) Sie wird hier ausdrücklich als die „Principalin der Gesellschaft" bezeichnet.

2) Und doch hatte Bodmer an Gottsched noch 1738 (28. März) geschrieben: „Von Ihnen dürfen wir die Einführung der Teutschen Tragödie hoffen". Aus diesem Grunde ist wohl auch das Buch in einem „benachbarten Canton" (Bern) erschienen.

auf die ihm verbürgte Verschwiegenheit einer Komödiantin, das ganze Werk als sein Eigenthum veröffentlicht hätte. Die Angelegenheit wäre aber einigen Vertrauten der akademischen Jugend verrathen worden, darob hätte es Verdruß gegeben u. s. w. Man sieht freilich, daß Bodmer diesem Klatsche selbst nicht recht traute, denn „wie es mit dieser verdrüßlichen Sache weiter abgelaufen", will er itzo nicht anführen. Die Zuschrift gipfelt in dem Rathe, der Gottsched'schen Poesie ganz zu entsagen und sich in Trauerspielen lieber guter Prosa zu bedienen. Hiefür erbieten sich die Schweizer die Herolde ihres Ruhms zu sein, welche ihren Namen und den ihres auserwählten Freundes Suppig von einer Alpe zur andern ausrufen werden.

Indessen sollten gerade im Jahre 1743 die Feinde der Neuberin triumphiren. Finanzielle Mißerfolge zwangen sie, die Truppe aufzulösen; durch ein schmutziges Pasquill: Probe eines Heldengedichtes, welches 1743 unter dem Pseudonym Siegmund Friedrich Meyer erschien[1]), und dem im nächsten Jahre ein zweiter Theil von Daniel Wolfgang Meyer folgte[2]), wurde sie verhöhnt und an ihrer Ehre gekränkt. Daß diese Schriften aus Schauspielerkreisen hervorgegangen sind, beweisen die vielen Einzelheiten aus dem Leben der Principalin, die, wenn auch entstellt und verzerrt, doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein dürften und nur von jemandem vorgebracht werden konnten, der die Principalin längere Zeit auf ihren Wanderungen begleitet hatte. Es liegt nahe, in Uhlich und Schönemann die Verfasser zu vermuthen. Kein Principal hat sich der Neuberin nach ihrer Rückkehr aus Rußland so gehässig an die Sohlen geheftet als der letztere. So schrieb er am 14. Oktober 1743 aus Berlin: „Daß die Neuberin wieder so angelaufen, kann

1) Probe Eines Heldengedichtes In acht Büchern Welches künftig alle vierzehn Tage Gesangweise herausgegeben werden soll, und welches den Titel führet Leben und Thaten der weltberüchtigten und besten Comödiantin unserer Zeit, nehmlich der Hoch-Edlen und Tugendbegabten Frauen Friederica Carolina Neuberin ꝛc. ꝛc. von M. Friedrich Siegmund Meyer Zwickaviensis. Zwickau 1743. Hofbibl. Dresden. Vgl. Reden Esbeck a. o. O. S. 276 ff.

2) Leben und Thaten ꝛc. Anderer Theil von Daniel Wolfgang Meyern Wohlbestalter Registrator in Zwickau. Anno 1744. (Mit dem Portrait der Neuberin.)

ihr nichts schaden, denn wenn sie erstlich wieder reisen muß, so wird ihr wieder ein starker Zügel in den Mund gelegt, und es reißt desto stärker am Beutel"; am 13. April hatte Uhlich berichtet, Schönemann habe ihr und Suppig in Berlin die Conzepte sehr verdorben. Ferner ist unter jenem Schauspieler, dem nach S. 9 des ersten Pasquills die Neuberin einen Holzdiebstahl in Merseburg hat vertuschen helfen, und der unter der Chiffre R. den ersten Brief der zweiten Schrift verfaßt hat, wahrscheinlich Schönemann zu verstehen. Er war 1730, also gerade damals, als die Truppe in Merseburg stand, zur Neuberin gekommen und kann also in diesem oder im April des nächsten Jahres als wenig disziplinirter Neuling jenes Delikt wohl begangen haben; dann heißt es in jener Anmerkung auf S. 9 ausdrücklich: „Er führet gegenwärtig selbst ein Häufgen Leute, die sich Komödianten nennen". Daß sein Name mit R. beginnt, stört um so weniger, als ja viele Schauspieler Künstler- oder vielmehr Spitznamen trugen[1]). Wenn endlich im ersten Briefe von „Leben und Thaten" erzählt wird, wie sie „mit Extra Post aus Leipzig über Wurtzen fährt und ihr so gewesener erster Mann Herr Neubert muß wohl allemal die Extra Post bestellen und bei ihr rückwärts in Wagen sitzen, der Herr Amtmann Kahle aber als ein neuer Ehemann sitzt neben der Frau Neuberin mit einem großen Budelhunde," so erinnert das lebhaft an einen Bericht Schönemann's aus Breslau vom 3. März 1744: „Die Neuberin ist mit ihrem Favoriten resp. und ihrem Schneider auf der preußischen Post zum Thore hinaus". Was das Heldengedicht selbst anlangt, so läßt die relative Gewandtheit des Verses und die Kunst der Detailmalerei in Uhlich den Verfasser vermuthen[2]), welcher auch wirklich unter dem 25. September 1743 eine Satire auf die Neuberin an Gottsched sandte. Freilich reproduzirt der zweite Brief („Leben und Thaten"), der offenbar ein Hohn auf die „Critischen Betrachtungen" war, mit dem der Verfasser zeigen wollte, wie weit es die Neuberin nun nach ihrem Zerwürfnisse mit Gottsched gebracht hätte, die Ausführungen Bodmer's in einer dem Leipziger

1) So hieß die Neuberin „schöne Wilhelmine", Joh. Neuber: „Pater Clundrian", Suppig: „Juch Nebitsch" u. s. w.

2) Vgl. den 1. Auftritt des I. Aktes im „Unempfindlichen".

Professor wenig schmeichelhaften Weise. Trotzdem scheinen die Gottsched's auch bei diesen schmutzigen Pasquillen die Hand mit im Spiele gehabt zu haben.

Übrigens wird es sich empfehlen, für die absolute Tugendreinheit der Neuberin weniger mannhaft einzutreten als es Devrient und ihr neuester Biograph gethan haben, denn selbst ein ernster Mann, wie Carl Heinrich Lange in Lübeck, berichtet (12. April 1744): „Das Vorspiel hat hier großes Aufsehen gemacht, und ich habe deshalb viel zu kämpfen gehabt. Da ich wußte, daß die Frau Neuberin auch in Lübeck amour gemacht, so war es mir um so viel leichter wahrscheinlich zu machen, daß es ein verliebter Schächer seyn mußte, der die Thorheit begangen".

Unterdeß war mit Beginn des Jahres unter König's Aufsicht ein streitbares Journal, die „Dresdnischen Nachrichten," herausgekommen[1]), für welche Rost gewöhnlich die gelehrten Artikel lieferte, während Liscow hier ab und zu seine satirische Geißel schwang[2]). Er zollte den Untersuchungen der Schweizer über die Originalität des „Cato" Beifall, höhnte, daß der IV. Band der „Schaubühne" Originalstücke bringen sollte, und daß die meisten, besonders Quistorp's „Austern", der „Schaubühne" Gottsched's in der That würdig seien[3]). Eine Ausnahme machte er mit El. Schlegel's Stücken, obwohl er auch bei ihnen das übertriebene Lob Gottsched's einschränkte, so beim „Geschäftigen Müßiggänger", ja selbst beim „Hermann", in welchem mit der so schönen Erfindung nicht auch die rechte erhabene Schreibart verbunden worden wäre. Mit einer geringschätzigen Drohung gedachte er der Streitschrift des Germanicus a Sancta Fide oder des Herrn Wahrendorf: Sollte sich der Verfasser der satirischen und ernsthaften Schriften, heißt es hier, die Mühe nehmen, dawider zu antworten, so könnte Wahrendorf zeitig genug erfahren, daß es nicht an der Güte seiner Beweise gelegen, wenn man nicht eher geantwortet hat (S. 55). Recht

1) „Dresdnische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen". Auf das Jahr 1743. Dresden (Walther).

2) Vgl. Neue Irene 1806. Juni 136; vgl. Litzmann, Lisc. 138.

3) Vgl. Dresdner Nachrichten. St. 44. Nach Eschenburg, Hagedorn V. S. 292 von Liscow, mit dem Schlegel in demselben Jahre in Dresden zusammenkam.

boshaft werden auch die alethophilischen Dichter[1]), welche mit Gottsched'scher Inspiration an Reinbeck's Bahre gesungen hätten, abgefertigt: „Die Traurigkeit hat vermuthlich ihre Geister so überfallen, daß sie nicht mehr vermögend gewesen, uns solche Meisterstücke zu liefern, als der Vorredner angekündigt“ [2]). Die lobende Anzeige des VII.—IX. Stückes der Schweizerischen „Sammlung“ giebt Zeugnis von dem abgeschlossenen Bündnis zwischen Dresden und Zürich. Neben diesen ernsthaften und gründlichen Schriften, sagt der Rezensent ironisch, sind auch die „Belustigungen“ des Verstandes und Witzes auf der Welt nützlich, denn sie dienen gewissermaßen zur Abkühlung des Witzes, wenn man zu begierig und zu lange über ernsthaften Büchern gesessen hat (S. 40).

Seit 1743 gaben auch die Greifswalder Gottsched Anlaß zu Besorgnis. Die deutsche Gesellschaft hatte ihn noch am 24. Nov. 1742 versichert, daß die Nachwelt in der Historie der deutschen Kritik nothwendig mit den Tagen Sr. Magnifizenz einen wichtigen Zeitlauf anzufangen berechtigt sein werde. Die Hauptmitarbeiter der seit 1742 hier erschienenen „Critischen Versuche“ waren Meier in Halle, Jak. Lasius, Rektor in Greifswald, und Daniel Aepinus, Magister zu Rostock, alle drei Anhänger Baumgarten's. Aepinus aber leitete noch ein persönliches Motiv. Er war der Sohn jenes Vertheidigers der plattdeutschen Mundart, den Gottsched in den „Beiträgen“ so übel zugerichtet hatte[3]). Das II. und III. Stück hatte man in Leipzig skeptisch aufgenommen[4]). Wenn auch die Schweizer einige Seitenhiebe erhielten[5]), so war doch aus den Urtheilen über Schwarz, Triller, Böhlau u. A.[6])

---

1) Es sind Nathanael Baumgarten (Berlin), Wüstenberg (Stettin), Denso (Stargard), Stisser (Stettin). Vgl. auch gegen Lindner St. 86.

2) Ein ähnlicher Spott trifft Gottsched's Weltweisheit (St. 49) und die Redensammlung von Löschenkohl (St. 87).

3) Quistorp berichtet von ihm: „Ein Feind der Leipziger und blinder Anhänger der Schweizerischen Schriften, sonst ein munterer und nicht ungeschickter Kopf, der Hoffnung hat, Professor der Poesie hierselbst zu werden“ (9. September 1745). Vgl. oben S. 274.

4) Vgl. Zeitung von gelehrten Sachen 1742. S. 510.

5) Vgl. Critische Versuche (Greifswald). St. V. S. 510, X. S. 403.

6) Vgl. a. o. O. St. VII. S. 67 ff., IX. S. 300 und „Beiträge“ VII. S. 131, VIII. S. 535.

sowie andrerseits über Haller, der trotz einzelner Ausstellungen in dem Aufsatze „Von den Scheinwörtern in der deutschen Sprache" doch als einer unsrer größten Dichter gepriesen wurde[1]), die Parteinahme unverkennbar. Im V. Stücke wird schon Gottsched's „Critische Dichtkunst" einer Untersuchung unterzogen und Fehlerhaftes in seiner Horazübersetzung angemerkt, im VI. folgte der Abdruck von Baumgarten's Dissertation. In Zürich beeilte man sich, Kapital daraus zu schlagen[2]). Man widerlegte mit Ernst und Ruhe, was gegen die Schweizer gesagt war, und sammelte die Angriffe wider die Gegner, um sie mit begleitendem Spotte zu veröffentlichen.

Zu derselben Zeit machten die „Göttinger gelehrten Anzeigen" eine Schwenkung. Die Zeitschrift war um so wichtiger, als Haller, der in litterarischen Dingen ein gewichtiges Wort zu sprechen hatte, einen entscheidenden Einfluß auf ihre Haltung ausübte. Noch 1739 wurde von Gottsched in der Anzeige seiner Opitzrede gesagt, er sei nicht weniger geschickt nach der Kunst als von der Kunst zu reden (S. 869), aber schon im nächsten Jahre geht das den Schweizer Schriften gespendete Lob über den gewöhnlichen Ton der Anerkennung hinaus[3]). Der Herold, welcher den Ruhm des »esprit critiqeur« der Schweizer von Göttingen aus verkündete, war Steinwehr. Obwohl er noch 1740 dem Hause Gottsched seine Honneurs machte, trat er mit den Schweizern durch Meister in Verbindung[4]). Er gehörte offenbar zu jenen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig, welche ihre feindselige Haltung gegen Gottsched in den Litteraturstreit übertrugen. Entschiedener wird die Parteinahme in der Anzeige des zweiten Theiles der Breitinger'schen Dichtkunst, wo es heißt: „Bisher hat noch kein Deutscher eine so ausführliche Kritik über das Wesen und die Zieraten der deutschen Poesie an das Licht gestellet". „Es wird ihm vielleicht nicht an Widerspruch mangeln", fährt dann Referent mit offenbarem Seitenblick auf Gottsched[5]) fort.

1) a. o. O. St. II. S. 130 ff.

2) Vgl. Schweizerische Samml. St. XI. S. 1 ff.

3) Vgl. Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen. 1740. S. 425, ferner S. 410, 419. — 1741. S. 258 ff. — 1742. S. 324 ff.

4) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 605 (Meister an Breitinger vom 1. Juli 1740).

5) Göttingische gel. Zeitung. 1740, S. 309 (11. November).

Indeß werden noch „die deutsche Schaubühne", die Arbeitender Frau Gottsched, sogar die III. Auflage der „Critischen Dichtkunst" anerkennend angezeigt[1]), aber im Februar 1743 tritt durch die Sympathiekundgebung mit dem Urtheile Liscow's in der Vorrede zu Heinecke's Longin und die lobende Anzeige von Rost's Vorspiel eine Wendung ein[2]). Ein Artikel, angeblich von Hamburg eingesandt, beurtheilt die Arbeiten in den „Belustigungen" recht abfällig, und bald darauf legt die Redaktion das offene Geständnis ab, obwohl das Unternehmen sehr löblich und rühmlich sei, wären doch hin und wieder so schlechte Stücke mit unterlaufen, daß man die Verfasser doch nicht durchgängig für die Verfechter des deutschen Witzes annehmen könne. Bald darauf nimmt die Zeitschrift auch an den einzelnen Streitfragen theil, wobei sie freilich immer eine gewisse vornehme Stellung über den Parteien zu bewahren weiß. So hatte in der Schwarz'schen Affaire dem Schweizer Magister Finke ein Martin Lerche im VIII. Bande der „Beiträge" geantwortet, worauf die Göttinger zutreffend bemerkten: „Sie zanken sich hier und da um eine Stelle, wozu ein Dritter vielleicht noch was sagen könnte".

Endlich hatten auch die „Leipziger gelehrten Zeitungen" eine Schwenkung vollzogen. So lange Schwabe seit dem Abgange Steinwehr's die Redaktion besorgte (1739—1742), vertraten sie entschieden Gottsched's Sache. 1742 wurden von den Schweizern die Leipziger „Zeitungs-Schmierbler" angegriffen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade dies Otto Menke bestimmte, eine eigene Kommission von sechs Fachmännern zur Fortführung des Werkes einzusetzen. Die neutrale Haltung, welche die Zeitschrift jetzt beobachtete, war für Gottsched geradezu verletzend. Während sonst über die „Beiträge" ausführliche Berichte mit gelegentlichem Lobe gebracht wurden, wird 1742 nur noch das 28. Stück angezeigt; während sogar die Greifswalder „Critischen Versuche" eingehender besprochen werden, findet Gottsched's Organ keine Berücksichtigung mehr.

Auch die „Deutsche Gesellschaft" in Leipzig, die zu ihrem früheren Senior selbst nach dessen Austritt noch ein achtungsvolles

1) Ibid. 1741, S. 654. 2) Ibid. 1743, S. 141, 195, 501.

Verhältnis beobachtet hatte, fieng durch Lobpreisung der Breitinger'schen Dichtkunst (St. II) und der litterarischen Verdienste König's, der sich jetzt an einzelne Mitglieder enger angeschlossen hatte, in ihren „Nachrichten“ [1]) an, eine feindliche Stellung einzunehmen, und erst 1744 wurde dann durch Kästner wieder ein leidlicheres Verhältnis hergestellt. Das von ihm besorgte IV. Stück beweist wenigstens, daß die Gesellschaft den sächsischen Traditionen folgen und von der „sinnreichtiefen“ und „finsterhohen“ Dichtung der Gegner nichts wissen wollte [2]).

Auf Seite Gottsched's führten Triller und Schwarz den Krieg auf eigene Faust; jener ganz unabhängig, dieser vom Hauptlager aus unterstützt. Triller erklärte im III. Theile seiner Poetischen Betrachtungen (1741), die papierenen ohnmächtigen Donnerschläge der »turpes glires Alpini« wären ihm nicht so fürchterlich vorgekommen, daß er seine Leier weggelegt hätte, in den »Observationes criticae« (1742) fiel er den inficetus hypercriticus Alpinus neuerdings an, um dann, im Vorworte zum „Prinzenraub“ (1743), über die „pedantische Zanksucht und pöbelhafte Unhöflichkeit“ der „winkelliebenden Bücherwürmer“ Gericht zu halten. Mit läppischer Prahlerei berief er sich auf den Beifall „erfahrener Staatsminister und hoher Standespersonen“, der ihm wichtiger sei als aller tadelsüchtigen Neider und unreifen Splitterrichter hämische Abneigung und nichtswürdiges Geschwätze, das, aus Wind entstanden, wieder in Wind zerfährt. Sofort walteten darauf die „Dresdner Nachrichten“ wieder ihres Amtes, indem sie das „Heldengedicht“ für eine boshafte Unterschiebung des schalkhaften Herrn Erlenbach erklärten, der damit seinen Haß gegen den berühmten Herrn Doctor Triller auslassen wollte (St. 45). Hiebei wird die „Bosheit des Schweizers“ bei dem Unternehmen aufgedeckt und eine Titel-, eine Vorreden- und Gedichtsbosheit unterschieden. Das Einzelne ist mit feinem Spotte durchgeführt, die Ironie bis zum Schlusse festgehalten. Das Verdikt lautet: „Hätte dieser Poet (Triller) so ein Gedicht schreiben wollen, so würde er nicht so unnütze, leer, pöbelhaft gedacht und geredet haben“. Übrigens werde der tückische Erlenbach seine Freude nicht lange genießen, da Triller öffentlich bekennen dürfte, daß er an

1) Vgl. oben S. 351. 2) Vgl. „Nachrichten“ a. o. O. S. 649.

diesen Versen nicht den geringsten Theil nehme. Der einheitliche Charakter des Ganzen, die Geschicklichkeit und Leichtigkeit, mit welcher bei Wahrung der logischen Gliederung dem Einzelnen die ironische und spaßhafte Seite abgewonnen ist, vor allem aber die Knappheit und Beweglichkeit des Ausdruckes deuten auf Liscow als den Verfasser hin. Damit aber der Herr Doktor das Vertrauen, welches man in seine poetischen Anlagen setzte, nicht etwa mißdeute, wird ihm im 48. Stücke anläßlich der Rezension über die Gedichte der Magdalene Sibylle Riegerin, welche er herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet hatte, der Rath ertheilt, seinen Kiel zu stampfen und seine Leier lieber dem Äskulap zu opfern.

Noch schlimmer ergieng es dem Vergilübersetzer Schwarz. Die Dresdner hatten ihn anfangs persönlich recht glimpflich behandelt und für seine Geschmacklosigkeiten Gottsched verantwortlich gemacht. Trotzdem wollte er sich seiner zahlreichen Gegner durch eine gewaltige Simsonthat entledigen. In der Streitschrift „Abgedrungene Vertheidigung wider einige anzügliche und ungegründete Critiken über seine deutsche Übersetzung der Virgilianischen Äneis", welche bei Zunkel in Regensburg erschien (1743), hatte er den Mund recht voll genommen und Gottsched apostrophirt:

„Philister über dir! auf, Simson, schlage sie
Mit einem Eselskien und ihrem eignen Munde!
Doch nein, mein Gottsched, nein, laß mich zu Felde ziehn."

Der Feldzug fiel indeß recht kläglich aus. Der Verfasser der Rezension in den Leipziger gelehrten Zeitungen, den Schwarz anagrammatisch Steiner nennt, antwortete gar nicht, aber der „Dresdnische Momus", „der Windbeutel", der „naseweise Zeitungsschreiber" — lauter Ehrentitel, mit denen der Dresdner Gegner bedacht war, wehrte sich nicht nur durch sachliches Eingehen auf die Schnitzer Schwarzens, sondern erzählte mit epischem Behagen, wie derselbe seine Vertheidigungsschrift in einem Anfalle geistigen Schwächezustandes abgefaßt hätte, wie die Ärzte beschäftigt seien, dem Kranken Hypnotika einzuflößen u. dergl. Der zweite Theil Vergil's sowie die versprochene Übersetzung Ovid's werden als Zuchtrute,

welche das Schicksal über den guten Geschmack verhängen dürfte, mit Bangen erwartet[1]).

Schwarz jedoch ruhte nicht. Die Idee, seine Übersetzung dadurch als Fortschritt zu kennzeichnen, daß man sie der allerdings weit roheren und schon in den „Beiträgen" mit bitterem Spotte gebrandmarkten von Lau[2]) an die Seite setzte, entsprang allerdings Gottsched's Kopf. Hiezu kam aber Schwarzens Witz: Lau war nämlich eine wegen seines verkrüppelten Leibes und seiner unermüdlichen Schreibsucht in Hamburg bekannte lächerliche Figur. Schwarz dichtete nun, Lau habe auf dem Todtenbette den Hamburgischen Korrespondenten zum Erben seiner Gelehrsamkeit eingesetzt und ihm aufgetragen, seine Übersetzung mit einer Zueignung an Bodmer und Breitinger herauszugeben[3]). Das Testament wird natürlich in der denkbar ungeschicktesten Weise vollzogen. In der Vorrede begegnet außer Ausfällen gegen die Schweizer und den Hamburger Korrespondenten die triviale Ironie, die Übersetzung sei nur darum herausgegeben worden, damit man sehen könne, wie ungleich schlechter die des Herrn Schwarz sei. Die Satire erhielt in den Dresdnischen Nachrichten von Rost ihre Abfertigung, wo dem Verfasser mit einem recht schalen Wortspiel gerathen wird, in Zukunft statt Bücher

---

1) Vgl. Dresdnische Nachrichten. St. 53. Aus der Rezension geht weiter hervor, daß es Steinbach mit diesen Kreisen verdorben hatte: „Wir berichten H. Schwarzen im Vertrauen, daß Hr. Steinbach vielleicht den Virgil ebenso schlecht als Herr Schwarz würde übersetzt haben."

2) Vgl. Beiträge I. S. 232.

3) Herrn Theodor Ludwig Lau ꝛc. Übersetzungen deutscher Helden-Poesie des Virgilianischen Lobes und Lebenslaufs des großen Kriegshelden Aeneas; mit kurzgefaßter Beifügung: erforderlichen Anmerkungen; auf des seeligen Verfassers ausdrücklichen Befehl und letzter wahrer Willensmeinung, denen beyden größten Kunstrichtern der Deutschen, Herrn Johann Jakob Bodmer, und Herrn Johann Jakob Breitingern zugeeignet und nach des Übersetzers eigener Handschrift mit größter Sorgfalt ans Licht gestellet von dem unpartheyischen Hamburgischen Correspondenten. Hamburg 1743. Druckts G. C. Grund am Fischmarkte. — Breitkopf bemerkt zu dem Buche, welches jedesfalls bei ihm gedruckt wurde, in Biblioth. Schwabiana I. S. 97: »Pauca tantum exempla speciminis hujus pene singularis traductionis impressa fuerunt ad ludificandum famosos illos criticos Bodmerum et Breitingerum.« Vgl. auch Eschenburg, Hagedorn V. S. 291.

zu übersetzen lieber Menschen über zu setzen[1]). Die Flüchtigkeit, mit der er den zweiten Theil seiner Übersetzung besorgt hatte, brachte ihn denn auch bald bei der eigenen Partei in Verruf, so daß sie ihn als verlorenen Posten ganz preisgab.

Es ward immer einsamer und trostloser um Gottsched. Von auswärtigen Zeitungen standen ihm nur noch die Augsburger und die Frankfurter unter der Redaktion Keck's zur Verfügung; die Erlangische, von Groß herausgegeben, hielt zu den Schweizern, und in der Straßburger wurden die „Belustigungen" von Behr angegriffen. Was nützte es ihm, daß in seinen Rednergesellschaften die Gegner angestochen wurden, daß Cramer z. B. den Erweis erbrachte, gelehrte Lästerer, welche die Ehre verdienstvoller Gelehrten verletzen, verdienten härtere Strafen als gemeine Lästerer[2]), daß er untersuchte, wie weit sich ein Poët des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne[3])? Mochte auch der ganze VIII. Band der „Beiträge", dessen erstes Stück im κριτικῶν διδάσκαλος den Nachweis führte, daß der Unglimpf das Wesen der Schweizer Kritik sei, vorwiegend der Polemik dienen, für Deutschland hatten diese Aufsätze um so weniger Beweiskraft, als sie lediglich breitere Ausführungen bekannter Gottsched'scher Gedanken waren und nur das vom Lehrer behutsam und mit manchen Einschränkungen Vorgebrachte genauer, aber auch schroffer präzisirten, wodurch die Schweizer wieder neue Angriffspunkte erhielten[4]). Ja, die geschickte Freundin hatte mit dem Spott über die süddeutsche Sprache einen recht unklugen Ausfall gemacht, so daß Brucker mit Recht besorgte, die Oberländer könnten meinen, man habe ihre Provinzen beschimpfen wollen (1. Januar 1744).

Vergebens rief Gottsched jetzt ältere Genossen zum Streite auf. Ergötzlich ist, wie sich Stoppe, der eine Satire wider Milton

---

1) Vgl. Dresdnische Nachrichten, St. 74 und hiezu die Briefstelle von Rost an Bodmer (24. Jänner 1744), wo dasselbe Wortspiel gebraucht ist: „Der elenden Übersetzer werden itzt bei uns so viele, daß diese Leute, wenn sie über einen Fluß wollen, den Fuhrmännern anstatt: „setzt über, übersetzt" zurufen Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer 1794, S. 3).

2) Sammlung der Reden v. 1743, S. 496 ff.

3) Vgl. „Beiträge" VIII. S. 254 ff.

4) Vgl. Schweizer Samml. St. XII. S. 3 ff.

schreiben sollte, unter allen möglichen Ausflüchten dem Ansinnen entzog. Gottsched hatte ihm zuletzt schon eine Züricher Milton-Ausgabe geschenkt, aber alles nützte nichts; es kam schließlich die dumme Antwort: „Ich empfand sogleich eine gewisse Übelkeit, die mich unfähig machte, diesen Schweizerischen Lieblichkeiten ferner nachzuhängen" (23. Februar 1743). — Demüthiger noch war der Korb, den er kurz darauf von Pantke erhielt: „Mir geschieht eine besondere Ehre, daß E. H. von einer näheren Verbindung mit mir Erwähnung thun. Wofern mir aber erlaubt ist, das mit der Feder zu schreiben, was ich im Herzen gedenke, so bezeuge dies aufrichtig und ehrerbietig, daß keine nähere Verbindung stattfinden kann als diejenige, in der ich nunmehr seit sechzehn Jahren mit Ihnen zu stehen die Ehre habe" (17. September 1743). Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß Gottsched gern Friede gehabt hätte. Er gieng daher auf das Anerbieten Brucker's ein, der in Zürich und Bern Verbindungen hatte. Man wollte äußerst diplomatisch zu Werke gehen, um sich vor dem „Bauernstolze" dieser Herren keine Blöße zu geben. Während der Züricher Kanonikus Zimmermann mit Breitinger verhandelte, pflanzte auch Schwabe in den „Belustigungen" die Friedensfahne auf. In der Vorrede zum III. Bande will er zwischen der „leichten und fließenden" und der „schweren und körnigten" Schreibart vermitteln und beide als besondere Arten der Schönheit gelten lassen, denn die Kunstrichter seien noch uneins, welche von beiden Stilgattungen das meiste Lob verdiene[1]). Allein die Sache war zu weit verfahren. Man faßte in Zürich die Vermittelungsversuche als ein Pater peccavi auf, und Gottsched wurde in einer wahrscheinlich von Henzi verfaßten und in Neuenburg erschienenen französischen Schrift verhöhnt, welche Bodmer alsbald übersetzte und unter dem Titel „Strukaras oder die Bekehrung" in die Sammlung einrückte[2]):

Der Held Strukaras (Gottsched) hat mit den aus seiner beschränk-

1) Vgl. auch „Belustigungen" III. S. 9 die Fabel: „Der Gärtner".

2) Vgl. Schweizerische Samml. St. XII. S. 54 ff.; vgl. auch S. 85. Sulzer vermuthete in Henzi den Verfasser. Vgl. Lange, gel. Br. (1769) I. S. 265. Henzi befand sich in der That damals (1744) in Neufchâtel und beschäftigte sich mit Satiren. Das räthselhafte Wort »Strukaras« deute ich: Strû (Stroh) und κάρα (Haupt), also Strohkopf.

ten Natur abgeleiteten Regeln und Lehren den Geschmack der ganzen Nation verderbt. Vergebens kämpft die Kritik mit ihrer Schwester Satire dagegen an. Selbst seine Frau Priscilla (Gottschedin) kommt zur Erkenntnis der litterarischen und kritischen Nichtigkeit ihres Mannes, der endlich durch Träume, die ihm die entartete Phantasie (Milton) einflößt, auch bekehrt wird und in neun Artikeln sein Sündenregister ablegt.

Die Verhältnisse in Leipzig, die Begründung der Dresdner Nachrichten sowie die drohende Haltung der Greifswalder Versuche und der Göttinger gelehrten Zeitung veranlaßten Gottsched, ein neues Kampfjournal ins Leben zu rufen. Es sollte an einem ansehnlichen Orte außerhalb Leipzigs erscheinen (Halle), um den Gegnern zu beweisen, daß sein Geschmack auch im übrigen Deutschland noch Anhänger habe. Der Plan wurde sehr geheim gehalten. Seinem Freunde Flottwell log er vor, einige junge Thorner hätten den größten Antheil daran (21. August 1743), im Kolleg und Privatgespräch wollte er glauben machen, Meier in Halle sei der Herausgeber. Als dieser jedoch hievon erfuhr, lehnte er die Ehre in einem Schreiben an Gottsched ausdrücklich ab. Daß thatsächlich Mylius und Cramer die Redakteure der sog. „Bemühungen“ [1]) waren, berichtet Reichel in seiner später noch zu nennenden Streitschrift „Freymüthige Anzeige“. Nur heißt es hier, sie hätten die Zeitschrift „aus eigener Bewegung“ ins Leben gerufen und ihrem Lehrer erst nach einem halben Jahre den Sachverhalt gestanden. Dieser habe dann einen Rock von Bieberhaar, der ihm zu kurz und zu enge war, und einen zweiten, dessen lichte Farbe ihm nicht paßte, auf seine Kosten umarbeiten lassen und sie zu Weihnachten (1743) den beiden Redakteuren als Belohnung geschenkt. Die vielbespöttelte Rockgeschichte mag denn auch so richtig sein. Daß aber Gottsched gleich anfangs von der Partie war, geht aus der Mitwissenschaft Schwabe's sowie aus Lessing's Nachricht hervor [2]), die Mylius'schen Artikel gegen Haller, welche bereits 1743 erschienen, wären von der Magnifizenz inspirirt worden.

---

1) „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmackes“ Halle 1743—1747.

2) Vgl. Vorwort zu Mylius' Schriften. Berlin 1754 (V. Brief).

Die Versicherungen völliger Objektivität im Vorwort des im August herausgekommenen ersten Stückes sowie einzelne Anerkennungen der kritischen Verdienste der Schweizer waren nur Maske, denn schon das erste Stück trat durch seine Stellung gegen den Milton'schen Geschmack, durch die Kritik der „Sammlung geistvoller Schriften" sowie durch einzelne Ausfälle gegen Liscow mitten in den Kampf. Mit dem Erscheinen der Zeitschrift beginnt jedoch eine geänderte Taktik. Da sich Gottsched auf eine sachliche Entgegnung der Schweizer Schriften nicht eingelassen hatte, war man gegen die von ihm geförderte Litteraturrichtung vorgegangen. Die Gottschedianer glaubten nun diesen Schlag am besten durch Angriffe auf Haller, den Repräsentanten der Schweizer Poesie zu pariren. Bis jetzt war zu seiner Bekämpfung so gut wie nichts geschehen. El. Schlegel hatte ihn sogar in den „Beiträgen" gelobt, Gottsched aber schon 1740 gespottet, Bodmer werde den Landsmann wahrscheinlich für einen halben Milton halten[1]). Die „Belustigungen", welche gleich anfangs eine Parodie auf sein Gedicht „Über die Ehre" brachten[2]) und später ab und zu über dunkle Schreibart klagten, erfüllten die Erwartung, die Gottsched an sie knüpfte, nicht, da mehrere Mitarbeiter geradezu Verehrer Haller's waren. Auch in der III. Auflage der Critischen Dichtkunst begnügte er sich außer einer inhaltlosen Anspielung auf den deutschen Persius (S. 569), nur den Plural „Maronen" (v. Maro) lächerlich zu finden, weil er in dieser Form „Kastanien" bedeute[3]). Es bedurfte demnach ein sachliches Eingehen auf das von Bodmer in dem Aufsatze „Von der Schreibart Miltons im verlorenen Paradies"[4]) Haller gespendete Lob. Kein andrer war unter den Genossen geeigneter hiezu als Mylius. Mit logischer Schärfe und einem nicht zu verkennenden poetischen Instinkt verband er die nöthige Rücksichtslosigkeit und Dreistigkeit, um sich an Haller heranzuwagen. Schon das erste Stück brachte seine „Beurtheilung

1) Vgl. Beiträge VI. S. 659. 2) Vgl. I. S. 44.

3) Vgl. a. o. O. S. 235. Die Stelle bei Haller in der Ode an Steiger (Hirzel a. o. O. S. 145). Die Stelle, welche Hirzel S. CCIV noch sonst aus der Critischen Dichtkunst herbeizieht (S. 278 der III. Auflage), beziehe ich nicht auf Haller, sondern auf einzelne seraphisch anklingende Dichtungen, welche bereits in den „Belustigungen" erschienen waren.

4) Vgl. Schweizerische Samml. III. S. 75.

des Hallerischen Gedichtes vom Ursprunge des Übels", welche im III. Stücke fortgesetzt wurde. Man fertigt diese Rezension gewöhnlich nur leichthin ab und bezeichnet sie als ganz gewöhnliche Puerilität. Einzelne Ausstellungen sind allerdings recht nichtig und zeugen von dem geringen Maß der Freiheit, das man der Phantasie in der Dichtersprache gestattete, so wenn Mylius von einem „wallend Licht" des Flusses nichts wissen will, weil der Fluß selbst kein eigenes Licht habe (S. 107), oder wenn er an anderen Stellen seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse auskramt, um zu zeigen, daß die Anschauung des Dichters dem Wesen der Erscheinung nicht entspreche. Hiezu kommen die Fehler vom Standpunkte der Gottsched'schen „Reinigkeit", die Mittelwörter[1]), die dunkle Wortversetzung u. s. w. In vielen Fällen aber hat der Tadel, wenn man auch der Begründung nicht immer beistimmen kann, eine gewisse Berechtigung; so die Bemerkung zu der Stelle: „ein milder Strom von Quellen rinnt", oder wenn Haller „durch die mit Wäldern bedeckten Hügel den falben Schein der Felder mit angenehmem Glanze" brechen und auf dem Teiche das Bild der Sonne *schwimmen* läßt[2]). Mylius war ohne Zweifel einer der talentvollsten Kritiker der Gottschedianer. Er hatte als Naturforscher *sehen* gelernt und drang auf richtige und lebhafte Anschauung in der Poesie. Den Schweizern schien er um so gefährlicher, als er sie mit ihren eigenen Waffen bekämpfte. Ihrer Vorliebe für einen mit tiefen Gedanken erfüllten Vers war Gottsched einfach mit dem Vorwurf der Dunkelheit begegnet. Mylius dagegen machte bereits das Recht der Phantasie geltend. Er gestand Haller zu, daß er überaus viel und tiefsinnig zu denken gewohnt sei und sich bemühe, das *innere Wesen* der Sachen poetisch auszudrücken, aber er behauptete, in die Poesie gehörten solche tiefsinnige Begriffe nicht, „weil sie *den Verstand*

1) Vgl. St. III. S. 152, wo Mylius erklärt, aus der Stelle: „Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz, Beschämt sein (das Wetterhorn) graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken, Gemeiner Berge blauen Rücken", nach „langem und mühsamem Nachsinnen" nicht das Geringste herausgebracht zu haben. Er faßte offenbar beschämt als Part. perf.

2) Vgl. dagegen Lenau: „Auf dem Teich, dem regungslosen, *weilt* des Mondes holder Glanz".

allzusehr überhäufen und die Einbildung desto weniger beschäftigen und ergötzen" (102).

Die Kritik über Milton und Haller veranlaßten Pyra, der sich seit 1742 in Berlin befand und Anfang 1743 mit den Schweizern in Verbindung getreten war (Straube, 6. Juli 1743), zu thätigem Eingreifen. Außer Rost, Lamprecht und Dreyer war nämlich auch noch ein Kreis von Schulmännern gegen Gottsched in Opposition getreten, die von Breitinger lebhaft geschürt wurde (25. März 1744). Nathanael Baumgarten, der Bruder des Ästhetikers „traute sich nicht", da er mit seinem „sterbenden Socrates" in die Reihe der dramatischen Dichter getreten war, Damm war längst abtrünnig geworden, der Rektor Küster hatte in der Berlinischen Sammlung nützlicher Wahrheiten und der Prorektor Wippel, seit 1743 am Gymnasium zum großen Kloster, einer der „Discipeln" Alexander Baumgartens, in der Vorrede zu den Rachel'schen Satiren (Berlin 1743) gegen die Herrn an der Pleiße Angriffe unternommen. Pyra war schon im 1. Stücke seiner Zeitschrift: „Gedancken der unsichtbaren Gesellschaft" (Halle 1741) durch das Breitinger und Liscow ertheilte Lob mit seinem Standpunkt offen hervorgetreten; er hatte ferner 1740 eine ästhetische Abhandlung begonnen, welche er in seiner Naivetät für die „Beiträge" bestimmte, obwohl sie, angeregt durch die Schweizer Schriften, dem herrschenden Geschmacke entgegentreten sollte. Krause, dem sie für die Haude'sche Zeitung angeboten wurde, lehnte ab. Sie blieb zwar unvollendet, aber einiges gieng jetzt in die Streitschrift über, welche im Oktober 1743 unter dem Titel erschien: „Erweis, daß die G*ttsch*dianische Secte den Geschmack verderbe" (Hamburg und Leipzig). Belangreicher als die Bemerkungen über die einzelnen Stücke der „Bemühungen" ist darin die Vertheidigung Milton's und Haller's. Zwar verschmäht auch er es nicht wie Bodmer, seine Gründe aus der Bibel herbeizuziehen, aber diese Beweise treten vor der energischen Betonung der Phantasierechte zurück. Nicht als ob er etwas vorgebracht hätte, wofür sich bei den Schweizern kein Anhaltspunkt vorfände, aber während diese in dem Bestreben, eine systematische Poetik zu schaffen, ihre fruchtbaren Gedanken immer wieder vom Rationalismus überwuchern ließen, gieng er als Dichter gerade auf das Ziel los. „Ist es nicht

höchst unvernünftig", sagt er S. 26, „von den Wirkungen der Einbildungskraft und des Witzes wie von den Wirkungen der Vernunft zu urtheilen? Hat denn nicht jedes seine besonderen Rechte?" Die Poesie, heißt es weiter, sei nichts anderes als eine Wirkung der Einbildungskraft und hat es folglich „eigentlich und hauptsächlich mit der Einbildungskraft der Leser zu thun". Nach dieser Kraft ist es unmöglich, sich andre als sinnliche oder körperliche Vorstellungen, auch von Gott, dem allereinfachsten Wesen selbst, zu machen (S. 53). „Poetische Vorstellungen heißen also sinnliche, und entweder darf ein Dichter von allen diesen Wesen gar nicht schreiben, oder er muß sie sinnlich, das heißt mit Körpern versehen abbilden" (S. 54). Die Schrift erregte allgemeines Aufsehen. Pyra erhielt von allen Seiten, insbesondere von Liscow, briefliche Zustimmungen, Zink sprach im Hamburger Korrespondenten allen denen Witz und Verstand ab, die ihn dem „Erweise" absprechen, und Bodmer munterte den Verfasser, zumal er eine kritische Untersuchung der gesammten „Critischen Dichtkunst" in Aussicht gestellt hatte, auf, für die gute Sache weiter zu wirken, Mit ein Paar Kämpfern wie Pyra hoffte er auf einen baldigen Sieg über die Barbarei und den Unverstand[1]). Dagegen waren die Proteste im Gottsched'schen Lager, sowohl Schwabe's Vertheidigung im Vorwort zum IV. Bande der „Belustigungen" wie die Bemerkungen in den „Beiträgen", matt und nichtssagend. Eingehender befaßte sich Mylius mit der Schrift, aber auch er hielt sich nur an Einzelheiten und verhöhnte die Person wie den Stand des Verfassers auf das unwürdigste[2]). Er übte nun das Rächeramt an allen, die sich in Deutschland gegenüber Gottsched irgendwie vergangen hatten; er tadelte sogar Pitschel[3]), verhöhnte Seidel[4]), Rost[5]), Zink und brandmarkte den Verräther Zötsche[6]). Namentlich aber wandte er sich gegen Liscow in zahlreichen Bemerkungen wie in ganzen Artikeln. In Nachahmung der „Dresdner Nach-

1) Vgl. Körte, Briefe der Schweizer S. 2.
2) Vgl. „Bemühungen" I. S. 264 ff. 288. 388. 511. 533. 564. 574 ff.
3) a. o. O. I. S. 22 (II. St.) S. 129.
4) Vgl. a. o. O. I. S. 605 ff. 5) a. o. O. I. S. 162. 169. 277.
6) Vgl. „Bemühungen" I. S. 489.

richten" fingirte er im VII. Stücke eine tödtliche Krankheit Liscow's und richtete zunächst das „Schreiben an H. B." an ihn[1]), in welchem er mit schalen Witzen ausführte, was er gegen seine Satiren auf dem Herzen hatte: Es wären geraubte englische und französische Einfälle, ihr größtes Feuer bestände in dem Mißbrauche biblischer Redensarten, und ein großer Theil ihres Witzes sei in den Worten der Gesangbücher zu finden. Im nächsten Stücke errichtet Liscow sein Testament, legt die Würde eines Kanzlers von ganz Germanien in die Hände seiner hohen Obrigkeit, Bodmer's und Breitinger's, nieder und empfiehlt Pyra zu seinem Nachfolger. Die Gläubiger aber seufzen über die Schulden, die er hinterläßt.

Breitinger hatte die Wirkung des „Erweises" abwarten wollen; als aber die „Bemüher" ihre Angriffe auf Haller fortsetzten und endlich das abschließende Urtheil fällten, seine Gedichte seien voll von einem gewissen ausländischen Erhabenen, welches die Ohren unaufhörlich verletze und oft in nichts bestehe als in der Dunkelheit englisch-barbarischer und schweizerisch-solöcismischer Ausdrücke[2]), da trat er mit seiner Schrift ein: „Vertheidigung der Schweizerischen Muse Herrn D. Albrecht Haller's" (Zürich 1744)[3]). Viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn, aber durchaus nicht immer ein zutreffendes Urtheil! Von allen Seiten ist Haller's Lob zusammen getragen. Mit der bekannten Logik der Phantasie und unter Heranziehung zahlreicher Parallelen werden die angefochtenen Stellen in einer Weise gerechtfertigt, daß Mylius in seiner allerdings ungesalzenen Ent-

1) Vgl. „Bemühungen" I. S. 532. Der Bericht Schwabe's an G. über diesen Aufsatz wirft ein charakteristisches Streiflicht auf Liscow's persönliches Wesen: „Wie Herr Liscow mit dem Brief zufrieden sein wird, der an ihn gerichtet ist, das wird die Zeit lehren. Denn er ist der H. B., an den das Schreiben auf der S. 532 abgelassen worden. Es ist dieses B. einer von den unglückseligen Druckfehlern, womit diese Monatsschrift sich vor allen andern hervorthut, und es hat ein L seyn sollen. Jedoch er wird es schon merken und, wenn ich nicht irre, über den Inhalt desselben so grimmig werden, daß er in seinem satirischen Eifer mit den Zähnen knirschen, auf die Erde stampfen und, wie er jetzt zu thun pflegt, wenn er recht was Scharfsinniges sagen will, von lauter dummen Jungen reden und mit Ochsen und Eseln um sich werfen wird. Allein er muß lernen, daß es auch noch Leute giebt, die ihm in Lachen die Zähne weisen können." Vgl. hiemit „Bemühungen" I. S. 597.

2) Vgl. „Bemühungen" I. S. 238. 3) Univ.-Bibl. Wien.

gegnung den Spott wagen konnte, die Vertheidigung sei eigentlich eine Streitschrift gegen Haller[1]). An Schmähungen fehlt es nicht. Die „Bemüher" hätten als kritische Taschenspieler durch Machtsprüche, großsprecherische Versicherungen von kritischer Einsicht und Gerechtigkeit, Schmähsucht, Plünderung der Schriften ihrer Gegner den Großmeister ihrer Sache vor dem Falle zu erhalten gesucht. Befremdend wirkt die blinde Wuth gegen Gottsched selbst. Aus seinen Hüften seien die „Bemüher", „seine figürlichen Kinder und die Erben seines Geistes", entsprossen. Wenn sich dann Breitinger, in diesem Tone fortfahrend, bis zu dem Satze verstieg: „Mein Vorhaben ist keineswegs, sie oder ihren Vorsteher in ihrer Herrschaft über die Idioten, die Wahnwitzigen und Schwärmer zu stören", so hatte er damit, zumal der gegnerische Name ausdrücklich genannt war, eine Grenze in der Steigerung des Streites herbeigeführt, deren Überschreitung unmittelbar zum Pasquill führen mußte.

Aus Gottsched's Lager erschien darauf im Frühlinge 1744 der berüchtigte „Critische Almanach"[2]), der, nach dem Vorbilde Murner's zusammengestellt, zunächst die gebräuchlichen Kalenderzeichen enthält, welche andeuten sollen, an welchen Tagen es gut sei, den Schriftsteller zu schröpfen, ihm Ader zu lassen, Haare zu schneiden. Unter dem Kalendarium eines jeden Monats werden ohne Nennung der Namen einzelne Dichter und Kritiker charakterisirt. So heißt es im Februar mit Bezug auf Gottsched: „Kinder, in diesem Monate geboren, sind der Natur des Wassermanns, bekommen ein länglicht Antlitz, werden sanftmüthige Kunstrichter, schreiben fließend, können keine Phantasten leiden, werden von Zunftgenossen in der Kritik verfolgt, kommen zu Ehren"[3]). Mit dem Kalendarium geht eine recht launige Geschichte des kritischen Krieges bis 1744 parallel.

---

1) Vgl. „Bemühungen" I. S 572.

2) „Neuer critischer Sack-, Schreib- und Taschen-Allmanach auf das Schalt-Jahr 1744, gestellt durch Chrysostomum Mathanasium. Winterthur im Canton Zürich Auf Kosten der critischen Gesellschafft." (Hofbibl. Berlin.)

3) Aehnlich die Charakteristik der Frau Gottsched (April). Auf Breitinger (geboren 1. März 1701) gehen die Prophezeiungen des März: „. . . taube Kunstrichter, welche nicht hören wollen, sind um Kleinigkeiten unfried-

Es folgen in Form von Prophezeiungen Jubelrufe über das Aufhören der Schweizer „Sammlungen" und den Tod des Dichters König. Der Tarif für die Bestechungen gilt dem Hamburger Korrespondenten Zink. In der zwanzig Seiten umfassenden Practica wird unter anderem Haller's Ode über die Ewigkeit, angeblich von Lamprecht[1]), parodirt und schließlich in einer von Grimm verfaßten Rede, welche an gemeinen Ausdrücken und Wendungen das denkbar Möglichste leistet, der „Lobs- und Lebenslauf Bodmer's und Breitinger's" entworfen.

Auch ernstere Publikationen mußten dem Litteraturstreit dienen. Abgesehen von der Ausgabe der Neukirch'schen Gedichte (1744), die den ausgesprochenen Zweck verfolgte, dem verderbten neueren Geschmacke Denkmäler aus dem „güldenen Alter unserer Poesie" entgegenzusetzen, hat Frau Gottsched in der Vorrede ihres „Lockenraubes", zu dessen Übersetzung sie unter anderem die darin enthaltene Parodie auf die Göttermaschinen der Heldengedichte gereizt hatte, eines „gewissen Schweizers" gedacht und war in den Anmerkungen an einigen Stellen über Milton hergefallen. Und maßvoll waren die Worte der geschickten Freundin auch hier nicht; so bemerkte sie z. B.: „Wenn der Engel Michael und Satan miteinander solche Possen treiben, daß sie sich in Stücken schneiden und gleich wieder zusammenwachsen, so muß man am Verstande so blind sein wie Milton an den Augen war, wofern man dergleichen Brocken bewundern will[2])".

---

lich und fangen im Reiche der Gelehrsamkeit viel Lärm an: sie sind aber wieder taub". Juli auf Zink, den Redakteur des durch Geld bestechlichen „Correspondenten". September auf Rost: „. . . werden vortreffliche Poeten, schreiben unschuldige und schalkhafte Schäfererzählungen, sind fruchtbar an gelehrten Kindern, können Wohlthaten nicht vertragen und haben keine bleibende Stätte, hinterlassen aber überall ein lebendiges Andenken". Oktober auf Lamprecht (geboren 1. Oktober 1707): „. . . werden geschworene Kunstrichter über den Tafeln, wägen die Verdienste der Schriftsteller nach der Güte der Gerichte und Weine, die man ihnen vorsetzt, ab, haben Lust zu verborgenen kritischen Künsten". December auf Pyra: „. . . sind cholerischer Natur, werden Kunstrichter von fünf Bogen, die Galle kocht in ihnen, rühmen sich mit ihrer Ehrlichkeit, fürchten sich vor der Steinigung, schreiben verwirrt, dunkel und schön".

1) Lamprecht gehörte aber bereits zu Gottsched's Feinden. S. 11 steht übrigens die Variante: „Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang . . . War schon bestimmt, daß Lamprecht saufen sollte."

2) Vgl. Lockenraub a. o. O. S. 25 A. und S. 31 A.

Die fortdauernden, meist persönlichen Angriffe in den „Bemühungen" riefen Pyra im Sommer 1744 mit einer „Fortsetzung des Erweises" in den Kampf. Auch diese Streitschrift, welche schon Kleist für die beste hielt, gieng in die Sache selbst ein. War der „Erweis" gegen die Schule gerichtet, so wandte sich die „Fortsetzung" an Gottsched selbst, den sie in seiner festesten Position, nämlich auf dramatischem Gebiete, bekämpfte. Das zweite Stück über die innere Einrichtung des deutschen „Cato" nach den Regeln des Aristoteles übertrifft weitaus das, was Bodmer in seinen „Betrachtungen" vorgebracht hatte. Pyra deckte die unorganische Zusammenfügung der Handlungen im „Cato" auf, die eigentlich nicht Handlungen, sondern Begebenheiten seien, und bezeichnete als unverbrüchliches dramatisches Gesetz die ursächliche Verbindung der Katastrophe mit dem Wollen und Handeln des Helden. — Mit nobler Gesinnung berührte er die persönliche Seite des Streites: „Nur allein Lorberkränze darf der Kritiker von geistlosen und unverdienten Köpfen reißen"; höflich streifte er die Einmengung der Frau Gottsched in den Streit, und selbst den pöbelhaften Almanach bezeichnete er nur als eine Leipziger Unart.

Minder glimpflich gieng der Herausgeber der König'schen Gedichte (1745)[1] mit der Litteratur-Amazone ins Gericht. Nachdem er im Vorworte die „Belustiger" und „Bemüher" abgefertigt, kommt er auf den „Critischen Almanach" und erzählt, Frau Gottsched stehe in dem Rufe, ihn verfaßt zu haben. Die Ironie, mit der sie darauf gegen diesen Vorwurf scheinbar vertheidigt wird, spricht mehr als alles andere dafür, daß Rost der Herausgeber war. Sie gipfelt in dem höchst ungalanten Satze: „Die Frau Gottschedin weiß mehr als zu wohl, daß diese Art von Satiren, die man in dem Almanach antrifft, einem sittsamen Frauenzimmer so unanständig ist, als wenn es dem Trunke ergeben wäre".

Obwohl dieses Gerücht natürlich fingirt war, da nach Grimm's Bericht als Verfasser des Almanachs, der in allen Familien gelesen wurde, der Hofrath Platz in Leipzig galt (26. Juli 1744), war man bei Gottsched's um so mehr empört, als ein anderer Hieb in

1) „Des Herrn von Königs Gedichte aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammlet und herausgegeben." Dresden 1745 (Walther .

der That saß. Es waren nämlich gleichzeitig vom Herausgeber mehrere Briefe Gottsched's veröffentlicht worden, aus denen hervorgieng, daß sich dieser einst in den Ausdrücken tiefster Ergebenheit an den verlästerten Pritschenmeister gewandt hatte.

Fast zu gleicher Zeit erschien aus Gottsched's Lager das „Tintenfäßl“ [1]), das gemeinste Pasquill des ganzen Streites und wohl das pöbelhafteste Produkt der deutschen Litteratur. Das Motiv der ganzen Anlage scheint auf einen Scherz in den Neufränkischen Zeitungen zurückzugehen, wo auf Lotter Lobeserhebungen in Form eines Tintenfäßchens gedruckt worden waren [2]). Die Schrift, welche Wolfgang Erlenbach und seiner „Liebwertisten Frau Hausfrau Veronica“ gewidmet ist, zerfällt außer einer Widmung und einem Vorwort in fünf Portionen, worauf ein „Kieraus“ (Kehraus) und ein satirischer Index noch zu erhoffender Bücher folgt. Im Vordergrunde der Gemaßregelten stehen Bodmer und Breitinger; die betreffenden Partien sind in oberbairischer Mundart abgefaßt. Nebenbei werden Haller, Zink, Groß, der Herausgeber der Erlangischen Zeitung, Lamprecht, der Freimaurermeister [3]), die „jungen Tellerlecker“ Rost und Dreyer, besonders aber Liscow gehöhnt; an einer Stelle wird sogar Triller in die Genossenschaft Zink's gebracht (S. 77). Die dritte Portion enthält (S. 20—30) den ersten Gesang eines Gedichtes: „Der rasende Ulrich“, dessen Held König in Dresden ist. Als führende Göttin wird ihm die Völlerei zur Seite gestellt, die ihm mit der Wollust auch die Herrschaft über die Reime geschenkt hat. Es folgen Briefe von dem Leipziger Schulhalter J. F. Zötsche zur Warnung für die, welche sich mit den Schweizern in Verbindung gesetzt hatten. Weniger ungezogen als diese Stücke ist die im Plattdeutschen angeblich von Dreyer in Hamburg gehaltene, thatsächlich von Denso in Star-

1) „Volleingeschanctes Tintenfäßl eines allezeit parat seienden Brieff Secretary gefüllt mit kohlrußrabenpechschwarzer Tinten wider unsre Feind, mit rother gegen unsre Freind, mit gelber voll Neid, mit grüner voller Freid, mit brauner und mit blauer, wies d'willst, süß und sauer. Das ist gründige und bündige Anweißung, wie man allerhand Sortimenta von netten Briefflen zsammen buechstebirn kann ꝛc. ꝛc. von R. D. Vito Blauroeckelio. Kufstein 1745.

2) Vgl. Neufr. Zeitung I. S. 10.

3) Er war 1742 in den Freimaurerorden getreten.

gardt abgefaßte Leichenrede (27. Nov. 1744) auf Pyra, ein Denkmal unglaublicher Gemüthsrohheit[1]). Auch Frau Gottsched hatte an diesem schmutzigen Werke Antheil. Im „Kieraus" befindet sich von ihr eine in neuhochdeutscher Sprache verfaßte satirische Rede: „Daß ein guter Redner ein Schweizerianer sein müsse", welche ein Schüler ihres Mannes, der Ostpreuße Nordhof, in der Rednergesellschaft vorgetragen hatte[2]). Die Behauptungen, daß ein Schweizer ohne Verstand, Witz und Belesenheit sei, daß er „undeutsch" und hoch, d. h. unverständlich schreibe, wird man der geschickten Freundin noch hingehen lassen; damit aber, daß sie, die Verehrerin der Haller'schen Muse, ihre Blütenlesen von dem „alpischen Pindus" aus Haller entnahm (vgl. S. 88, 99), trieb sie ihre Parteidisciplin doch etwas zu weit. Obgleich sie sich nicht zu dem niedrigen Ton herabließ, der uns in den übrigen Theilen des „Tintenfäßls" anwidert, begreift man doch nicht, wie eine Frau an dergleichen Zeug überhaupt theilnehmen konnte.

Übrigens scheint mit der ganzen pöbelhaften Haltung des „Tintenfäßls" auch eine höhere Absicht verbunden gewesen zu sein; aus einzelnen Stellen zu schließen, sollte der Gedanke zur Anschauung gebracht werden, daß Nachdruck und Sinnlichkeit, die beiden von den Schweizern erhobenen Anforderungen an die Sprache, endlich zur Gemeinheit führen müssen. Der Redakteur des Ganzen wie auch der Verfasser der in bairischer Mundart geschriebenen Stücke war, wie ich anderwärts nachgewiesen habe[3]), Melchior Grimm. Gottsched hielt jedesfalls die schützende Hand darüber; er hatte offenbar Denso und wahrscheinlich auch die übrigen Verfasser zu der That geworben, mit dem Verleger Hemmerde unterhandelt und einzelne Stellen entweder selbst geliefert oder wenigstens das Material dazu beigestellt. Kaum war dieser Streich geführt worden, als sich Gottsched neuerdings an Grimm, der damals in Frank-

1) Hier wird unter anderem gesagt: „Dei Hällischen Mögmakers tärgden em so lang, bet Hey up de Stell bumps dood bleef" (S. 49). Diese Anschauung über die Todesursache theilten auch seine Freunde. Vgl. dagegen den von L. Geiger mitgetheilten Brief Gleim's in Vierteljahrschr. II. S. 471.

2) Vgl. Gottsched's Brief an Flottwell vom 28. Juli 1745 bei Krause a. o. O. S. 242.

3) Vgl. Zeitschrift für deutsches Alterthum, Band 39, S. 109 ff.

furt a. M. weilte, um Rache gegen den Herausgeber der Königschen Gedichte wandte. Allein die Frankfurter Zeitungen, wo eine Rezension hatte eingesandt werden sollen, war nach dem Rücktritte Keck's (1745) in das gegnerische Lager übergegangen, und da sich wahrscheinlich auch mit Hemmerde kein Abkommen zur Herausgabe eines neuen Pasquills von Blauroeckelius, wie Grimm vorschlug (19. August 1745), treffen ließ, so blieb es bei einer scheinheiligen Verwahrung im „Büchersaale“ [1]) und einer gemessenen Abfertigung im „Aufseher“.

Anfang 1745 waren die Kräfte der Kämpfenden vorläufig erschöpft. Am 14. März 1744 war König gestorben, am 14. Juli Pyra; Liscow ward 1745 Kriegsrath und verstummte auf dem litterarischen Schlachtfelde. Gottsched's Heerlager zerstob: Grimm war von Leipzig fort, Pitschel starb, unter den Übrigen brach völlige Fahnenflucht aus, die „Belustigungen“ hörten auf, und die „Bremer Beiträge“ erschienen. Statt der streithaften „Sammlungen geistvoller Schriften“ gaben die Schweizer die „Mahler der Sitten“, stark vermehret, und die „Critischen Briefe“ (1746) heraus. Gottsched schloß seine „Beiträge“, 1745 auch die „Schaubühne“ und eröffnete eine neue Zeitschrift, den „Büchersaal“. Alles deutete auf Frieden, aber der prophetische Ausruf Pyra's: „Der Streit hat gewiß ein Ende“ sollte sich nicht bewahrheiten.

---

1) Vgl. Büchersaal I. S. 443. Ganz unverfroren sagt hier Gottsched: „. . daß sie (seine Frau) sich gewiß in das neuliche unartige kritische Gezänke niemals eingelassen hat und ihre Feder billig für viel zu gut gehalten, als daß sie dieselbe zu solchen ihr unanständigen Bemühungen hätte brauchen sollen“.

XV.

Die neue Bewegung. Abfall von Gottsched; seine Schule seit 1745.

Um die Mitte des vierten Jahrzehents geht die Entwickelung der deutschen Litteratur über Gottsched hinaus. Die Phantasiekräfte ringen nach Befreiung von der Herrschaft des Verstandes, das Empfinden nach dichterischem Ausdruck; die Allgemeinverbindlichkeit der Regel wird erschüttert, das schaffende Talent erwacht zum Bewußtsein seines Rechtes: der Lehrer der Poesie kann entlassen werden. Kein Zweifel, daß zu diesem geistigen Umschwung eine Reihe äußerer Antriebe beigetragen hat. Die Gestalt Friedrich's II. erregte schon durch ihren Gegensatz zum Vater die Einbildungskraft des Volkes, sein Leben in Rheinsberg berechtigte die litterarische Welt zu den kühnsten Hoffnungen; als er den Thron bestieg, jubelte ihm die junge Dichterschar zu; man sah die Morgenröthe einer goldenen Zeit heranbrechen. Glauben und Denken wurden frei von dem nivellirenden Reglement, der Pietismus legte Bresche in die Orthodoxie und rief das Gefühl zur Bethätigung des religiösen Lebens wach. Die Monarchie der Habsburger, Jahrhunderte lang ein Bollwerk gegen die Türken und die Grundlage für eine mühsame Aufrechterhaltung einer vielfach zerbröckelten Reichseinheit, stand auf dem Spiele. Hier eine jugendliche Fürstin, rings umdrängt von Gefahren, dort ein König mit Leier, Flöte und Schwert. Hüben und drüben große Thaten, die, wie ihr Ursprung nicht denkbar ist ohne rege Phantasie, auch andrerseits die Phantasiekräfte der Massen wecken.

Allein mit diesen Anregungen ist die neue Bewegung nicht völlig erklärt. Auch die Poesie, der prägnanteste Ausdruck des Geisteslebens eines Volkes, unterliegt einem besonderen, dem Volksgeiste immanenten Gesetze, zufolge welches jede einzelne Kraft der dichterischen Schöpfung, wenn sie zeitweise unterdrückt wurde, mit ureigener Energie immer wieder nach Befreiung und Äußerung strebt. So lösen sich Verstand, Phantasie und Gefühl in ihrem Vorwalten

und ihrer mehr oder minder einseitigen Herrschaft über das Volksbewußtsein beständig ab. In der neueren deutschen Litteratur tritt diese Erscheinung am augenfälligsten und in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen zu Tage: der verstandesklare Opitz, — der schwülstige, phantasiebegabte Lohenstein und die beiden schlesischen Schulen; dann Weise und Gottsched, abgelöst durch Klopstock und die Seraphiker; auf den von erhöhterem Standpunkte regelnden Lessing folgt unter Herder und den Originalgenies die Übermacht der Phantasie und des Gefühls, dann deren Eindämmung durch das Gleichmaß der Kräfte unter den Klassikern, ihre Wiederbefreiung durch die Romantiker, hierauf die Reaktion der Jungdeutschen und so fort bis zu den Modernen unsrer Tage.

Und so mußte denn, nachdem sich die Gottsched'sche Richtung völlig ausgelebt hatte, ein Rückschlag durch die lang unterdrückten Phantasie- und Gefühlskräfte selbst erfolgen. Mehr oder minder deutlichen Spuren hievon sind wir schon in den beiden Sammelwerken begegnet. Den Charakter des Neuen aber erhielt die Poesie erst durch Klopstock. Seine Vorgänger waren Pyra und Lange. Schon Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder (1745) sind von tiefer religiöser Empfindung durchdrungen; hölzerner wie sein begabterer Freund besingt dann Lange in den „Horazischen Oden" (1747) seine Freunde: „Ich will, ich will die Freunde besingen — durch ein ewiges Lied". „Du winkst, ich folge, römischer Dichter; ich folge mit verwegnem Fluge und singe kühn Horazische Lieder". Wer vernimmt hier nicht Klopstock's Ton, der zur selben Zeit seine ersten Oden schuf! Gewiß hat Gottsched für diese Lyrik keine unmittelbare Anregung geboten, aber er war für sie die geschichtlich nothwendige Voraussetzung. Verdanken wir Klopstock die Prägung des Dichterwortes, so hat er den ungefügen Rohstoff hiefür gehoben, ihn von Schlacken gereinigt und flüssig gemacht; er hat das allgemeinere Interesse für deutsche Sprache und Poesie geweckt, die unumgänglich nothwendigen Regeln leichtfaßlich mitgetheilt, ein litterarisch gebildetes Publikum geschaffen und den dichterischen Schöpfungstrieb gereizt. Wie es endlich geschichtlich bezeugt ist, daß sich an seine Versuche, reimlose Verse in Aufnahme zu bringen, die Bestrebungen Lange's und Pyra's anschlossen, so ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Nachahmungen antiker Metren, die in der

III. Auflage der „Critischen Dichtkunst" eine Erweiterung erfuhren, für Klopstock's Poesie vorbereitend und anregend waren. Über das Formale hinaus finden wir, namentlich was das Wesen des Poetischen anlangt, bei diesem größere Übereinstimmung mit den Schweizern und einen starken Gegensatz zu Gottsched.

Alle anderen litterarischen Erscheinungen jener Zeit haben sich nicht zum Charakter des Neuen durchgerungen und gehören demnach im weiteren Sinne der Gottsched'schen Schule an. Bei den meisten läßt sich auch engerer Zusammenhang nachweisen. Als Pyra den Reim vom Helikon durch Gedichte hohen Inhalts verbannen wollte, meinte Gleim, Bacchus und Amor würden eher helfen als Moses und David. So erschien 1744 der erste Theil des „Versuchs in scherzhaften Liedern," 1745 der zweite. Der Dichter ward der Vater der Anakreontik; aber sowohl er wie die meisten, welche ihm nachleierten, waren vom Forminteresse geleitet; sie tranken Wasser statt Wein und wußten nichts von den Küssen der rosenbekränzten Mädchen, die sie in ihren Liedern besangen. Auch seine Halle'schen Freunde giengen von Gottsched aus; wie lebendig noch dieser Zusammenhang bei Uz war, geht daraus hervor, daß er es im Vorwort der Übersetzung Anakreon's (1746), in welcher auch die ersten Gedichte des „vielförmigen Götz" standen, für nöthig fand, die Reimlosigkeit seiner Gedichte mit der Auktorität des Leipziger Professors zu decken, den bei seiner Verdeutschung einiger Oden Anakreons die jonischen Grazien auch nicht verlassen hätten.

Am engsten waren jedoch die Bremer Beiträger mit Gottsched verknüpft. Nicht nur, daß die meisten aus seiner engeren Schule hervorgegangen waren, die Formrichtigkeit galt ihnen auch nach ihrer Loslösung als höchstes Gesetz; der individuellen dichterischen Eigenart, der Grundbedingung für echte Lyrik, war kein Raum gegönnt. Auch sie fällten „Machtsprüche" wie Gottsched, nur entschieden sie in ihren Zusammenkünften per majora über das Schicksal der Dichtungen. Ihre Urtheile waren wohl persönlichen Rücksichten entrückt, objektiver, strenger, aber auch starrer. Sie brachten das Beste hervor, dessen die Schule fähig war.

Der Abfall von ihrem Meister erfolgte aus inneren wie aus persönlichen Gründen. Alle waren Talente mit feinerem Sinn für das Schöne, welche die Abgeschmacktheiten und Trivialitäten seiner Dich-

tungen des deutschen Namens unwürdig fanden. Ihre Lyrik stand durchaus noch unter der Herrschaft des Begrifflichen, aber im poetischen Ausdruck, in der Bildersprache drängte ihre Phantasie nach größerer Freiheit, welche Gottsched ebenso wenig gefiel wie das bescheidene Maß von Frische und Empfindung, das der begabteren Jugend eigen war. Er hatte auf die Alten hingewiesen, aber sie haben sie besser verstanden, glücklicher nachgeahmt und gefunden, daß der geschmähte Haller denselben näher stehe als sein nörgelnder Richter. Gottsched fand bei den Franzosen die klassische Verschmelzung des modernen Geistes mit der antiken Form, die Beiträger studirten und übersetzten die Engländer, und zwar nicht mehr mit philiströser Auswahl wie seine Frau und ihre Helfer. Und bei all diesen Gegensätzen fanden sie in den gründlicheren Schriften der Schweizer einen Rückhalt, zogen sich daher bald als Unparteiische vom Litteraturstreite zurück und suchten endlich Fühlung mit den Gegnern.

Im Besonderen war jedoch die Würdigung Hagedorn's und namentlich Haller's der Zersetzungskeim unter den Gottschedianern. Wir haben bereits Käſtner als einen der ältesten Anhänger und Nachahmer des Sängers der „Alpen" kennen gelernt[1]). An ihn schlossen sich zunächst Pitschel, besonders aber El. Schlegel an. Dieser empfand zwar auch „des Schweizers Härte", hatte aber doch immer Worte der Anerkennung für ihn: „Sein Dichten ist belebt, sein Denken kühn und scharf", er besitzt den „muntern Geist, von Wissenschaft genährt", und nimmt in der Poesie eine ganz andere Stellung ein als Bar, der unwissende Gratulantendichter[2]). Auch in seinen kunsttheoretischen Schriften kommt er öfter auf ihn zu sprechen, so in der Abhandlung „Von der Nachahmung"[3]) und anderwärts. Aber gerade aus diesem Aufsatze wurde von Pyra eine durchaus sachliche Erörterung herausgegriffen, um ihn als Gegner Haller's unter die übrigen Erzgottschedianer zu versetzen[4]). Maßvoll und mit nicht zu verkennender Hinneigung zur Gegenpartei lehnte Schlegel in der Fortsetzung seiner Abhandlung diesen Vorwurf als unbegründet zurück[5]).

1) Vgl. oben S. 354. 2) Vgl. „Beiträge" 1740, S. 518. Ww. IV. S. 86 ff. Vgl. Walzel in Vierteljahrschrift I. S. 212 ff. 3) Vgl. „Beiträge" VIII. S. 52, 71. 4) Vgl. Erweis ꝛc. S. 82, 42. 5) Büchersaal I. S. 431; „Bemühungen", St. IX; Antoniewicz, Deutsche Litteraturdenkm. S. 26, CV.

Ein älterer Parteigänger, Gottfried Ephraim Müller, dichtete 1743 nach dem Muster Voltaire's einen „Tempel des guten Geschmackes für die Deutschen", in welchem so entschieden die „tolle Zier und falsche Pracht" der „geist- und witzvermessenen Thoren" verworfen und die Gottsched'sche Naturnachahmung betont wird, daß die „Nachrichten" in Dresden das Ganze eine „unschmackhafte Erfindung" nannten (St. 44). Und doch wird in diesen Tempel neben dem „anmuthigen Hagedorn" und der Neuberin auch Haller, „das Muster großer Geister", eingeführt. Im Sommer 1743 bereits führte diese Frage zur Parteibildung innerhalb der Gottschedianer. Schwabe machte Zugeständnisse und sprach in den „Belustigungen" dem „körnigen Stil" das Wort. Dagegen erfolgte der systematische Angriff auf Haller in den „Bemühungen", deren Redakteure, Mylius und Cramer, sich tief in den Schleier der Anonymität hüllen mußten. Ein Getreuer nach dem andern fiel nun von Gottsched ab.

Da erscheint zunächst Ebert als ein Ketzer von Haus aus. 1743 war er von Hamburg, wo er den besonderen Schutz Hagedorn's genossen hatte, nach Leipzig gekommen; Gärtner, Rabener und Konrad Schmid waren bald seine Freunde. Er ist der Witzling der Genossen; die Satire drängt sich ihm überall durch; in ihm pulsirt Hagedorn'sche Lebensluft. In seiner Ode an die Liebe sang er:

„Und wenn ich kalt und schläfrig dichte,
(Gesetzt mein Lied vergnügte dich)
So zieht die Schweiz mich vor's Gerichte,
Und Schwarzens Schicksal trifft auch mich." [1])

Trotz der „Critischen Dichtkunst" besuchte er die Oper. Für Gottsched hegte er gleich anfangs nur spöttisches Bedauern. „Dieser arme Mann, der hier fast vor seinen eigenen bisherigen Unterthanen nicht mehr sicher ist", berichtet er 1743 an Hagedorn, „weiß kaum wohin er flüchten soll[2])". Er studirte Englisch und war der erste, der mit seinen Freunden eine „Kolonie von Engländern" begründete, wahrscheinlich jene „Froschmäuseler Gesellschaft", welche

1) Vgl. Belustigungen V. S. 470. Daß Ebert der Verfasser, vgl. Hagedorn (Eschenburg) V. S. 245.

2) Vgl. Hagedorn (Eschenburg). V. S. 235.

schon der „Critische Almanach“ in seiner Chronologie als ein litterarisch wichtiges Ereignis spöttisch aufführt[1]), und aus der dann die „Beiträger“ hervorgiengen.

Auch Gärtner, obzwar am Bayle'schen Wörterbuche betheiligt, gehörte zu den Abgefallenen. Er pries Haller, verspottete in einer Ode an Gellert die Reimsucht und wagte im „Autor“ geradezu eine Satire auf Gottsched und seine Frau[2]): Viele Reisende eilen nach dem Tempel der Schreibsucht, andere werden durch einen unbarmherzigen Mann, den Mangel, mit verborgenen Seilen dahin geschleppt (Mylius, Cramer, dann Fuchs). Die Göttin Schreibsucht hat keinen Kopf, aber hundert Hände; mit neunundneunzig schreibt sie, die zehnte ist müßig, den Handkuß der Ankommenden entgegenzunehmen (Gottsched). Ein Weib, die Schamlosigkeit, läßt die drei Gesetze ihrer Göttin beschwören: „Denke nicht“, „schreib“, „schimpfe“. Die Göttin selbst edirt verschiedene alte und neuere Schriftsteller, schreibt Systhemata für alle Wissenschaften und macht Verse (Frau Gottsched). Im Spiegel der Eigenliebe betrachten sich die Anwesenden, ein Theil lobt den andern, um wieder gelobt zu werden, jeder ist in sich selbst verliebt; sie geben einander wechselweise die Namen der alten Schriftsteller, andere sind unwillig, weil man sie nicht für das halten will, wofür sie sich ausgeben. Da erhebt sich eine sanfte Luft, die Lampen im Tempel verlöschen, die Kritik nähert sich. Gewaltig erbebt das Gebäude, reißt an verschiedenen Orten auseinander und wird nur durch den Fleiß unzähliger Arbeiter wieder zusammengefügt.

Im Sommer 1744 benützten die Verschwörer, zu denen sich mittlerweile auch Cramer gesellt hatte, des Meisters Abwesenheit von Leipzig zur Kündigung des Gehorsams. Am 4. Juli berichtet Schwabe[3]), wie sich die einzelnen einer Ausarbeitung, für welche Gottsched einen Preis ausgesetzt hatte, unter allerlei Vorwänden entzögen; außer Gärtner, Ad. Schlegel, Cramer, Zachariä

---

1) Vgl. Crit. Alm. S. 1: „1/4 Jahr vor Aufrichtung der Froschmäuseler Gesellschaft“. Darnach fiele die Begründung dieses englischen Kränzchens in den Herbst 1743. 2) Vgl. „Belustigungen“ V. S. 84.
3) Vgl. Danzel, G. S. 257.

werden hier auch Mylius, Grimm und Krüger genannt. Die letzteren gehörten indeß damals zu den Vertrautesten und mochten vielleicht, weil sie Geheimarbeiten verrichteten, gerade darum nicht die willigsten erscheinen. Die erstere Gruppe aber trat zur selben Zeit an Schwabe mit der Forderung heran, die „Belustigungen" zu schließen und eine gleichartige Zeitschrift zu eröffnen, bei welcher eine sorgfältige Auswahl der aufzunehmenden Stücke und strenge Neutralität im Litteraturkampfe beobachtet werden sollte. Schwabe gieng anfangs darauf ein, und die Dissidenten, welche sich bis jetzt nach und nach zurückgezogen hatten, bereiteten Beiträge für den Schlußband vor. Einerseits waren aber die Gegensätze bereits zu weit entwickelt, andrerseits hatte Grimm im „Tintenfäßl" (Portio IV) für die „dalcketen Cumpes-Giergel in Leyptzig" eine Reihe von „Golantrie und Caresir Briefft" geschrieben, in welchen unter anderem ein „rothkopffeter Kupffer-Schmidt" mit Judas in Verbindung gebracht (S. 60) und die jungen Herren Golantrie-Cramer[1]) mit ihrer Liebestollheit verhöhnt worden waren (S. 62). Daher auch die allgemeine Entrüstung über das „Tintenfäßl", selbst bei solchen, die mit den Schweizern noch keine Gemeinschaft haben wollten. Die Opposition, von Hamburg aus gestärkt, verhandelte mit dem Buchhändler Sauermann in Bremen, Schwabe verfaßte, wie aus einem Briefe an Gottsched hervorgeht, aus Geschäftsrücksichten für Breitkopf den letzten Theil der „Belustigungen" fast allein und schloß das Unternehmen im Juni 1745, nachdem er einigen anmaßenden Leuten, „welche Kunstrichter heißen wollen", eine bissige Absage geschrieben hatte (S. 548 ff).

Dem Abfall der Bremer Beiträger folgten andere Dichter. Kopp, den Rost einen Menschen nannte, auf welchem der Geist Gottsched's ruhe, schloß sich an Gellert an; dabei drängte er den früheren Mentor fortwährend, ihm für seine Arbeiten einen Verleger zu schaffen, bis dieser grob antwortete, er könne sich keinen aus dem Schubsack schütteln und von einem Laden in den andern nach abschlägigen Antworten laufen (23. April).

---

1) Daß hier das oberbairische Kramer = Krämer mit C geschrieben ist weist schon an und für sich auf die Anzüglichkeit hin. Damit stimmt aber auch die Nachricht, daß sich Kramer von der Redaktion der „Bemühungen" bald zurückgezogen hat.

Nach den übereinstimmenden Quellenberichten war sein Ansehen in Leipzig mit Ende 1744 bereits untergraben[1]). In seiner Noth schloß er sich an die elendesten Schreiber an. Obwohl Naumann in Leipzig Haller, Hagedorn und Rost gelobt hatte, warb er ihn doch für die Bundesgenossenschaft und versprach ihm dagegen die „Neuen Belustigungen" im „Büchersaale" auszuzeichnen. Bereits 1745 finden sich in den „Bemühungen" Anzeichen, daß sich auch Mylius, der die Magnifizenz „der alten Weisheit Ebenbild" genannt haben soll[2]), losgesagt hatte. Die Brüder Sucro, Christian Josef und der jüngere Johann Josias, schlossen sich an Haller an. Obzwar aus der Gottsched'schen Schule hervorgegangen, gründete der ältere im Vorworte seines „Versuches in Lehrgedichten und Fabeln" (Halle 1747) die Theorie der philosophischen Lyrik ganz auf Baumgarten und belegte sie mit Haller'schen Beispielen. 1748 wurde auch Uhlich, wie die von ihm herausgegebene Sammlung der Gedichte von Zernitz beweist, abtrünnig; ihm folgten Straube, sogar Hudemann u. A.

Hatten sich auf diese Weise fast alle Dichter von ihm losgesagt, welche eine Stelle auf den Höhen des Parnasses beanspruchten, so blieb ihm doch noch eine Schar der litterarisch Unterwerthigen treu, welche ihn entweder in Briefen oder in ihren Schriften anerkannten und ab und zu Beiträge in seine Zeitschriften sandten. Wer zählt die Namen, die heute Vergessenheit deckt! Hiezu gehören ältere Genossen wie Fr. Chr. Baumeister, der in den kriegerischen Zeiten, „die an großen Thaten so fruchtbar sind", die Ehre der Meißnischen Musen rettete[3]), Gottlieb Schellhafer, der Dichter „von altem Schrot und Korn", der seine Vorzüge nicht in einem „gekünstelten Witze und gefirnißten Ausdrucke, sondern in einer natürlichen Stärke der Gedanken und einem gesunden Geschmacke" suchte[4]), dann Tralles, der in seinem Gedichte über das schlesische Riesengebirge (Breslau) „nicht Kindereien und Tändelwerk zu seinem Gegenstande wählte"[5]). Ein andrer Schlesier, Christian Gottlob

1) Vgl. z. B. Briefe der Schweizer S. 25, Litter. Pamphlete S. 72, 83.
2) Vgl. Natürliches in Schäfergedichten S. 142.
3) Vgl. Büchersaal II. S. 285. 4) ibid. IX. S. 375.
5) ibid. X. S. 92.

Stöckel, ein Vorgänger Gleim's im kriegerischen Poetenton, schloß sich zwar mehr an die Hallenser an und dichtete auf die verstorbene Dorothea Lange eine Ode, aber auch er sprach denen verderbten Witz zu, die über den Verstand herrschen wollen und den Sitz des Schönen im „Nothzwang der Natur suchen". Er nennt Gottsched in einem Briefe (18. Februar 1748) ausdrücklich seinen „stummen Lehrmeister", und seine Gedichte (Breslau 1748) wurden denn auch durch dessen Vermittlung bei Breitkopf gedruckt. Selbst solche, welche sich anderen Mustern zuwandten, achteten ihn noch als Auktorität, so der Blumendichter Beneman, der sich in seinen „Gedanken über das Reich der Blumen" (1740) und in seinen Gedichten über die Tulpe (1741) und Rose (1742) an Brockes anschloß, und Christ. Phil. Höster in Marburg, welcher in den „Deutschen Gedichten" (Marburg 1748) Günther nachsang. Er hatte noch Getreue in Hamburg, so Peter Amsinck, Lorenz Müller, Math. Andr. Alardus, der von 1740—1743 die Beiträge zur Aufnahme der Gelehrten-Historie und der Wissenschaften redigirte, in Werben den Konrektor Samuel Buchholz, Groschuf in Cassel, Joh. Gottl. Derling in Halberstadt, den Rektor Rudolf Wedekind in Göttingen, in Königsberg Joh. Georg Scheffner, den Verfasser der freundschaftlichen Lieder eines Soldaten (1763)[1]. Noch zeichnete ihn Joh. Heinr. Justi in seiner satirischen Dichterinsel aus, Standespersonen, wie der Oberstlieutnant Freiherr von Spilker und der Horazübersetzer Graf von Solms, holten sein Urtheil ein, Frauen, wie die Porzellanmachers-Gattin Joh. Wilh. Luise Grohin und die Frau Uminger, die Tochter Minors, schickten ihm ihre Gedichte (3. Sept. 1747), Ernst Daniel Adami in Landshut unterbreitete seine „Versuche poetischer Arbeit" (Breslau 1747), und auch Joh. Fr. Löwen bat noch 1752 um sein Urtheil und um Vermittlung bei Breitkopf[2].

Unter einer Reihe von Fabeldichtern, wie Wilh. Ehrenfried Neugebauer, einem Mitglied der Danziger Gesellschaft, und dem Hamburger Joh. Heinr. Westphalen (Fabeln und Erzählungen, Leipzig 1763), ragt namentlich Lichtwer hervor. Seine „Vier

1) Oden von ihm im „Neuesten" VIII. S. 601, 734.
2) Vgl. Danzel, G. S. 165.

Bücher Aesopischer Fabeln," welche 1748 anonym in Leipzig erschienen, waren lange Hüter des Deer'schen Verlages. 1751 kam einmal Gottsched in den Laden. Ein bestaubtes Exemplar fiel ihm in die Hände, und auf seine Frage, warum diese Fabeln noch nicht in die Gelehrten Zeitungen gekommen, erzählte Deer, einer der Fabeldichter habe sie hier im Laden in Gegenwart vieler junger Leute, „die an ihn glauben", — es kann kein andrer als Gellert gemeint sein —, ganz niedergeschlagen und sie auch nach der Zeit gegen jedermann heruntergemacht. „Ob er besorgt habe", heißt es weiter, „ihre Bekanntwerdung dürfte den seinigen im Wege stehen oder Abbruch thun, kann ich nicht sagen" [1]). Grund genug für Gottsched, sich des Zurückgesetzten anzunehmen und seine Fabeln öfter anzupreisen [2]). Auf einer Reise nach Halberstadt schloß er persönliche Bekanntschaft mit ihm, veröffentlichte einige seiner Oden, die von „recht Flemming'schem Geist" zeugten [3]), und trat seither mit ihm in Briefwechsel.

Weniger rasch hatte sich Gottsched auf dem Gebiete des Epos und namentlich des Dramas überlebt. Freilich war auch von ihm für die ernsthafte Epopöe wenig geschehen. 1728 hatte er zwar den Plan gefaßt, Ramsey's „reisenden Cyrus" zu bearbeiten, der Stoff wurde ihm aber von Mattheson vorweggenommen (Hamburg 1728). Hierauf wollte Hudemann das große Problem lösen. Schon 1735 schickte er aus Schleswig die beiden ersten Gesänge seines „Friedrich der Großmüthige", für welche er sich Voltaire's Henriade zum Muster genommen hatte [4]), an Gottsched mit der ausdrücklichen Bemerkung, er habe sich auf dessen Anregung hin an diese größere Arbeit gemacht. Sie wurde 1737 vollendet, aber nur bedingungsweise gebilligt: dem Epos wäre sein Werth nicht abzusprechen, seines Stoffes wegen sei es aber mehr ein dänisches als ein deutsches Werk [5]).

---

1) Vgl. Neuestes XII. S. 216 ff.

2) ibid. I. S. 756, XI. S. 640. 3) ibid. III. S. 614.

4) Wurde 1737 vollendet, in den Zillischen Beiträgen (Mai—Juni 1739) theilweise abgedruckt. Erschien in Altona 1750 unter dem Titel: „Der großmüthige Friedrich der Dritte, König zu Dänemark, in einem Heldengedichte entworfen". 5) Vgl. Schönaich's Hermann, 1751. Vorwort S. XVIII.

Der Triller'sche „Prinzenraub" (1743) fand nur eine sauersüße Aufnahme. Auch für das Epos erwartete Gottsched das Heil zunächst von guten Übersetzungen. Der Mißerfolg mit Schwarzens Aeneis schreckte ihn nicht ab. Er ermunterte Joh. Adolf Gries, Advokaten in Glückstadt, den er zunächst zu einer Übersetzung Boileau's angeregt hatte, und der im „Versuch in gebundenen Übersetzungen und einigen Gedichten" (Hamburg 1745) die Nachtreter Haller's anzapfte[1]), zur Verdeutschung der „unsterblichen Ilias". Als die ersten Proben erschienen, pries er das Vaterland glücklich[2]). Die Arbeit gedieh nur bis zum fünften Gesange[3]) und wurde dann, ebenfalls sub auspiciis von Mich. Dietr. Blohm, dem Panegyriker der Unzerin, fortgesetzt[4]). Inzwischen drängte er zur Bearbeitung nationaler Stoffe. Über Glover's Leonidas, den er sonst lobte, stand ihm Blackmore's »King Arthur«, weil die Thaten und Begebenheiten dieses Helden einen jeden rechtschaffenen Briten näher angiengen als alles Fremde und Ausländische[5]). Er wünschte, daß sich eine gute poetische Feder an das heldenmüthige Ende des unsterblichen Gustav Adolf mache, der zwar nicht für die Freiheit des Vaterlandes, aber, was noch größer sei, für die protestantische Gewissensfreiheit sein Heldenblut vergossen habe. Allein statt dessen mußte er Scheyb's Theresiade (1746) als nationales Epos preisen, bis er erst in Schönaich's „Hermann" das Ziel erreicht sah.

Die Bemühungen der Gottschedianer um die komische Epopöe haben wir bereits bei der Besprechung „der Belustigungen" kennen gelernt. Zachariae setzte sie in den Bremer Beiträgen („Verwandlungen") und in den „Vermischten Schriften der Beiträge" („Lagosiade") im alten Stile fort, um sich dann mit dem „Phaëton", dem neuen hexametrischen Geschmacke zuzuwenden. Gottschedianer in Theorie und Praxis blieb Joh. Jac. Dusch, der mit „Toppe" (Göttingen und Leipzig 1751) die Reihe seiner komischen Erzählungen eröffnete und dann seinem „Schoßhund" (1756) den Plan von Popens „Lockenraub" zu Grunde legte. Ebenso ist Uzens „Sieg

1) Vgl. S. 181. 2) Vgl. Neuestes II. S. 132.

3) Versuch einer deutschen gebundenen Übersetzung der Ilias des Homers. Altona 1752. 4) Vgl. Neuestes IV. S. 468.

5) Vgl. Büchersaal II. S. 4 ff.

des Liebesgottes" (1753) sowohl in formeller wie namentlich in Rücksicht auf den hier ausgesprochenen litterarischen Standpunkt ein Denkmal der Schule; daran schließen sich Joh. Gottfried Reichel's „Bodmeriade" und Schönaich's „Gnißel" u. s. w., die wir im Verlaufe des Litteraturstreites noch kennen lernen werden.

Am längsten stand die dramatische Poesie unter Gottsched's Einfluß; liegt es ja doch im Wesen der Gattung, daß sich bei ihr die Übermacht des Verstandes dauernder behaupten konnte; andrerseits waren seine Verdienste auf diesem Gebiete die zweifellos größten. Freilich hatte sich gerade der bedeutendste seiner Schüler, Elias Schlegel, der Abhängigkeit früh entrungen. Wie er ihm persönlich durch Betonung der determinirenden Charakteristik Opposition machte und zur Würdigung Shakespeare's gelangte, ist bereits erwähnt worden. 1743 sehen wir ihn in Dresden mit den Feinden gemeinschaftliche Sache machen und einen Anschluß an die Neuberin suchen. Das Verhältnis zu Gottsched wird immer kühler und steigert sich bald bis zur vollen Gegnerschaft, wenn auch nicht zur offenen. In der Vorrede zu den theatralischen Werken (1747) hatte er beständig die Gottsched'schen Produktionen vor Augen. „Man kann nichts", berichtete er an Bodmer, „von den Regeln eines guten Trauerspiels sagen, ohne zugleich eine Satire auf den „Agis" und alle seine Brüder und Schwestern zu machen" [1]). Trotzdem ist er selbst über die Gottsched'sche Schule nicht hinausgekommen, wenn sich auch, wie wir bereits bei der „Schaubühne" gesehen haben, Ansätze zu lebensvollerer dramatischer Gestaltung in seinen Stücken vorfinden. Außer ihm haben auch die übrigen Dichter der „Schaubühne" der tragischen Muse Opfer gebracht. Bereits 1741 entstand Quistorp's „Alceftes" (Rostock 1742). Ganz unter Gottsched's Einfluß dichtete B. Ephr. Krüger „Vitichab und Dankwart oder die alemannischen Brüder" (Leipzig 1746), ein Pendant und eine geschichtliche Fortsetzung zu Schlegel's „Hermann". Vitichab, der Herzog der Alemannen, ist denn auch von deutschem Bewußtsein stark durchdrungen. Als ihn der römische Gesandte für den Kaiser gewinnen will, ruft er aus:

1) Vgl. Stäudlin, Briefe, S. 47.

„Ein edles Herz verflucht verräthrischen Betrug,
Bereitet Euch zur Schlacht! Ich bin ein Deutscher! — gnug."

Das Stück wurde schon von der zeitgenössischen Kritik unglimpflich behandelt, Gottsched aber sah in ihm ein Denkmal echt nationaler dramatischer Poesie. Seine lobende Anzeige schließt mit den oft bespöttelten Worten: „Kurz, wer das Trauerspiel mit Bedacht lesen oder gar aufführen sieht, der wird uns gestehen, daß wir nur noch ein Dutzend solcher original-deutschen Stücke brauchen, um unsern Nachbarn vollends die Spitze zu bieten"[1]). Nicht lange darnach erschien der „Arminius" (Hannover und Göttingen 1749) von Justus Möser, mit dem Gottsched ebenfalls in Korrespondenz stand. 1746 (17. April) erhielt er auch von Joh. Heinr. Steffens, dem Konrektor in Celle, den „Ödipus" zugeschickt, welcher „nach Art des Cato" der Tragödie des Sophokles nachgebildet und bereits fünfmal nacheinander aufgeführt worden war (17. April 1746). Sein Kollege in Lüneburg Joh. Christ. Brösted unterbreitete in demselben Jahre eine Übersetzung von Racine's Esther, zu welcher er auf Gottsched's Empfehlung Chöre gedichtet hatte, und der Freiherr Christ. Friedr. v. Derschau, der Anfang der vierziger Jahre in Gottsched's Hause verkehrte, seinen im Selbstverlage erschienenen „Orest und Pylades" (1. Februar 1747). Das Stück wurde zwar von den Göttingern abgelehnt[2]), von Gottsched aber wegen seiner „großen Schönheiten nebst einer völligen Regelmäßigkeit" gelobt. Zu derselben Zeit trat er mit Joh. Camerer in Braunschweig in Verbindung. Dieser hatte Dubos' „Reflexions" übersetzt und wollte in den „Anmerkungen" gelegentlich zeigen, „wo Herrn Breitinger's Weisheit hergekommen" (2. Februar 1748). In seiner „Octavia" (Wolfenbüttel 1748), welche auch im IV. Theile der Wiener Schaubühne abgedruckt wurde, folgte er den Spuren des Meisters, die auch noch in seinem Vorspiel „Das Glück der schönen Wissenschaften im Norden" (Göttingen 1753) deutlich zu erkennen sind. Gries übersetzte 1750 Voltaire's Merope (Glückstadt 1754) und später Crebillon's Rhadamisth und Zenobia (Altona 1756). Unter Gottsched's Einfluß stehen ferner

1) Vgl. Büchersaal S. 568.
2) Vgl. Götting. gel. Zeitung 1748, S. 197.

Hudemann, Scheibe, J. G. Bernhold, Patzke u. A., aber auch bekanntere Dichter, wie der Freiherr von Creuz, der, obwohl gehaltreicher als der „berühmte Herr Gottsched", auf dessen Theorie er sich berief, im „Sterbenden Seneca" doch den Aufbau des „Cato" nachahmte, dann in ihren Jugendversuchen Brawe, Cronegk und selbst deren größerer Freund Lessing, dem es erst vorbehalten war, die Zwangsjacke der Gottsched'schen Regeln zu sprengen.

Allerdings haben auch diese Jünger nicht in allen Punkten auf des Meisters Worte geschworen. Steffens, der außer Schlegel einer der ersten war, welche auf die Alten zurückgiengen, lehnte nicht nur die Vermittelung der Römer, sondern auch die der Franzosen ausdrücklich ab. Seneca war ihm zu schwülstig, Corneille zu verliebt. Freilich unterließ er es trotzdem nicht, bei dem Franzosen bedenkliche Anleihen zu machen, wie denn namentlich die Figur der zärtlichen Antigone eine französische Karrikatur ist. In ähnlicher Weise hatte Derschau für seinen „Orest und Pylades" zwar Euripides zu Rathe gezogen, gleichzeitig aber auch La Grange benützt. Beachtenswerth ist, wie sich Steffens in der Vorrede zum „Ödipus" gegen den Druck der Regel wendet: Der Fleiß unsrer Dichter würde sich die Zeit her mehr auf der Schaubühne gewiesen haben, wenn man nicht ihre Freiheit gar zu sehr eingeschränkt hätte; manche schöne Erfindung werde in der Geburt erstickt, da sie sich mit der beschwerlichen Regel der Wahrscheinlichkeit von Ort und Zeit nicht zusammenreime. Nur mit Widerwillen folgte er daher diesem Zwange, „weil er bei den dramatischen Gesetzgebern keinen Vorwand für größere Freiheiten" gefunden! Wir sehen ihn denn auch in seinen späteren Tragödien „Placidus" (1749), „Die Christin Gabinie" (1752) und namentlich in „Clarissa" (1765) diese Fesseln, freilich unter anderen Einflüssen, in verschiedenen Punkten durchbrechen.

Gegen Reim und Versmaß erhob Derschau mehrere Bedenken. Seiner Anfrage gegenüber, ob es nicht besser wäre, Trauerspiele ohne Reime zu verfertigen, verhielt sich Gottsched zustimmend[1]); dagegen bekämpfte er den Vorschlag, Verse von ungleicher Länge einzuführen, die bald jambisch, bald trochäisch und daktylisch wären.

1) Vgl. Büchersaal IV. S. 368 ff.

Er befürchtete bei dieser Poesie der Faulen ein Überhandnehmen des Extemporirens der Schauspieler und ein vermindertes Vergnügen des Zuschauers, der in der Verwirrung dieses Silbenmaßes keine Ordnung heraus empfinden könnte. „Sollte es aber ja was Neues sein", fährt er fort, „warum wollen wir nicht lieber auf die la Mottische Ketzerei fallen, der gar prosaische Trauerspiele versucht hat, wie auch schon bei uns die altväterischen Staats- und Hauptaktionen zu thun pflegten". Trotzdem waren in den vierziger Jahren die Gottsched'schen Regeln so in Ansehen, daß der Dichter der Tragödie: „Der traurige Ritter in schwarzer Gestalt in den Gebirgen Schottlands" (Celle 1746) die Veränderung des Schauplatzes nach jedem Aufzuge dadurch decken zu müssen glaubte, daß er auf dem Titel den Schein erweckte, als ob das Stück aus dem Französischen übersetzt sei.

Nachhaltiger noch förderte Gottsched durch seine „Schaubühne" die Produktion der Lustspiele; schon 1746 bedauerte er, daß ihre Anzahl von einer Messe zur andern immer stärker werde, während die Trauerspiele fast gänzlich zurückblieben[1]). Der „nöthige Vorrath" bringt den Erweis hiefür. Nicht mehr als Vorübung für selbständiges Schaffen, sondern hauptsächlich zur Befriedigung des Bühnenbedürfnisses wurde auf diesem Gebiete eifrig übersetzt. Vor allem knüpft sich an die Gottsched'sche Wirksamkeit die rasche Einbürgerung Holberg's in Deutschland. 1742 erschien die „Wochenstube", 1743 und 1744 die Übersetzung von J. G. Laub in 18 Stücken, denen in den kommenden Jahren noch weitere folgten; im Hamburger Repertoire wurden 1742—1743 von 190 Vorstellungen 44 mit Holberg'schen Stücken besetzt[2]). Gerade aber die Einführung der dänischen Komödie war mit eine Ursache, daß die deutsche Gottsched rasch über den Kopf wuchs. Zunächst kann eine relative Abnahme in der Aufführung der angepriesenen Stücke von Destouches bemerkt werden. Auch die Übersetzungen bleiben gegen die andrer französischer Komödiendichter zurück. 1745 erschien „der Ruhmredige", 1747 die „verliebten Philosophen"; aber während in demselben Jahre schon eine Sammlung

1) Vgl. Büchersaal II. S. 439.

2) Vgl. Prutz, Ludw. Holberg, sein Leben und seine Schriften. Stuttgart 1857, S. 223.

von sechs Stücken des Marivaux herauskam, 1752 zu Hamburg sämmtliche Lustspiele des anrüchigen Molière, verzögerte sich die Gesammtausgabe der theatralischen Werke des Destouches bis 1756 (Leipzig und Göttingen, 4 Bände), die des Régnard bis 1757 (Berlin, 2 Bände).

Mittlerweile wurde auch aus anderen Sprachen eine wahllose Menge von Komödien übersetzt. 1744 erschien zu Thorn: „Die verschmitzte Fallitin" aus dem Polnischen, und Uhlich brachte in seiner Ersten Sammlung neuer Lustspiele (1746) ein italienisches und ein holländisches Stück, dem im nächsten Jahre ein zweites folgte; 1748 wird sogar die verfehmte englische Komödie in zwei Prosaübersetzungen zur Leipziger Messe gebracht, 1750 folgten zwei andere und so fort, so daß bereits der Teufel in der Litteratur los war, bevor ihn Gottsched auf der Bühne bekämpfte.

Unaufhörlich wetterte er gegen diesen dramatischen Hexensabbath. Hatte doch bereits J. Chr. Krüger im Vorwort seiner Übersetzung des Marivaux (Hannover 1747 und 1749) die Kühnheit, Stücke mit drei Aufzügen zu befürworten und dem Harlekin wieder das Wort zu reden. Auch die Schönemann'sche „Schaubühne" (1749) erregte seinen Unwillen. Man sei in den Irrthum verfallen, daß alles, was nur aus dem Französischen übersetzt ist, gut sei und bedenke nicht, daß es auch französische Stümper im Handwerk gebe[1]). Namentlich aber galt sein Kampf dem Eindringen der „neuen unregelmäßigen und wilden britischen Bühne", und dazu mußte er sich noch gestehen, daß sein Sammelwerk, wenn auch wider Willen, den Anstoß zu dieser unsinnigen Produktion gegeben hatte.

Nachdem 1755 auch Goldoni auf der deutschen Bildfläche erschienen war und 1759 sogar die Frau von Passow, eine Schauspielerin und dänische Dichterin, die sich Holberg zum Muster genommen, sah er die internationale litterarische Sintfluth über Deutschland hereingebrochen und wies ironisch nur noch auf die auszubeutenden Lappländer, Samojeden und Hottentotten hin. Hatte doch die dänische Dichterin in „Cupido, ein Philosoph", sogar altnordische Gottheiten auf die Bühne gebracht. „Ja fällt man nicht auch wieder

1) Vgl. Bücherſaal IX. S. 474 ff.

auf das Italienische", ruft er darauf aus, „nachdem ein Goldoni aufgestanden, der den verlegenen Harlekinaden einen neuen Schwung zu geben weiß[1])?"

Eine weniger fruchtbare Thätigkeit wurde im Dichten selbständiger Komödien entfaltet. Elias Schlegel überschritt mit seinen späteren Stücken das Niveau der „Schaubühne" und gieng seine eigenen Wege. Mit dem „Geheimnisvollen" trat er, wenn auch ohne besondere Förderung seines komischen Talentes, aus der Schule Molière's, im „Triumph der guten Frauen", welcher den lebhaftesten Beifall Mendelssohn's und Lessing's erhielt, gelang ihm lebensvolle Charakteristik; mit der „stummen Schönheit" endlich wollte er durch Wiederaufnahme des Alexandriners die Komödie in eine idealere Sphäre erheben. Gewiß war auch Joh. Christian Krüger von Gottsched ausgegangen; aber wie sein Verkehr mit den „Beiträgern" in Leipzig und Braunschweig vermuthen läßt, mag er schon früh selbständig geworden sein. Unter dem Einflusse der praktischen Bühnenbedürfnisse lernte er das enge Gesetz der Wahrscheinlichkeit mißachten und legte seinem Lustspiel „Der blinde Ehemann" ein Feenmärchen zu Grunde; er führte Krispin auf die Bühne und ließ in der Katastrophe einen blinden Ehemann nach des Schicksals Rathschluß sehend werden; und noch weiter entfernte er sich von Gottsched's Grundsätzen in der einaktigen Posse: „Der Teufel ein Bärenhäuter", welchen die Wiener später als „geprügelten Teufel" verlachten.

Zum derben Realismus und zur Zote geneigt wie er, nur um vieles nüchterner und phantasieärmer erwies sich Uhlich in den beiden Sammlungen neuer Lustspiele (1746, 1747). In völliger Abhängigkeit von Gottsched blieb Mylius. Lessing bezeichnete das Verhältnis ebenso richtig wie einfach, wenn er von den „Ärzten" sagte: „Das Stück beobachtet die drei Einheiten, es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer, es hat keine unwahrscheinliche Monologe. — Warum darf ich nun nicht gleich dazu setzen: kurz, es ist ein vollkommenes Stück?" Und dasselbe gilt von dem „Unerträglichen".

1) Vgl. Neuestes IX. S. 554.

Ostern 1745 war Christian Felix Weiße nach Leipzig gekommen und in Gottsched's Rednergesellschaft eingetreten. Seine spätere Bemerkung in der Selbstbiographie, er wäre kein ‚großer Bewunderer' dieses Mannes gewesen, entspricht ganz dem Verhältnisse, in dem wir uns die Schüler Gottsched's zu ihrem Lehrer seit 1745 zu denken haben. Sie lernten von ihm, ließen sich auch in die litterarische Welt einführen und nahmen allenfalls wie Weiße eine Empfehlung für einen Hofmeisterposten entgegen, wofür sie dem Lehrer, ohne sein Genie zu verehren, die schuldige Achtung zollten. Obwohl Weiße schon in Altenburg mit den Schriften der Schweizer bekannt geworden war, verräth ihn doch seine beginnende litterarische Thätigkeit als Gottschedianer. Er schrieb die „Matrone von Ephesus" in der älteren Fassung wie die Verdeutschung des „Hannibal" von Marivaux in Alexandrinern. Von 1744—1769 hat er sechzehn Komödien verfaßt, ohne, von unerheblichen Einzelheiten abgesehen, die Richtung der Gottsched'schen Schule zu überwinden[1]).

Die Verwendung des Lustspiels zur Satire, wie wir sie in der Frau Gottsched „Pietisterei im Fischbeinrocke", dann im „Witzling" und in Uhlich's „Unempfindlichen" gefunden haben, gewann größeren Anklang. „Die Pietisterei" scheint nicht ohne Einfluß auf Heinrich Borkenstein's „Bookesbeutel" (1742) gewesen zu sein, wenn auch die Satire auf die Hamburgischen Sitten derber und die Lokalfarbe viel greller ausgefallen ist[2]). Verblaßter als dies Stück sind Borkenstein's „Bocksbeutel auf dem Lande oder der adeliche Knicker" (Hamburg 1746) und Uhlich's „Bocksbeutels Tod und Testament"

1) Vgl. die eingehende Charakteristik bei Minor, Weiße. Innsbruck 1880. S. 79 ff.

2) Über das Stück berichtet der nachmalige Bürgermeister von Hamburg Albert Schulte, welcher bei Gottsched Collegia gehört und 1740 in Leipzig promovirt hatte: »Il a donné (Schönemann) plusieurs fois une pièce faite à Hamburg qui lui a rapporté bien. C'est le Bockesbeutel, (mot original, que je ne scaurois presque vous exprimer). Cela veut dire environ les coutumes ridicules du pais. Si je ne me trompe, le Patriote nous en a fait quelque idée. A la lecture de la pièce même vous n'y trouverez gueres ni esprit ni sentimens. Mais je ne scai par quel ascendant elle a été courue de toute la ville« (Hamburg 14. April 1742).

(Danzig 1746). Ganze Stände geißelten J. Chr. Krüger in den „Geistlichen auf dem Lande" (1743) und den „Candidaten" sowie Mylius in den „Ärzten". Die persönliche Satire von Uhlich's „Unempfindlichen" fand Nachahmung bei Gottlieb Fuchs in „Die Klägliche" (Hamburg 1746) und bei Mylius im „Unerträglichen" (Hamburg 1746). Gern hätte Gottsched im weiteren Verlaufe des Litteraturstreites eine Fortsetzung des „Witzling" gesehen, aber Schönaich lehnte mit den bezeichnenden Worten ab: „Ich kann keine Comödien machen. Ich bin zu schwermüthig, und das Ding würde mich noch lächerlicher machen als ich bin" (27. Juli 1754)[1]. Dagegen hat Weiße in seinen „Poeten nach der Mode" die Aufgabe objektiver gelöst, indem er die Kämpen beider Parteien aufs Theater brachte.

Außer durch die Übersetzung englischer Komödien wich die Entwickelung des deutschen Lustspiels noch nach zwei Richtungen von der durch Gottsched bezeichneten Linie ab: durch unmittelbare Anlehnung an die Antike und durch Begründung des rührenden Lustspiels. Wie in der Tragödie war Steffens durch Übersetzung der „Aululuria" des Plautus (1743) auch in der Komödie der erste, der auf die Alten zurückgieng. Ein Jahr darauf wandte sich Mylius Aristophanes zu und brachte eine Kritik und Übersetzung des ersten Aufzuges des „Plutus". Aus der Einleitung geht hervor, daß nach dieser Richtung umfangreichere Publikationen beabsichtigt waren. „Wir sind entschlossen", heißt es, „nach und nach die wahren Schätze der alten theatralischen Dichter aus dem Staube hervorzuziehen. Wir wollen in die Fußstapfen des berühmten Gottsched's treten, welchem die Nachwelt seine großen Verdienste um die Verbesserung der deutschen Schaubühne nicht genug wird verdanken können"[2]. Bald darauf begann Joh. Sam. Patzke die Übersetzung des Terenz, welche indeß erst 1753 zu Halle erschien und von Gottsched bereits vollständig ignorirt wurde.

---

1) Friedr. Wilh. Priber, der mit Gottsched über philosophische Angelegenheiten korrespondirte (vgl. Danzel S. S. 279), sandte am 31. Januar 1748 auch ein Lustspiel: „Das aufgelöste Räthsel", über welches ich jedoch nichts Näheres anzugeben weiß.

2) Vgl. „Bemühungen" I. S. 421.

Richter's Forderung nach einer „tugendhaften Komödie" fand Verwirklichung im rührenden Lustspiel, welches Gellert 1745 durch seine „zärtlichen Schwestern" zuerst in Aufnahme brachte und 1751 in seinem Programm »de comoedia commovente« theoretisch begründete. Freilich hatte auch für diese Gattung Gottsched durch Empfehlung von Destouches vorgearbeitet, bei dem sich die deutschlichsten Ansätze vorfanden. Mit dem Bekanntwerden von Nivelle de la Chaussée, den sich auch Gellert zum Muster nahm, und dem Einflusse der Familienromane Richardson's war der Boden für Diderot's Comédie dans le genre sérieux gewonnen, welcher Lessing sein Interesse zuwandte. Er, dessen dramatische Ausbildung in jene Zeit des Suchens und Ringens fällt, wußte alle fruchtbaren Elemente zu nutzen und höheren Schöpfungen dienstbar zu machen. Daß auch er anfangs den Spuren seiner Magnifizenz folgte, ist allgemein anerkannt und kann namentlich im „Damon" und dem „jungen Gelehrten", der an den „Müßiggänger" der „Schaubühne" erinnert, nachgewiesen werden. Selbst „Misogyn", wo die Führung der Handlung den Bedienten bereits entwunden, und „der Freigeist" mit seinen determinirteren Charakteren stehen noch unter dem Zeichen von Destouches, Holberg und der Frau Gottsched. Der „Schatz" weist bereit auf Plautus zurück. Aber selbst das erste deutsche Lustspiel, „Minna von Barnhelm", enthält noch einen Gedenkstein aus dem Rohmateriale der „Schaubühne". Wenn Jungfer Suschen in Quistorp's „Bock im Processe", nachdem der Diener Heinrich entwichen ist, sagt: „Entlauf Du nur immer, so wird unser Haus eines überflüssigen Müßiggängers los. Ich wollte, daß die übrigen sechs Tagediebe, die uns zur Last sind, ihm noch heute folgen möchten" (Bd. V, S. 263), so liegt hier sicher die psychologische Anregung für jene dichterisch ausgestaltete Szene vor, in der Just der Franziska die Geschichte der Tellheim'schen Dienerschaft erzählt (III. 2).

Üppig wucherte seit der Mitte des Jahrhunderts das Schäferspiel[1]), ein Zeugnis für das Phantasiebedürfnis und die gleichzeitige

1) Vgl. O. Netoliczka, Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert. (Vierteljahrschrift II. S. 1 ff.).

Unkraft der Gestaltung in jener Zeit. Zwei Schäferdichter lebten in persönlichem Umgange mit Gottsched und dürften demnach unmittelbare Anregungen von ihm erhalten haben: Joh. David Hermann, der Verfasser der „versöhnlichen Liebe" und der „zufriedenen Liebe" (Leipzig 1746), welcher Informator bei einem Vetter Gottsched's war, und der Bauzner Naumann, der Dichter der „Martinsgans" (1745). Beide standen, wahrscheinlich wegen ihres intimeren Verkehres in dem Hause Gottsched bei den „Beiträgern" in minderem Ansehen. Adolf Schlegel bezeichnete Hermann's Stücke als unter dem „plauderhaften Schäfer" Uhlich's stehend, und Gärtner rezensirte sie scharf im Hamburger Korrespondenten. Außer Mylius stand endlich noch der Braunschweiger J. W. Jelpke, der Dichter des „Schäferspiel ohne Liebe" (1747), mit Gottsched in Verbindung.

Stoffgrundlage war für alle diese Dichter wie für Eichholz (Der Leichtsinnige, 1747) und Dusch (Die unschuldigen Diebe, 1749), sowie für die stattliche Reihe anonymer Stücke jener Zeit Gottsched's utopistisch-arkadische Schäferwelt. In dieser wurzeln auch Gellert's „Band" und „Sylvia", welche zuerst in den „Belustigungen" erschienen, und Gärtner's „Geprüfte Treue", mit dem die „Beiträge" eröffnet wurden. Aber während diese Stücke und Gleim's „blöder Schäfer" (1745) sowohl in sprachlicher Anmuth wie im feineren Empfindungston für das Naive und Unschuldsvolle Gottsched's „Atalanta" weit übertrafen, blieben sie im Reichthum an Handlung und in der Geschicklichkeit des dramatischen Aufbaues hinter dem verachteten Muster zurück.

Schon Mylius fühlte indeß das Bedürfnis nach konkreteren Anschauungen aus jenem poetischen Arkadien. In den „Bemühungen" trat er für die Herstellung eines Buches mit kanonischer Geltung ein, in welchem das Leben, die Sitten und Gewohnheiten dieser Schäfer als Quelle für die Dichter geschildert werden sollten. Während er aber in seiner „Schäferinsel" nicht wesentlich vom Hergebrachten abwich, schloß sich Uhlich mehr an die naturalistische Haltung Gottsched's an und stieg mit seiner „gestörten Treue" und dem „faulen Bauer" (1745) bis in die Bauernwelt hinab.

Indeß enthielt diese derbere realistische Gattung noch immerhin mehr poetische Elemente als die idealistische Richtung, in welche sich die Schäferspiele eines Pantke verflüchtigten, der in seinem „besten

Vater" nur Personifikationen auftreten ließ: Die Jugend, Kindheit, Verstand, Tugend u. s. w.[1]). Eine neue Wendung nahm die Entwickelung des Schäferspieles erst mit Salomon Geßner, der auf die Alten zurückgieng, ohne sie freilich zu erreichen. Durch Aufnahme sentimentalischer Elemente erhielt seine Dichtung einen Charakter, der sich von der „Atalanta" ähnlich abhebt wie das Gellert'sche Lustspiel von dem Gottsched'schen.

Eine entschiedene Bedeutung hatte Gottsched's „Schaubühne" für das deutsche Schuldrama, dessen Einfluß auf die allgemeine dramatische Bildung des Volkes nicht unterschätzt werden darf. Während es bereits um 1740 zu verschwinden drohte, wurde jetzt wieder die Frage nach seiner pädagogischen Berechtigung in Fluß gebracht. Der Rektor Heinitz in Camenz, der außer „Cato" 1742 auch „Bramarbas" aufführte, schrieb ein besonderes Programm über den Nutzen der Schulkomödien. Die Werenfels'sche Rede erschien 1750 in II. Auflage, wurde von einem eifrigen Korrespondenten Gottsched's, dem Archidiakonus Immanuel Friedr. Gregorius in Lauban, übersetzt und in demselben Jahre in Lessing's Historie zur Aufnahme des Theaters eingerückt. Zahlreich sind die Meldungen von Aufführungen aus der „Schaubühne". Besonders thätig waren Baumeister in Görlitz, Damm in Berlin, Heidenhayn in Cüstrin und vor allen Gerlach in Zittau, der sogar vor „Elisie", der „ungleichen Heirat" und dem „deutschen Franzosen" nicht zurückschreckte. 1750 wurde mit Erlaubnis des Magistrats und unter dem Beifalle Straube's in Breslau auf dem Magdalenen-Theater Racine's „Athalia" und „Esther" in einer Übersetzung Gottfr. Ephr. Scheibel's mit Chören öffentlich aufgeführt (29. September 1752), und noch am 4. und 5. Mai 1762 ließ Joh. Friedr. Lüdeke in Berlin die „Alzire" und „Bluthochzeit" aus der „Schaubühne" vorstellen. Andre Rektoren dichteten besondere Stücke; allen voran Nathanael Baumgarten in Berlin, der in seinem „Sterbenden Socrates" (1741) für die verschiedenen Personen und Stimmungen besondere

1) Vgl. Sammlung einiger ausgesuchter Stücke der Gesellschaft der freien Künste. Leipzig 1755, III. S. 194. Ebenso in „die Jugend" (ibid. III. S. 91).

Versmaße wählte; ferner schrieb Stief in Breslau einen „Germanicus", Langhans in Schweidnitz einen „Telemach in Ägypten", Arlet in Breslau einen „Alexander Severus", Damm „Damons Bürgschaft" und nach Sophokles: „Der Ausgang oder das Ende des Aias". Nur wenige dieser Rektoren wagten es, von der Regel abzuweichen, und wo dies im Interesse größerer Betheiligung der Jugend geschah, ladeten sie nur, wie Seidel in Lauban und Damm, zu Gesprächsübungen ein, wobei denn 16 bis 20 Auftritte einen Akt bildeten.

Anders gestaltete sich Gottsched's Verhältnis zum Theater. Seine „Schaubühne" rief eine Reihe ähnlicher Sammlungen hervor, so daß die Leiter der einzelnen Truppen, da das Band zwischen Bühne und Litteratur endgiltig geknüpft war, wohl von der litterarischen Produktion im allgemeinen, aber nicht mehr wie früher von dem persönlichen Wohlwollen der Dichter abhängig waren. Indem Gottsched dieser Freiheit der Bühne die Wege bahnte, hat er seinen eigenen Einfluß untergraben. Schon Schönemann, der sich am 6. September 1740 gewissermaßen als Nachfolger der Neuberin um seine Unterstützung bewarb und seit Ostern 1741 in Leipzig spielte, trat in ein loseres Verhältnis zu ihm als seine Vorgängerin. Er hatte wohl noch die Priorität der Aufführung, aber nicht mehr den ausschließlichen Besitz der neuen Stücke. Gottsched forderte, um den Produktionseifer zu erhöhen, die Einnahme einer Vorstellung als Tantième für die Dichter, wobei er freilich die Hoffnung aussprach, die bemittelteren würden sich mit der Ehre zufrieden geben und den kleinen Gewinnst unter jene Komödianten vertheilen, die ihre Rollen am besten gemacht hätten[1]). Allein damit hatte es noch gute Wege; was im Drucke erschien, war Gemeingut der Truppen. Schönemann muß das neue Verhältnis früh erkannt haben. So berichtet Uhlich von ihm, er habe in Hamburg die regelmäßige Schauspielkunst sehr bald ersticken lassen, und ähnlich heißt es bereits am 6. Juni 1742: „Herr Schönemann, der mehr nach Geld als nach

1) Vgl. Schaubühne II. S. 22. Gottsched selbst hat für die Stücke der „Schaubühne" Honorare gezahlt; für Quistorp's „Aurelius" liegt der Beleg im Briefwechsel vor.

dem guten Geschmacke fragt, soll jetzo in Lüneburg sein". Gleichwohl wurde die Pflege des Klassizismus von fast allen namhaften Truppenleitern in das Programm aufgenommen.

Seit 1741 führten außer Schönemann auch Eckenberg und Hilferding, obzwar „altväterisch und von den Wiener'schen Auctoribus eingenommen", den „Cato", „Iphigenie" und andere „unnachahmliche Originale, auch das Gespenst mit der Trommel mit vielem adplausu auf". Ähnliches berichtet Grimm aus Straßburg von dem Direktor Tschug. Die „neu verschriebene Gesellschaft" in Danzig[1]) sagte in ihrem Avertissement: „Es wäre zu wünschen, die Schaubühne wäre nicht durch die alten, unverständigen Comödianten-Principale in Verfall gekommen, gewiß, man hätte den Zuschauern niemalen einen ungereimten Geschmack davon beigebracht. Die jetzigen Bemühungen werden mit der Zeit ein ganz anderes lehren, und wir wollen in der That unsern geehrten Zuschauern zeigen, daß wir sowohl als Madame Neuberin regelmäßige Stücke vorzustellen fähig sind" (Bericht von Joh. Ad. Kulmus, 26. August 1741).

Auch Wallerotty, der früher in Aufführung von Harlekinaden das Unglaublichste geleistet und sogar bekannte Stücke wie Shakespeare's Kaufmann von Venedig zu haupt- und staatsaktionellen Zwecken zugestutzt hatte[2]), begann seit dem Erscheinen der Schaubühne mit „modesten" Vorstellungen. „Das Gespenst mit der Trommel" wurde in Frankfurt a. M. schon am 9. Oktober 1741, der „Cato" im November, „Der poetische Dorfjunker" im Jänner und Februar des nächsten Jahres aufgeführt. Dabei wies der Einladungszettel ausdrücklich darauf hin, daß der Text „von Wort zu Wort" so reproduzirt werden wird, wie er von diesem „weltbekannten Manne" (Gottsched) vorgeschrieben worden. So konnte denn der Prinzipal Joh. Friedr. Darmstädter, der selbst nur Eklektiker war, in seinem Erklärungsheftchen, mit dem er am 25. April 1749 zur Magistratskomödie einladete, mit Recht be-

1) Sie nannte sich ursprünglich „Deutsche Gesellschaft"; da ihr dies vom Bürgermeister Ehler mit dem Bedeuten verboten wurde, sie dürfe sich nur „Gesellschaft deutscher Komödianten" nennen, nahm sie lieber obige Bezeichnung an. 2) Vgl. Mentzel a. o. O. S. 189.

haupten, daß der Geschmack in Frankfurt gestiegen sei, da die nichtswürdigen Possenreißer verschwunden und die Zoten vernünftigen Scherzen gewichen wären. Selbst Franz Schuch, vor 1748 ein Hauptvertreter der extemporirten Komödie, der auch dem Hanswurst am längsten Unterstand geboten, wandte sich unter Berufung auf Uhlich an Gottsched um Unterstützung[1]) und war einige Zeit über geradezu eine Stütze des Klassizismus, so daß der „Büchersaal“.[2]) seiner Vorstellungen in den zahlreichen Städten Deutschlands sowie am Gothaischen Hofe und bei dem altenburgischen Landtag mit besonderer Auszeichnung gedenkt.

Freilich ist dieses Durchdringen eines geläuterten Geschmackes nicht allein auf die Bemühungen Gottsched's um das Drama zurückzuführen, mehr noch forderte die fortgeschrittenere litterarische Bildung des Volkes einen erhöhteren Schauplatz; auch zollten die Leiter der Bühne, wie wir dies schon bei Schönemann gesehen haben, der niederen Menge noch immer den ihr gebürenden Tribut. So pflegte Wallerotty bereits seit 1741 zwischen die einzelnen Akte des „sterbenden Cato“ einen Tanz einzuschieben und das Ganze mit einem Ballet und einer „recht lachlustigen Nachkomödie“ zu schließen, ein Auskunftsmittel, das noch Ackermann bei „Miß Sara Sampson“ anwandte. Schuch griff sogar während der Zeit seines Reformationseifers zur Stegreifkomödie, und in Süddeutschland herrschte noch lange nachher der Hanswurst vor. Hatte doch ein gewisser Joh. Schultz, der in der Litteratur wohlbewandert war und auch des „berühmten“ Herrn Professors Gottsched Stück kannte, einen „zur Beschützung römischer Freyheit großmüthig sterbenden Cato von Utica“ verfaßt, in welchem der Harlekin in achtfacher Gestalt auftrat.

Gewiß wäre die Bühne diesem Geschmack noch mehr anheimgefallen, wenn es nicht allerorten Männer gegeben hätte, die sie im Sinne Gottsched's in reinerer Idealität zu halten suchten. So wirkten in Straßburg sein Schüler Georg Heinr. Behr, der, wie später (seit 1748) Uhlich, für die Schuch'sche Gesellschaft mehrere Vorspiele in dezentem Geschmacke schrieb, in Danzig der Bürgermeister Ehler, in Königsberg Flottwell, in Berlin und

1) Vgl. Danzel, G. S. 163. 2) a. o. O. X. S. 384.

Breslau Straube, in Cassel Casparson und Reifstein[1]), in Lübeck Overbeck u. s. w. An den Höfen kam neben französischen und italienischen Stücken fast durchgehends das regelmäßige Drama zur Darstellung, ja der Botschaftssekretär Löschenkohl hat dem Geschmack seines Lehrers durch einzelne Aufführungen sogar in Madrid eine Stätte bereitet.

Entschiedene Einbuße hatte Gottsched auch auf dem journalistischen und dem eigentlich kritischen Gebiete erlitten. Der „Büchersaal" stand lange nicht auf der Höhe der „Beiträge". In mancher Beziehung universeller, indem z. B. durch die Mitarbeit Reifstein's auch die bildenden Künste eine Berücksichtigung fanden, war die Zeitschrift doch nicht mehr wie ihre Vorgängerin ein Archiv deutscher Forschung. Auf ästhetischem Gebiete ist die Fortsetzung des Schlegel'schen Aufsatzes „Von der Nachahmung" (I. 5) fast allein nennenswerth. Mit zahlreichen Auszügen aus französischen Büchern und Zeitschriften mußte Frau Gottsched die Spalten ausfüllen, Grimm sandte Berichte aus Paris, ab und zu erschien ein Aufsatz von Möser, Quistorp und einer Reihe meist unbedeutender Getreuen. Gottsched selbst behielt sich die Beurtheilung der neueren poetischen Erscheinungen vor. Freilich war sie dürftig genug. „Die Absicht unsres Büchersaales ist nicht zu kritisiren, sondern bloß Nachrichten zu geben", bemerkte er gleich im ersten Bande (S. 344) zu seiner Entschuldigung. Er ignorirte also, gestützt auf diesen Programmpunkt, alle selbständigeren Erscheinungen, die seiner Richtung irgendwie entgegen waren und den Einfluß der Schweizer errathen ließen und begnügte sich dann nur im allgemeinen über den verderbten Geschmack loszuziehen: Aus Begierde, etwas Neues zu schaffen, wäre man auf ungereimte Erfindungen und ausschweifende Arbeiten des Witzes verfallen. Die Schuld daran trägt bald Frankreich, „die Meisterin so vieler ungereimten Moden", bald England. Bei der Halle'schen Übersetzung Anakreons will er nachweisen, daß seine Vorarbeiten, mehr als erlaubt wäre, benützt wurden; Gleim wird bis auf einige „schlüpfrige Ausdrückungen" anerkannt, den alten

1) Vgl. dessen „Schattenriß der großen Verdienste J. C. Gottsched's ꝛc. um die Dichtkunst der Teutschen". Cassel 1749.

Tejer selbst aber nennt er einen müßigen Wollüstling[1]). Dagegen lobte er Justi, Overbeck, Stöckel, Tralles u. A. Seine Kritik wurde kaum mehr ernst genommen. Über die Besprechung der Oden Anakreons[2]) schreibt Götz: „Das Lob, das mir darinnen gegeben wird, macht mich eben so wenig vergnügt, als mich der Tadel, der es begleitet, niederschlägt“[3]). Seine Urtheile entbehrten immer mehr der sachlichen Gründe und waren durch Neid und Mißgunst getrübt. Es galt bald als Schande, im „Büchersaal“ ausgezeichnet zu werden.

Mit Gottsched's litterarischer Bedeutung sank auch die bevorzugte Stellung Leipzigs. Abgesehen von Hamburg und Zürich wird seit 1745 Braunschweig, wo über Anregung Jerusalems das Collegium Carolinum nach Gottsched'schen Grundsätzen eingerichtet und geleitet wurde, ein Litteraturzentrum. Im Vordergrunde standen die sogenannten schönen Wissenschaften und die Pflege der Muttersprache. Hier trafen Gärtner, Zachariae, Ebert, Schmid und Giseke wieder zusammen[4]). Wie aus den Briefen Jerusalem's und Joh. Georg Friderici's hervorgeht, beobachteten sie anfangs durchaus keine oppositionelle Haltung gegenüber ihrem Lehrer. Gärtner legte seinen Vorlesungen sogar die „Critische Dichtkunst“ und „Redekunst“ zu Grunde (26. Juni 1748), und erst später that Zachariae seinen „ungewaschenen Mund“ auf. So war Braunschweig wenigstens äußerlich die Tochterstadt Leipzigs. Feindseliger erhoben sich Halle und der idyllische Pfarrsitz Laublingen an der Saale, wo Lange und seine Frau Anna Dorothea, geb. Gnüge, unter dem Namen Doris als gefeierte Dichterin die Schweizer Freunde Gleim, Meier, Sulzer und Hirzel empfieng[5]). Und obwohl die viel besungene Blondine, welche es nur in einer gewissen hysterischen Verzückung zu religiösen Liedern brachte, der weltmännisch gebildeten, gelehrten Rivalin in Leipzig in keiner Weise

1) Vgl. Büchersaal II. S. 570, X. S. 95. Neuestes IV. S. 768.

2) ibid. III. S. 417.

3) Vgl. Schüddekopf, Briefe von und an Götz 1893. S. 21; ferner Briefe der Schweizer S. 54.

4) Vgl. Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur in den Jahren 1745 bis 1800. Wolfenbüttel 1845.

5) Vgl. Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen 1779, I. S. 80 ff.

gleichkam, wollte Bodmer doch „die geschickte Doris als echte Muse des Parnasses der unechten des Blocksberges entgegensetzen“ [1]). An Laublingen schloß sich Halberstadt an, wo Gleim wirkte, dann Göttingen, der Musensitz Haller's, und namentlich Berlin.

Dagegen blieb für zahlreiche litterarische Verbände, welche sich in den vierziger Jahren auch an der Peripherie Deutschlands [2]) gebildet hatten, Gottsched noch immer ein rathgebender Meister, dessen Anregungen sie meist ihre Begründung verdankten. Am innigsten waren seine Beziehungen zu der am 15. November 1741 von Flottwell gegründeten Königsberger Gesellschaft. Durch den Minister Wallenrodt, der mit dem Hause Kulmus in Danzig bekannt war, und dessen persönliche Bekanntschaft mit Flottwell daher Gottsched vermitteln konnte, erhielt sie einen einflußreichen Beschützer, der ihr ein königliches Privilegium und mehrere Beneficia verschaffte [3]). Gottsched stellte die Aufgaben für ihre Ausarbeitungen, machte Vorschläge für die Ernennung von Ehrenmitgliedern und vertrat bei ihren Publikationen Pathenstelle. So begleitete er die 1749 erschienenen Reden Flechier's mit einer Vorrede [4]), in welcher er die Regeln des Dionysius von Halikarnaß über die panegyrische Rhetorik einer Untersuchung unterzog, und lieferte für den ersten Band der Gesellschaftsschriften (1754) unter anderem auch das I. Buch eines Heldengedichtes in achtfüßigen Trochäen: „Ottokar, oder das erstegte Preußen“. Auch die unter Leitung Güttner's stehende „Freie Gesellschaft“ in Königsberg sandte zu wiederholten Malen ihre Schriften zur Prüfung ein, aber vergebens suchte Gottsched die beiden Verbände seiner Vaterstadt, welche einander befehdeten, zu vereinigen.

Geistig abhängiger noch als die Königsberger war die am 2. Februar (Geburtstag Gottsched's) 1739 von Sam. Schulz gegründete „Gesellschaft der Bestrebenden“ in Thorn, deren Mitglieder sich

---

1) Lange, Briefe II. S. 51. 2) Vgl. oben S. 325.

3) Vgl. Krause a. o. O. S. 28 ff.

4) Esprit Flechier's Lob und Trauerreden, von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft zu Königsberg übersetzt und mit einer Vorrede Herrn Professor Gottsched's ans Licht gestellt von Coelestin Flottwellen. Leipzig und Liegnitz 1749.

Namen bewährter Dichter und Redner beilegten. Jährlich feierte man Gottsched's Gedächtnis durch eine Rede; Verächter der neueren Philosophie wurden nicht aufgenommen; jedes Mitglied war ausdrücklich verpflichtet, sich als erkenntlicher Schüler des Leipziger Meisters zu erweisen, dem die Dankbegierde der Gesellschaft sogar durch klingende Münze kund gethan wurde. Das seichte Geschwätz ihrer langen Briefe verräth sie als Anfänger, welche ebenso wenig über Übungen hinauskamen wie die in Hamburg von Peter Amsinck gegründete Gesellschaft der „Probirer" und der deutsche Verband, den hier Schilling ins Leben rief [1]).

Über ein Jahrzehnt stand er auch zu der deutschen Gesellschaft in Göttingen, welche im Jahre 1738 aus dem von Gesner geleiteten philologischen Seminar hervorgegangen war, im freundschaftlichen Verhältnisse, namentlich zu den Senioren Bröstedt und Neubour sowie zu dem Sekretär Wedekind. Freilich hatte die Gesellschaft gerade während dieser Zeit ihre unfruchtbare Periode; so berichtet Mosheim, sie scheine ein Leib ohne Geist zu sein, die Zusammenkünfte hätten fast aufgehört (25. Sept. 1740), und am 22. März 1741 meldet Detharding, sie hätte bereits ihre Periodum fatalem erlebt. Der Sekretär war seit geraumer Zeit fort und hatte das Archiv mitgenommen, der Senior Neubour war seines Amtes entsetzt worden [2]). Aber 1748 stand sie wieder im Flore und hatte nach Gottfr. Willemer's Bericht über 70 membra honoraria, unter denen natürlich auch Gottsched war. In der 1746 von Mosheim gegründeten Helmstädter Gesellschaft lebten die Traditionen der Leipziger länger fort, und einzelne Mitglieder wie Christian Ernst Windheim, Peter Gottlieb Röpken und Balthasar Haug blieben in Verbindung mit Gottsched.

---

1) Vgl. Hamburger Correspondent 1743, St. 20. Über Schilling vgl. Schröder VI. S. 527, wo aber seiner Theilnahme an den „Belustigungen" nicht gedacht ist (vgl. oben S. 426, 427).

2) Nachrichten lieferte Wedekind in „Ilfelds Leid und Freude", besungen von Gottl. Christ. Schmaling. Göttingen 1748; fortgesetzt im „Sendschreiben an Joh. Chr. Cuno, worin von dem gegenwärtigen Zustande der königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen fernere Nachricht ertheilet wird". Göttingen 1749.

Selbst von den Greifswaldern, die ihm durch die Haltung ihrer „Critischen Versuche“ sowie durch ihre Propaganda für die Meier-Baumgarten'sche Ästhetik so viel Verdruß bereiteten, erhielt er ein Schreiben voll Anerkennung und Ergebenheit. Mit den Danzigern, zu denen auch der Fabeldichter Neugebauer gehörte, verbanden ihn meist naturwissenschaftliche Interessen. In Nürnberg war seit 1739 Joh. Stoy sein ständiger Korrespondent, der ihm Nachrichten über Hans Sachs lieferte und auch eine Übersetzung Milton's versuchte, deren Vollendung er am 26. April 1745 ankündigte. Am 23. Oktober 1742 wurden Gottsched von hier durch eine „Gesellschaft der Stillen auf dem Lande“ sieben Stücke zur Begutachtung eingeschickt, allein in einem späteren Briefe entpuppte sich ein cand. jur. Christ. Gottlieb Richter als der alleinige Verfasser der Schrift (23. März 1743).

Auch solche Gesellschaften, welche ihm persönlich ferner standen, giengen in ihren Bemühungen auf ihn zurück, so die 1743 von Behr in Straßburg, die von Steinwehr in Frankfurt a. d. O., von Joh. Plitt in Rinteln (1757), von Titius in Wittenberg (1758) gegründeten, dann die zu Öttingen im Ries, sowie endlich der von Faber geleitete Verein in Tübingen (seit 1753) zur Verbesserung der schönen Wissenschaften und Aufnahme der Dichtkunst. In den deutschen Gesellschaften zu Kiel (gegründet 1754) und zu Altdorf (gegründet 1756) befanden sich Mitglieder beider streitenden Parteien. Die „Schriften der Kielischen Gesellschaft der schönen Wissenschaften“ (Altona 1757) verfolgen ebenso das „Ungeheuer der Einbildungskraft“ und führen Gottsched neben Aristoteles und Rollin als Auktorität auf, wie sie Gleim und Klopstock nachahmen: „Ein Klopstock singt, wir singen nach und fühlen uns wie er begeistert“. Die Altdorfer bringen im II. Stück ihrer Schriften[1]) den Fontenelle'schen Brief an Gottsched mit Anmerkungen, und Beck aus Nürnberg ergänzte im VII. Stück die Geschichte der griechischen Übersetzungen und hob hiebei ausdrücklich die Anregung der deutschen Gesellschaft in Leipzig hervor. Der größere Theil der Mitglieder aber, wie Aichinger und der Begründer und Vorsteher

1) „Versuch in Beyträgen zur deutschen Sprachlehre, Beredsamkeit und Geschichte.“ Altdorf 1757.

Georg Andr. Will, der in seiner „Sammlung einiger Trauerreden" (1752) Gottsched direkt angegriffen hatte, stand auf Seite der Gegner.

So wurde wohl das deutsche Wort in Poesie und Prosa in ganz Deutschland geübt. Keine dieser Gesellschaften war jedoch zu der einstigen Bedeutung der Leipziger gelangt. Die Dichtung selbst konnte nicht mehr durch litterarische Verbände, sondern nur durch den Urquell individueller Begabung gefördert werden. Aber auch der geistige Mittelstand war in seiner Fortbildung der Bevormundung durch die meist pedantischen Gesellschaftsschriften entrückt. Das deutsche Bürgerthum, das sich nicht in die Sphären Klopstock's emporschwingen konnte, hatte wenigstens das Bedürfnis nach phantasiefreierer, anmuthigerer Dichtung. An die Stelle Gottsched's trat Gellert.

XVI.

Dritte Periode des Litteraturstreites. 1745—1750.

Der Abfall der „Bremer Beiträger" war Gottsched empfindlicher als die Angriffe, denen er bisher ausgesetzt war. Während er aber gute Miene zum bösen Spiele machte und die Einzelnen sogar lobte, um sie wieder zu gewinnen oder wenigstens einen offenen Bruch hintanzuhalten, konnte die geschickte Freundin den Verlust der jugendlichen Garde nicht so leicht verschmerzen und nahm Rache in dem satirischen Lustspiel „Der Witzling", welches Ostern 1745 im VI. Theile der Schaubühne erschien. Ein Unbekannter habe es ihm eingesandt, berichtete der Herausgeber in der Vorrede; da er aber aus verschiedenen besonderen Zügen der Charaktere muthmaßen mußte, daß der „Herr Verfasser" Originale dabei im Sinne gehabt, so habe er sich die Freiheit genommen, vieles Anzügliche zu lindern. Ganz Leipzig wußte jedoch bereits, daß Frau Gottsched die Verfasserin sei, denn sie sowohl als ihr Gemahl hatten sich,

wie Ad. Schlegel erzählt[1]), verlauten lassen, die Leipziger witzigen Köpfe müßten gedemüthigt werden, und Mylius, der mit Kästner gerade eine litterarische Fehde über die nothwendige Deutlichkeit in der Dichtkunst ausfocht[2]), begieng die Indiskretion, seinen Gegner öffentlich damit aufzuziehen, daß ihn ein „Frauenzimmer" in der unlängst herausgekommenen Komödie bereits abgeführt hätte.

Die Satire führt uns die drei Anti-Gottschedianer: den Witzling, Rhomboides und Jambus vor, von denen jeder, prahlerisch und eitel auf seine eigenen litterarischen Leistungen, mit der herrschenden Litteratur unzufrieden ist. Der Gegensatz, in dem sie zu dem jungen Reinhart, dem Typus eines besonnenen Gottschedianers stehen, führt ihren Zusammenschluß herbei. Sie verbinden sich zu einer litterarischen Gesellschaft (Bremer Beiträger), welche der eine die „participialische", der andere die „denkende" nennen will, und die endlich der grammatischen Reinigkeit zum Trotz die „denkende Sprachschnitzer-Gesellschaft" genannt wird. Auf der Stube des Witzlings sollen die Zusammenkünfte bei einem Glase Wein und einem Stück Hamburger Rauchfleisch stattfinden. Die Genossen wollen hier unter anderem auch englisch lesen (Ebert) und sich mit Redensarten bereichern, die von den wäßrichten Dichtern Anglicismi genannt werden, wollen ihre eigenen Arbeiten gegenseitig prüfen und verbessern und sie dann als Muster in einem Bändchen drucken zu lassen. Aber der tragi-komische Keim ist in die neugegründete Sozietät dadurch gelegt, daß der Witzling ein Niederdeutscher, die beiden andern Obersachsen sind; jener verwechselt beständig „mir" und „mich", diese „Sie" und „Ihnen". Der darüber entfachte Sprachstreit macht der beabsichtigten Vereinigung ein Ende. Es bedarf keines Beweises, daß diese sogenannte Handlung, mit welcher eine Heirathsangelegenheit nur ganz äußerlich verknüpft ist, eine Satire auf die Bremer Beiträger im allgemeinen ist. Schon die Betheiligten haben das gewußt[3]). Vergeblich ist es aber, für jede der drei Personen ein Original aufzufinden, auf welches alle Züge passen würden; vielmehr hat die Verfasserin in

1) Vgl. Litt. Pamphlete S. 77.

2) Vgl. „Belustigungen" 1744, S. 540 ff. und „Bemühungen" II. S. 406 ff. und S. 558 ff. 3) Vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 124.

ein und denselben Charakter Verschiedenes hineingeheimnißt[1]). Trotzdem der vorsichtigere Professor manchen groben Strich abgetönt haben mag, läßt sich doch noch im einzelnen erkennen, wen die lose Frau jedesmal im Auge gehabt hatte.

Im Vordergrunde steht der Witzling. Man hat in ihm den Hamburger Zink erkennen wollen[2]). Allein dieser war studirenshalber nicht nach Leipzig gekommen und weder ein Mitglied der „Bremer Beiträger" noch ein Freund El. Schlegel's. Dagegen paßt auf Ebert der Geburtsort Hamburg, das Alter von circa 20 Jahren, seine Vorliebe für die Engländer und vor allem die Erwähnung einer über Ersuchen des Komponisten gedichteten Kantate, welche in dem Schellhaferischen Saale aufgeführt wurde (S. 532). Es ist dies offenbar eine Anspielung auf seine vom Musikdirektor Görner komponirte Serenade, die von den Hamburger Orthodoxen mit dem Banne belegt worden war.

Ein hervorstechender Zug des Witzlings, seine in der Katastrophe zu Tage tretende Undankbarkeit gegen den alten Reinhart, ist dem Charakter Rost's entlehnt, der sich anfangs ebenfalls den „Beiträgern" angeschlossen hatte. Wenn Lottchen zu ihm sagt: „Für alle Höflichkeit und Ehre, die Ihnen in unserm Hause widerfahren ist; ja ich sage mehr: für alles das Gute, was der alte Herr Reinhart, wie ich gewisse Proben davon habe, mit Ihnen noch im Sinne gehabt hat, dafür schreiben Sie Ihrem Vater so verächtlich von ihm? Gesetzt daß er auch so wenig Vernunft und Witz hätte, als Sie schreiben: so hat er doch ein redliches Herz" u. s. w., so hören wir hierin Zug um Zug die Anklage, welche Frau Gottsched gegen den undankbaren Verfasser des Vorspiels erhob[3]). Der Witz-

1) Auch Mylius bemerkt (Bemühungen II. S. 461), das ganze Stück sei „voll von Persönlichkeiten".

2) Wahrscheinlich wegen des vom Witzling verfaßten unzüchtigen Schäfergedichtes. Allein von Zink führt Schröder kein derartiges Gedicht an. Allerdings berichtet Camerer aus Braunschweig: „Das Zinkische Schäfergedicht, so in Leipzig herausgekommen, macht hier viel Aufsehen, weil es einige gar vor eine Satire halten wollen". Der Brief ist aber erst vom 20. April 1747. Welches Gedicht hiemit gemeint ist, vermag ich nicht anzugeben.

3) Im „Büchersaal" I. S. 50 sagt Gottsched: Es gehe in Frankreich ebenso zu wie in Deutschland, „wo gleichfalls ein schändlicher Undank der Lohn

ling ist aber auch wie Rost ein „schalkhafter Schäferspieldichter", und daß sein Stück „Die Nothzüchtigung" betitelt ist, entspricht gleichfalls der Anschauung, welche Gottscheds von dem Charakter und der Dichtungsweise des abtrünnigen Schülers hatten. Für die übrigen Züge des Witzlings war Pyra das Original. Er wird als fruchtbarer Dichter geschildert, der seine Verse herbetet, die er auf der Schule gemacht hat[1] (S. 512, 529); er hat die Stücke der „Schaubühne" kritisirt und außer El. Schlegel allen Dichtern tragisches Talent abgesprochen; auf ihn nur kann sich ferner die Bemerkung des Witzlings beziehen: „Es taugt hernach, wenn ich meine Anmerkungen über den Aristoteles fertig habe, darin ich seine Regeln widerlege, keine Poetik, weder bei die Franzosen noch bei die Deutschen was" (S. 525). Pyra hatte erwiesen, daß Haller bei den Änderungen, die er, bewogen durch die Ausstellungen der Sprachmeister, in den späteren Auflagen an seinen Gedichten vornahm, die Sprachrichtigkeit auf Kosten des Nachdruckes und der echt poetischen Wirkung erzielt hat; also — schlossen die Gottschedianer höhnisch — gehören die Sprachschnitzer zur Schönheit. Aus Pyra's Streitschriften hat Frau Gottsched endlich nicht nur einzelne Sprachfehler des Witzlings, sondern auch ganze Ausdrücke herübergenommen[2].

Weniger determinirt sind die beiden Obersachsen gezeichnet, bei denen dagegen die Originale um so deutlicher erkennbar sind. Schon der Name „Jambus" erinnert uns an den Streit El. Schlegel's um die Verskomödie. Jambus hat ferner eine Vorliebe für die Kritik; er will „das Seichte, das Matte, das Niedrige, das Kriechende u. s. w. untersuchen". Sophokles und Euripides sind lauter

---

erwiesener Wohlthaten zu sein pflegt; zumal bei frühzeitigen Witzlingen, die ihre Lehrer vor der Welt zu verkleinern suchen, damit sie selbst für größer angesehen werden mögen" (1745).

1) Vgl. Tintenfäßl S. 45: „Up de hoge School hett enen grooten Hupen Versch schrewen"; S. 49: „bei leet en grooten Huupen Versch utgaen".

2) Vgl. z. B. „Witzling" S. 534: „Nun, wer poetische Wasserſuppen lesen will, der kann sie gewiß da finden" (in der Schaubühne). Pyra, „Erweis" S. 77: Gottsched hat „den Deutschen nur einen Geschmack an reinen Versen und einer reinen deutschen Prosa, die wie eine klare Wasserſuppe ohne Fett" ist, beigebracht. — Vgl. auch bei Pyra die öftere Verbindung von „lehren" c. dat. und die Zurechtweisung Schwabe's in „Belustigungen", Juli 1744: „Schon der selige Luther construirte ‚lehren' mit dem Acc."

kaltes Wasser dagegen; er schreibt nur für die Weltweisen und Mathematicos. Er ist Tragödiendichter wie El. Schlegel, und es ist offenbar dessen „Hermann" gemeint, wenn es heißt, der erste Akt seines Trauerspieles „besteht aus lauter epigrammatischen Gedanken" (S. 542)[1].

Ebenso bezeichnend ist der Name des zweiten Obersachsen. Rhomboides deutet offenbar auf einen Mathematiker hin. Wenn dieser nun als Freund der Partizipien, des „Dunklen und Gedachten" sowie als Verehrer Haller's, von dem übrigens mehrere Zitate und Wendungen („Da denket keiner an") im Stücke enthalten sind[2], geschildert wird, so kann hierunter kein andrer als Käſtner gemeint sein, der, wie oben bemerkt, schon von Mylius als einer der Gestriegelten bezeichnet wurde. Auf ihn deutet auch folgende Stelle: Rhomboides sagt zum Witzling, er werde ihm in 14 Tagen mit einer Dissertation aufwarten. Witzling: „Wovon wird sie handeln?" Rhomboides: „Von dem Maße des Winkels der Abweichung derer Gesichtsstrahlen, womit ein Schielender einen Gegenstand ansieht" (S. 530). Das sonderbare Thema zielt offenbar auf eine von Euler in den Actis Eruditorum 1745 vorgelegte Aufgabe, an deren Lösung sich auch Käſtner betheiligte und die den Wortlaut hatte: „Die krummen Linien zu finden, die alles Licht, das aus einem Punkte auf sie fällt, nach zwo Reflexionen wieder in einem Punkt zusammen bringen."

Indessen entfachte Quiſtorp den Streit auf einer anderen Seite. Noch 1743 war Meier in Halle mit Gottsched in Verbindung gestanden (2. November), trotzdem er ein blind ergebener Schüler Baumgarten's war, dessen Dissertation schon 1736 die Eifersucht des Verfassers der „Dichtkunst" rege gemacht hatte. Nun waren die Schweizer durch das VI. Stück der „Greifswalder Versuche" mit dieser Schrift bekannt gemacht worden, und Breitinger hatte den Verfasser in seiner Vertheidigung der Haller'schen Muse als ersten gerühmt, „der sich's für eine Schande geachtet, in einer

1) Vgl. Ad. Schlegel an Bodmer (30. Oktober 1745): Gottsched lobt ihn (Elias Schlegel), wenn er seinen Namen nennt, bezeichnet aber sein Trauerspiel „Hermann" als „ein aus Sinngedichten zusammengeflicktes Werk", wenn er seinen Namen verschweigt. (Litter. Pamphlete S. 85.)

2) Vgl. Ad. Schlegel in „Natürliches in Schäfergedichten", S. 143.

so beliebten Kunst unbestimmte Lehren und Regeln auf gute Treue und Glauben, wie seine Vorgänger gethan, blindlings anzunehmen und ihr Ansehen statt der Gründe bei sich gelten zu lassen". Daran war ein Tadel für die deutschen Kunstverständigen geknüpft, die in unbegreiflicher Nachlässigkeit diese Schrift der Vergessenheit hätten anheimfallen lassen, vermuthlich weil sie ihnen „wegen ihrer Tiefsinnigkeit allzu dunkel geschienen". Als nun unmittelbar darauf Aepin in Rostock in einer Dissertation »De usu poetico opinionum vulgarium« Baumgarten's Schrift geradezu als Kampfmittel gegen Gottsched verwandte, griff Quistorp in seinem Aufsatze: „Erweis, daß die Poesie schon für sich selbst ihre Liebhaber leichtlich unglückselig machen könne" [1]), Baumgarten's Definition eines Gedichts auf eine freilich verständnislose Weise an. Er nahm den Ausdruck »poema est sensitiva oratio perfecta« für »oratio perfecte sensitiva«. Wenn aber die Poesie, schloß er, eine vollkommen sinnliche Rede ist, so muß sie der leitenden Vernunft entbehren und ihre Verehrer um so unglücklicher machen, je ausschließlicher (vollkommener), sinnlich sie ist. Nach Baumgarten's Definition, meint Quistorp, wäre ein Gedicht um so schöner, je dunkler und je mehr verwirrt die Worte und Begriffe in demselben seien, und es wäre sein plattdeutscher Landsmann Lauremberg allen übrigen Dichtern alter und neuer Zeiten vorzuziehen, denn er schreibe oftmals so sinnlich, daß man die Nase vor dem Dichter zuhalten müsse. Darauf trat Meier, von Lange aufgemuntert [2]), für seinen Lehrer mit einer „Vertheidigung" [3]) in die Schranken und belehrte seinen Gegner zunächst darüber, daß sinnliche Vorstellungen nicht nur die dunklen und verworrenen, sondern überhaupt alle Vorstellungen der unteren Erkenntniskräfte seien: des Witzes, der Dichtungskraft, der Scharfsinnigkeit u. s. w. (S. 18), analysirte in der damals für echt wissenschaftlich gehaltenen umständlichen Methode den Begriff der Vollkommenheit und suchte die Besorg-

1) Büchersaal I. S. 433. 2) Vgl. Zehnder, Pestalozzi S. 640.

3) Georg Friedr. Meier's „Vertheidigung der Baumgartischen Erklärung eines Gedichts wider das 5. Stück des I. Bandes des neuen Büchersaals der schönen Wissenschaften und freyen Künste" Halle, Hemmerde 1746. Vgl. Greifswalder Versuche a. o. O. 1746, St. 15. Mit Hemmerde war Gottsched inzwischen wegen der „Bemühungen" zerfallen.

nisse der Gottschedianer dadurch zu zerstreuen, daß er im § 14 die Thätigkeit des Verstandes bei der dichterischen Produktion erörterte. Hiebei will es scheinen, als ob er den oberen Erkenntniskräften stellenweise sogar eine weitergehende Bedeutung zugestände als Gottsched. Er bemerkt nicht nur, daß es keine vollkommene Wirksamkeit der sinnlichen Kräfte gäbe, wenn sie nicht von einer starken Vernunft geleitet werden, sondern verlangt, was Gottsched für die Lyrik geradezu ausgeschlossen hatte, daß der Verstand zu einem jeden Gedichte vorerst einen Plan und Grundriß entwerfe, und daß er — ganz dem Gottsched'schen Geschmacksbegriffe entsprechend — nach Ausführung der Dichtung noch durch ein deutliches Urtheil seines Richteramtes walte. Wie wenig Meier selbst damals noch in den Kern der Baumgarten'schen Ästhetik eingedrungen war, beweist sein Bestreben, ihre volle Übereinstimmung mit Bodmer's und Breitinger's Lehren zu begründen. Dies und die Behauptung, daß seine „Critische Dichtkunst" wegen Vernachlässigung wichtiger Regeln jener Breitinger's nachzusetzen sei (S. 39), erbitterten Gottsched umsomehr, als Meier mit Berufung auf Milton auch das Prinzip der Naturnachahmung angriff. „Die Gottsched'sche Erklärung", sagt er, „erlaubt dem Dichter nur natürliche Dinge nachzuahmen und sein Gebiet erstreckt sich doch über göttliche, himmlische und übernatürliche. Homer, Virgil, Horaz, Milton und alle große Dichter besingen unzählige Male göttliche Dinge und dadurch steigen sie eben auf den Gipfel des Erhabenen und Wunderbaren". (S. 38).

Gottsched ließ sich auf das Sachliche des Streites nicht ein; er hatte gleichzeitig in der zu Berlin herausgekommenen Bibliothèque critique wegen einiger Ausfälle wider Voltaire im Büchersaale eine Abfertigung erhalten und erklärte nun rundweg, daß er, weil ihn solche Zänkereien in seinem allgemeinen Vorhaben nur stören könnten, beiden Gegnern nicht zu antworten gedenke. Meier wird an Quistorp verwiesen; gegenüber der angestellten Parallele zwischen seiner Critischen Dichtkunst und der Breitinger's erklärt er die letztere, was er freilich schon längst auf den Herzen trug, für eine tiefsinnige Metaphysik voll weitgesuchter Spekulationen[1]).

1) Büchersaal II. S. 283.

Quistorp entgegnete in den Greifswaldischen Zeitungen mit ungezogenen Grobheiten, die Meier keiner Erwiderung würdigte. Vielmehr trat er nun in Briefwechsel mit Breitinger, der seinen ersten Ausfall in einem Schreiben an Lange gelobt hatte[1]), und antwortete auf die lächerlich vornehme Haltung Gottsched's mit der „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen“[2]). Der Titel erinnert an Pyra's „Erweis“, aber die Tendenz der Schrift geht dahin, die Ursachen der Geschmacksverderbnis vom höheren philosophischen Standpunkte zu erörtern. Zu den vortrefflichen Dichtern rechnet er: Haller, Pyra, Gleim, Lange und dessen Frau (S. 5). Er findet acht Ursachen für den verdorbenen Geschmack: die trockene, das schöne Denken ausschließende Methode zu philosophiren, die Unsitte der Gelegenheitsdichtungen, das Überhandnehmen der unsinnigen Romane sowie die Herrschaft des Harlekins, Zotenreißers und Possenmachers auf der Bühne, die geringe Beachtung der christlichen Religion als der Quelle höherer Schönheit, das Unwesen der Homilie, die Organisation des höheren Unterrichtes, namentlich die Vernachlässigung des Griechischen, eine Reihe falscher Urtheile über das Wesen der Dichtung und endlich die Verkehrtheit der Kritik, welche kleinere Unvollkommenheiten, wie grammatische Härten, rauhe Wortfügungen und Anderes, mehr beachtet als größere. Einige Punkte zielten unmittelbar auf Gottsched, wie denn im letzten ausdrücklich auf das Schicksal der Gedichte Haller's hingewiesen war, welche in der kritischen Gerichtsstube wegen einiger harter Ausdrücke, ungewöhnlicher und fehlerhafter Wortfügungen und anderer philologischer Kleinigkeiten ein verwerfendes Urtheil erfahren hätten[3]). An einer Stelle wird jedoch Gottsched sogar eine gewisse Anerkennung gezollt; so ist Meier mit der Bühnenreform völlig einverstanden und führt den langsamen und unstäten Fortschritt derselben auf den Charakter der Deutschen zurück, die keines

---

2) Vgl. Zehnder, Pestalozzi, S. 614 ff.

2) Georg Fr. Meier's Untersuchung ꝛc. in Absicht auf die schönen Wissenschaften. Halle, Hemmerde 1746. Daß diese Schrift auf die „Vertheidigung“ und die Entgegnung im Büchersaale folgte, beweist die Antwort auf S. 41.

3) Vgl. S. 37, 39.

sanften und vernünftigen Lächelns fähig seien. Sie müssen durch einen „fühlbaren und rührbaren Spaß" erschüttert werden, wenn sie lachen sollen, und dann lachen sie auch, daß die Lenden beben. Wenn er nun auch vor der vorhandenen deutschen Tragödiendichtung keine besondere Achtung zu haben scheint, so kann er doch die Männer, welche die Verbesserung des deutschen Theaters begonnen haben, nicht genug loben und ersucht sie dringend, in ihrem rühmlichen Eifer fortzufahren (S. 27); Grund genug für Bodmer, einen solchen Anwalt der dramaturgischen Thätigkeit Gottsched's einen „lockeren Criticus" zu nennen. Beachtenswerth ist in der Zeit, in welcher der „Messias" entstand, die besondere Hervorhebung christlich-religiöser Stoffe. Schon durch die Bedeutung, welche Meier dem Kirchenliede beilegte, war er in scharfen Gegensatz zu Gottsched getreten (S. 29). Hatte er ferner bereits in der „Vertheidigung" die himmlischen und übersinnlichen Welten für die Poesie reklamirt, so räumte er ihnen hier einen besonderen Vorzug ein: Da die Andacht an sich das Gemüth über die Sphäre der Endlichkeit erhebt, so bietet ein Gedicht, welches außer den übrigen Schönheiten dem religiösen Stoffkreise entnommen ist, eine ganz besondere und „ungemeine Schönheit" dar (S. 27 ff). Daher wird auch die antike Mythologie in der deutschen Dichtung verworfen, weil sie nicht mehr „heilige Gedanken" erregen könne. — So hatte der Hallesche Pietismus in Meier auch einen philosophischen Vertreter auf den Parnaß gesandt. Wenn Klopstock's ursprünglicher Plan, Heinrich den Befreier zu besingen, noch an den patriotischen Enthusiasmus Gottsched's erinnert, so winkte jetzt die höhere Bahn.

Die Schweizer hatten mit Pyra, dessen Tod Bodmer in den „freymüthigen Zeitungen" beklagte (St. 34. 35), ihren tüchtigsten Streiter verloren; um so angelegentlicher warb jetzt Bodmer um die Gunst Hagedorn's und Lange's. Daneben wurden Gleim und Naumann in Aussicht genommen. Beständig sollte ein Repräsentant der Schweizer deren Interessen in Sachsen oder Brandenburg vertreten[1]). Zunächst vermittelte Sulzer in Magdeburg engere Beziehungen zu Lange in Laublingen und Meier in Halle.

1) Vgl. Briefe der Schweizer S. 47.

An diese hatte sich nach Pyra's Tode Gleim angeschlossen, der auch mit Sulzer bei dessen kurzem Aufenthalte in Berlin 1744 Bekanntschaft machte. Obwohl er noch am Beginne des nächsten Jahres persönlich mit Gottsched und Schwabe verkehrte, schloß er doch bald darauf in dem Streite, der sich an die von Bodmer 1745 herausgegebenen „freundschaftlichen Lieder" knüpfte, ein Bündnis mit den Feinden des „armen Leipziger Cotin". Bodmer hatte jene Ausgabe mit einer Vorrede begleitet, in der er gegen die „Belustiger" und „Bemüher", die Pyra „in seinem Leben angebellet" hatten, sowie gegen diejenigen anzüglich wurde, „so an dem Ende der Zeilen sich vergebens nach der Speise für die Ohren, den Reimen, umsehen werden".

Diese einseitige Verwerfung des Reimes führte Käſtner in einer anonymen Rezension im Hamburger Korrespondenten[1]) recht boshaft auf das Unvermögen der Dichter zurück. Wenn diejenigen, welche den Reim durchaus verwerfen, so trotzig thun, „als wenn sie allein die rechtgläubigen Dichter wären, so werden sie es andern nicht übel nehmen, daß man bei ihrem Verfahren an den Fuchs gedenkt, der seinen Schwanz verloren hatte, und seine Mitfüchse bereden wollte, auch ihre Schwänze abzulegen". Aber auch an den überschwenglichen Freundschaftsempfindungen hatte der nüchterne Mathematiker Anstoß genommen, weshalb denn Lange, von Bodmer gereizt, seinen Anhang zur Abwehr aufbot. Nach fruchtlosem Versuche, den Hamburger Korrespondenten zur Aufnahme einer Entgegnung zu bewegen, vereinigte er sich mit Meier und Sulzer[2]) zu der selbständig erschienenen „Beantwortung der Kritik"[3]), in welcher dem „Ritter vom Reime" (Käſtner) von letzterem vorgeworfen wird, daß er gegen Windmühlen gekämpft, da ja niemand für die Abschaffung des Reimes eingetreten sei. Heftiger wurde Lange, der die Berechtigung des Empfindungsausdruckes in den „freundschaftlichen

1) 15. December 1745, Nr. 200; vgl. Archiv IV. S. 299.

2) Vgl. Sauer in Seuffert's Litteraturdenkmale 22, S. X. Daß jedoch Sulzer der eigentliche Kämpfer gegen den „Ritter vom Reime" war, vgl. Körte, Briefe S. 36.

3) Beantwortung der Critik über Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder, welche in dem 200. Stück des Hamburgischen Correspondentens vom Jahr 1745 anzutreffen ist. Verfasset von Damon und seinem Freunde. Franckfurt und Leipzig. 1746. (36 S.)

Liedern" mit der Innigkeit rechtfertigte, auf der das Freundschaftsverhältnis thatsächlich beruhte. Statt sachlicher Begründung brachte er aber bissige Bemerkungen gegen die „Bemüher" und Gottsched. „Auch ein mittelmäßiger Dichter", heißt es hier, „schämet sich der Gottschedischen Gedichte, in welchen so wenig Poetisches ist, als in einem ausgedroschenen Bund Stroh Körner zu finden sind. Ich bin erböthig, diese Wahrheit durch Beurtheilung dieser Gedichte Stück vor Stück darzuthun, so trostlos auch diese Beschäftigung ist".

Bald verwirklichte Lange auch diese Drohung. Während Käſtner seine Gegner in zwei Nummern des Korrespondenten[1]) am 12. und 16. Juli theils grob theils sarkastisch abfertigte, unternahmen Lange und Sulzer, welche mit Gleim zu Magdeburg eine förmliche Alliance geschlossen hatten[2]), einen combinirten Angriff auf den feindlichen Feldherrn und errichteten das „Denkmal der seltenen Verdienste"[3]) Gottsched's, eine ungesalzene Satire in zwei Theilen, die offenbar schon im Januar 1746 im Ärger über die Aufnahme der freundschaftlichen Lieder entworfen wurde. Zunächst sucht Lange durch umständliche Beweise Gottsched jene Verdienste ironisch wieder zuzuerkennen, welche ihm von anderer Seite abgesprochen worden waren, wobei er die versprochene Blüthenlese, ausgesuchte Geschmacklosigkeiten aus dessen Dichtungen, zum besten gibt und nebenbei außer Schwabe, Schwarz u. A. auch Zink seine Abfertigung zu Theil werden läßt.

Im zweiten Theile richtet Sulzer unter dem Namen Andreas Tillmann, Küster zu Perlingen, ein Schreiben an die Magnifizenz, welches ungleich witziger ist. Auf ein Hochzeitskarmen, das die Gattung verspotten sollte, und in dem es unter anderem heißt:

„In Leipzig wohnt ein Mann! o seht!
Wie er so schön in Kupffer steht!"

---

1) „Kurze Gegenantwort auf die lange Beantwortung einer kurzen Critik über die freundschaftlichen Lieder." Nr. 109 und 112.

2) Vgl. Lange, gel. Briefe II. S. 195 (14. November 1745).

3) Denckmal der seltenen Verdienste um gantz Deutschland, welche Ihro Magnificenz und Hochedelgeb. Herr Johann Christoph Gottsched, öffentl. Lehrer der Weltweisheit und Dichtkunst zu Leipzig besitzet. Aufgerichtet von allen redlich gesinneten Deutschen. Nebst einem Merckwürdigen Anhange unter dem Titel des Zweyten Theils. 1746 (o. O.).

folgt eine Geschichte von zwei Studenten, die nach Leipzig reisten und in einem Wirthshause mit einem Verehrer des Herrn Professors in Streit über die berühmten Dichter geriethen. Sie kannten Haller und Andere, aber — nicht Gottsched. Da der Wirth Schwabe's Ausgabe in schönem Bande zur Hand hatte, las ihnen der Gottschedianer jene Ode mit der berüchtigten Stelle vor: „Und das Eis ward endlich theuer, An der runden Casper-See“ [1]). Man fängt an zu lachen und fragt, „was das vor ein Casper“ wäre, es müßte wohl „ein heiliger Dreikönig“ sein. Darüber Streit, der Gottsched-Verehrer läuft davon, ohne die Zeche zu bezahlen, die beiden andern aber machen Auszüge aus dem Buche, welche als »Fleurettes pour rire, tirées des Poesies de Mr. Gottsched« hier mitgetheilt werden.

Strenges Geheimnis sollte über den Verfassern der Satire walten, und Sulzer schrieb an Gleim (11. August 1746), der sich eben anschickte, mit einigen Freunden wider den verdorbenen Geschmack zu Felde zu ziehen: „Sagen Sie also Niemandem, daß ich der Andreas Tillmann von Perlingen bin“ [2]). Allein Mylius, der zwar Pyra nach dessen Tode manche gerechte Anerkennung gezollt, aber die „freundschaftlichen Lieder“ durchaus abfällig rezensirt hatte [3]), kannte jedenfalls den einen Verfasser des „Denkmals der seltenen Verdienste“. In einer Anzeige der „Beantwortung der Critik“, in welcher er Lange Beschimpfungen wie „Lästerer“, „Verleumder“ entgegenschleudert [4]), zieht er ihm auch hinsichtlich jener Satire die Maske vom Gesicht, ja er denunzirt ihn sogar, um

1) Vgl. oben S. 46. Anm. 3, 4. — Hier wird jedoch als Quelle dieser Verse nicht die Ode auf Peter den Großen, sondern das Gedicht „Die widrige Schiffarth über die Ostsee“ (Gottsched's Gedichte S. 221) angeführt, wo sich die Geschmacklosigkeit in der That auch vorfindet. Demnach hätte entweder Gottsched die Stelle aus dem ersten Gedichte getilgt, weil sie ihm mit Bezug auf Peter den Großen weniger paßte, und sie in einem späteren Gedichte (1729) auf Flemming bezogen, oder es liegt seitens des Ministers Herzberg ein Irrthum vor. Ich kann die Sache nicht entscheiden, da ich den Originaldruck von 1725 trotz vieler Bemühung nicht auftreiben konnte.

2) Vgl. Briefe der Schweizer S. 37.

3) Vgl. Bemühungen II. S. 654 ff.

4) Vgl. Waniek, Pyra S. 133 ff.

ihn bei der eigenen Partei in Verruf zu bringen, als Verächter der Haller'schen Muse[1]).

Gottsched, der bis jetzt vielleicht gerade deshalb, weil er in Lange einen Bundesgenossen gegen den Schweizer Dichter zu finden hoffte, diesem gegenüber eine zuwartende Haltung eingenommen hatte, weshalb er auch die „freundschaftlichen Briefe" anerkennend rezensirte, kannte nun dessen Stellung. Maßvoll antwortete Meier im Vorworte zu den „Horazischen Oden" (1747), wo er sich nach Kästner's Rath thatsächlich bemühte, „den wahren Werth der Reime nach Gründen zu bestimmen". Lange hingegen höhnte im „Gegenparnaß" Battus' Brut, die über die gebrochnen Regeln der Dichtkunst klagt, versetzt auf den Brocken den eselsöhrigen Midas, unter dem sein echter Sohn, der große Teutoboch, mit Hasenpappeln bekränzt, sein Szepter führt[2]). In der von Meier seit 1748 herausgegebenen Monatsschrift: „Der Gesellige" (Halle, 6 Thle.) ließ er in einer ironischen Erzählung „Leben und Thaten der Gänse" auch die Gottschede auftreten, welche die rühmlichen Thaten ihres Oberhauptes besingen[3]). Noch 1749 nahm er im Vorworte zur II. Auflage der „freundschaftlichen Lieder" (1749) auf diesen Streit Bezug. Während er aber Kästner gegenüber protzig that und ihm Unwissenheit in poetischen Dingen an den Kopf warf, besiegelte er den Frieden mit Mylius, der inzwischen als Todfeind Gottsched's 1747 die „Bemühungen" geschlossen hatte[4]). Bald darauf klagt Bodmer[5]), Lange wäre beinahe von der Partei abgefallen.

Über die Stellung der Bremer Beiträger war sich Bodmer anfangs nicht klar[6]). Ihre Leistungen erfuhren sogar in den „freimüthigen Nachrichten" manche abfällige Beurtheilung, aber schon 1745 erhielt er von Hagedorn die Nachricht, sie wären heimliche Feinde der „Belustigungen"[7]). Bald darauf zollte er Gellert's

1) Vgl. auch Bemühungen II. S. 86. Ich halte es immerhin für wahrscheinlich, daß Lange eine Kritik des Haller'schen „Morgensegens" an die „Bemüher" eingesandt hat.

2) Vgl. Lange, Oden. 1747, S. 96 ff. 3) Vgl. St. 70, S. 573.

4) Die Göttinger Zeitgn. sagen in ihrem bittern Nachruf: „Und hiermit stirbt das Journal, wie es gelebt hat" (1748, S. 358).

5) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 342. 6) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 385.

7) Vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 115.

Fabeln Beifall: „die leeren Köpfe in Leipzig sind darum nicht mit ihm zufrieden, aber die Kritik desto besser“ [1]).

Zunächst suchte er einen festeren Anschluß an Gärtner. Daher forderte er 1747 Hirzel auf, über Leipzig zu reisen, um denselben zu sprechen, denn er hielt ihn für den besten Kopf in Sachsen, der für sich allein tüchtig wäre, die Ehre des Leipziger Geschmackes zu erhalten. Als Gärtner in demselben Jahre nach Braunschweig gieng, erbot sich Giseke sein Nachfolger als Vertreter der Schweizer in Leipzig zu werden. Zwar wollten sich die „Bremer Beiträger“ grundsächlich nicht in den Streit mischen, aber wer da wußte, wie Gottsched immer wieder die Sprache Haller's mit der Jakob Böhme's verglich, konnte die Beziehungen in den Verwünschungen über einen Wassertrinker [2]) ebenso wenig mißdeuten wie die Vertheidigung der Undankbarkeit [3]) und das Gedicht vom Jahre 1746, in welchem den Klagen Gottsched's über die Rauheit der Schweizer Mundart einfach der Satz entgegengestellt wird: „Ein ungewohnter Ton ist keine Barbarey“ [4]).

Inzwischen war bereits im Sommer 1745 Joh. A. Schlegel unter den Pseudonymen Orontes und Potelwitz mit Bodmer in Verbindung getreten [5]). Er hatte, ohne sich auch nur den nächsten Freunden zu offenbaren, gegen den überhandnehmenden rohen Naturalismus in den Schäferpoesien eine Satire verfaßt: „Vom Natürlichen in den Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beiträge verfertigt von Nisus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe von Leipzig“ [6]). In dem Begleitschreiben, mit dem er die Schrift anonym an Bodmer sandte, begründete er die litterargeschichtliche Berechtigung derselben, indem er auf den großen Schwarm Aftertheokrite hinwies, welche Deutschland mit einer poetischen Mißgeburt nach der andern heimsuchten

1) ibid. I. S. 127. 2) Vgl. Neue Beiträge II. St. 2.

3) Vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 116. 143. Litt. Pamphlet S. 85.

4) Vgl. Neue Beiträge 1746, S. 106.

5) Vgl. Litt. Pamphlet S. 73—101.

6) Zweyte Auflage, besorgt und mit Anmerkungen vermehrt, von Hanns Görgen, gleichfalls einem Schäfer daselbst. Zürich, Heidegger u. Comp. 1746. (Thatsächlich die erste Auflage). Vgl. Netoliczka in Seuffert, Vierteljahrschrift II. S. 31 ff.

und die nach Schäferspielen begierige Welt verführten, sich das angenehme und bezaubernde Arkadien der alten Dichter als ein Dorf ungeschliffener Bauern vorzustellen. Bodmer war von der Idee entzückt. Er hätte gern den Verfasser gekannt, aber Schlegel fürchtete den Charakter des Gewaltigen: „Er kann nur als Bürger, aber nicht als Criticus schaden: denn loben würde er mich gewiß nicht, und dieses ist die einzige Sache, wodurch er sich als Criticus furchtbar macht. Als Bürger kann er mir um desto eher schaden, als er ein kleiner Geist, boshaft und niederträchtig genug ist, alles zu thun". Indeß besorgte Breitinger den Druck[1]). Auf ein Vorwort Hans Görgens folgt eine ironische Anerkennung der derben Realistik in der Schäferpoesie von Nisus, der im Sinne dieses Geschmackes die Stücke in den „Bremer Beiträgen" verhunzt. In dem beigefügten Schäferspiele „Anne Dore oder die Einquartirung" sind aus der „Atalanta" und „Elisie" einzelne Motive, stark vergröbert, parodistisch zusammengetragen, worauf ein satirisches Verzeichnis der zum Drucke fertig liegenden Schäfergedichte folgt. In erster Linie wird für den überhandnehmenden naturalistischen Unfug Gottsched verantwortlich gemacht; er wäre der erste gewesen, der in seiner „Atalanta" von Hochzeiten und Hochzeitskerzen, von Freiern, Bräuten und Bräutigamen, von der Jagd, von Hetzen und Schießen bei Schäfern geredet hat. Aber auch ältere Dichter, wie Neukirch, die Mitarbeiter bei den Schriften der deutschen Gesellschaft, wie Seidel, Junker, Clodius, ferner die Stücke „der Bräutigam ohne Braut", „die Braut ohne Bräutigam" werden herbeigezogen und aus ihnen ein ganzes Verzeichnis von „Schimpfwörtern" gesammelt. Nebenbei finden Krüger's „Mahomet" und Grimm's „Banise" ihre Abfertigung, ja selbst Zachariae's „Verwandlungen" und Gleim's „Blöder Schäfer" erfahren eine abfällige Kritik.

Die Satire machte überall großes Aufsehen, wozu die pikanten Anspielungen in „Anne Dore" auf Gottsched's Privatleben nicht wenig beitrugen. Besonders war allgemein bekannt, daß die schallende Maulschelle, welche die Heldin, eine spröde Magd, zum Schlusse ihrem Velten gibt, auf ein galantes Abenteuer der Magni-

1) Vgl. Lange, gel. Br. I. S. 142.

fizenz zurückgieng[1]). Die Neuberin beeilte sich denn auch Mitte Juli 1746 das Stück aufzuführen, freilich in einer Weise, daß die Darstellung zum Ärger des Verfassers auf wenig Verständnis stieß[2]). Der erste, dem sich Schlegel als Verfasser entdeckte, war Gärtner. Mit ihm scheint er sich auch zu einem Angriffe gegen Benj. Krüger verbunden zu haben, dessen Ausdruck der Affekte er in einem gleichzeitigen pseudonymen Briefe an Bodmer verhöhnte, während er J. C. Krüger ein starkes Genie nannte. Als der Danziger nämlich seine Tragödie „Vitichab und Dankwart" (1746) der berühmten Landsmännin, Frau Gottsched, widmete und hiebei ihre Verdienste in einem überschwenglichen Lobgedicht hervorhob, das in dem Schlußsatze gipfelte: „Nur Panthea allein hat meine Brust erhitzet", sandten die Freunde in den Hamburger Korrespondenten eine abfällige, mit boshaften Bemerkungen gegen Gottsched und seine Frau durchsetzte Kritik über das Trauerspiel, welche von Reichard auch in die Altonaer Zeitung aufgenommen wurde. Krüger wüthete in seinem ersten diese Angelegenheit behandelnden Schreiben gegen das Anbellen des Hamburgischen Schäferhundes der kritischen Herde (28. Juli 1746), aber Gottsched klärte ihn über die wahren Verfasser auf, ertheilte ihm zur Abwehr verschiedene Rathschläge[3]) und vermittelte bei Dyk den Druck einer Streitschrift[4]).

Die Stellen, welche ursprünglich auf Frau Gottsched Bezug hatten, wurden über Veranlassung des Professors bis auf eine bereits gedruckte getilgt; der Korrespondent aber fuhr in seinen Angriffen

1) Vgl. „Untergang der berühmten Namen" in Litt. Pamphlete S. 178.

2) ibid. S. 96.

3) B. Krüger an Gottsched (Wittenberg 12. August 1746): „Ich habe die Ehre, Ihnen nach dero Befehlen die mir vertrauten Schreiben zurücke zu senden. Ich habe mich des Vertrauens nicht unwehrt gemacht, daß Sie in mir gesetzt. Niemand hat dero Brief bei mir gesehen. Ich nehme mir dabei die Freiheit, meine Antwort auf die im Correspondenten enthaltene Schmähschrift Ihro Magnificenz zu übergeben. Die Namen meiner beiden Recensenten habe ich mit einem Anfangsbuchstaben und zwei Strichelchen bemerkt und alles bei Gelegenheit einfließen lassen, was Ihro Magnificenz mir zu entdecken die Güte gehabt. Dem Hamburger Rahte hätte ich gern einen Puff gegeben".

4) „Nöthige Ablehnung des Scherzes über die allemannischen Brüder, welche einige lose Freunde aus Leipzig in den Hamburger Correspondenten eingerückt." (1746.)

fort. Da Gottsched, wie aus dieser Sachlage hervorgeht, der intellektuelle Urheber der Schrift war, so wird man es ihm nicht allzu hoch anrechnen, daß er sich Krüger's später annahm, als ihn die Gegner in Hamburg bei seinem Gönner und Vetter Müller aus Danzig so verschwärzten[1]).

Die Schweizer wandten sich nach dem Abschlusse ihrer „Geistvollen Schriften" (1744) in den „Freimüthigen Nachrichten" zunächst einer positiveren Kritik zu. Direkte Angriffe waren hier selten; in viel umfangreicherer Weise als Gottsched's „Bücherſaal" wurde die Zeitschrift ein Archiv des Wissenswertesten aus der deutschen und ausländischen Litteratur.

Während dann Bodmer die Herausgabe der neuen Fabeln von Meier von Knonau, von denen bereits vier Stücke in der Züricher „Sammlung" erschienen waren (St. 11), vorbereitete, unternahm er gleichzeitig gegen Stoppe, den Fabeldichter aus der Gottsched'schen Schule, einen Ausfall[2]), welcher auch die Leipziger in die Nase beißen sollte[3]). Die Fabeln selbst aber begleitete er mit einer kritischen Vorrede, in welcher er die Sprache derselben geradezu die schweizerische nannte und die Berechtigung ihrer Verwendung für die Litteratur mit Berufung auf die Bedeutung der griechischen Mundarten verfocht. Als die „Bemühungen" über die niederträchtige Sprache, die Trivialität der Lehren und die wässerige und weitschweifige Durchführung herfielen[4]), forschte Bodmer eifrig nach den Verfassern, um sie mit andern Dunsen zu verewigen, was er später auch that.

Da nun aber die „Freimüthigen Nachrichten", seit Sal. Wolf die Redaktion übernahm, eine immer selbständigere Haltung einnahmen (1746), gab Bodmer mit Breitinger die „Critischen Briefe" heraus, von denen der VII. und VIII., in welchem die Haupthandlung

1) Vgl. Danzel, G. S. 168.

2) Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst Fabeln zu verfertigen. Dem Herrn Johann Wursten von Königsberg mitgetheilt von Dr. Daniel Stoppen. Breslau 1745 (Stadtbibliothek Zürich). Vgl. Baechtold a. o. O. S. 581, Anm. 179. Die Schrift wurde am 9. September 1745 im Druck an Zellweger gesandt. Vgl. Krause, Flottwell S. 191.

3) Vgl. Zehnder, Pest. S. 387. Das geschah thatsächlich auf S. 8 u. 18.

4) Vgl. Bemühungen II. S. 278.

des „Verlorenen Paradieses" vertheidigt wird, und der IX. und X., der über die Äsopische Fabel handelt, reich an Ausfällen gegen die Leipziger waren. Zum eigentlichen Kampfjournal wurden jedoch die „Mahler der Sitten" (1746), eine Überarbeitung und Erweiterung der „Discurse", erhoben.

Hier wird erzählt, wie der „beschriene Teutopoch" zwanzig Bogen Verse eines mittelmäßigen Poeten (Neukirch) zusammengelesen, sie mit zudringlicher Vertraulichkeit einem Minister (Gotter) zugeschrieben und diesem damit seinen eigenen Geschmack imputirt hätte, und wie er endlich durch die unsinnige Ode im Vorwort seinen Gönner, der sie angeblich billigte, zum Gesellen seiner Schande gemacht habe[1]). Gegen seine gesammte litterarische Thätigkeit ist die Satire: „Sonderbare Verfassungen auf dem Blocksberge" gerichtet[2]), wo Midas, der jüngste Sohn der Dummheit, herrscht. Statt der Aganippe ist eine Schenke[3]) eröffnet, in welcher man sich um etliche Groschen einen Rausch holen kann, der das Gesicht so schärft, daß man alle Sachen umgekehrt sieht. Der Pegasus ist durch einen Nachkömmling des Esels vertreten u. s. w. Bemerkenswerth ist hiebei nur der Angriff auf Gottsched's Sorge für litterarische Massenproduktion. Midas will die Anzahl der Dichter „auf der gehörigen Summe erhalten", weil er durch die Zahl zu ersetzen meine, was ihnen an Güte abgienge; deswegen wurden von ihm, als Haller den Parnaß mit einem kleinen Päckchen Gedichte verherrlicht hatte, dreißig Dichterlinge ins Feld gestellt. Nun witzelt Bodmer über die Vertreter der einzelnen Dichtungsarten aus Gottsched's Schule, über das „Ingenium eines Epigrammatisten" (Käſtner), den deutschen Maro (Schwarz), den Poeten, der die Charaktere aus der Tragödie ausgemustert (Quistorp), über den Logogriphendichter Stör aus Straßburg und über Kopp, der Voltaire's Alzire geschwächt hat. Im Zusammenhang hiemit ist es lehrreich zu beachten, welche Schriften Bodmer in seinem „Verzeichnis einer Frauen-Bibliothek"[4]) seinen Leserinnen empfiehlt. Außer einigen untergeordneten Prosaschriften, welche an

1) Vgl. II. S. 585 ff. 2) Vgl. St. 95. S. 524 ff.
3) Vgl. Zellweger an Bodmer, wo er von Gottsched sagt: »Sa bouteille et ses maitresses le consoleront de tout, si les muses lui sont contraires« (Zehnder a. o. O. S. 334.). 4) St. 76. S. 281.

Gottsched's größere Kompendien nicht im entferntesten heranreichen, nennt er Mosheim's heilige Reden, Liscow's Satiren und Meier's Abhandlung vom Scherzen. Die deutschen Zeitschriften sind durch Pyra's „Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft" und durch die „Bremer Beiträge" vertreten. Von den Dichtern werden außer Opitz und Canitz noch Haller, Hagedorn und Drollinger genannt, dann die „freundschaftlichen" (Pyra und Lange), die „scherzhaften Lieder" (Gleim), „die Tänzerin" von Rost und die Fabeln von Meier v. Knonau, dessen Name hier zum ersten Male genannt wird. Noch 1746 hat Bodmer kein einziges deutsches Drama der Empfehlung würdig befunden; die Tragödie ist durch Addison's Cato, das Lustspiel durch zwei Stücke von Marivaux vertreten. Da er der Vollständigkeit halber genöthigt war, eine Reihe von Übersetzungen aus der Gottsched'schen Schule zu nennen, fügte er boshaft hinzu, einige seien so übel ausgefallen, daß er seinen Freundinnen den Rath ertheilen müsse, sie lieber in ihrer Grundsprache zu lesen.

Weit interessanter ist in dieser Zeitschrift Bodmer's rücksichtsloser Kampf gegen die sprachliche Einheit Deutschlands. Er tritt nicht nur gegenüber der „nervenlosen Sprache der sächsischen Magister" für die Wiedereinführung der nöthigen fremden, nachdrücklichen Wörter unter deutschen Endungen ein, für ausgiebigeren Gebrauch der Mittelwörter, Bildung kräftiger Metaphern nach dem Muster der fremden Sprache, Duldung der Ellipsen, „die für hurtige Köpfe keine Dunkelheit haben, denn an das Geschrei eines Plattfußes dürfe man sich nicht halten", sondern will die deutsche Sprache, die nun einmal eine „unbenehmliche Rauheit" habe, durch Kraft und Kürze von Grund aus bessern. Die näheren Ausführungen des 102. Stückes beweisen, daß er freilich nicht der Mann war, das Problem zu lösen. In vielen Punkten hat die Sprachentwickelung gegen ihn entschieden; so wenn er sich gegen den allerdings einseitigen Purismus Gottsched's wendet und z. B. bezüglich der Geometrie behauptet, es wären dadurch ganz unbestimmte Begriffe in die Wissenschaft getragen worden, daß man die vorhandenen fremden Termini durch deutsche ersetzt hätte[1]). Ein Blick in die mathematischen und

1) Bodmer hält unter anderen folgende Verdeutschungen für unbestimmt: Definitio = Erklärung, principium mutationum = Quelle der Veränderun-

anderen Kompendien jener Zeit zeigt, daß die Sprachreinigung der sächsischen Schule eine entschiedene nationale Errungenschaft war. Wie wenig Sachkenntnis verräth es, wenn Bodmer klagt: „Sobald die Mathematik auch im Deutschen abgehandelt werden soll, wird man alle diese Wörter mit neugemachten deutschen geben wollen; alsdann muß man 600 Wörter mehr lernen, und der beste Mathematiker, der diese Wissenschaft in den fremden Sprachen erlernet hat, wird kein Wort davon in seiner eigenen Muttersprache verstehen, eh er sich diese neugeschmiedeten, unerkenntlichen Kunstwörter bekannt gemacht hat". Dieselbe Schwierigkeit erblickt er bei den Künsten und andern Wissenschaften. Besonders eindringlich aber greift er auch hier die Herrschaft des Meißner Dialektes an; der schweizerische zeichne sich durch Kürze und Reichthum aus, er gebrauche mehr Selbstlaute und sei daher tonreicher; die Schweizer vermeiden die durch auslautendes „en" entstehenden Kakophonien, indem sie „diese n von Zeit zu Zeit abbeißen und statt en nur ein leises n hören lassen"; sie sprechen die Umlautsvokale deutlicher, und während der Sachse die Diphthonge unnöthig vermehrt und „mit gähnendem Munde" Haut, Kraut, Laut, mein, dein, sein spricht, bleibe der Schweizer bei dem alten einfachen u und i (Hût, Krût, mîn, dîn). Wenn dann Bodmer andererseits für die diphthongische Aussprache von Dieb, Liebe eintritt, so geht aus allem hervor, daß er mit seiner Ausgestaltung der Schweizer Mundart nichts Geringeres im Sinne hatte, als die durch Luther gefestigte Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache zu erschüttern und die gewonnene sprachliche Einheit im Interesse größerer Mannigfaltigkeit aufzulösen. Sein Ruf ergieng daher nicht nur an die Süddeutschen, sondern an alle deutschen Stämme. Die Natur habe jedem unvernünftigen Geschöpfe seine eigenen Organe formirt, wodurch es nach seiner Art die Töne von sich geben soll. „Lasset uns derowegen" ruft er aus, „alle Furcht für den Sachsen beiseite setzen und unsers Rechtes und Eigenthums uns mit der Freiheit und Geschicklichkeit bedienen, daß unser Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung seines glücklichen und von Alter hergebrachten

---

gen, Algebra = Buchstabenrechnung, Superficies = Fläche, Basis = Grundlinie, Grundfläche; vgl. S. 616.

Schwunges zu einer für sich selbst bestehenden und für sich zulänglichen Sprache werde“ [1]). Daß es Bodmer mit diesen Vorschlägen nicht ernst gewesen sein soll, wie auf Mörikofer's Auktorität [2]) hin behauptet wird, ist im Hinblick darauf, daß er an dieser Idee Jahre lang festhielt, höchst unwahrscheinlich; aus den Warnungen, welche ihm von Hagedorn, Liscow und Andern zukamen, geht hervor, daß man damals auch in Deutschland die Sache durchaus ernst nahm.

Übrigens war, wie wir bereits gesehen haben, die Anregung zu diesen Ausführungen von Sam. König ausgegangen. Schon die Angriffe auf Haller hatten diesen veranlaßt, sich gegen Teutoboch auch poetische Flügel anzustecken [3]). Allein die politischen Umtriebe, in die er mit Henzi verwickelt war, führten 1744 seine Verbannung herbei. Noch von Holland aus wollte er an den deutschen Händeln theilnehmen und sich zu diesem Zwecke mit Hagedorn in Verbindung setzen [4]). Da sein Brief [5]) mit den betreffenden Stellen in den „Mahler der Sitten“ nicht nur die Hauptgedanken, sondern selbst einzelne nahezu wörtlich übereinstimmende Sätze gemein hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er als Mitarbeiter dieser Zeitschrift auch der Verfasser der betreffenden Artikel war.

In engerem Kontakte mit der deutschen Litteratur war sein politischer Gesinnungsgenosse Henzi geblieben, der von Neufchâtel aus als einer der feinsten Satiriker in den Streit trat. Sowohl im Mercure de Suisse, dessen Redakteur er seit 1744 wurde, wie in den »Amusemens de Misodème« [6]), einer in zwanglosen Heften erschienenen Zeitschrift, trat er gegen die Méchants Ecrivains in Deutschland auf, wiewohl er noch damals gegen Bodmer erklärte, keine Sprache weniger als die deutsche zu kennen.

Der Misodème beschließt (Bl. I), sich zum Satiriker aufzuschwin-

1) Bd. II. S. 628. — Vgl. übrigens Lange, gelehrte Briefe I. S. 141.

2) Vgl. Mörikofer a. a. O. S. 140.

3) Vgl. Eschenburg, Hagedorn V. S. 159 und „Vertheidigung der Schweitzerischen Muse“ (1744) S. 119. Es begegnen die Schreibungen: Teutoboch, Toutopoch, Teutobock.

4) Vgl. Eschenburg, Hagedorn V. 181.

5) Vgl. oben S. 533 A. 1.

6) »Amusemens de Misodème ou pièces fugitives en Prose et en

gen. Die Gewürzkrämer, welche ihn in der Hoffnung umschmeicheln, seine Schriften zum Einpacken von Pfeffer und Ingwer zu bekommen, weist er nach Leipzig, wo es einen Haufen verstaubter Bücher gäbe, die man nach Belieben aufs Pfund oder auf die Klafter verkaufe. Hier höre man am hellen Tage in furchtbarem Lärmen der Frauen, Waldgötter, Satyrn und selbst des Silen und des großen Pan (Gottsched) die Muse von Zürich verfluchen, weil sie den Geschmack des Jahrhunderts so verderbt habe, daß Breitkopf und seine Genossen nicht mehr von Käufern umlagert seien als ein Arzt, der Gift verkaufen würde. Misodème selbst scheut den Weg zum Parnaß nicht. Sollten sich ihm auch die Dichter von Homer bis Terenz entgegenstellen, sie sind doch nur leere Schatten wie der Nebel, der den Ruhm vertritt auf dem stumpfen Schädel des großen Doktors von Leipzig, wenn er die Versammlungen seiner schöngeistigen Schüler leitet. Was kümmert ihn übrigens der Lorbeerkranz? Ein Tannenbusch ist ihm genug; daher will er sich in die Reihen der »Méchants Ecrivains« stellen. »Venez«! ruft er aus, »Venez Messieurs Gottsched, Triller, Souab, Stoppe, Schwarz etc., mes chers confrères; embrassons nous pour cimenter une fraternité éternelle«!

Die Fortsetzung dieser Satire in Blatt VI[1]) steht an Feinheit und Pointirung dem ersten Theile weit nach. Mehrere Motive aus dem „Complot" kehren hier wieder. Die Koryphäen des Blocksberges halten eine Versammlung ab, auf welcher sie endlich übereinkommen, ihre Werke in Zukunft unter berühmten Namen drucken zu lassen: Gottsched soll sich Breitinger's, die „Bemüher" Haller's Namen bedienen, und Henzi will sich Voltaire nennen.

Auch sonst zeigt sich Henzi, obwohl er über eigene ironische Wendungen verfügt, in der Erfindung von den Deutschen abhängig. Das zweite Amusement beschäftigt sich mit Stoppe. Im Traume wird Misodème auf den Parnaß des Sättler geführt, wo er von dem schlesischen Fabeldichter in der Kunst der Metaphern unter-

---

Vers. MDCCXLV (Stadtbibliothek Zürich). Über das Erscheinen der einzelnen Nummern vgl. Baebler a. a. O. S. 21 ff.

1) Dieses Blatt ist jedoch vor dem 4. und 5. gedruckt; vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 121.

richtet wird. Das dritte Blatt verhöhnt Schwarz, — eine abgethane Größe. Witziger als die Geschichte seiner Geburt ist die Erzählung, wie er aus einem großen Glase Merseburger Bier getrunken und die andere Hälfte in die Bartschüssel als Libation für die Dryade Hercynia, die erste Ehrendame Dianens, gegossen habe. Diese Muse wäre ihm nun auch erschienen, habe sich als bläulicher Dunst über seinen Kopf gebreitet, und nun sei es flott ans Übersetzen gegangen. Der Hohn, den die Arbeit von allen Seiten, auch vom Pandurenobersten von Trenk, erfahren, machte den Dichter geisteskrank (Motiv aus den Dresdnischen Nachrichten), und er schrieb den „Critischen Almanach". Umsonst sucht seine Frau den Druck zu verhindern, der Verleger Zunkel meint, daß Schmähschriften dieser Art einen größeren Absatz hätten als irgend ein Kommentar über Newton. So wurden nach drei Tagen 3000 Exemplare des Almanachs verkauft.

Henzi trug sich auch mit größeren Entwürfen zur Bekämpfung der Gottschedianer. Er plante ein „Complot der deutschen Dichter" und sogar ein komisches Epos von sechs Gesängen[1]), dessen ersten er am 4. Juni 1745 an Bodmer schickte. Seinem eignen Geständnis gemäß fehlte es ihm aber an der hiezu nöthigen Anschauung von den litterarischen Verhältnissen. Er hatte seinen Stoppe gründlich gelesen, wohl auch die Triller'schen Fabeln, aber von den Leipzigern kannte er so gut wie nichts. Daher hätte überall Gottsched als Heros aufgeführt werden müssen. »Mais Achille ne peut remplir tant d'Iliades; il faut que l'on y voie un Aiax, un Diomède, un Hector, un Ulisse«.

Schlegel's Schrift über die Schäferdichtung scheint nun die Schweizer angeregt zu haben, gegen Gottsched neuerdings auf dem dramatischen Gebiete vorzurücken, wo seine Position doch noch nicht ganz erschüttert war; wenigstens beziehen sich die beiden mit dem „Natürlichen" gleichzeitig gedruckten Streitschriften „Die Mütze" und die „Beurtheilung der Panthea" vorwiegend auf das Drama. Schon 1743 hatte Breitinger, wahrscheinlich auf Grund eines französischen Motivs, den Plan zur Satire „Die Mütze" entworfen und in der

1) »Sur la dépravation du gôut en Allemagne en six chants«; vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 119.

„Sammlung" angekündigt[1]). Dort hätte Gottsched noch den romantischen Namen eines Königs Laurin geführt. In der Umarbeitung[2]) heißt er Stoffel Ganskiel und ist ein Schuster im Lande der Obotriten.

Vergeblich zerbeißt er sich die Fingernägel, um zwei Verse zustande zu bringen. In der Einsamkeit rettet er die Nymphe Nepheline, die soeben im Kampfe mit Gustosa (guter Geschmack) lag, und erhält dafür eine Mütze, welche ihm sofort die Kraft verleiht, ganze Haufen von Versen zu machen. Ganskiel aber versuchte diese „versemachende Tugend" auch in höheren Dichtungsarten und wandte sich der Schaubühne zu. Weil er gehört hatte, daß nicht vier Personen auf einmal auftreten dürfen, ließ er die überflüssigen ersuchen, sich eine Zeit lang zu entfernen und irgendwo eine Tasse Thee zu trinken oder sich den Bart scheren zu lassen. Die Obotriten huldigten ihm. Da erscheint ihm einst Gustosa und verräth ihm, daß die Mütze, welche er beständig unter seiner Perücke trug, eine Narrenkappe sei, gab ihm eine Brille und verschwand. Kaum hatte er das Geschenk auf die Nase gesetzt, als er die Geschmacklosigkeit seiner eigenen Dichtungen erkannte; aber er zog den süßen Wahn seiner Dichtergröße dieser Erkenntnis vor und wollte die Brille an einer Mauer zerschellen. Umsonst — sie war von ätherischer Arbeit. Einer seiner Schüler fand sie und entdeckte nun seinen Genossen, was er darunter gesehen. „Sie konnten sich nicht enthalten, schalkhaftig zu lachen, als sie die ungesalzenen Gerippe von Silben und Reimen sahen, welche sie sonst allemal verehrt hatten. Sie begannen an der Größe des Mannes, auf dessen Worte sie geschworen hatten, zu zweifeln, sie stachen ihn mit kleinen Satiren und Untersuchungen an; in kurzer Zeit fielen sie auf den Grad des Ungehorsams, daß sie öffentlich gegen ihn rebellirten." Ganskiel fiel in Schwermuth, und Nepheline brachte ihn in die Kohlgärten, wo sie ihren Hauptsitz hatte, und wo die Bewohner, die alle mit Schöpsnasen geboren worden, ihn als den ihrigen erkannten, da er zum Glück auch eine Schöpsnase trug. Dort erhielt

1) Vgl. Züricher Samml. IX. S. 109.

2) Die Mütze. Eine französische Erzählung aus dem Lande der Feien (o. O. u. J.). (Züricher Stadtbibl.)

er Bombaste zur Frau, auf deren Anstiften er es einmal wagte, den philosophischen Poeten der Helvetier nachzuahmen. Es glückte ihm auch durch Hinauswerfen des Artikels und der Hilfswörter einen ziemlich starken Gallimathias zustande zu bringen[1], und er wurde in den Kohlgärten ein berühmter Dichter[2].

Während Breitinger hier seinen Spaß trieb, suchte er in seiner „Beurtheilung der Panthea“[3], zu der Bodmer nicht nur die Idee gab, sondern auch den Vorbericht schrieb[4], den Nachweis zu führen, daß die Frau Gottsched keine Einsicht in die Natur der Leidenschaften und Empfindungen hatte, daß ihr Stück lediglich eine willkürliche Zusammenstoppelung innerlich unzusammenhängender und nur durch die kahle Regel der Einheit verbundener Szenen sei (S. 31 f.), in welchen die Charakteristik der Personen so weit hinter Xenophon's Darstellung zurückgeblieben wäre, daß ihnen kaum der Name übrig geblieben sei (S. 35). Summarisch dagegen lautet im Vorberichte das Urtheil über die Wirksamkeit ihres Gemahls: „Es ist nicht zu leugnen, daß er nicht den Durchbruch des guten Geschmackes in der Tragödie um drei Jahre und drei Monate hintertrieben habe“.

Die angeschlossene Ode[5] hat den Gegensatz zwischen dem ehrfurchtgebietenden Laute „Gottsched“ und dem Träger dieses Namens zum Motiv. Er sei würdig gewesen, „die Pitschel, Schwarzen, Stoppen, Schwaben, Uhlchen satirisch zu geißeln“, werde aber im Reiche der Dummheit noch Murner und Sprenge, Zesen und Stelpo verdunkeln:

---

1) Anspielung auf das Widmungsgedicht in der Ausgabe von Neukirch. 1744.

2) Vgl. das Epigramm bei Körte, Briefe der Schweizer S. 88.

3) Beurtheilung der Panthea eines sogenannten Trauerspieles der Frau L. A. V. G. Nebst einem Vorberichte für die Nachkommen und einer Ode auf den Namen Gottsched. Köln druckts Peter Hammer 1746. Vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 122. Wiederholt Halle, 1749.

4) Vgl. Lange, gel. Briefe (1769) I. S. 122, 139, II. S. 53; Archiv f. Lit. IV. 295 ff.; Seuffert's Vierteljahrschrift II. S. 33.

5) Eine Nachahmung der Lange'schen Oden; vgl. Lange, gel. Briefe II. S. 53.

„Wie die Natur nur alle tausend Jahre
In einem Popen ihre Macht erzeiget,
So sinket sie nur alle tausend Jahre
In einem Professor."

Bereits 1745 hatte Bodmer in zehn Tagen Pope's Duncias übersetzt. Eine Einleitung vom Jahre 1747 sollte jetzt den deutschen Schöpsen, wie Gieseke schreibt[1]), Anleitung geben, sich in den britischen wieder zu erkennen. Sie ist mit J. D. Obereck gezeichnet[2]), offenbar ein Hieb auf J. D. Overbeck, der in den „Belustigungen" einen lobhudelnden Aufsatz über Gottsched veröffentlicht hatte[3]). Neben den alten Helden, namentlich Schwabe, dem „kalten, seichten Sohn der Niedrigkeit", wird denn auch Mylius, der Kritiker der Knonau'schen Fabeln besungen:

„Ha Teutobock! Ha braver M[yliu]s!
Welch böser Stern trennt euern Freundschaftsbund?
Mit Rechte scheut ein Klotz den bösen Witzling;
Allein wenn Narr mit Narr in Streit verfallen,
Ist's ein barbarischer, einheimscher Krieg:
Seyd nicht mehr Feind; umarmt euch, meine Söhne!"

Aber auch in Helvetien giebt es Schöpse, die unserm Tibbald (Gottsched) ihre Schriften dedizirt haben und verdienen, daß er ihnen mit gleichmäßiger Höflichkeit begegne. (Berner Gesellschaft.)

Empfindlicher als der „Geplagte Pegasus"[4]), eine Streitschrift Bodmer's, von der Gleim enthusiastisch urtheilte, sie werde an die Nachkommen gelangen[5]), war für den Todfeind dieses „poetischen Pferdes"[6]) die von Joh. Georg Schuldheiß veranstaltete Ausgabe der Gedichte Bodmer's[7]). Hier wird in dem „Charakter der deutschen Gedichte" der „stolze Gottsched", dem in der letzten Fassung noch

1) Vgl. Litter. Pamphlete S. 117.

2) Alexanders Popens Duncias mit Historischen Noten und einem Schreiben des Übersetzers an die Obotriten. Zürich 1747 (Berliner Hofbibliothek).

3) Bd. V. S. 543.

4) Vgl. „Pygmalion und Elise." Frankfurt und Leipzig 1747 (Anhang).

5) Vgl. Briefe der Schweizer S. 50.

6) Vgl. „Litter. Denkmale" 1779, S. 166.

7) J. J. Bodmer's kritische Lobgedichte und Elegien. Von J. G. S. besorgt. Zürich 1747, II. Ausgabe 1754.

Anerkennung gezollt worden war, als entehrender Begleiter anderer Dichter aufgeführt[1]). Abgesehen von der weitläufigen Vertheidigung gegen den Verfasser des „Versuchs einer Kritik“[2]), die „Beluſtiger“ und andere Gegner, höhnte der Herausgeber nicht nur die „Neukirchianer“ ihrer schwerfälligen Auffassungskraft wegen, indem er einzelne Stellen „verneukirchte“, d. h. sie wässrig machte, sondern war unter anderem auch so frech, auf Frau Gottsched's Weiblichkeit ein häßliches Licht zu werfen, indem er zu einer Stelle der „Panthea“ die Bemerkung machte: „Dieſes verräth ein Herz, dergleichen uns Haller beschrieben“ (S. 117). Die angezogenen Worte aber lauteten: „Ein Herz, das nie sich bindet, das von der Liebe nichts als den Genuß empfindet“.

Bodmer blieb unermüdlich; während er im „Gemißhandelten Opitz“ unter dem Beifalle Giseke's und seiner Freunde[3]) Triller abführte, weil er in seiner Opitzausgabe offenbare Druckfehler beibehalten und entbehrliche Anmerkungen gemacht hatte, ertheilte er Meier den Rath, die Gottsched'sche Dichtkunst zu „anatomiren“[4]). Es ward ein Opus von 362 Seiten![5]) Schritt für Schritt geht der Verfasser die einzelnen Kapitel und Paragraphe durch, immer streng in die spanischen Stiefel der Logik geschnürt. Er ist ein weit sattelfesterer Wolfianer als Gottsched und der gelehrigste Schüler Baumgarten's, von dem auch die fruchtbaren Gedanken herrühren, die hie und da in der Schrift zerstreut sind. Gegenüber dem Wohlklang betont er das Pathetische, gegenüber der Einheit das Mannigfaltige; er erweitert den Begriff des Epos, tadelt Gottsched's mechanische Fassung der dramatischen Regeln und vertheidigt ihm gegenüber die Tragikomödie und die Oper. Das Meiste war mit weniger Gründlichkeit, aber mit mehr Geist und Witz bereits von Pyra und den Schweizern ausgestellt worden. In Einem irrte Meier sicher: Er glaubte mit seiner That dem Geschmack einen großen Dienst erwiesen zu haben.

Gottsched's Kompendium hielt er für ein gefährliches Buch.

---

1) Vgl. oben S. 361 und Bodmer's kritische Gedichte II. Ausg. S. 41.

2) Vgl. oben S. 323 Anm. 4. Ob Müller der Verfasser, ist zweifelhaft.

3) Litter. Pamphlete S. 117. 4) Vgl. Lange, gel. Briefe I. S. 129.

5) Georg Friedrich Meier's Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst. Halle, Hemmerde 1747, 1748 (6 Stücke), Breitinger und Bodmer gewidmet.

„Unendlich viele deutsche Dichter", sagte er, „gestehen selbst, daß sie ihre poetische Gabe diesem Buche zu danken haben, und man kann sagen, daß die meisten Werke des Witzes, welche jetzo so häufig unter uns zum Vorschein kommen, Kinder dieser Dichtkunst sind". Diesem Zeugnisse eines Gegners wird man bei der Beurtheilung des Gottsched'schen Einflusses eine besondere Bedeutung beilegen müssen. Aber die Streitschrift vermochte die „Critische Dichtkunst" ebenso wenig aus der litterarischen Welt zu verbannen wie Meier's „Anfangsgründe aller schönen Künste und Wissenschaften" (1748). Das neue Compendium wurde zwar von den Halleschen Dichtern und den Klopstockianern als Kanon verehrt, und trefflich urtheilten die Göttingischen Zeitungen mit unverkennbarem Hinweis auf Gottsched: „Es ist nicht eine mechanische Dichtkunst, in welcher man den Leser ungefähr ein Gedicht lehrt machen, wie ein Stoffenweber seine geblümte Seide in einen Stoff zusammen bringet"[1], — wer aber, den dichterischen Pulsschlag fühlend, Belehrung über das Handwerkzeug des poetischen Schaffens suchte, nahm auch später noch Gottsched's „Critische Dichtkunst" zur Hand.

In Deutschland erhoben sich zu dieser Zeit nur vereinzelte Stimmen für den sogenannten Diktator. In den süddeutschen, noch unter seinem Einfluß stehenden Zeitschriften wurde Gellert, der neue Nebenbuhler in der Herrschaft über den geistigen Mittelstand, ab und zu angefallen; so erfuhren „die Betschwestern" in der Regensburger einen Tadel, und die Erlangischen „gelehrten Anmerkungen und Nachrichten" behaupteten, Gellert's Schriften würden von der gelehrten Welt nur „auf Credit" angenommen[2]. In Berlin führte Gottsched's Sache der berüchtigte Christian Ernst Simonetti, der in seiner Vierteljahrsschrift (1749)[3] auf Haller und alle schweizerischen Anti-Gottschedianer loszog, und dem Sulzer hiefür eine Tracht Prügel als Antwort zudachte[4].

Unter diesen Umständen hat Gottsched den als rücksichtslosen Pamphletisten bekannten Joh. Konrad Füßli, Pfarrer in Veltheim,

1) Vgl. 1748, S. 872. 2) Vgl. 1748, S. 22.

3) „Sammlung vermischter Beiträge zum Dienst der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion." Berlin 1749, 4 St. 1750, 3 St. Vgl. dagegen „Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit." Berlin 1750.

4) Vgl. Briefe der Schweizer S. 107, 111.

mit dem er 1736 persönlich verkehrt hatte, in seinen theologischen Zänkereien mit Breitinger gewiß auf das bereitwilligste unterstützt. Mit einem Schreiben vom 1. April 1750[1]) bat Füßli um Vermittelung des Druckes einer Satire, denn „der Mann (Breitinger) hat es längstens verdient, daß ihm einmal einer die Nase recht schneuze". Ende 1750 erschien denn unter dem Pseudonym Sanomotuski der „freudige Zuruf an das Schweizerland"[2]). Die Schrift wurde von Gottsched zensirt, in Halle gedruckt und in fünfzig Exemplaren an Heidegger versandt. „Freue dich, o Schweizerland! Die Wahrheit hat sich zu dir herabgelassen; sie hat ihren Sohn Breitinger in deinen Schoß gelegt", ruft der Verfasser aus, und sucht im Folgenden zu erweisen, wie nicht nur die »Disputatio logica«, in welche Stellen von Bayle und sogar Druckfehler aus Thümig's Buch übergegangen waren, sondern auch die „Critische Dichtkunst" ein Plagiat sei. „Ehe er seine Dichtkunst verfertigen konnte, ward sein Geist mit dem Geiste — — — und des Verfassers des Buches: La manière de penser auf das lieblichste gestimmt". Zum Schlusse noch eine Grobheit: „Auf einen solchen Streiter hat die evangelische Kirche lange gewartet! Nun ist ihr Breitinger vom Himmel geschenkt worden. O, heilige Philosophie! . . Du hast Breitingern aus einem Zuckerbäcker zu einem Chorherrn gemacht!" Diese sowie eine später erschienene Schrift: „Vier Sendschreiben an den Herrn Canzler von Mosheim von Alitheadotoski"[3]) wurden von der Züricher Bücherzensur am 15. Januar 1751 verboten und Künzli bestraft[4]).

Während Gottsched zu diesen Intriguen die Hand bot, suchte Scheyb durch den Straßburger Schöpflin den Frieden zwischen der Schweiz und Sachsen herzustellen[5]). Der Kampfeseifer beider Parteien schien zwar, wie der letztere richtig bemerkt (18. Aug. 1750), damals herabgemindert, trotzdem war angesichts der beiden Pamphlete

1) Abgedr. „Im neuen Reich" 1878, I. S. 319.

2) „Sanomotuskis von Sanomotuskium Freudiger Zuruff an das Schweitzerland. Von wegen der glücklichen Erfindungen Welche der Hochgelahrte und Hochverdiente Herr Johann Jacob Breitinger Öffentlicher Lehrer der Griechischen Sprache, zu Zürich, und Chorherr des Stifftes daselbst Neulich ruhmwürdigst an den Tag gegeben hat." Freyburg im Nüchtland 1751 (Stadtbibliothek Leipzig). 3) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 621 ff.

4) Vgl. Bächtold a. o. O. Anm. 189. 5) Vgl. Danzel, G. S. 245.

an eine Verständigung um so weniger zu denken, als Klopstock's „Messias" und seine Nachahmungen nicht nur neue Streitobjekte boten, sondern auch neue Kämpen ins Feld riefen. Gottsched schloß 1750 den „Büchersaal" und begann im Jänner des nächsten Jahres eine neue Zeitschrift: „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit".

XVII.

Die deutsche Sprachkunst. Reise nach Wien. Verhältnis zu Süddeutschland.

Je tiefer Gottsched seine Auktorität auf dem Gebiete der Dichtkunst sinken sah, desto nachdrücklicher wandte er sich der Wissenschaft zu und suchte die weitgehenden Pläne seiner Jugend zu abschließender Ausführung zu bringen. 1748 erschien zunächst seine „Grundlegung zu einer deutschen Sprach-Kunst", durch welche er bei manchen, wie bei Hagedorn, den letzten Kredit verlor. Dessen und Bodmer's Urtheil im VI. Stücke der freimüthigen Nachrichten, daß dem Werke ein lateinisches Kompendium zu Grunde gelegen, trifft insofern den charakteristischen Mangel, als Gottsched in der That trotz vielfacher Sammlung eine dem ureigenen Wesen der deutschen Sprache angemessene Grammatik zu schaffen nicht im Stande war. So führte er z. B. in der Deklination sechs Kasus auf, leitete die Formen des Konjunktivs nach französischer Art mit „daß" ein u. s. w. Dazu kamen die vielen Unrichtigkeiten und Widersprüche, eine Reihe nichtssagender Begründungen, zweckloser Paradigmen und Regeln. Grammatische Figuren und Spracheigenthümlichkeiten sind bei ihm meistens Schnitzer. Andererseits dürfen seine Verdienste auf diesem Gebiete nicht übersehen werden. Zunächst wurde durch ihn in die Orthographie wenigstens einige Ordnung gebracht, wobei er radikale Neuerungsgelüste, wie sie z. B. die „Erfurter Nebenstunden" durch Befürwortung

eines rein phonetischen Systems an den Tag legten[1]), zurückwies. Namentlich ist die Abschaffung der Doppelkonsonanten nach langem Vokale auf seine Auktorität zurückzuführen. Er brachte ferner in die Deklination, welche bisher nur nach dem Genus unterschieden wurde, dadurch größere Ordnung, daß er seiner Eintheilung die Pluralformen zu Grunde legte und auf diese Weise fünf Schemata aufstellte, eine Neuerung, welche auch von Haller, Justi, Rosenberg und A. begrüßt wurde, er machte dem Schwanken der starken und schwachen Feminina ein Ende, indem er darauf hinwies, daß sich die schwachen Formen immer mehr auf den Gebrauch in Titeln und in der Poesie zurückzögen, er verwarf die damals allgemein gebrauchte Endung e in den Kollektiv-Substantiven mit dem Präfix „Ge-" (Gesichte, Gespräche), brachte Sicherheit in die schwache Flexion des Adjektivs, wenn demselben vor dem Substantiv ein Bestimmungswort mit der Endung des unbestimmten Artikels vorangeht, er brandmarkte die doppelte Negation und den unsinnigen Gebrauch der Participia, und wenn er sich auch durch seine Einseitigkeit in letzterem Punkte lächerlich machte, so war er doch gegenüber den einreißenden falschen Fügungen wie: „aus tragender Freundschaft", „bei einem einholenden Urtheil", „aus habender Macht" der Hüter des deutschen Sprachgeistes. Man darf freilich nicht, wie es geschehen ist, um ihm auch auf diesem Gebiete jede Bedeutung abzusprechen, nach den neuen Wörtern fragen, mit denen er die deutsche Sprache bereichert hätte. Dagegen sind auf seine Auktorität hin, wie die lexikalischen Arbeiten, welche vom historischen Gesichtspunkt ausgehen, beweisen, eine Reihe älterer Ausdrücke: Augendiener, Augendienst, gutwillig, unsittig u. s. w. wieder in Aufnahme gekommen, während sich allerdings andere von ihm verworfene erhalten haben. Die „Sprachkunst" erschien noch zu seinen Lebzeiten in fünf Auflagen; die VI. brachte 1776 Hofmann, der Rektor der Thomasschule, in schicklichere Ordnung; ein Nachdruck hievon erschien in Wien[2]). Auch aus diesem Werke machte

1) Noch vor 1748; vgl. die Antwort der Frau G. in „Sprachkunst" V. A. S. 722.

2) „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts entworfen von Joh. Christoph Gottscheden. Leipzig, Breitkopf 1748. 2. Aufl. 1749. 3. Aufl. 1752. 4. Aufl.:

Gottsched einen Auszug, welcher sich lange in den Schulen als Lehrbuch erhielt[1]). Aber auch die größeren Arbeiten von Aichinger (1754), Gerlach (1758), Hempel u. A. beruhen zum großen Theil auf Gottsched's Grammatik. Wenn ihm dieselbe einerseits manche uneingeschränkte Anerkennung eintrug, wie von Mosheim[2]), Richey[3]), von Wedekind in den Erfurter Nebenstunden, den Altonaer und den Erlangischen Zeitungen[4]), wenn sie von andern, die der Critischen Dichtung längst abgesagt hatten, als ein verdienstvolles Werk gepriesen wurde[5]), so gab sie andererseits wieder Gelegenheit zu erneuerten Angriffen wider ihn. Bekannt ist die Stellungnahme Haller's, der sich durch die Ausfälle gegen die Partizipianer so getroffen fühlte, daß er eine für die Göttinger Zeitung bestimmte anerkennende Rezension des Gymnasialdirektors Wedekind wie eine zweite des Stadtsekretärs Willig unterdrückte, um zum Angriff überzugehen[6]). Auf die angeblich von einem Gottschedianer eingesandte Entgegnung, in welcher über die Parteilichkeit der Göttinger geklagt, über ihre Sprachschnitzer gespottet und die Friedensliebe der Gottschedianer versichert wird, entlud sich der Göttinger voller Zorn, und sie veröffentlichten ein ganzes Sündenregister ihres Gegners, worin es heißt: „Wer hat denn die Parodie des Gedichtes über die Ehre gemacht? Kam sie nicht aus dem Schoß des Herrn G.? Wer kann des Herrn G. Vorrede zum Neukirch und die darin enthaltene Parodie gemacht haben als Herr G. selbst? Wer hat die Bemüher besoldet, daß sie den Ursprung des Übels durchhecheln sollen? Wer hat Parodien und critische Almanache und andere solche Streitschriften beschützt und

---

„Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst", 1757. 5. Aufl. 1762. 6. Aufl. 1776 (besorgt von Joh. Gottl. Hofmann). Wiener Nachdruck: 1776.

1) „Kern der deutschen Sprachkunst Herrn Prof. Gottsched's zum Gebrauch der Jugend von ihm selbst ins Kurze gezogen." Leipzig, Breitkopf 1753. 2. Aufl. 1754, 8. Aufl. (besorgt von Hofmann) 1777. Wiener Nachdruck 1778. 1780. 2) Vgl. „Anweisung, die Gottesgelahrtheit zu erlernen" S. 79.

3) Vgl. Dialectologia S. 381. 4) 1759 St. 39.

5) Vgl. Nicolai, „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften" S. 145.

6) Vgl. Danzel, G. S. 228 ff., wo aber das Datum des ersten Briefes von Wedekind richtig heißen soll: 15. November 1748.

die Belustiger wider die Schweizer angefrischt? Wer ist der Engel gewesen, der auf dem Sturme gefahren und die Keile wider die Schweizer und alle ihre Freunde und Bekannte gerichtet hat? Und was hat Herr Haller, dem es hier gilt, auf diese Parodien, die größtentheils mehr seinen persönlichen Charakter als seine Gedichte angegriffen, und auf die Kritiken geantwortet? Wer hat jemals in dem ganzen Kriege mit den Schweizern eine Silbe von ihm gesehen, wo er, ich will nicht sagen, H. G.*en angefallen, nein, auch nur sich selbst geschützt hätte?“ [1])

Es ist kaum zu bezweifeln, daß Haller, der die Mitarbeiter der Göttinger Zeitung, wie aus dem Briefwechsel hervorgeht, vollständig terrorisirte, der intellektuelle Urheber, wenn nicht der Schreiber dieser Angriffe war. Hiezu stimmt auch das Urtheil Wedekind's: „Er (Haller) ist ein Mann, der bei seinen großen Eigenschaften aus lauter impetuösen Leidenschaften componirt ist“. Gottsched suchte denn auch weiterhin an Haller allerlei auszusetzen, und da seine poetische Kritik endlich erschöpft war, tilgte er in der III. Auflage der „Sprachkunst“ das ihm ertheilte Lob, brachte Sprachfehler aus seinen Schriften bei und registrirte eifrig, was gegen ihn als Gelehrten vorgebracht wurde [2]). Göttingen's leitende Kreise traten bald in entschiedenere Opposition. Geßner, der Vorstand der deutschen Gesellschaft, welcher das Buch gewidmet war, dankte zwar für die Auszeichnung (17. Oktober 1748), war aber verletzt, weil sich Gottsched gegen Chrestomathien ausgesprochen hatte; als ihm dieser später zumuthete, einen Band der von seiner Frau übersetzten Geschichte der Académie des Inscriptions in den Göttinger Zeitungen lobend anzuzeigen, erfolgte der offene Bruch, indem der gelehrte Alterthumskenner mit dem Hinweis auf die groben Fehler des Buches die Bitte rundweg abschlug und im Gegentheile eine Reihe abfälliger Bemerkungen einsandte, welche auch in der Zeitschrift erschienen. Von einem anderen Mitgliede der Göttinger Gesellschaft, dem Rektor zu Lüneburg, Joh. Mich. Heinz, wurde 1759 das kleinere Lehrbuch einer eingehenden Kritik unterzogen und hiebei auch auf das größere Handbuch Rücksicht

1) Göttinger gelehrte Zeitung 1749 S. 506 ff., hiezu S. 29, 903, ferner Comment. Lipsiens. Lit. I. S. 537 ff. 2) Vgl. Neuestes I. S. 880.

genommen[1]). Die Schrift war in vielen Punkten einseitig und in manchen, wie in denen über Orthographie, geradezu falsch. Öfter trat der Verfasser für niederdeutschen Gebrauch ein, wie er denn z. B. ie mit Bodmer als Zwielaut behandelt wissen wollte. Mit vieler Genugthuung besprachen die Göttinger Zeitungen Heinzens Schrift, worauf Gottsched in einer lächerlich protzenhaften Entgegnung die Thorheit begieng, auch über die deutsche Gesellschaft in Göttingen loszufahren, sie sowohl für Heinze's Angriffe wie für die der Zeitschrift mit verantwortlich zu machen und die Dorhung beizufügne, er werde ihr nächstens sein Diplom zurückschicken. Lessing ergriff das Thema frisch zu seinem 65. Litteraturbriefe, um den eitlen Gegner dem Gespötte preiszugeben. So gerecht diese Züchtigung auch sonst war, so einseitig fiel die Würdigung der Heinz'schen Arbeit aus. Wenn Lessing die Ungeschicklichkeit Gottsched's, daß er den Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland zuschrieb, den „unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans" nannte, wenn er sein Wort dafür verpfändete, daß Heinz bei seinem zusammenfassenden Urtheile „im geringsten nichts übertrieben" habe, so schoß er im Eifer seiner streithaften Natur jedenfalls über das Ziel.

Schon im „Neuesten" hatte Gottsched den schwachen Wortwitz angebracht, daß er neben Heinz von Lüneburg den Sekundaner Kunz aufführte. Unter diesem Pseudonym zog denn auch Schwabe gegen die Göttinger sowie gegen die „gewissen Neulinge in Berlin" zu Felde[3]). Während Gottsched auch jetzt wieder auf das bestimmteste jeden Zusammenhang mit der neuen Streitschrift leugnete[4]), soll Lessing nach einem Berichte Nicolai's in zwei oder drei Briefen zum Schutze Heinzens auf die einzelnen sachlichen Fragen näher eingegangen sein und seine Arbeit nur auf

1) Joh. Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Prof. Gottsched's deutsche Sprachlehre. Göttingen und Leipzig 1759.

2) Vgl. Neuestes IX. S. 546 ff.

3) J. Chr. Kunzens Beleuchtung einiger Anmerkungen über des Herrn Prof. Gottscheds teutsche Sprachlehre von Joh. Mich. Heinze. Brandenburg 1760. 4) Vgl. Neuestes X. S. 477.

das Ersuchen eines Gelehrten, dem man Ehrfurcht schuldig zu sein glaubte, unterdrückt haben[1]).

Erbitterter wurde der Kampf gegen die Grammatik von Süddeutschland aus geführt. Der Benediktiner Augustin Dornblüth, „der grobe Gengenbacher", der auch Mosheim und Rambach angegriffen hatte, schrieb 1755 in seinen »Observationes«[2]) ein besonderes Kapitel: „Critik über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatik", bezeichnete Meißner Sprach-eigenthümlichkeiten als Böcke und empfahl die Kanzleisprache des 17. Jahrhunderts als Muster. Gottsched begnügte sich dagegen, dem Titel des Buches allein zwölf grammatische Fehler nachzuweisen, und veröffentlichte einen Brief aus Wien (Scheyb), in welchem der süddeutsche Landsmann und Glaubensgenosse desavouirt wurde[3]). Andere Geistliche, wie P. Sailer, der unter dem Pseudonym Benastasius Liares schrieb, traten dagegen für die Sachsen ein[4]), so daß Gottsched mit Recht gegen Dornblüth gelten machen konnte: „Ich habe selbst verschiedene gute Freunde unter seinen Glaubens- und Ordensgenossen, den Benediktinern, die ich sehr hoch schätze und die solch gutes Deutsch schreiben, als er ein versteckter Babylonier zu sein scheint"[5]). Milder bekämpfte Aichinger die Bevorzugung des Meißner Dialektes; im Vorworte zu seiner Sprachlehre wünschte er, daß „nach und nach ein Schwab, ein Frank, ein Rheinländer, ein Westphälinger, ein Niedersachs, ein Pommer und ein Schlesier eine Grammatik schreibe, Gottsched aber so lange lebe, um sie alle gegen einander halten und eine vollkommen allgemeine deutsche Sprachkunst herausziehen zu können". Da ihn der Altmeister nur mit souveränem Spotte strafte[6]), nahm er später in einem Aufsatze das »Votum decisivum« für Ober-

1) Vgl. Redlich in Lessing's Ww. IX. S. 241.

2) „Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise, eine gute Übersetzung, besonders in der teutschen Sprache zu machen." Augspurg 1755. 3) Vgl. Neuestes V. S. 528 ff., 612 ff.

4) Benastasii Liares, vier Sendschreiben, wider Herrn P. Augustin Dornblüth, Capitularen des hochlöblichen Reichs-Gottshauses Gengenbach. Aus dem Preißgauischen in das Teutsche übersetzet, Mit Genehmigung der Obern. Ulm bei Wagnern. Vgl. Neuestes VI. S. 126 ff. 5) Vgl. Neuestes IV. S. 59.

6) Vgl. „Betrachtungen", Vorwort.

deutschland geradezu in Anspruch und rief seinen Landsleuten zu: „Es ist einmal Zeit, daß wir Oberdeutschen aus einem andern Tone reden als bisher".

Einen wissenschaftlichen Gegner fand Gottsched an Popowitsch, einem allerdings selbständigen, aber etwas verworrenen Denker. Er hatte das Deutsche zuerst in der Mundart von Gottschee kennen gelernt, eignete sich dann den österreichischen Dialekt an, und da er überdies Slovene von Geburt und ein feiner Sprachbeobachter war, so schärfte sich nach einem längern Aufenthalte in Mitteldeutschland[1]) sein Ohr für die große Mannigfaltigkeit der deutschen Laute. Durch seine naturwissenschaftlichen und etymologischen Studien war er zu größerer Würdigung des Entwickelungsprinzipes gelangt, und so mußte ihm die sprachgesetzgeberische Thätigkeit der Leipziger als unberechtigter Eingriff erscheinen. Schon im Vorworte seiner „Untersuchungen vom Meere"[2]) machte er diesen Standpunkt gegenüber Gottsched geltend, indem er darauf hinwies, daß man, zumal die gegenwärtige Sprachverfassung von einer „eingebildeten Richtigkeit" und einer „unentbehrlichen Gleichförmigkeit" noch weit zurückstehe, nach der angeborenen Art eines freien, herrschenden Volkes auch bei der jetzigen Weise zu reden und zu schreiben nicht stehen bleiben werde. Ja, er sah in der sprachlichen Wirksamkeit Gottsched's und ganzer Gesellschaften, welche die Sprache in der Meinung, sie auszuputzen, in vielen Stücken nur immer unrichtiger machen, einen „rasenden Neuerungsgeist" (S. 101). Gottsched beachtete das Buch anfangs nicht wegen des Durcheinanders verschiedener hier abgehandelter Themen, bis Popowitsch mit seiner Grammatik in eine positivere Opposition trat[3]). Mehr als die sachlichen Ausstellungen über die unordent-

1) Vgl. Danzel S. 302. Für eine Biographie P.'s wäre der Brief Heyde's aus Gera von Belang: „Der Brief an H. Popowitsch ist durch Herrn Hoppen allhier richtig bestellt worden. Es hat sich solcher diesen Winter unweit Jena bei einem Herrn v. Brandt aufgehalten, befindet sich aber gegenwärtig wieder hier bei uns und wird, wie ich von H. Hoppen vernommen, ehester Tage auf Verlangen des Herrn Erzbischofs von Wien mit einem Gehalte von 600 fl. eben dahin abgehen, um die Wiener in der deutschen Sprache zu unterrichten" (4. Febr. 1753). 2) Frankfurt und Leipzig 1750.

3) Joh. Siegm. Val. Popowitsch, öffentl. Lehrer der Teutschen Beredsamkeit

liche, verworrene und mangelhafte Lehre von der Deklination, über die sächsischen Idiotismen, die für Österreich kein Interesse hätten u. s. w., empörte es Gottsched, daß sein Name als Paradigma für die Deklination der Nomina propria gebraucht war. Noch während der Drucklegung hatte Scheyb diese Blasphemie nach Leipzig berichtet. Gottsched ließ durch seinen Freund die Zensur anrufen, aber der Präsident lachte über den Einfall und meinte, diese Deklination könne dem berühmten Namen des Professors nur zur Ehre gereichen. Man will es sogar mit einer gerichtlichen Klage versuchen, aber der kühler denkende Notar fürchtet das Übel dadurch nur noch größer zu machen. Es bleibt also auf Scheyb's Rath nur noch die Publizistik übrig. Das Buch soll „auf eine ironische, normannische, pikante, saftige, lustige und angenehme Art" heruntergemacht und die „Pythia" (Fürstin Trautson) ersucht werden, sich bei der Kaiserin zu verwenden, damit die Wiener Grammatik in den kaiserlichen Anstalten nicht eingeführt werde. In einer Reihe kleinerer Flugschriften, von denen einige sogar über Verwendung Scheyb's die Wiener Zensur passirten, wurde denn auch Popowitsch verspottet. So wandte sich das „Sendschreiben Filips von Zesen aus der andern Welt[1])" hauptsächlich gegen einige Behauptungen in der „Abhandlung vom Meere", während des Timotheus Stockwitsch „Abfertigung"[2]) eine ironische Vertheidigung des Popowitsch gegen zwei Wiener Streitschriften enthält.

Beide Publikationen, obwohl in Wien bei Maria Schilgin (1754) gedruckt, stammen aus Leipzig, wo man in dem gleichzeitigen bellum neologicum Popowitsch spöttisch als den Sprachmeister der Klopstock'schen Schule feierte. So war bereits das II. Stück der „Abfertigung" den „Herrn Klopstockianern, unsern verehrungswürdigen Gönnern", gewidmet, und als die deutsche Gesellschaft in Göttingen den Wiener Grammatiker zu ihrem Mitglied ernannte und die „Gelehrten Anzeigen" seine Sprachlehre mit Lob besprachen, erklärte das Reichel damit, daß ihr Oberaufseher (Haller) seine

auf der Wienerschen Schule, wie auch in der Savoyisch-Liechtensteinischen Akademie: Die Nothwendigste Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der österr. Schulen auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget. Wienn 1754.

1) Der langathmige Titel im Neuesten IV. S. 270, vgl. auch S. 371.

2) Vgl. Neuestes IV. S. 667 ff.

eigenen Sprachfehler nothwendig mit einem Deutschverderber decken müsse [1]).

Nach Vollendung seiner Grammatik wandte Gottsched sein Augenmerk auf Wien, wo ihm noch ein ergiebiges Feld seiner Thätigkeit zu sein schien. Während er auf der Höhe seines Einflusses stand, hatten sich in Österreich die ersten Vorboten einer nationalen Volksbildung gezeigt. 1735 wurde die Jesuitenschule in Linz zum ersten Male der Staatsaufsicht unterworfen; die Hofkanzlei bemängelte unter anderem den gänzlichen Mangel des Unterrichts im Deutschen; da sich die Aristotelische Philosophie in Subtilitäten verloren hatte, verlangte man wenigstens die Einführung des Descartes. In zwei Patenten anerkannte der Kaiser die Nothwendigkeit einer Reform, jedoch erst unter Maria Theresia war man vom Lehrplan der Jesuiten zu dem der Piaristen übergegangen, in welchem neben den Realien auch der deutschen Sprache ein würdiger Platz angewiesen war. Noch in den „Beiträgen" rief Gottsched einmal aus: „Wer wird die Zierlichkeit und Anmuth der deutschen Sprache am Wienerischen Hofe suchen" [2])? Daß es indeß bei weitem nicht so schlimm stand und Gottsched's Bestrebungen auch hier schon Erfolge aufzuweisen hatten, beweist ein Brief Christian Gerhard Suke's, des nachmaligen schwedischen Gesandtschaftspredigers in Wien, welcher bei seinem ersten Aufenthalte daselbst den Auftrag hatte, das Terrain zu sondiren: „Die hiesige Sprache", schreibt er, „ist zwar nicht die beste, doch finde ich sie so schlecht nicht, als ich glaubte. Der Geschmack ist hier, zum wenigsten unter den Evangelischen, nicht so gar verderbt. E. H. critische Dichtkunst und ausführliche Redekunst stehet auch hier in großem Ansehen und wird an manchen Orten angetroffen. Man hält Günther's und Opitzen's Gedichte hoch; ich habe hier Leute von beiderlei Geschlechte gefunden, die ganze Stücke aus den Schweizer-Gedichten auswendig wußten und sich das schöne Gedicht des Herrn Haller's auf den Tod seiner Liebsten als ein Meisterstück aus den Zeitungen abgeschrieben hatten. Man liest ferner die Reden des Saurin und Bourdaloie. Ein gewisser Resident

1) Vgl. „Erläuterungen über die ganze Ästhetik in einer Nuß" 1755 S. 86 ff. 2) Vgl. VIII. S. 433.

hat mir des H. Melchior Gottl. Minor's Stimmen der Ewigkeit, die H. Breitkopf gedruckt hat, als gute Muster der geistlichen Beredsamkeit zum Lesen mitgetheilt. Mir sind dieselben nicht bekannt gewesen. Ich finde aber, daß der H. Minor in der Philosophie ein Wolfianer und in der Beredsamkeit E. H. Schüler sei" (1. März 1738).

Bereits 1746 war Gottsched zu den deutschen Schriftstellern Österreichs in nähere Beziehung getreten. Mit Genehmigung der Kaiserin hatte Joh. Freiherr von Petrasch, angeregt durch die Gottsched'schen Litteraturbestrebungen, die sogenannte „Gesellschaft der Unbekannten" in Olmütz begründet[1]), welche auch eine Zeitschrift herausgab[2]), in deren Ankündigung als Hauptzweck die Pflege der deutschen Muttersprache nachdrücklich hervorgehoben war. Das Unternehmen wurde anfangs in Deutschland nicht gerade aufmunternd begrüßt[3]), denn obwohl die Zeitschrift einerseits einen innigen Anschluß an Sachsen suchte, wurde doch andrerseits der spezifisch österreichische Charakter stark betont. Allein bald traten auch auswärtige Kräfte in die Gesellschaft ein, Gottsched ward 1747 Ehrenmitglied und im III. Stück finden wir einen später noch zu nennenden Beitrag von ihm.

Die „Olmützer Auszüge" haben gewiß zur Verbreitung der deutschen Litteratur in Österreich wesentlich beigetragen, denn außer Besprechungen wissenschaftlicher Werke brachten sie Zitate aus El. Schlegel, Gellert'sche Fabeln und Erzählungen, unter anderem auch eine Rezension der Oden und Lieder Hagedorn's vom Jahre 1747; sie munterten zur Dichtung auf, traten für reimlose Poesie ein, und die lange Ode auf Maria Theresia[4]) von dem Advokaten Ferd. Pamer aus Ödenburg, einem Vetter Löschenkohl's, steht denn auch, abgesehen von einzelnen sprachlichen Unvollkommenheiten, den gleichartigen Produkten aus der Leipziger

1) Vgl. über die Gesellschaft: Büchersaal IV. S. 84 ff.

2) „Monathliche Auszüge alt und neuer gelehrter Sachen", Olmütz bei Franz Hirnle 1747. Vom 3. Stücke an wurde der Druck in Leipzig besorgt, Verleger: Peter Conrad Monath, Buchhändler in Wien 1748. (Univ. Bibl. Wien).

3) Vgl. Leipziger Zeitung von gelehrten Sachen 1747, S. 516.

4) Vgl. Bd. III. S. 47.

Schule keineswegs nach[1]). Dieser Dichter trat dann bald unter Vermittelung Löschenkohl's, der es für seine Pflicht erklärte, den Weltruhm Gottsched's auch in seinem Vaterlande auszubreiten (10. Juli 1747), mit Leipzig in Verbindung. Er schwärmte für die „zehnte Muse" (Frau G.) in Alexandrinern und erbat sich von ihr (28. Mai 1747) ein Stammbuchblatt, wobei er hinzufügte:

„Mein Stammbuch haßt die Art, die die Belustigungen
So scharf und so gerecht zu striegeln sich bemühn."

Im Jahre 1748 hatte Gottsched seinem Bruder auf eine Reise nach Wien Empfehlungen mitgegeben, unter anderen auch an den Freiherrn Franz von Scheyb, welcher darauf mit dem Leipziger „Apollo", wie er ihn öfter nannte, in noch nähere Verbindung trat (3. März 1748). Er schmuggelte durch Privatpersonen die Schriften Mosheim's, Neukirch's und Gundling's in Wien ein und war eifrig bemüht, den Bestrebungen der Leipziger hier Eingang zu verschaffen. Schon Anfang 1749 meldete er Gottsched, daß seine deutsche Sprachkunst „haufenweise" abgehe. Als man am Theresianum eine Lehrstelle für deutsche Sprache stiftete, empfahl Gottsched seinen treuen Mitarbeiter Schwabe. Daß der Baron von Spaun auf den Vorschlag des Landuntermarschalls von Moser gar nicht eingieng, und daß daher auch keine abschlägige Antwort ertheilt werden konnte, wie Danzel behauptet, habe ich anderwärts nachgewiesen[2]). Die Stelle erhielt aber J. H. Justi, ein Korrespondent Gottsched's und Mitarbeiter des „Büchersaales".

Vor allem erregte die Entwickelung des Theaters in Wien seine Aufmerksamkeit. Hier hatte bereits 1747 Josef von Sellier über Anregung des Schauspielers Weidner mit Krüger's „allemannischen Brüdern" den ersten Versuch gemacht, regelmäßige Stücke aufzuführen. Weißkern, der die „wohlgesetzte Vorrede" zur Wiener Schaubühne schrieb, war von Gottsched aufgemuntert worden,

---

1) Vgl. auch „Proben und Gedichte, welche im Weinmonat 1747 in der gelehrten Gesellschaft der Unbekannten abgelesen worden", Wien (Monath), Fol. Enthält zwei Reden auf die Kaiserin, deutsche Sonnette, Sinngedichte ꝛc. von Petrasch und Nic. Christ. Sanders.

2) Vgl. meine Biographie über Schwabe in der Allgemeinen deutschen Biographie.

eine Geschichte des Theaters zu liefern, und der „Büchersaal" brachte eine Abhandlung über den erfreulichen Wandel im theatralischen Geschmack in Wien[1]). Christoph Ferd. Hänlein berichtete Gottsched zuerst (21. Februar 1748) von einer am 18. Februar stattgefundenen Aufführung des „Cato" „auf dem privilegirten Kaiserlichen Theatro in Allerhöchster Gegenwart ihro beiderseits kaiserlichen und königlichen Majestäten, auch des Prinzen Karl und Prinzessin Charlotta, bei welchem das Stück zu desto mehrerer Contentirung eines jeden frisch aufgelegt und abgedrucket, auch bey dem Eingang verkauft worden seye". Bald darauf wandte sich auch Sellier an ihn mit der Bitte, eine oder die andere Tragödie auf eine Spielzeit von anderthalb Stunden zu verkürzen und ihm in der Engagirung einiger Schauspieler, namentlich Koch's und Heiderich's, behilflich zu sein (12. März 1748)[2]). Mit Genugthuung berichtete endlich der Baron Kettler aus Schönbrunn (22. Juni 1748): „Der Cato hat den Anfang zu den regelmäßigen Schauspielen gemacht; ich weiß mich groß, daß ich Gelegenheit zu der Vorstellung dieses vortrefflichen Stückes gegeben". Über seine Veranlassung hat Gottsched auch den „Demetrius" des Metastasio in ein fünfaktiges Schauspiel einzurenken versucht. Bald schlug der Gottsched'sche Theatergeschmack festere Wurzeln. Am Hof führte man 1749 sogar die „Atalanta" mehrmals in Gegenwart des Kaiserpaares auf, wobei die zwölfjährige Erzherzogin Marianne die Titelrolle, Maria Christine die Doris und der Erzherzog Josef den Myrtilus gab. Auf der öffentlichen Bühne giengen der „Cato", die „Iphigenie", die „Cornelia" nach der Übersetzung der Frau Gottsched und andere regelmäßige Stücke in Szene.

Worauf es Gottsched bei der Anknüpfung näherer Beziehungen mit Wien zunächst abgesehen hatte, geht aus dem Briefwechsel klar hervor. Bereits am Beginne des Jahres 1749 hatte er Scheyb über die Begründung einer deutschen Akademie in Wien seine Gedanken eröffnet, aber unter dem 1. Februar eine recht entmuthigende Antwort erhalten. Trotzdem hielt er an dem Plane

1) Vgl. IX. S. 91 ff.

2) Vgl. Danzel G. S. 201, wo es aber statt „Baron v. Röttler" heißen soll: „Baron v. Kettler".

mit der ihm eigenen Zähigkeit fest und beschloß, da ihn überdies der Reichthum der Bibliotheken lockte, eine Reise in die alte Kaiserstadt. „Alle Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit", schrieb Scheyb am 12. Juli 1749, „erfreuen sich auf dero Ankunft". Anfang August nahm er einen längeren Urlaub, um zunächst in Karlsbad seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Er besuchte auf der Reise den Biographen Hans Sachsens, Salomon Ranisch in Altenburg, während seine Frau der Herzogin ihre Aufwartung machte, und verweilte drei Tage in Zwickau bei seinem Freunde Christian Clodius, wo er in der an alten deutschen Druckwerken und Manuskripten reichen Bibliothek des Lyceums eifrig arbeitete. In Karlsbad hatte sein eifriger Korrespondent, der Arzt Springsfeld aus Weißenfels, „bei der Frau Müllerin an der Brücken" eine geräumige Wohnung unweit des Sprudels besorgt, aber das Weltbad war ihm langweilig: »Musarum perparum, vel plane nihil eo in loco repperi«. Von Zeit zu Zeit besang er in deutschen Gedichten die miracula naturae, sammelte für die Akademie in Bologna, von der er unlängst zum Mitglied ernannt worden war, Steine und Petrefakte, trank jeden Morgen die Kleinigkeit von dreißig Bechern und suchte sich und seine Frau zur Vorbereitung für den Wiener Aufenthalt „in die Gesellschaft des vornehmsten böhmischen Adels zu schwingen". So ward dadurch, berichtete er später in der Lebensbeschreibung seiner Frau, „der Wohlseligen ihr Gemüth nicht wenig zu dem großen Auftritte bereitet, den ich mit ihr vorhatte". Natürlich, es mußte alles methodisch vor sich gehen!

Ende August wurde die Reise von Karlsbad nach Wien angetreten. Es gieng über Baireuth nach Erlangen. Alte Freunde, unter anderen der gelehrte Sam. W. Ötter, wurden hier aufgesucht. Die Aufnahme, welche Gottsched's überall fanden, war überaus ehrenvoll. Man besuchte auch hier die Bibliotheken: »Confluunt ad Bibliothecam (brevi enim de adventu meo rumor urbem pervagaverat) et magna virorum doctorum pars et studiosae juventutis numerus non contemnendus comitate incomparabili hospitem salutant«. Wenn auch dieser und andere Berichte[1])

1) Hauptquellen sind: »Singularia Vindobonensia«, Breitkopf 1750

des Gefeierten öfter großsprecherisch klingen, an den einzelnen Thatsachen ist doch nicht zu zweifeln. So hielt gerade damals Chlodenius eine öffentliche Disputation. Der Dechant der theologischen Fakultät führt die gelehrte Frau in den gefüllten Hörsaal, zwingt sie neben dem Rektor Platz zu nehmen, der Präses der Disputation, J. K. Huth, begrüßt sie in einer lateinischen Ansprache mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken, und die Gefeierte antwortet mit den geziemenden Zeichen der Erkenntlichkeit und Demuth, „so daß ihre Kenntnis der gelehrten Sprache auch bei schweigenden Lippen jedermann ins Auge fiel". In Nürnberg verweilte man einige Tage bei einer Freundin, dem Fräulein Thomasius auf Wiedersberg und Tröschenreuth. Am 5. September fuhr man von Nürnberg nach Regensburg ab und erreichte nach einer schönen Donaufahrt am 12. die Kaiserstadt.

Von Scheyb, Weißkern und den übrigen Freunden empfangen, wurden die Gäste bei dem Buchhändler Kraus, welcher sich ein Jahr vorher angeboten hatte, ihre Schriften in Verlag zu nehmen, einlogiert. Es war nicht weit von der Burg und dem Opernhause, in dessen Nähe auch Scheyb wohnte. Am nächsten Tage fand zum Gedächtnisse der Befreiung Wiens eine große Prozession statt, bei welcher sie die „majestätische Schönheit" der Kaiserin zum ersten Male bewunderten. Schon in Karlsbad hatte Gottsched der Sehnsucht, sie zu sehen, in einer Ode, die er in Regensburg drucken ließ, Ausdruck gegeben[1]). Trotz der zahlreichen Empfehlungen durch die Grafen Wackerbart und Seckendorf gieng dies aber nicht so leicht. Van Swieten, dem von Forlosia, dem Kustos der Hofbibliothek, die klassische Bildung der gelehrten Sächsin gerühmt worden war, brachte die erste Kunde von dem merkwürdigen Besuche an den Hof, aber erst Graf Esterhazy verschaffte den Gästen durch Unterbreitung jener Ode eine Audienz.

Sonntag, den 28. September, früh um 10 Uhr erschienen die Beglückten im Schlosse zu Schönbrunn. Sie harrten, von Esterhazy empfangen, im Vorsaale unter hundert anderen Personen, welche sich

(Progr. in quo aliquam nuperi itineris literarii rationem reddit. Lips. 1749), und das Vorwort zu den „Kleineren Gedichten" der Frau G.

1) „Schreiben an einen Vornehmen von Adel in Wien, aus dem Carlsbade abgelassen." Regensburg (Zunkel) 1749.

hier versammelt hatten, um der Sitte gemäß der Kaiserin vor dem Kirchgange die Hand zu küssen. Da erschien die Obersthofmeisterin Trautson mit den drei Erzherzoginnen. Nachdem ihr von Esterhazy Frau Gottsched vorgestellt worden war, wandte sie sich an die drei sie begleitenden Erzherzoginnen mit den Worten, das wäre die berühmte Frau, von der sie bereits reden gehört hätten. Bald darauf wird das Paar durch eine Flucht prächtiger Zimmer in ein kleines Gemach geführt, wo die Fürstin die Honneurs macht. In einigen Minuten kommt die Kaiserin mit den Erzherzoginnen. Gottsched's lassen sich aufs linke Knie nieder und küssen ihr die Hand. „Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden", begann Maria Theresia, „wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache". Der Professor gab die Versicherung, er habe schon vor vierzehn Tagen das reine und vollkommene Deutsch bewundert, als Ihre Majestät bei Eröffnung des Landtages ihre Stände gleich der Göttin der Beredsamkeit angeredet hätte. „So, haben Sie mich belauscht", erwiderte die Kaiserin mit hellem Lachen, „es ist gut, daß ich das nicht gewußt habe, sonst wäre ich steckengeblieben". Während des Gespräches trat der Kaiser ein, dann der Erzherzog Josef mit seinem Oberstthofmeister, dem Grafen Bathyany, und endlich die Prinzessin Charlotte, des Kaisers Schwester. Elf Personen in einem so kleinen Raume, daß sich die Sprechenden, so sehr sich auch Frau Gottsched an die Wand drängte, fast berührten! Die Unterredung, welche sich auf die Leipziger Akademie, die Bibliotheken und Wiener Sehenswürdigkeiten erstreckte, und bei welcher die kluge Professorin mit wohlgedrechselten Schmeichelworten nicht parte, hatte dreiviertel Stunden gedauert und manchmal den Ton familiärer Vertraulichkeit angenommen.

Die besondere Auszeichnung, die hier Gottsched's erfuhren, erregte in der That in Österreich wie in Deutschland großes Aufsehen und öffnete ihnen die Kreise des höheren Adels. So waren sie bei dem Fürsten Dietrichstein, dessen Sohn in Leipzig studirte, zu Gaste, wo sie mit der Gräfin Harrach, der Fürstin Liechtenstein, dem Grafen Khevenhüller u. A. bekannt wurden. Aber auch mit der Gelehrten- und litterarischen Welt traten sie in Verbindung, so mit Phil. Jak. Lambacher, welcher 1739 eine Schrift über das Alter des Schwabenspiegels veröffentlicht hatte und daher den altdeutschen Studien Gott-

scheb's ein besonderes Interesse entgegenbrachte, mit dem Benediktiner Marquard Herrgott, dem Numismatiker Pater Fröhlich im Theresianum, dem Abbé Marci, mit dem er den Plan zu einer kaiserlichen Druckerei besprach, welcher auch wirklich ausgearbeitet und, freilich erfolglos, der Kaiserin vorgelegt wurde[1]).

Die Wiener Reise hat bei Gottsched einen tieferen Eindruck zurückgelassen als irgend ein anderes Ereignis seines sonst allerdings ereignislosen Lebens. Wenn aus seinen Berichten auch überall die Eitelkeit über die ihm erwiesene Ehre spricht, wenn er sogar an mehrere Zeitungen „Berichte eines Wieners" über das große Ereignis einsandte, so läßt sich in seiner Rede »Singularia Vindobonensia«, welche er bald darauf als Prokanzler hielt, ein Hauch wahren Gefühls und echter Begeisterung nicht verkennen. Die Wurzeln hiefür liegen in seinen nationalen und historischen Vorstellungskreisen. Es ist die Freude, daß das deutsche Volk eine Hauptstadt hat, die sich mit Paris und London messen kann; darum fordert er auf, nicht ins Ausland, sondern nach Wien zu reisen, wo man alles finde, was die Fremde bietet, und dazu noch das Deutsch. Wenn er ferner stolz ist auf die großen Bauten, den Reichthum und die Pracht der Kaiserstadt, beschleicht ihn andererseits bei Besichtigung historisch denkwürdiger Stätten und Denkmale jene elegische Stimmung, welche uns aus Goethe's innerer Geschichte bekannt ist. So beklagt er bei der Besichtigung des Domes in Nürnberg, in welchem die Meistersänger einst gesungen, die verschwundene Liebe des Volkes zum deutschen Lied: »Dolui tamen interire hunc carminis vernaculi amorem apud plebem«.

Damit ist jedoch der Umfang seines Gefühlslebens beschlossen, und es ist bezeichnend für ihn, daß er für Österreichs Naturschönheiten absolut keinen Sinn hatte. Beweis hiefür sind seine „Neuesten Gedichte", deren Druck er noch von Wien aus in Regensburg besorgte[2]). Die »Miracula naturae« von Karlsbad, die er in zwei Oden behandelt, erheben sich in nichts über das nüchterne und platte Geleier seiner übrigen Poeme, aber selbst die Beschrei-

1) Vgl. Danzel, G. S. 305.

2) Herrn Prof. Gottsched's Neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle. Regensburg (Zunkel) 1749. — Herrn J. C. Gottsched's gesammelte neueste Gedichte, herausgeg. von der königl. deutschen Gesellschaft, Königsberg 1750.

bung der Donaufahrt (S. 35), in welcher man einige Wärme für die Naturschönheiten vermuthen könnte, sind geradezu typisch für die Naturempfindung eines alternden Bücherpedanten. Die Donau ist ihm der deutsche Tiberstrom, Wien der neuen Zeit erhabnes Rom. Wo er wirklich etwas sieht, da sind es meist Städte, Kirchen und andere Denkmale der Kunst. Einmal erinnert er sich auch an Riesen und Helden, an Elberich und Laurin, die Gestalten des Heldenbuches, die einst der Alpen tiefste Gründe beherrschten, aber sofort kommt ihm die Besinnung, daß solche Träume seiner unwürdig seien, und so wendet er sich von diesen Ausschweifungen seiner Phantasie mit den Worten ab:

„Weg Fabelwerk! An diesen rohen Felsen
Stehn gleichwohl hin und her noch Hütten angeklebt,
Darin ein Volk mit Kröpfen an den Hälsen
Vergnügt in seinem Jammer lebt."

Die Gemsen preist er, daß für sie kein falsches Geld geprägt wird, welches weder Werth noch Ansehen hat, und wie freut er sich, daß ihn sein Weg nicht über der Berge Gipfel führt! Für die Landbewohner hat er nur Worte größten Bedauerns. „Wie viel gebricht ihm nicht, was sonder Gram und Quälen Uns die Gesellschaft liefern kann!" Der Gegensatz zwischen ihm und Haller kann nicht schärfer hervortreten, als wenn man sein Gedicht „Die Donau" mit den „Alpen" vergleicht. Fast scheint es, als habe er mit einer gewissen bissigen Gereiztheit die Kontraste absichtlich so scharf herausgearbeitet.

Nirgends aber spricht sich seine Naturauffassung so deutlich aus wie in dem berüchtigten Gedichte: „Die Oberpfalz"[1]). Er hatte am 5. September von Nürnberg nach Regensburg auf schlechten, holperigen Wegen, zwischen Felsen und Abgründen eine höchst beschwerliche Fahrt, über welche sich auch seine zartere, im übrigen aber tapferere Gefährtin beklagte. Das sollten die Pfalz und ihr Volk im Gedichte büßen. „Von deinen harten Steinen kam ich, Gottlob, diesmal annoch mit ganzen Beinen", heißt es

1) Vgl. S. 28 der obzitirten Sammlung. Separatdruck: „Klag-Lied des Herrn Professor Gottsched's über das rauhe Pfälzer-Land in einer Abschieds-Ode. Anno 1750".

im Eingange; dann ergießt sich des Dichters voller Grimm über der „Wege Schlünde", der „steilen Berge Graus", der „dicken Wälder Wust", über die kalten Winde u. s. w. Aber es bleibt nicht ganz bei dieser Prosa. Als Gegensatz folgt der Ruhm seiner Meißner Flur und damit sein Naturideal: „Wie lange währt es noch, bis alles eben ist? Bis aller Berge Sand und Staub die See getrunken Und aller Felsen Klump im Boden ist versunken? Wie flach, wie rund, wie schön wird dann der Erdball seyn!" In der That ein treffliches Symbol für Gottsched's dichterisches Wesen! In demselben Jahre erschien Kleist's „Frühling". Die Angriffe auf die Pfalz sollten ihm aber nicht ungeahndet hingehen, da er hiebei auch die Bewohner nicht geschont hatte. Hier hause, sagte er, kein gesittet Volk in schönen Städten; statt der Musen brause Pan auf heischern Röhren, Apollo sei aus dieser frechen Flur gewichen, weil ihre Schönheit der Schreibart (!) gleiche, die von den Alpen stammet: „rauh, höckricht, hart und steif". „Ein lumpicht Bettelvolk füllt alle Straßen an", Faulheit habe es an den Bettelstab gebracht zum Schimpf der Polizei, die solch Gesindel nicht zerstreue.

Die Entrüstung über diese unverfrorenen Beleidigungen war so groß, daß sich selbst der Regensburger Rath mit Protesten und Anklagen ins Mittel legte. Über Requisition des bairischen Gesandten wurde endlich das Gedicht vom Magistrate konfiszirt und Drucker wie Verleger arretirt[1]). Für Gottsched verlief die Angelegenheit noch ziemlich glimpflich. Auf die zwar gesalzenen, aber nichts weniger als poetischen Erwiderungen Joh. Tobias Köhler's[2]) aus Altdorf und Karl Friedrich Aichinger's[3]), des Rektors zu Sulzbach, antwortete er mit einer Verdrehung der Thatsachen, indem er behauptete:

---

1) Vgl. Berliner pr. Zeitg. vom 4. November 1749.

2) Joh. Tobias Köhler's aus Altdorf Vertheidigung der Ober-Pfalz gegen die Verunglimpfungen des Herrn Professor Gottsched's in dessen Neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle. Göttingen 1750.

Wedekind berichtet über Köhler aus Göttingen (11. Febr. 1753): „Der oberpfälzische Kohlenbrenner spielt hier eine erbärmliche Figur; sein Vater muß mit dem pecus arcadicum genug ausstehen."

3) Bemühungen der Obern Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottsched zu besänftigen. Anno 1750.

„Der Dichter schien doch nur das Land für grob zu schelten,
Dein Beispiel zeigt, sein Spruch könnt auch vom Volke gelten[1])."

Die arme Oberpfalz aber hatte es seit dieser Zeit mit ihm völlig verdorben[2]).

Indessen erfüllten sich seine an die Reise geknüpften hohen Erwartungen nicht. Er hatte die Übersetzung des ersten Bandes der „Geschichte der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften"[3]), eine Arbeit seiner Frau, noch in Karlsbad mit einem Widmungsgedichte an die Kaiserin und einem Vorworte begleitet, in welchem er mit deutlichem Hinweis auf Österreich die Hoffnung aussprach, es werde sich auch in Deutschland ein hohes Haupt durch Begründung einer Académie des inscriptions et des belles lettres einen Weg zur Unsterblichkeit bahnen[4]). Der Band wurde von ihm persönlich dem Kaiser Franz und durch die Fürstin Trautson der Kaiserin überreicht. Die Gnadenzeichen hiefür waren in der That fürstlich: die Übersetzerin erhielt eine brillantene Prunknadel im Werthe von 1000 Thalern, Gottsched eine mit Brillanten besetzte goldene Tabatière. Trotzdem er aber zum Namenstag der Kaiserin eine große Ode in-fol. drucken ließ[5]), die Ritter des goldenen Vließes feierte und den Kaiser Franz als modernen Jason besang[6]), wollte es mit der Akademie nicht recht vorwärts.

---

1) Vgl. Büchersaal X. S. 192.

2) Vgl. Neuestes II. S. 237.

3) Geschichte der Königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris, darin zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freien Künsten, gelehrten Sprachen und Alterthümern enthalten sind, aus dem Französischen übersetzt von Luise Adelgunde Victoria Gottschedinn. XI Theile. Mit einer Vorrede ans Licht gestellt von Joh. Christoph Gottsched. Leipzig 1749—1757. — Der XI. Band ist von Joh. Jos. Reiske. Die Pariser Akademie hat der Übersetzerin später die neu erschienenen Bände zugeschickt.

4) Vgl. Vorwort S. XXXII.

5) Die Kaiserinn am Theresien-Feste 1749. Allerunterthänigst besungen von J. Ch. Gottscheden. Mit Allerhöchst-Kayserl. Königl. allergnädigster Erlaubnis. Zum Druck und Verlag übergeben den Gebrüdern Zunkel, Bürgern und Buchdruckern in Regensburg.

6) Die Argonauten, als Se kais. Majestät im December 1749 einige neue Ritter des goldenen Vließes geschlagen. Leipzig, Breitkopf. Fol. Ferner: Zwey Gedichte, womit gegen das Ende des 1749sten Jahres Beyderseits Römisch-

Die Angelegenheit, welche er jedenfalls persönlich betrieben hatte, ruhte anfangs in den Händen des Grafen Esterhazy, die Entscheidung beim Minister Haugwitz und der Kaiserin. Man hatte sich offenbar im Prinzipe für eine derartige Schöpfung ausgesprochen, zunächst aber in Petrasch einen einheimischen Fachmann zu Rathe gezogen. Dieser war mit dem Benediktiner Ziegelbauer in den letzten Tagen von Gottsched's Aufenthalt in Wien ebenfalls daselbst angekommen und hatte zur glatteren Erledigung der Sache dem für den Präsidentenposten der Akademie in Aussicht stehenden Manne den Glaubenswechsel empfohlen. Gottsched scheint schroff geantwortet zu haben, denn Löschenkohl, Esterhazy's Sekretär, berichtet: „Ich habe mit nicht geringer Verwunderung das Ansinnen des Herrn Petrasch ersehen. Ew. E. auf diese lächerliche und ungereimte Proposition ertheilte Antwort hat bei Ihro Excellenz dem Grafen vollkommenen Beifall gefunden. Wir sehen nunmehr dem uns zu schickenden Entwurf mit dem größten Verlangen entgegen" (7. November 1749)[1]).

Dieser wurde denn auch bald darauf eingesandt, aber in dem offenbar im Auftrage der Kaiserin auch von Petrasch eingereichten Entwurf war neuerdings mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Mitglieder vornehmlich dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehören müßten[2]). Nur in Bezug auf die Pflege der deutschen Sprache, heißt es, könnte man einen Sachsen, „also einen Mann evangelischen Glaubensbekenntnisses berufen, da in den österreichischen, bairischen, schwäbischen und andern katholischen Ländern, wo man eine unangenehme Aussprache habe und sich der Richtigkeit der Schreibart nicht befleiße, wohl kein Lehrer aufzufinden sein dürfte, welcher die nöthige Reinheit in der deutschen Sprache besitzt".

Kaiserliche auch zu Hungarn und Böheim Königliche Majestäten allerunterthänigst verehret worden von Hrn. Joh. Chr. Gottscheden ꝛc., Cassel (Cramer) 1750. Inhalt: 5 Oden.

1) Nach diesem Briefe ist denn auch die Darstellung von Jos. Feil: „Versuche zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften unter Maria Theresia" (Jahrbuch f. vaterländische Geschichte I. 1861 S. 321 ff.) in einzelnen Punkten richtig zu stellen.

2) Vgl. Feil a. o. O. S. 333. Der Entwurf ist vom 30. December 1749 gezeichnet und wurde am 6. Januar 1750 nach Wien gesandt.

Aber gleichzeitig machte Petrasch die Bemerkung, es würden viele Sachsen bei den ihnen sich eröffnenden Aussichten ihrer Glaubenslehre gern absagen. So einfach war nun die Sache freilich nicht; hatte er ja doch selbst von Gottsched bereits eine ablehnende Antwort erhalten, weshalb er denn unter den Katholiken auch Scheyb und den Grammatiker Antesperg in Vorschlag brachte. Umsonst bemühte sich Gottsched dem Dichter der Theresiade gegenüber die konfessionellen Bedenken seiner Berufung nach Wien zu zerstreuen. Obwohl milder in der Form, betonte doch auch Scheyb die Nothwendigkeit eines Glaubenswechsels. Es bestand der Plan, den gelehrten Sachsen zunächst im Geheimen nach Wien zu ziehen und sich die Versicherung von ihm geben zu lassen, daß er nach vier bis acht Monaten, welche er hier als ein königlicher N. N. und zugleich als Protestant zubringen sollte, die noch „befindliche Absonderungs-Mauer" einreißen würde (24. December 1749). Man wird es dem Charakter Gottsched's gut schreiben müssen, daß er auch auf dieses verlockende Ansinnen nicht eingieng. Schon am 7. Januar 1750 erfuhr er von Löschenkohl, daß es nach dem Ausspruche des Grafen Haugwitz mit „Zustandebringung des gemachten Entwurfes zu einer Akademie nicht angienge". Auf die Aufforderung, einen anderen Vorschlag für seine Verwendung in Wien zu machen, begieng er die Ungeschicklichkeit, sich als Erzieher der kaiserlichen Prinzen anzubieten. Man bedeutete ihm, ein derartiger Plan wäre „von denen hiesigen Principiis wie Tag und Nacht unterschieden", und damit waren alle stolzen Pläne so gut wie zerronnen, denn einen Posten als „Portier im Theresiano", den ihm der Witz Rabener's zugedachte, hätte der berühmte Professor doch nicht angenommen. Noch 1754 (20. Februar) erwähnt Scheyb indeß eines Gerüchtes, nach welchem Gottsched ein großer Gehalt angeboten worden sein sollte, um ihn nach Wien zu ziehen. Auch das von Petrasch ausgearbeitete Projekt wurde bald durch die Begutachtung Khevenhüller's begraben. Der Oberstkämmerer führte aus, daß eine Akademie vor allem auf Verbesserung der Ökonomie, Viehzucht, der Berg-, Sud- und Schmelzwerke, des Münzwesens u. s. w. bedacht sein müsse, daß sich aber hiefür keine katholischen Gelehrten fänden; auch die Wahl des Präsidenten, den sich Khevenhüller als eine Art Universalgenie dachte, wäre auf Schwierigkeiten gestoßen. Vor allem

aber fehlte es, was auch Scheyb öfter betonte, an dem nöthigen Fundus.

Während Gottsched seinen Einfluß in Wien zur Verbreitung seines Ruhmes und seiner Werke sowie zur Ausnützung der Hofbibliothek geltend machte, benützte Scheyb die Leipziger Bekanntschaften zum Austragen seiner vielen, oft kleinlichen Streitigkeiten, denn er scheint nicht nur ein temperamentvoller, sondern auch händelsüchtiger Kopf gewesen zu sein. So hatte sich Anton König Edler von Kronburg im Vorworte eines lateinischen Gedichtes: »Mars super arma jacens« (Vindob. 1751) eine arge Blöße gegeben, indem er in dem lateinischen Ausspruch eines »quidam« ausschweifenden Witz, verkehrten Wahn und aberwitzige Urtheilskraft fand. Der »Quidam« war nun aber kein anderer als Horaz. Darauf machte Scheyb ein Spottgedicht, und der „Mars" wurde von Frau Gottsched einer unbarmherzigen Kritik unterzogen[1]). „Man sucht in der ganzen Stadt diese Kritik aufzutreiben", schreibt Scheyb, „der Mars liegt auf allen Tischen mit unterstrichenen Versen und Schnitzern; man sucht und findet weit mehr, als die Leipziger andeuten, man lacht und ergitzt sich" (25. März 1752). Bald darauf sehen wir den Dichter der Theresiade eifrig thätig, wo es galt, Popowitsch zu necken und dessen Stellung in Wien durch kleine Flugschriften zu untergraben.

Indeß war der „Gottschedianismus", eine Bezeichnung, mit der man den Nebenbegriff der Ketzerei verband, nach Süddeutschland und selbst in die Klöster gedrungen. In Melk, wo Gottsched altdeutschen Funden nachgespürt hatte, schloß er Freundschaft mit P. Placidius Amon, der auf seine Anregung hin an einem deutschen Wörterbuche arbeitete, in Neuburg wurde wohl Frau Viktoria, wie der Dechant des Klosters an Weißkern schrieb (25. September 1749), „ihres Geschlechtes halber" nicht in die Bibliothek zugelassen, allein man war beflissen, „ihr indessen auf mögliche Weis eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und von ihrer Gelehrsamkeit etwas zu profitiren". Von P. Placidius und Scheyb wurde auch Rudolf Graser (1728—1787), ein junger Benediktiner in Kremsmünster, an Gottsched empfohlen.

1) Vgl. Neuestes I. S. 857 ff.

Mittels Schreibens vom 12. November 1752 bittet er den berühmten Lehrmeister um Rath und Beistand und verspricht, „zur allmählichen Einführung des guten Geschmackes in unserem Österreich alle Kräfte mit anzuspannen", und der „hochgeschätzten Gönnerin" schreibt er einmal: „Heute ist es das erstemal, daß ich die Ehre habe, an eine Gelehrte zu schreiben, denn bey uns hier ist das gelehrte Frauenzimmer so seltsam als die weißen Raben". Das rein litterarische Interesse konnte indeß die Korrespondenz eines jungen Klostergeistlichen mit einer Dame nicht hinreichend rechtfertigen, und so mußte denn Frau Gottsched ihre Briefe zu seiner Mutter nach Wels schicken, während ein Sensenhändler, der die Leipziger Messen zu besuchen pflegte, Jerusalem's, Reinbeck's und Anderer Schriften ins Kloster schmuggelte. Graser ward in der That später ein berühmter Kanzelredner, der die Bestrebungen Gottsched's auf dem Gebiete der Rhetorik durch zahlreiche deutsche Schriften auf das katholische Deutschland übertrug und 1779 auch Mitglied der baierischen Gesellschaft ad excolendam eloquentiam sacram wurde.

Gottsched stand ferner mit der von den Benediktinern in Kempten begründeten und vom Kardinal Quirini protegirten Societas litteraria germanica Benedictina in Verbindung, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die wissenschaftlichen Bestrebungen des katholischen Deutschlands denen des protestantischen anzugliedern. Am 4. Mai 1753 wurde ihm gemeldet: »Societas Germano-Benedictina Te Virum de bonis artibus et solidioribus disciplinis optime meritum in Collegarum suorum album tamquam membrum honorarium referre statuit«. Mitglieder der VI. Klasse waren ferner Brucker, Schöpflin und Aug. Bened. Michaelis in Göttingen. In Gottsched'schen Kreisen hoffte man von dieser Gesellschaft für Oberdeutschland „eine neue Erleuchtung" (Jerusalem, 1. Juli 1753), aber die Erwartungen giengen nicht in Erfüllung, und als sogar der Abt von Kempten dem Unternehmen abtrünnig wurde, entbrannte Gottsched's voller Zorn gegen die katholische Klostergeistlichkeit[1]).

Die konfessionelle Scheidewand, welche seit dem 16. Jahr-

1) Vgl. Neuestes IV. S. 674.

hundert den Norden Deutschlands von dem Süden trennte, wurde überhaupt durch den Aufklärungsapostel Gottsched eher verstärkt als niedergeworfen. Während er in seinen Poesien unaufhörlich auf die Katholiken stichelte[1]) und mit Vorliebe Derbheiten gegen sie reproduzirte, selbst solche, welche das streithafte sechzehnte Jahrhundert gezeitigt hatte[2]), fuhr seine Frau fort, an den Predigten des Augsburgers Xaver Dorn, des Müncheners Max Steger, des Pfälzers Christian Kreislmayer und an den Oden des Pfarrers in Mergen G. Steeber ihren oft wohlfeilen Witz auszulassen. Mit Recht haben ihm die Jesuiten in Schlesien vorgeworfen, daß er die katholische Litteratur absichtlich in jenen Gegenden aufsuche, wo die Sprache vieles zu wünschen übrig ließe. Hiefür rächte er sich durch die Anzeige einer Schultragödie der Patres aus Sagan vom Jahre 1735[3]). Er mischte sich auch in den Streit, welcher infolge des Glaubenswechsels des Benediktiners Rothfischer, nachmaligen Professors in Helmstädt, entbrannte. Derselbe Jos. Anton Bandel, der in rücksichtsloser Polemik die Sache der katholischen Kirche führte[4]), hatte noch zwei Jahre vorher an Gottsched geschrieben: „Der unsterbliche Ruhm einer Gottsched'schen Wissenschaft hat nun auch den düstern Schwarzwald durchdrungen, und nehme ich mir die Freiheit, E. W. im Namen meiner Land-Leuten die Verehrungspflicht abzuschwören. In was elenden Stand die Wissenschaften und Teutsche Sprache bei uns Katholiken verfallen, darf ich solches nicht lange klagen" (24. April 1750).

Daß Gottsched's konfessionelle Haltung auch seine innigeren Beziehungen zu Wien, namentlich zu dem ganz vorurtheilsfreien Scheyb untergruben, läßt sich an der Hand des Briefwechsels klar nachweisen. Am 13. April 1754 muß dieser seinen Freund ernstlich bitten, den Ausfällen endlich Einhalt zu thun: „Man hat den Februarii dero Neuesten, ob er schon in den Händen dero Liebhaber ist, bei der Censur verbothen, weil er ihnen (Geistlichen) erst unter die Hände gekommen und par hasard

1) Vgl. Neueste Gedichte a. a. O. S. 42.

2) Vgl. Neuestes IV. S. 119. 3) ibid. IV. S. 152.

4) Vgl. Catholisches Kriegsrecht über den Glaubens-Deserteur P. G. Rothfischer 1752.

von einem Censoren gelesen worden. Sonst ließ man die Journale passieren, seitdem aber einige Anstößlichkeiten sich geäußert, so will man sie auch sehen. Die Ursache obigen Verboths ist im Februar pag. 119: je te raconterai u. s. w. und was dergleichen ist. Denn die Geistlichen beklagen sich billig, daß man sie aller Orten der Ignoranz wegen anklagt und noch zuläßt, daß auch die acatholici sie unter uns verschmähen; mit einem Wort, die Politique läßt es nicht zu. Eben dergleichen geschah mit Reineke dem Voß. Er ist aus keiner anderen Ursache hier verbothen, als weil E. W. einige kleine Zeilen dazu gesagt. Das alte wäre passiert worden. Nun kann ich versichern, daß man nichts mehr wünscht, als die Schriften E. H. von solchen Kleinigkeiten frey zu sehen, weil man Sie hochschätzet, und zu was nützen solche sticheleyen? ... Diesem nach bitte ich E. H. söhnlich, die Religionssticheleyen auszulassen, sonst aber mit andern litterarischen Critiken nach Belieben umzugehen, sonst werden wir aller dero Schriften beraubt ... Wir kennen unsere Geistlichen so gut als Sie; allein wir dürfen nicht zulassen, daß Freunde sie schelten".

Auch sein Verhältnis zu Lambacher lockerte sich durch eine Kontroverse, welche einen stark konfessionellen Charakter annahm[1]), und so schmolz die Gottschedgemeinde in Wien, welche unter dem Vorsitze Scheyb's ihrem Meister anfangs mit einer gewissen Begeisterung anhieng, immer mehr zusammen. Joh. Gottfried Quandt, der seit 1754 regelmäßiger Korrespondent über die Wiener Verhältnisse wird, berichtet viel Betrübendes über den Niedergang des Gottsched'schen Einflusses: „Die Begierde", heißt es unter anderem, „so E. H. der hiesigen Stadt nach der reinen deutschen Sprache so glücklich eingeflößt haben, scheint ganz verloschen zu sein. Die alten Vorurtheile nehmen wieder überhand, die mächtigen und furchtbaren Feinde unserer Muttersprache gewinnen wieder die Oberhand, und die wenigen Verehrer derselbigen lassen den Muth sinken" (2. November 1754). Wenn freilich Quandt diese Erscheinung dem Einflusse Popowitsch's zuschrieb, so irrte er; war ja die Kaiserin selbst nach seinem Zeugnis (11. December 1754) keine „Popowitschianerin", vielmehr wurde Gottsched's Grammatik, welche

1) Vgl. Neuestes II. S. 20 ff. 112 ff.

auch in Baiern die Aichinger'sche verdrängte, auf „allerhöchste Genehmhaltung und ausdrücklichen Befehl bei der vornehmsten adeligen Jugend" in Wien eingeführt, und selbst die später mehr in Gebrauch gekommene von Gerlach, dem Lehrer an der Pionnierschule in Gumpendorf, beruhte größtentheils auf seiner Arbeit[1]).

Öfter hatte er seine Freunde zur Bildung einer „deutschen Gesellschaft" gedrängt. Ende 1754 meldete endlich Quandt, daß etwas im Zuge sei. Bald jedoch folgte die Unterbrechung durch den siebenjährigen Krieg. Wenn nun auch die am 2. Januar 1761 unter der Leitung Josef Sonnenfels' zusammengetretene Vereinigung, an der Reichshofrath von Senkenberg, Scheyb, Wächtler, Quandt, Haslinger, Bob, Khauz und Andere theilnahmen, nicht direkt von Leipzig aus ins Leben gerufen worden war, so verfolgte sie doch Gottsched'sche Ziele und wirkte in seinem Geiste. Im Hause des Hofrathes Biegger hielt Sonnenfels die Eröffnungsrede, in der er sich gegen den Vorwurf verwahrte, als wolle sich die Gesellschaft zur Sprachtyrannin über ein ganzes Volk aufwerfen. In den Worten: „Ein wahres Verdienst und der allgemeine Beifall Deutschlands haben die rechtmäßigen Vorgänger in dieser Sache bereits bestimmt, wider welche wir uns nie empören werden", lag eine unumwundene Anerkennung von Gottsched's sprachlicher Auktorität. Die Rede wurde ihm auch sofort eingesandt und im „Neuesten" mit einer lobenden Einleitung veröffentlicht[2]). Wohl bestand die Gesellschaft kaum zwei Jahre, aber 1762 erhielt Wien die erste deutsche Wochenschrift: „Die Welt", welche sich so eng an Gottsched anschloß, daß einzelne Aufsätze wie z. B. der Klemm's über den Betrieb der klassischen Sprachen (No. 22) in Gedanken und sprachlichen Wendungen als Nachahmungen zu erkennen sind.

Wenn sein Einfluß auf die Poesie im allgemeinen allerdings bald dem des duldsameren Gellert weichen mußte, so behauptete er sich noch lange hinsichtlich der Bühnenreform und der dramatischen Produktion. Die im Jahre 1751 eingeführte Theaterzensur, für welche eine eigene Hofkommission eingesetzt wurde, ist wahrscheinlich auf seine Anregung zurückzuführen. Offenbar hatte er dem Grafen

1) Kurzgefaßte deutsche Sprachlehre von Fr. Wilh. Gerlach: Wien 1758 (Schilgin). 2) Vgl. XI. S. 262 ff.

Franz Heinrich Schlick weitergehende Reformvorschläge unterbreitet, denn dieser antwortete am 14. April 1750:

„Was deroselben mir von Verbesserung unserer Schaubühne zu melden geruhen, ist allerdings in der Wahrheit gegründet, allein Remedium difficile, weilen unser so genanndtes publicum bereiths also verwehnet . . . Dieses Jahr wirdt noch vorüber gehen müssen, vor das künftige aber mag sich in etwas verbessern lassen, dan alles umbzugießen wäre zwar zu wünschen, jedoch lasset es sich nicht verhoffen". Als die Kaiserin dann 1752 das deutsche Schauspiel dem Magistrat unterstellte, verordnete sie ausdrücklich, es auf „gesitteten Fuß" zu setzen. Wieder waren es Gottschedianer: Heyden, Engelschall, Petrasch, welche nach der während des siebenjährigen Krieges eingetretenen Geschmacksreaktion die Zurückdrängung der niedrigen Posse und Wiedereinsetzung der ins Vergessen gekommenen Theaterzensur betrieben. Selbst die Reformbestrebungen eines Sonnenfels, der übrigens nur mit dem weitgehendsten Vorbehalte der Wiener Lessing genannt werden sollte, bewegen sich im Wesentlichen in der Gottsched'schen Richtung, und wie Ayrenhoff, der noch am Ende des Jahrhunderts das klassische Drama der Franzosen vertrat, zu seinem Trauerspiel „Aurelius", welches bis 1766 drei Auflagen erlebte, die Anregungen aus der „deutschen Schaubühne" erhielt, so ist das anständige Mäntelchen, welches Klemm und Heufeld („Der Bauer aus dem Gebirge") ihren Hanswurstgestalten umgehangen, aus der Kunstschule der Frau Gottsched hervorgegangen.

Auch die Ausbreitung der Wolf'schen Philosophie und jene allgemeine Bildung[1], welche eine Voraussetzung für das Durchdringen des Josephinischen Geistes waren, gehen meist auf Gottsched und die Sachsen zurück, wie denn die Gräfin Kaiserling, die Übersetzerin seiner „Weltweisheit"[2], am 23. April 1754 ihr lebhaftes Interesse, das ihr die Philosophie für die Wissenschaften erweckt hatte, mit warmen Worten schildert und dann geradezu erklärt: »C'est vous qui m'avez mise en cette carrière.«

1) Vgl. des Benediktiners Legipont »Methodus studiorum«. 1752.
2) Vgl. oben S. 252 Anm. 5.

XVIII.

Der neologische Krieg. Schönaich und Lessing. 1750—1756.

Im Frühling 1748 waren in den „Bremer Beiträgen" die ersten drei Gesänge des „Messias" erschienen; im nächsten Jahre folgten die Drucke bei Hemmerde und Kleist's „Frühling". Die Phantasie hatte in Erfindung und dichterischem Ausdruck einen Flug über die Schranken des nüchternen Verstandes genommen, vor dem die Einen entzückt standen, die Anderen aber unter Gottsched's alte Fahne flüchteten. Wie im Jahre 1740 wollte er auch jetzt wieder mit positiven Leistungen in die Schranken treten. Er sammelte seine Reden[1]) und Gedichte[2]) und begann eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten[3]). Die Gedichte erschienen am Beginne des Jahres 1751 in zwei schön ausgestatteten Bänden, von denen der erste die Stücke der Ausgabe von 1736, der zweite die später entstandenen umfaßte. Ihre historische Bedeutung würdigte Lessing in der Berlinischen priv. Zeitung am 27. März durch den vernichtenden Schlußsatz: „Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Gr. ongefähr das Nützliche".

Die direkte Bekämpfung des „Messias" war indeß doch gefährlich; wußte ja Gottsched, daß hinter dem jungen Dichter Freunde standen, die mit der Feder gut umgehen konnten. Dazu betraf

1) Herrn J. C. Gottsched's gesammelte Reden in drei Abtheilungen, nochmals von ihm selbst übersehen und verbessert. Leipzig 1749.

2) Herrn Joh. Chr. Gottsched's u. s. w. Gedichte, Bey der itzigen zweyten Auflage übersehen, und mit dem II. Theile vermehret, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Johann Joachim Schwaben. Leipzig, Breitkopf 1751. II. Bd. mit dem Zusatze: Darinn sowohl seine neuesten als viele bisher ungedruckte Stücke enthalten sind.

3) Über den Plan der Gesammtausgabe vgl. Vorwort zur III. Auflage der „Sprachkunst".

es einen heiligen Stoff. Man mußte also ausdrücklich betonen, wofür schon der Guardian Zitate genug bot (I. S. 261), daß die Religion der schönste und würdigste Vorwurf der Dichtkunst sei. Nach diesem Zugeständnisse konnte gegen die neueste Erscheinung getrost losgezogen werden. Der erste Angriff findet sich in einer Anzeige der »Sentimens d'une Ame penitente par Mm. Dr. ***« (Maria Antonia), wo Gottsched, ohne daß das rezensirte Buch die geringste Veranlassung hiefür bot, unter anderem sagte: „Wir halten es und zwar mit gutem Grunde für eine Verwegenheit, wenn ein mittelmäßiger Kopf seinen noch mittelmäßigen Kiel mit dem Lobe eines Helden beschäftigt, dessen große Thaten auch den Griffeln der größten Dichter und Redner genugsam zu schaffen machen würde“ [1]). Auf diesen Ausfall aus dem Hinterhalte folgte im April 1750 eine Satire von Quistorp, in welcher der Verfasser als Anhänger des neuen Geschmackes im Traume ein Gespräch mit Canitz über die neumodische hieroglyphische Schreibart führt [2]). Der abgeschiedene Geist ist erstaunt über die Proben, die ihm von der modernen Poesie aus Haller, Zernitz, vor allem aber aus Kleist's „Frühling“ vorgelegt werden. Er macht zu einzelnen Stellen seine Glossen, und Quistorp erwidert: „Ei, mein verehrter Herr von Canitz, mit dem altväterischen Verstande muß man nicht mehr die Sprache unsrer neuen Poeten prüfen. Nach den neuesten Regeln der Dichtkunst ist die Poesie nur für die Sinnen und für die Einbildungskraft. Beide sollen Bilder und nicht Gedanken haben: und die letztere vergnügt sich so gut an Chimären als an wirklichen Bildern“. Beispiel: „Die heiligen Schatten und hohen Gewölbe voll Laub zerreißen den Dichtern den Fürhang“ (Kleist). Es folgen andere Stellen, und Canitz fragt: „Wo ist das Gedicht gedruckt?“ — „In Berlin und zwar verwichenes Jahr“. An anderer Stelle erwähnt Quistorp, daß das Hauptwerk unserer Poesie in der heterokosmischen Malerei bestehe, daß die Kunstrichter in poetischer Prosa schreiben, abgezogene Begriffe, mathematische und philosophische Erdichtungen, Ichheiten u. s. w. bevorzugen. Canitz findet das alles abgeschmackt und wundert sich nur über den Widerspruch, da man

1) Vgl. „Büchersaal“ VII. S. 3 (Juli 1748).
2) Vgl. „Büchersaal“ IX. S. 301.

doch andererseits sinnlich schreiben wolle. „Ja, die Ästhetik", antwortet Quistorp, „unsre neuerfundene Seelenmalerei"!

Gottsched zollte in der Anmerkung diesen Angriffen auf die „Herrnhutischen Schwärmer" nicht nur seinen Beifall, sondern warf sich an zahlreichen Stellen seiner Schriften mit erneuerter Kraft, wenn auch zunächst ohne Namen zu nennen, in den Kampf. Er rückte aus dem 50. Stücke des III. Bandes der Pariser Akademieschriften einen Aufsatz Racine's: „Untersuchung der Ursachen von dem Flore und Verfalle der Wissenschaften" in den „Büchersaal" [1]) und schüttete im Anschlusse daran sein ganzes Herz aus: „Der Witz und Aberwitz einiger alpinischen Zöglinge drohet uns eine alpinische Pest. Man will jetzt weder für den Verstand noch fürs Herz mehr schreiben, sondern bloß die Einbildungskraft blenden. . . . Man verachtet in Versen das Ohr wie in den Redensarten die Sprache und in den Gedanken die Vernunft. Je seltsamer jemand Thorheiten und Worte durcheinander wirft, desto höher wird er von den einäugigten Führern der Blinden erhoben, ja fast sogar vergöttert . . . Und so folget man einer wilden Phantasie als einem zaumlosen kollernden Gaule, der seinen unvorsichtigen Reiter dahin trägt, wohin Pegasus noch keinen vernünftigen Dichter geführt hat. . . . Sie dünken sich mehr als Prometheus, wenn sie aus dem Kothe ihrer Einfälle etwas gebacken haben, das einem halbigten Dinge ähnlich sieht." Aus dieser Tonart geht es die zwölf Bände des „Neuesten" hindurch.

Offenbar war die neue Geschmacksverirrung schon in Wien unter den litterarischen Freunden Gegenstand der Erörterung. Im Oktober 1750 richtete Gottsched ein poetisches Sendschreiben an Scheyb, in welchem er den „Messias" als deutsches Meisterstück, „die Frucht von Bodmer's Lehren", zum ersten Male verhöhnte [2]). Weitere Herzensergießungen folgten im November 1750, als er den „Frühling" an Scheyb schickte. Die Antwort, die von Wien am 18. November einlief, läßt einen Schluß auf das Begleitschreiben zu: „Ich habe den Teixel von ihrem Frühling, den E. H. mir jetzt im Winter schicken! Ist's nicht wahr? E. H. sind dabei fast erfroren, da schicken Sie mir denselben, daß ich mir etwan

1) Vgl. Büchersaal X. S. 353. 2) Vgl. Gedichte 1751 S. 551 ff.

damit ein Fayerle anzünden soll? Wer Teixel mag bei den latein. siebenfüßig Hexametern oder Mißgeburten nicht toll werden? Freylich muß mans für Prosa halten? Der Verfasser hat Recht. Allein ich wollte dennoch lieber mit einer platten als verschamerierten Prosa vorlieb nehmen. Der Verfasser muß vielleicht beim Auszug einiger Regimenter geschlafen und sich die Einbildungskraft durch die tambourischen Effluxa so angeschwängert haben, daß er Verse daraus gemacht: „Empfangt mich, heilige Schatten" ꝛc. Und wenn das durch 40 Blätter dauert, so kann eine ganze Armee ausgerückt sein".

Während Gottsched seinen Freund, dessen Theresiade (1746) er so erhob, daß der Verfasser zu wiederholten Malen an ein vernünftigeres Maß mahnen mußte, fort und fort zu neuen epischen Versuchen aufmunterte, nahte sich ihm am 6. März 1751 in einem anonymen Schreiben jener Dichter, welcher endlich dem deutschen Volke das langersehnte Heldengedicht in Gottsched's Sinne schenken sollte. Christoph Otto Freiherr von Schönaich war am 11. Juni 1725 auf der Herrschaft Amtitz in der Niederlausitz als der ältere von zwei Söhnen geboren. Trotzdem der Vater über 6000 Thaler Einkommen hatte, wurde für die Erziehung der beiden Knaben nichts aufgewandt. Sie traten 1745 in die sächsische Armee, und am 11. Mai wurde Christoph Otto Offizier[1]). In dem Arnimschen Kürassierregiment machte er ein paar Feldzüge mit, verlor in der Kesselsdorfer Schlacht beim Einbruche in ein Bataillon preußischer Infanterie sein Pferd, wurde gefangen genommen und mußte bald darauf über Wunsch seiner Eltern den Abschied nehmen (Januar 1747). So entschloß er sich denn, ein Vergil zu werden, da er kein Cäsar werden konnte (1. Mai 1751). Der „wendische Voltaire", wie er sich selbst nannte, hatte sich die Henriade und Aeneis zum Muster genommen; Gottsched's critische Dichtkunst gab die Regeln; zum Arminstoffe hat ihn aber, abgesehen von Gottsched's nationaler Richtung, das Vorbild Triller's angeregt. Wie sich dieser als ein Abkömmling jenes handfesten Köhlers, der Kunz von Kaufungen gefangen genommen, den „Prinzenraub" zu besingen für verpflichtet hielt, so

1) Vgl. Stern, Beiträge zur Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig 1893, S. 97 ff.

wollte Schönaich der Schlacht im Teutoburger Walde den Stempel der Unsterblichkeit aufprägen, denn nach alter Familienüberlieferung hatte dort einer seiner Ahnen tapfer mitgefochten und war, wie es Gottsched gern hervorhob, mit dem damals gewöhnlichen Ehrenzeichen, einem Kranz von grünen Eichen, gekrönt worden. Dies mag denn die Spuren der Begeisterung, welche sich im „Hermann" unleugbar vorfinden, mit erklären. Auch sonst hatte der Dichter ein gutes Poëtengewissen: er trotzte auf die Reinigkeit seiner Verse, denn er hatte keinen Buchstaben verschluckt; er rühmte sich, die Regeln so genau beobachtet zu haben, daß er sie in Reimen bei mehr als 4000 Versen nicht über ein Dutzendmal übertreten hat; auch die „verdammte Wahrscheinlichkeit" war gewahrt, und da endlich sein Hermann doch noch ein „rechtschaffenerer Kerl" als Milton's Teufel war, so glaubte der Dichter, „unter die Chapelains, St. Armands, ja wohl gar Miltons mit unterzulaufen, wenn man ihm auch sonst kein ehrliches Plätzchen auf dem Pindus erlauben wollte".

Gottsched sah in dem überschickten Epos die Krönung der von ihm ins Leben gerufenen Litteratur. Da er die völlige Gewalt taillandi, secandi, purgandi hatte, so sorgte er nicht nur für größere „Reinigkeit", sondern veranlaßte auch einschneidendere Veränderungen. So wurde die Gestalt Hermann's an einzelnen Stellen deutlicher herausgearbeitet, die Episode der Mathilde erweitert und die ursprünglichen zehn Gesänge mit Rücksicht auf Vergil's Muster in zwölf eingerenkt. Schönaich erwies sich hiebei als bescheidener, gelehriger Schüler und trat auch seinem Aristarchen den materiellen Vortheil von der Veröffentlichung des Werkes ab. Dafür besorgte dieser den Druck, verkündete in Zeitschriften und Briefen den Ruhm des neuerstandenen Dichters und ließ ihn im Mai in die Königsberger Gesellschaft aufnehmen. Zur Michaelsmesse erschien der „Hermann" [1]) in würdiger und schöner Ausstattung mit einer Widmung an den tapferen Landgrafen Wilhelm von Hessen, welche dieser mit einem 50 Dukaten schweren goldenen Schaupfennig be-

1) Herrn Christoph Ottens Freyherrn von Schönaich, der königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg Ehrengliedes, Hermann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht. Mit einer Vorrede ans Licht gestellet von Joh. Chr. Gottscheden. Leipzig, Bernh. Christ. Breitkopf. 1751.

lohnte. „Was geht mich itzo Milton an?", frohlockte der Vorredner; „das gegenwärtige Heldengedicht Hermann ist weder ein verlornes Paradies noch eine Nachahmung desselben", und noch deutlicher kehrte er im „Neuesten"[1] den Gegensatz dieses „liebenswürdigen" Poems zu den „seltsamen Heldengedichten", „die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen", hervor. Dadurch wurde gleich anfangs sein Pflegekind zu einem Kampfobjekte gestempelt. Was er außer der formalen Reinigkeit und dem nationalen Gehalte vornehmlich betonte, war die der Antike und zwar Vergil nachgeahmte Komposition. Wie bei der Aeneis gehöre der erste Theil des Hermann zu den moralischen Fabeln, d. h. zu jenen, deren Motive der Vernunft entspringen. Hermann erfüllt seine Pflicht, indem er auf Siegmar's Geheiß an den Hof Marbod's zieht. Der II.—IV. Gesang soll der Dido-Episode entsprechen. Dem Helden tritt daher in der Figur Mathildens ein schönes Weib als Versucherin entgegen, welches ihn auf Geheiß ihres Vaters, des Staatsrathes Giesmund, von seiner Pflicht abzuziehen sucht. Es ist der größte Triumph der Vernunft, daß Hermann allen Fallstricken zum Trotze in seinem Entschlusse fest bleibt. Der V.—XII. Gesang enthält endlich wie die Aeneis die pathetische Fabel, d. h. diejenige, in welcher diese Leidenschaften herrschen. Mit dieser spitzfindigen Analyse glaubte Gottsched den Aufbau des Ganzen in das rechte Licht gerückt zu haben. Das Werk fand die entgegengesetztesten Beurtheilungen. Die meisten nannten es mäßig, andre, wie Joh. David Grillo, dunkel. Seine flüssige Form, die nicht ungeschickte Führung der Handlung und einzelne wirklich anschauliche Schilderungen würden ihm eine achtungsvollere Aufnahme gesichert haben, wenn der Herausgeber mit ihm nicht durchaus den „Messias" hätte ausstechen wollen.

Mittlerweile waren 1751 die ersten fünf Gesänge Klopstock's erschienen, die Hochfluth der Patriarchadendichter und Hexametristen war ebenso gestiegen wie die Verzückung über den „Messias". Meier erschien mit seinem „critischen Lämpchen"[2], Bodmer sah im fünfund-

1) Vgl. Neuestes I. S. 779.

2) G. Fr. Meier's Beurtheilung des Heldengedichtes der Messias. Halle 1749, 1752.

fünfzigsten der Critischen Briefe mit der neuen Poesie das goldene Alter beginnen, und der Rektor Stuß in Gotha hatte in seiner „Prolusio“ [1]) nicht nur die Anwendung der „christlichen Mythologie“ als einen Fortschritt der modernen Poesie gefeiert, sondern sich zur Vertheidigung des Versmaßes geradezu auf Gottsched's Lehren berufen. Darauf erschien nach einer verurtheilenden Anzeige dieses Programmes [2]), in welcher zum ersten Male von dem „so bekannten klopfstockischen Messias“ Notiz genommen wird: „Herrn Professor Joh. Chr. Gottsched's bescheidenes Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei [3]).“ Die „unmaßgeblichen Gedanken“ des Kritikers gipfelten darin, daß diese Hirngeburten, die nicht viel besser seien als die „kindischen Erzählungen der Rabbiner“, nicht einmal originell wären, denn die mittelalterlichen „Lügenden“ hätten, wie Konrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede, schon längst solch Zeug in Reime gebracht. Und nun kam der Hauptschlag, der Appell an die Geistlichkeit. Man müsse sich wundern, daß die Gottesgelehrten so still sitzen und nicht wahrnehmen, wie viel solche neue geistliche Lügenden in diesen zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeiten dem wahren Christenthum schadeten. Sie verfolgen die Zinzendorfischen Schwärmereien, zumal in dem schwindlichten Gesangbuche desselben, und sehen nicht, daß in den neuen Epopöen die Schwärmerei nur auf eine schlauere Art herrsche, aber eben deswegen desto schädlicher und ansteckender sei. Der Aufsatz schließt mit einer längeren Erzählung: „Die ungleichen Dichter“, — vermuthlich eine Antwort auf Lessing's Fabel: „Der Sperling und die Fledermaus“, die im Neuesten des Witzes erschienen war [4]). Das Märzheft brachte endlich: „Herrn J. C. Gottsched's Gutachten von der heroischen Versart unserer neuen biblischen Epopöen“ [5]). Man wird bei den damals mangelhaften Kenntnissen in der deutschen Prosodie auch von Gottsched keine Stichhaltigkeit der Beweise für seine Behauptungen erwarten; auch stand ihm gewiß nicht jenes feinere Gefühl zu Gebote,

---

1) Prolusio de novo genere Poëseos Teutonicae rhythmis destitutae etc. 1751. Joh. Henr. Stuß. 2) Vgl. Neuestes II. S. 55.
3) ibid. II. S. 62. 4) Vgl. Ww. I. S. 229, VIII. S. 46.
5) Vgl. II. S. 205.

von dem Klopstock geleitet wurde. Allein einzelne Bemerkungen, wie über die durch Verwendung einsilbiger Wörter hervorgerufene Härte des hexametrischen Ausganges waren so uneben nicht; auch lag gewiß ein Körnchen Wahrheit darin, wenn er mit dem Hinweis auf Kleist's „Frühling" und Wieland's „Lobgesang auf die Liebe" hervorhob, daß die „fürchterliche Versart" auch schon für „sanftere Materien" verwendet wird, für welche sich das elegische Versmaß entschieden besser eigne.

Stuß, der nun auch den „Messias" ins Lateinische zu übersetzen begann, führte seine Sache noch in zwei rasch aufeinander folgenden Schriften. In der ersten[1]) verrückte er den Fragepunkt und imputirte Gottsched, er habe in christlichen Epopöen poetische Erdichtungen überhaupt verworfen, was freilich gegen den in der „Critischen Dichtkunst" entwickelten Begriff des Epos verstoßen hätte. Daher präcisirte jetzt Gottsched in der Widerlegung die Thesis dahin, es wäre, weil das Heldengedicht eben ohne Erfindungen undenkbar sei, überhaupt nicht rathsam, Stoffe der Offenbarung zu behandeln[2]). Als Stuß hierauf mit Berufung auf Voltaire und Leibniz antwortete[3]), schränkte Gottsched sein Verdammungsurtheil auf jene biblischen Epopöen ein, welche die wesentlichen geoffenbarten Geheimnisse des Christenthums zum Vorwurfe hätten[4]).

In den unfruchtbaren Streit kam bald der Spaß, als der alte Triller mit seiner satirischen Geißel anrückte. Er hatte sich schon im Vorworte zum V. Theile seiner Gedichte offen gegen die „schöpferischen Helden" ausgesprochen; jetzt widmete er ihnen den „Wurmsaamen"[5]), ein Heldengedicht in Hexametern, das anfangs Gottsched in die Schuhe geschoben wurde.

---

1) Commentatio de Epopoeia Christiana etc. Kal. Maji 1752 . . a. J. H. Stuß. 2) Vgl. Neuestes II. S. 520.

3) Commentatio continuata de Epopoeia Christiana a. J. H. Stuß.

4) Hudemann, der übrigens unabhängig von Gottsched schrieb, hat später in seinen „Gedanken über den Messias in Absicht auf die Religion", Rostock und Wismar 1754, das theologische Interesse noch viel einseitiger vertreten.

5) Der Wurmsaamen, Ein Helden-Gedicht. Erster Gesang. Welchem bald noch XXIX folgen sollen. Nach der allerneuesten Mahlerischen, Schöpferischen, Heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln Regelmäßig eingerichtet. s. O. 1751.

Phöbus, der alte, ist verachtet, „dieweil seine Lieder witzig, verständlich und deutlich verfaßt gewesen". Verse aber, „die muß nicht ein jeder so leichtlich verstehen, sondern die Meinung derselben mit Angstschweiß errathen". Daher erscheint der Seraff, aller Seraffen Oberhaupt, welcher in den szytischen Wüsten bei Kobolden und Rohrdommeln geboren und mit Wind, Rauch, Nebel und Eis ernährt wurde. Er hat eine unbiegsame Zunge und erstarrte Gelenke, die „hörsamen Ohren" fehlen ihm, daß er den Übel- und Wohlklang der Verse nicht höret. Dieser säet nun den Wurmsamen in die Welt, aus welchem die „malerisch-schöpferischen" epischen Gedichte der Neuzeit erwachsen, die von „Chaos und Gallimathias, Enwickelung, Urbild, verschraubten Mäandern und Urnen strotzen". So entstanden der „Messias", „Noah", „die Sündfluth", „der Frühling" und andere Geburten. Weder die fromme Sündergemeinde der Herrnhuter hat so seltsam gesungen, noch gebrauchte Jacob Böhme dergleichen fremde Schuhleisten.

Gottsched zeigte das Gedicht mit dem spöttischen Bedauern an, daß der Verfasser seine großen Meister weder im Schwunge ihrer unbildsamen Gedanken und in den Mäandern ihrer Ausdrücke noch in dem heroischen sechsfüßigen Silbenmaße erreicht habe[1]), und sorgte für möglichst große Verbreitung[2]). Nebenbei veröffentlichte er abfällige Urtheile über den Messias aus den Briefen von Brucker und Scheyb[3]), in welchen unter anderem der Wiener die unfeine Bemerkung machte, er habe von den Hexametern aus der Wortschmiede Klopstock's die Kolik bekommen. Der

1) Vgl. Neuestes I. S. 767 ff.

2) Varrentrapp in Frankfurt a. M. schreibt: „Den Wurmsaamen habe endlich auch zur Hand bekommen, er ist im Elsaß gedruckt worden, ich gebe ihn morgen in die Druckerei und werde, wann er fertig, dem H. Crull genugsam Exemplare zusenden, welcher in meinem nahmen denenselben sogleich nach empfang eines behändigen wird. Denen Alpinischen Kunstrichtern sind noch etliche Laugen bereitet, nur mogte wünschen, das jemand das Lustspiel ausarbeitete und drucken ließe" (17. Aug. 1751). Sonach haben wir von dieser Satire auch einen auf Gottsched's Antrieb veranstalteten Nachdruck, der auf dem Titel die Verlagsorte Frankfurt und Leipzig (wie bei Gödeke) führt.

3) Vgl. Neuestes II. S. 155 ff.

gleichzeitig erschienene „Wurmdoctor“[1], die Antwort auf den „Wurmsaamen“, scheint ein von einem Arzte unternommener Privatangriff gegen Triller zu sein, dessen Lebensgeschichte vom Embryo angefangen in einer nur selten witzigen, öfter unappetitlichen und zynischen Weise erzählt wird. Nur gegen den Schluß tritt die litterarische Beziehung hervor. Er (Triller) wollte die Dichter (Klopstock, Kleist), „die er vor poetische Heuschrecken, blinde Spulwürmer und unpoetisches Ungeziefer ansahe“, ausrotten, um in ihren todten Körpern zum erstenmale seine Würmer pflanzen zu können (S. 23). Das Ganze ist unsäglich matt, so daß Triller in seiner Entgegnung: „Unparteiische Untersuchung“, in welcher zum ersten Male nach „Swift'scher Manier“ ein Rezept für die von „poetischer Wuth“ besessenen Dichter entworfen war, einen leichten Kampf hatte[2].

Zur Ostermesse 1752 erschien von einem Gottsched fernstehenden Unbekannten des „Wurmsaamens“ zweiter Theil[3]. Das Gedicht, in Alexandrinern abgefaßt, ist weder eine Fortsetzung des Trillerschen noch gehört es überhaupt unter die Klopstock bekämpfenden Schriften. Apollo sitzt auf dem Grimsel-Gletscher, da naht sich ihm ein „vertatterter“ Greis mit langem Bart, der Schutzgeist der Schweizer Dichter und spricht Freude und Dank für den hohen Besuch aus. Apollo will seine Jünger in der Schweiz und ihre Leistungen kennen lernen, aber — — — der Genius sucht allerlei

---

1) „Der Wurmdoktor, oder glaubwürdige Lebensbeschreibung des Herrn Verfassers vom Wurmsaamen“. Frankfurt und Leipzig 1751. (24 S.)

2) „Unpartheische Untersuchung, was von der Schrift der Wurmdoktor zu halten sey“. Frankfurt und Leipzig 1752. Daß Triller der Verfasser ist, geht aus einem Briefe von Springsfeld (Weißenfels, 2. Januar 1753) hervor. Die Schrift war „nach vielen in Leipzig gemachten Widersprüchen in Halle gedruckt worden“. Vgl. das Gespräch Bodmer's: Zehnder a. a. O. S. 361; Kleist (Sauer) II. S. 213.

3) Der Wurmsaamen. Ein Helden-Gedicht. Zweyter Gesang. Grund-Ryß von 232 Zeylen, zu eynem Gedychte, Genannt: Apollo auf den Gletscher Oder: Der Grymselbergysche Phöbus, Welches von eynem Seraphysichen Kopfe yn 12 oder mehr Gesänge ausgedehnet, und yn 4to myt Lateynyschen Buchstaben gedruckt werden kan. Hyn und wyder mit 50 crytischen Noten bereyts versehen. Nach der neuesten Alpynyschen Recht-Schreybekunst. Nach dem Franckfurther Original. 1752.

Ausflüchte. Endlich bringt er einen Haufen Schriften und wirft sie auf den gefrornen Boden nieder. Apollo beginnt zu lesen; zuerst fällt ihm Haller in die Hand:

„Er las ihn einmal durch und las von neuem wieder,
Indem er jedesmal auch neue Schönheit fandt."

Als er aber dann nach Bodmer's Gedichten greift, rollt ein „halber Fels von Eis herab". Da „trollt" sich Phöbus und nimmt allein Haller's Schriften mit sich in den Himmel. Bodmer's Gedichte deckt das Eis. „Die schönsten deutschen Lieder", ruft der Dichter am Schlusse aus, „kennt nun Apollo nicht! Au weh! Sie warens werth"! Gottsched konnte der vereinzelte Angriff auf Bodmer für die Verherrlichung, die hiebei Haller zu Theil geworden war, nicht entschädigen, und er erklärte, lieber eine wirkliche Fortsetzung gewünscht zu haben. Hiezu bot sich ihm ein gewisser Börner, einer seiner Schüler, an, den wir seit Mai 1752 in Wolfenbüttel finden, wo er in seines Meisters Geiste wirksam ist[1]). Es scheint, daß er während seines Verkehres in Gottsched's Hause von der Frau Professorin persönliche Weisungen für das Eintreten in den Streit erhalten hat. Er ist der Verfasser des III. Theils des „Wurmsaamens"[2]). Mit abgedroschener Ironie feiert er zunächst in schauerlichen Alexandrinern die seraphischen Dichtungen, um dann in jambischen Vierfüßlern die Maske plötzlich abzuwerfen:

---

1) Am 12. Mai berichtet er: „Was den hiesigen Zustand der Gelehrsamkeit betrifft, so ist derselbe von ganz besonderer Beschaffenheit. Die Schaubühne prangt mit den Nicolinischen Kindern oder mit Opern und Comödien, doch beiderlei in ital. Sprache, und ietzo erwartet man täglich eine Gesellschaft französischer acteurs. Das erhabene der deutschen Bühne erkennt man nicht. (Ich habe dem Herrn Nicolini deutsche Comödianten zu engagieren vorgeschlagen, der hochmüthige Italiener will aber davon nichts wissen.) Sonst findet auch die Klopstock'sche Muse ungemein viel Liebhaber allhier. Ja der Rector der hiesigen Schule H. M. Dommerich hielt sogar bei letztem Schul-Examine eine öffentliche Lobrede auf diesen göttlichen Poeten".

2) Klopstock und die Klopstockische Secte, Besungen von B. Frankfurth am Mayn. 1752.

„Doch nein! Denn nun und nimmmehr
Werd ich mich, Klopstock, zu dir schwingen:
— — — — — — — — — — — —
Mich reißt kein Frühling zu sich hin,
Kein Noah soll mich nicht bekehren,
So undeutsch denkt kein Deutscher nicht
Wie, Klopstock, dein Messias spricht,
Und wie der Nimrod uns will lehren."

Unter den Dichtern, denen er folgen will, nennt er außer Triller, Schönaich und Gottsched, welcher ihn auf die Bühnen führen soll, auch Haller, — wahrscheinlich um den intellektuellen Urheber nicht zu verrathen. Als ihm Gottsched die ersten gedruckten Exemplare zuschickte, antwortete er (16. Juni 1752): „Dommerich forscht sehr nach dem Verfasser. Ich will also gehorsamst bitten, meinen Namen ihres Orts und bei dem Verleger so viel möglich geheim zu halten, damit der Herr Dommerich gegen mich, wenn er es erfahren sollte, nicht zu stark entbrenne; sollte der Verleger Lust haben, gegen ein billiges Honorarium fortzufahren, so dürfte mich wohl entschließen, dieser Seite die Larve ferner abzuziehen[1])".

Inmitten dieses Kampfes war Gottsched von England aus ein verhängnisvoller Bundesgenosse in Wilh. Lauder zu Hilfe gekommen, welcher in einer den Universitäten Oxford und Cambridge gewidmeten Schrift Milton als einen der unverfrorensten Plagiatoren gebrandmarkt hatte[2]). Nichts gleicht dem Frohlocken, mit welchem Gottsched, aufgemuntert von Freiesleben (11. November

1) Über die Autorschaft der wurmsamischen Gesänge gehen die Angaben auseinander. Gödeke III. S. 354 weist alles Triller zu, was sicher unrichtig ist. Nun hat schon Danzel S. 396 auf Grund der oben angezogenen Briefstelle Börner als Verfasser eines „Wurmsaamen" genannt, hat ihm aber fälschlich den II. Gesang zugeschrieben (so auch Schröder, Hamb. IV. S. 24). Dem widerspricht aber die ablehnende Haltung Gottsched's gegen diesen Gesang (vgl. Neuestes II. S. 298) sowie die Chronologie des Briefes, denn der II. Gesang war schon Ostern 1752 erschienen; endlich ist auf dem Titel des III. Gesanges der Anfangsbuchstabe B. des Verfassers ausdrücklich angegeben.

2) An Essay on Miltons Use and Imitation of the Moderns in his Paradise lost. London 1750.

1752), in mehreren Artikeln die zahllosen angeblichen Diebereien Milton's dem deutschen Publikum vor Augen führte[1]). Die Abfertigung, die er hiefür später von Friedrich Nicolai in der „Untersuchung" erfuhr[2]), war um so empfindlicher für ihn, als sich alles ohne fadenscheinige ironische Hülle in rein sachlicher Untersuchung bewegte. Die Streitschrift wandte sich nicht nur gegen das Lauder'sche Buch, sondern besonders gegen den deutschen Professor, der die Schwindeleien des Engländers Deutschland gegenüber vertreten und überdies versprochen hatte, die Sammlung der „gestohlnen Federn, womit sich die brittische Krähe geputzet hat"[3]), zu vervollständigen. Daher sollte er denn auch hinfort der „deutsche Kukuk" genannt werden. Im III. Abschnitte werden dann andere Einzelheiten aus dem „Neuesten" einer Kritik unterzogen, wobei wir nicht selten an Worte Lessing's erinnert werden[4]). Der Schluß gipfelt in der Aufforderung an Deutschland, über Gottsched's Kritik zur Tagesordnung überzugehen: „Seine seichten Einwürfe verdienen nichts als eine großmüthige Verachtung; aber weil er von Tage zu Tage durch seinen ohnmächtigen Zorn lächerlicher wird, so wird er vielleicht bald wieder zur Satire reif; da sich Philippi doppelt wiederfindet, wird uns ja Apollo wieder einen Liscow schenken". Trotzdem bekannte Gottsched seinen Irrthum nicht[5]), vielmehr hielt er die Gegner auf der ganzen Linie für besiegt.

Er erfuhr, daß Hagedorn mehrere wegwerfende Urtheile über Klopstock'sche Oden gefällt hatte; Zink und Reifstein verwarfen die

---

1) Vgl. Neuestes II. S. 261 ff. 438 ff. 620 ff. 831 ff.

2) Untersuchung ob Milton sein Verlohrnes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe. Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderischen Buchs von Miltons Nachahmung der neuern Schriftstellern. Frankfurt und Leipzig 1753.

3) Vgl. Neuestes II. S. 839.

4) Vgl. z. B. S. 90: „Ich habe mit allen Vernünftigen vor die Verdienste des Hrn. P. alle Hochachtung, und die müßten noch größer sein, wann er sich von der undankbaren Dichtkunst, die ihm schon so manche saure Stunde gemacht, lossagen, und sich zu Dingen einschränken wollte, für die er gemacht zu sein scheint".

5) Über die neuen Rügen Nicolai's vgl. Briefe über den itzigen Zustand ꝛc. 1755 S. 109. Vgl. ferner Stück II. III. IX. XI. XIII.

neue Poesie gänzlich[1]). Dem Hofrath Richter und Geßner in Göttingen soll es allemal übel geworden sein, wenn sie etwas vom „Messias“ hörten; als Gleim im Herbste 1752 dort auf Werbung war, soll er außer an Michaelis nur noch an einem Studenten Dusch Eroberung gemacht haben. Haller billigte den Messias privatim nicht, publice war er wegen der Schweizer neutral.

Im Vertrauen auf diese wenn auch nicht offene Bundesgenossenschaft trat Gottsched immer kühner auf. Schon Ende 1751 hatte er den Plan gefaßt, Schönaich zum Dichter krönen zu lassen. Als er im Sommer 1752 Dekan der philosophischen Fakultät war, wurde die Komödie, trotzdem Schönaich mit richtigerem Taktgefühle von jeder öffentlichen Feierlichkeit abzustehen bat, am 18. Juli aufgeführt. Es war der Todestag des einst gekrönten Petrarca und der Geburtstag der sächsischen Kurprinzessin Maria Antonia, einer begabten Dichterin. Durch die Wahl dieses Tages sollte das „ganze Fest gleichsam heilig sein“ und vor dem Spotte der Witzlinge geschützt werden. Gottsched handelte in seiner lateinischen Einladungsschrift von den poetischen Krönungen alter und neuer Zeit. Schönaich selbst erschien nicht. Er konnte nur mit Mühe die beiden Louisdors für den Ehrenring auftreiben, und sein Festgewand war so armselig, daß nach seiner eigenen Versicherung der Pfefferkrämer in Leipzig ein besseres hatte. Um zehn Uhr Vormittags versammelte sich die Festgesellschaft im philosophischen Hörsaale. Gottsched hielt die Festrede, in welcher er zunächst bewies, daß die deutsche Sprache, wenn nicht gelehrter, so doch gewiß ebenso gelehrt zu achten sei wie die griechische und römische. Darauf gieng er zum Lobe desjenigen über, der in dieser Sprache das rechte Meisterstück der Poesie geliefert, und erklärte ihn endlich unter Berufung auf Gott, den König und die philosophische Fakultät zum kaiserlich gekrönten Poeten. Der Bevollmächtigte, Baron Fr. Heinr. v. Seckendorf, empfieng Lorbeerkranz und Ring,

1) Reifstein schreibt: „Vom Nimrod habe ich einige Seiten gelesen, die ich nicht allein reimlos, sondern auch ungereimt gefunden. Den Beifall der Cavaliere und der Frauenzimmer dürften auch die besten unter diesen reimlosen Stücken, worunter mir das Gedicht der Fryhling mit zu gehören scheint, noch wohl in 100 Jahren nicht erhalten“ (30. Jänner 1752).

worauf er Schönaich's Dankode sowie seinen eigenen Glückwunsch vorlas. In der ersteren war dem polemischen Charakter der Krönung auch deutlicher Ausdruck verliehen, ein Grund mehr für den Spott und Hohn der Gegner. Schon 1751 (December) hatte Lessing im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" den „Hermann" und Naumann's „Nimrod" mit Spott angezeigt[1]). Die Berliner Vossische Zeitung berichtete nun über das Leipziger Ereignis: Der Herr Baron war selbst nicht zugegen, sondern ließ sich die Klio, mit welcher er schon seit zwei Jahren verbotenen Umgang gepflogen, durch Herrn Professor Gottsched . . per procurationem antrauen. Frau Gottsched aber schrieb am 22. August 1752 an ihre vertraute Freundin: „Dergleichen Feyerlichkeiten müssen vielleicht auf hohen Schulen nicht ganz in Vergessenheit gerathen; nur ich, ich möchte nicht die Person seyn, die sich dadurch unvergeßlich machte"[2]).

1753 veranstaltete Gottsched die zweite vermehrte Auflage des „Hermann"[3]), der er wiederum eine lange Lobrede an die Seite gab. Schwabe übersetzte die lateinischen Urkunden des Krönungsaktes ins Deutsche und ließ eine Festschrift erscheinen[4]); es langten Beglückwün-

1) Der Brief ist keinesfalls von Kästner (vgl. Ww. VIII. S. 126 A). Außer dem von Danzel (I. S. 197) geltend gemachten Grunde spricht hiegegen die im letzten Absatze enthaltene Anzeige von der neuesten Ausgabe der Kritischen Dichtkunst des berühmten Herrn Prof. Gottsched. So charakteristisch dieser wegwerfende Ton für Lessing ist, namentlich wenn man ihn mit der Anzeige von Gottsched's Gedichten vergleicht, so wenig entspricht er der Überzeugung Kästner's, der aus der Kritischen Dichtkunst seine poetische Bildung geschöpft hatte. Zu strengerer Anonymität mag Lessing aus Rücksicht für seinen Freund Naumann bewogen worden sein.

2) Vgl. Briefe der Frau Gottsched II. Nr. 106. Übrigens war die Dichterkrönung bei Frauen durchaus noch nicht aus der Mode gekommen. Noch 1750 wurden in Göttingen Charlotte Amalie von Donop und Dorothea Furckin, geb. Haaren, dieser Auszeichnung theilhaftig.

3) Neue verbesserte, vermehrte und mit Kupferstichen ausgezierte Auflage. Mit einigen historischen Anmerkungen und einer komischen Epopöe „Der Baron" bereichert . . Leipzig 1753. III. Auflage 1760; IV. Auflage 1805 (auf Kosten des Verfassers).

4) Der Lorberkranz, welchen . . Herr Christ. Otto des H. R. R. Freyherr v. Schönaich von E. Löbl. philos. Facultät zu Leipzig feyerlichst erhalten hat. Leipzig, Breitkopf 1752. Hier befinden sich S. 84 Anm. die ersten biographischen Notizen über Schönaich.

schungsboden von den meisten der unter dem Protektorate Gottsched's stehenden Gesellschaften ein[1]), der Adel fand sich geschmeichelt, im Auslande wurden Übersetzungen veranstaltet[2]). Voltaire, dem Gottsched einen Auszug in französischer Sprache machte, sprach sich in einem Briefe über das Gedicht sehr schmeichelhaft aus.

Das gab nun Schönaich, der doch ab und zu an der Unfehlbarkeit seines Aristarchen zweifeln mochte, erst den rechten Halt. „Nun schimpft, wie ihr wollt, ihr Wurmsaamianer", schreibt er an Gottsched, „der Liebesbrief vom H. Akakia (Voltaire) soll allen das Maul stopfen. Lassen Sie ihn ja noch zur neuen Ausgabe drucken. Noch mehr aber wird es helfen, wenn mir Herr von Voltaire selbst antwortet" (10. April 1753). Sein Wunsch gieng in Erfüllung; in dem Billet, welches in der II. Auflage neben dem Briefe an Gottsched abgedruckt ist, versicherte der berühmte Franzose, es wäre unverzeihlich, »d'ignorer une langue, que les Godscheds et Vous rendez necessaire à tous les amateurs de la litterature«, und als Beweis seiner Urtheilsfähigkeit setzt er deutsch hinzu: „Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire". Wie wenig indeß diese französische Empfehlung des „großen Mannes" in Deutschland imponirte, beweist der schneidende Hohn, mit welchem sie Nicolai in seiner „Untersuchung" behandelte[3]).

Indeß stellten sich Gottsched neue Streiter zur Verfügung, vor allem Wedekind in Göttingen, der schon in den periodischen Zeitschriften „Der Hagestolz" (Erfurt 1752) und in der von ihm begründeten „Welt" (Erfurt 1753) die Sache seines Meisters geführt und für „Hermann" eine Lanze eingelegt hatte. Er warb auch einen Kreis westphälischer Schriftsteller: Christian Friedr. Helwing in Lemgo, Professor Gottl. August Hofmann zu Dortmund und Pastor Steiner aus Langscheid. Der erstere redigirte die „westphälischen Bemühungen"[4]), im Briefwechsel das Lemgoische Journal genannt, welches zwar eine „kleine Neigung

1) Vgl. in Schwabe's „Lorberkranz" S. 91 ff.

2) Vgl. Stern a. o. O. S. 124. 3) Vgl. a. o. O. S. 43.

4) Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmacks und der Sitten. 4. Theil. Lemgo 1753—1754.

zum alpinischen Schwulste" verrieth, aber doch auch den „wilden Witz des Gletscher-Pindus" züchtigte. Die drei Mitarbeiter, die freilich unbekannt bleiben wollten, waren sonst „Kernmänner", wie Wedekind berichtete, und dienten zu Roß und zu Fuße wider die Schweizer (11. Februar 1753). Zu ihnen trat dann auch der durch seine „Poetischen Erzählungen" (1750) und „Westphälischen Gedichte" (1751) bekannte Florens Arnold Consbruch.

Mehr jedoch versprach man sich im Gottsched'schen Lager von einem satirischen Heldengedicht, „die Hexe zu Endor", welches Camerer in Wolfenbüttel in Aussicht stellte. So schrieb Freiesleben, der sich in der Aufmunterung zum Kampfe besonders rührig erwies: „Ich sehe der Hexe von Endor umso mehr mit einem ungeduldigen Vergnügen entgegen, je reicher der Stoff ist, welchen unsre neumodischen Epopöen zur Abfassung einer deutschen Dunciade darbieten" (26. Februar 1753). Das Epos sollte dem Titel gemäß hundert Bücher umfassen, von denen nur das erste erschien[1]), — offenbar eine Anspielung auf die große Anlage des noch unvollständigen „Messias". Im Proömium ruft Camerer die „tollen Geburten" von aberwitzigen Dichtern an, die in ewigen Nächten wie summende Fliegen herschwärmen und Beelzebub's Thron mit gräßlichen Liedern beschreien. Die der Geschichte Saul's entnommene Zauberhistorie (I. Sam. 28. 7 ff.) war schon an sich für eine Parodie geeignet; der Verfasser verflüchtigte aber absichtlich die Handlung noch mehr und ließ am Schlusse einen in den Lüften entschwindenden Adler erscheinen, das Symbol der zügellosen und daher unfruchtbaren Phantasie. Wohl werden auch hier wie in andern Satiren einzelne Ausdrücke, das Wunderbare, das häufige Staunen sowie das Metrum des „Messias" (in Versen wie: „Bräunlich mit glänzenden Augen und der vortrefflichen Gestalt") verspottet; die wesentlicheren Schwächen des Epos aber hatte, wenn auch die Ausführung hinter der Absicht zurückblieb, unter allen Streitschriften „die Hexe von Endor" am schärfsten aufs Korn genommen.

---

1) Das Allerneueste Heldengedicht benahmset die Hexe zu Endor, in Hundert Büchern. Brevis esse laboro. Hor. Gedruckt in Calicut. Im Jahr 1753. S. 14 (Univ.-Bibl. Göttingen).

Im Sommer 1753 unternahm Gottsched wieder eine Studienreise. Alte Freundschaften sollten erneuert, neue Verbindungen geknüpft werden. In Cassel, wo er die viel verspottete Ode „Hessens Kleinode“ [1]) dichtete, und in Göttingen wurde er von den Getreuen mit besonderer Auszeichnung empfangen. Nach seiner Rückkehr gieng er mit frischerem Muthe in den Kampf; gegen Lessing, den „überklugen Splitterrichter“, richtete er die Fabel „Venus und Momus“ [2]), gegen den Klopstockianismus glaubte er jetzt wissenschaftlich auftreten zu müssen, da in den aesthetischen Schriften Meier's und Baumgarten's die theoretische Grundlage für die neuere Richtung geschaffen war. Er las im Wintersemester über Batteux, gegen dessen Nachahmungsprinzip sich Meier ausgesprochen hatte, und veröffentlichte 1754 einen Auszug aus den von Joh. Ad. Schlegel schon 1752 übersetzten »Beaux arts reduits à un même principe« [3]), in welchem er alles zusammentrug, was er gegen die neue Poesie bisher vorgebracht hatte [4]).

Mit Meier, dessen „Beurtheilung“ Gottsched niemals verschmerzen konnte, war der Hader nicht zur Ruhe gekommen. Auf die stachlichte Vorrede zur Ausgabe der „Dichtkunst“ von 1751 antwortete der Hallenser in seiner „Vertheidigung des Beweises, daß die menschliche Seele ewig lebe“; aber auch in der Beurtheilung des „Messias“ hatte er, was er freilich später frischweg leugnete, Gottsched vorgeworfen, er hätte das Heldengedicht todtschweigen wollen. Die Stelle war, obwohl ohne Nennung des Namens, zu deutlich, als daß nicht jedermann die Adresse sofort erkannt hätte [5]). Der Mißbrauch, der damals mit den Ausdrücken: Aesthetik, aesthetisch häufig getrieben wurde, entschuldigt theilweise Gottsched, wenn er in der Folge mit ihnen die Begriffe des Dunklen und Schwülstigen verband und die Aesthetik eine „Verführerin zum Unsinn“ nannte, der die ganze Schuld an der Verkommenheit der Poesie zufalle. Aber weder in der Einladungsschrift zur Vorlesung (1754) noch

1) Vgl. Neuestes III. S. 66.

2) Vgl. Neuestes IV. S. 45 ff. und Brief Schönaich's (19. Jänner 1754): „Dero Momus ist unvergleichlich. Anlage und Auflösung haben mir ungemein gefallen“. 3) Titel oben S. 177.

4) Vgl. S. 106. 108. 5) Vgl. a. o. O. (1752) S. 5.

im „Auszug“ und im „Neuesten“, wo er oft recht grob wurde, machte er auch nur den Versuch, auf die Sache näher einzugehen, ja er hatte, wie z. B. die Bemerkung beweist, man werde endlich auch für die Nase und Zunge zu malen anfangen[1]), selbst damals noch nicht den Grundbegriff der Baumgarten'schen Aesthetik erfaßt. So beschränkte sich denn auch Meier in der Streitschrift, mit der er endlich den ewigen Nergeleien Einhalt thun wollte, darauf, die Ursachen darzulegen, warum es unmöglich sei, mit Gottsched einen nützlichen und vernünftigen Streit zu führen[2]). Er that dies auf 69 Seiten nach seiner Weise gründlich, methodisch und langweilig. Was er über Gottsched's Unwissenheit, seine plumpe Sophistik im wissenschaftlichen Streite und über seinen unehrlichen Charakter beibrachte, hatten andere bereits mit mehr Witz, größerer Schärfe und weniger Worten gesagt. Bald darauf scheint eine Versöhnung mit Meier stattgefunden zu haben, wenigstens bot Pauli in Halle (9. Nov. 1754) die Vermittelung an.

Um die Mitte des Jahrzehnts begann sich Klopstock's Poesie mehr einzuleben. Man lernte den Hexameter lesen und fand sich leichter im Ausdruck und in der Satzfügung zurecht. Die Nachrichten über abgefallene Freunde mehren sich daher bald. Sogar aus Schlesien, wo Gottsched treuer Jünger gewiß war, werden bedrohliche Bewegungen gemeldet. Der Mittagsprediger in Breslau, Christ. Benj. Schubert, hatte „Lehrgedichte“ herausgegeben (1751), in welchen er schon hin und wieder „zu schweizerisiren“ anfieng, und unter den jungen Lehrern gab es einige, „die gern alles thäten, die Reime fortzuschaffen und nach diesem ersten Schritte der sinnlosen Dichtkunst die weiteren Wege zu ihrem Wachsthum zu bähnen“ (Rosenberg, 15. April 1752). Selbst Straube ward abtrünnig; Martin Gottlieb Böhm, Prediger an der Kirche zu 11 000 Jungfrauen, nannte sich zwar einen Orthodoxen in der alten Dichtkunst und wirkte in seinem „Freimüthigen“ (Breslau 1751) in Gottsched's Sinn, wurde aber unter die Hin-

1) Vgl. Neuestes III. S. 695. 744 A.

2) Georg Friedr. Meier's Vorstellung der Ursachen, warum es unmöglich zu seyn scheint, mit Herrn Professor Gottsched eine nützliche und vernünftige Streitigkeit zu führen. Halle, Hemmerde 1754.

kenden gezählt (31. Januar 1753). Nur Wilh. Ehrenfried Neugebauer, ein Mitarbeiter des „Freimüthigen", arbeitete am „Neuesten" mit, und Gotthold Ephraim Scheibel, der über die Breslauer Verhältnisse öfter berichtet, trat durch ein offenes Schreiben gegen Klopstock direkt in den Kampf[1]). Besonders aber war Halle ein Hauptlager der Antigottschedianer geworden. Hier, wo Meier wirkte, wo noch Lange und Gleim Bekanntschaften hatten, wurde, nachdem die ältere litterarische Verbindung 1747 aufgelöst worden war, von dem nachmaligen Professor zu Zerbst, Gottlob Samuel Nicolai, eine Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften gegründet, die 1752 eine Sammlung ihrer Schriften herausgaben[2]). Ihnen gehörte unter anderen auch Cronegk an, welcher den „großen und kleinen Christoph" (Gottsched und Schönaich) in einer Satire[3]) und die Gottschedianer in einzelnen Knittelversen verhöhnte[4]). Ein anderes Mitglied, Joh. Sam. Patzke, hatte in seinen „Gedichten" (Halle 1750), dann in den Liedern und Erzählungen (Halle 1754) hin und wieder „seraphisirt" und in der „Nicolaischen Sammlung", wie die Gesellschaftsschriften kurzweg genannt wurden, in anzüglicher Weise die Ursachen erörtert, aus welchen der Messias nicht allgemeinen Beifall finden könne. Aber auch „der wackere Herr Zachariae" wurde auf dieser „Wildbahn" angetroffen: er hatte sich im „Phaëton" sogar des Hexameters bedient. „Der böse Strom der jetzigen Verderbnis hat leider auch einen der besten Dichter fortgerissen", jammerte Gottsched, „die alpinische Seuche der Hexametristen hat einen feinen Kopf angestecket, der es gar nicht nöthig hätte, den Mantel auf beiden Achseln zu tragen, um zu gefallen"[5]).

1) Er schrieb unter der Chiffre S. E. G., vgl. Neuestes III. S. 271 von ihm unter dem unkorrekten Namen „Scheibe" auch ein Briefauszug bei Danzel, G. S. 363.

2) Sammlung einiger Schriften der Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften in Halle, mit einer Vorrede von M. G. Sam. Nicolai. Halle 1752.

3) Zuerst im Manuskript verbreitet. Gedruckt: Theaterjournal f. Deutschland. 1779, Stück XI.

4) Vgl. Teutscher Mercur 1774: Monumenta virorum clarissimorum ex tenebris saeculi decimi octavi eruta a. Jo. Mart. Moromastige.

5) Vgl. Neuestes IV. S. 683 ff.

Ein anderer Parteigänger, Joh. Daniel Titius (Tiez), hatte in den „Neuen Erweiterungen“ [1]) ein Kampforgan geschaffen, in welchem Satiren gegen die Gottschedianer und Parodien ihrer Gedichte [2]) erschienen; im 16. Stück wurde auch Gottsched's Aufsatz über den Hexameter widerlegt. Zu seinem größten Schmerze war der Herausgeber ein Westpreuße, und die Zeitschrift erschien, wie Schönaich entsetzt bemerkte, „mitten in Leipzig und vor den Augen der Magnifizenz“! Der gekrönte Dichter, dessen Bewußtsein durch maßlose Beräucherung über Gebühr gesteigert war, hatte überhaupt, weniger aus Beschränktheit als in einer gewissen naiven Unbefangenheit, und weil er abseits vom litterarischen Verkehr stand, keinen Überblick über die litterarischen Vorgänge. Er überschätzte jedenfalls Gottsched's Ansehen, und so stürzte er sich denn, nicht aus Bedürfnis nach Genugthuung für erlittene eigene Kränkungen, sondern zunächst aus werkthätiger Dankbarkeit gegen seinen Meister, wie ein tollkühner Reiteroffizier mitten in einen ungleichen Kampf.

Nachdem er schon früher „Kernredensarten“ aus Haller gesammelt hatte, schrieb er am 24. März 1753: „Wenn doch jemand uns ein Dictionnaire Neologique von der schweizerischen Sprache liefern wollte [3])!“ Gottsched muß auf die Idee lebhaft eingegangen sein, denn bald finden wir Schönaich eifrig beschäftigt, „Kuhblümchen“ aus der neuesten Litteratur zusammenzutragen. Hierin wurde er von seinem Freunde, Joh. Gottfried Reichel, damals Hofmeister zu Starzedel in der Niederlausitz, durch reiche Beiträge unterstützt. Auch dieser war mit Gottsched in Verbindung getreten und hatte ein ironisches Lobgedicht auf die Anhänger des Schweizer Parnasses versprochen, welches zu seinem Verdruß schon im Februarheft des „Neuesten“ (1754) [4]) angekündigt wurde.

Von den Arbeiten der beiden Freunde erschien zuerst Reichel's satirisches Epos „Bodmerias“ [5]). Der vorliegende Druck weicht indes von dem ursprünglichen Plane insofern ab, als die Hand-

---

1) „Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“. 12 Bde. 1753—1762. 2) Vgl. Stück V. S. 447.

3) Vgl. Danzel, Gottsched S. 381, wo jedoch als Datum irrthümlich der 25. Mai angegeben ist. 4) Vgl. Neuestes IV. S. 122 ff.

5) Bodmerias in fünf Gesängen, o. O. u. J.

lungen auf die Klopstock'sche Partei beschränkt blieben und die Klagen der „Neukirchischen Dichter", wie die Gottschedianer seit Schuldheißens Anmerkungen oft genannt wurden, sowie das Auftreten ihrer Schutzgeister: Opitz, Canitz, Neukirch, Günther u. s. w. fortfielen. Daher ward die Handlung kümmerlich: Die Dichterlinge entfliehen vom Parnaß auf die Alpen, verscheucht von den strengen Anforderungen an die Poesie, welche der „theure Mann" (Gottsched) erhoben. Hier raunt ihnen Apollo Gesänge neuer Art ins Ohr. Nach Haller's undeutschem Sang war kein Lied mehr stark, das nicht gebrochen klang. Vor dem „Frykting" (Kleist) sollte das Ohr der Deutschen staunen; der alte „Noah" wurde frisch verkleidet, die „Syndfluth" kam wieder, und „Nimrod" (Naumann) stand auf. „Das größte Meisterstück, das Deutschland Ehre macht, ist Klopstock's Mittelding":

„Und was Gott selbst verbarg, das kann er gar erzählen,
Wie soll der große Mann in seinem Dichten fehlen!"

Durch Abramelech und Abdaliel wird Bodmer aufgemuntert, auf der Grimsel sein Heer gegen Leipzig zu sammeln. Nicht ohne Witz wird nun erzählt, wie die Geister alte Getreue herbeiholen: von Halle, „wo die Schweiz das Rauchfaß glühen sieht", kommt Meier, der die „Klopstockisie dickbäckich ausposaunt", von Gotha Stuß, Klopstock's Advokat, dann Dommerich, Camerer, denn auch er gehörte ja durch die „Hexe von Endor" äußerlich zu ihnen, Oest, Patzke, Naumann und Klopstock aus Dänemark, der vorher über dem VII. Gesange gebrütet hatte. Zinzendorf nimmt als Pilger an der Tagsatzung theil[1]). Bodmer vertheilt nun die Sitze; Dudaim. Wieland[2]) erhält den seinen neben Haller; Schuldheiß wird als Schildknappe mitgenommen. Allein

1) Reichel schreibt (4. Januar 1754): „Es ist erbärmlich, wie sich das Klopstock'sche Ungeziefer ausbreitet ... Ich bin keine Stunde sicher, daß nicht Zinzendorf den epischen Dichtern öffentlich Dank abstatte, weil ihre Art zu denken und zu schreiben mit seinen geistvollen Gesängen eine ziemliche Ähnlichkeit hat".

2) Schuldheiß hatte in den Anmerkungen zu Bodmer's Gedichten (S. 122) Wieland als einen neuen Geist begrüßt, welcher „der Dinge tief-verschraubte Reihe" besungen (Natur der Dinge).

die ganze Versammlung findet ein schmähliches Ende. Die Dichtkunst trifft ein und fällt ihr vernichtendes Urtheil: Bodmer, der „aufgeblasene Mann, der selbst sein Lob posaunt", hat den Lohensteinischen Schwulst wieder eingeführt, Haller durch seinen harten Vers die Deutschen undeutsch gemacht. Klopstock aber, von dem bekannt war, daß er sich in der Schweiz von der stark menschlichen Seite gezeigt hatte, wird die „fühlende Cidli", die „wohlgezogene Magd", zu Gemüthe geführt: „Was fühlt sie denn? Was alle Mägden fühlen, Wann sie mit Zinzendorf's verliebten Brüdern spielen". Der Dichter möge daher in Zukunft lieber solche Gefühle und buhlerische Scherze besingen, nur den Messias nicht. Beschämt und vernichtet über das Urtheil der Dichtkunst steht Bodmer, bis ihn Abramelech tröstet und seines Schutzes versichert.

Das ganze Epos ist ein Zento aus Knonau's Fabeln, aus Bodmer, Haller, Klopstock, Oest's Bremischen Gedichten und Nicolai's Sammlung. Andere Gegner, wie Will aus Altdorf, der Gottsched's „Redekunst" gehofmeistert hatte, erhalten Seitenhiebe. Die einzelnen Stellen sind oft zu einem blühenden Unsinn zusammengereimt, die kauderwelschen Wortfügungen, harten Reime und gebrochenen Verse Bodmer's „Charakter der deutschen Gedichte" nachgeahmt.

Bald nach der „Bodmerias", in welcher zweimal auf die noch zu gewärtigende satirische Geißel für die neue Dichtung hingewiesen wird, erschien Schönaich's „Die ganze Ästhetik in einer Nuß"[1], eine Nachahmung des Dictionnaire néologique vom Abte des Fontaines. Es ist der Versuch, kühnere grammatische Fügungen, poetische Lizenzen, Vorstellungen aus der heterokosmischen Welt, die Sprache der Empfindsamkeit u. s. w. mit nüchternem Raisonnement lächerlich zu machen. Beispiele hiefür bot die ganze neue Litteratur. Das Neologische Wörterbuch ist trotz seiner vielen

1) „Die ganze Ästhethik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als sicherer Kunstgriff in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den größten Wort-Schöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst. 1754."

albernen Witze ein interessantes Litteraturdenkmal. Angefochtene Ausdrücke wie „schwindlichte Tiefe", „Erstaunen ergriff die Versammlung", Abglanz der Gottheit" ꝛc. sind uns heute so geläufig, daß man nicht begreift, wie sie einst Gegenstand des Hohns sein konnten. Nirgends finden wir die Belege für die rasche, ungeahnte Entwickelung der Dichtersprache und für den Sieg tieferer Empfindung über die Nüchternheit so reichlich zusammengestellt wie in dieser Schrift, welche Klopstock sicher im Auge hatte, wenn er in seinem Wingolf später änderte: „Deß spott ich, der's mit Klüglingsblicken höret und kalt von der Glosse triefet."

Allein andererseits liegen auch hier die Beweise vor für die Berechtigung des Kampfes gegen die Willkür der Sprachbildung und die Unarten des plötzlich entfesselten Schoßkindes Phantasie. Wie Haller's „Unselbst", Oest's „des Ruhmes begierige Adern", „des Herzens Applikationen", „ambrierte Düfte", „beckete", „beliebsamen", „Himmling", sind von dem feineren Sprachgefühle und einer kritischeren Auffassung der Phantasiefreiheit noch eine ganze Reihe anderer Ausdrücke und Wendungen mit Recht verworfen worden.

Daneben werden die gemaßregelten Poeten natürlich auch persönlich verspottet. Da erscheint der „Lohensteinische Würzkrämer", der „Riesendichter" Bodmer, der neue Welten und Hexameter brütet, aber hiefür keine „hörsamen Ohren" hat, dann Se. Unsterblichkeit Haller, „der Grammatiker", der es zuletzt bis zum Thürsteher in Bern gebracht hat und breite Schweizerhosen trägt, daß füglich drei Paar daraus hätten geschnitten werden können. Während er „tiefsinnig und gedacht" schreibt, laufen Wieland's Verse mit ruhiger Dummheit; er wird als Schüler des Magisters Naumann, des Nimrodischen Herrn v. Maupertuis gefeiert, der den grammatischen Unsinn und die willkürlichen Wortbildungen auf die Spitze getrieben hat. Heiligster Nimbus umschwebt den göttlichen Seher St. Klopstock, dessen „Offenbarung" eine ergiebige Quelle für die schöpferischen Dichter ist. Zu diesen gehört der „neologische Pindar" Joh. Heinr. Oest, ein breiter Herr mit breiter Einsicht, der in seinen reimlosen „Bremischen Gedichten" (Hamburg 1752) und seinen „adelichen Liedern" die körnigen Wörter hatte groß drucken lassen, dann Haller II, der „schaffende Schäferdichter", Zernitz mit

seinem „Versuch“ [1]), St. Klopstock's Jünger J. F. E. Fabricius[2]), der mit Blut die Berge waschen läßt, und Patzke, der die Sprachschnitzer der Neueren als poetische Lizenzen vertheidigt hatte.

Zu den Sündern wider die Grammatik wurde aber auch, was bis jetzt unbeachtet geblieben ist, Lessing, wenn auch ohne Nennung des Namens, gerechnet. Zur 4. Strophe der Ode: „Der 24. Januar in Berlin“ (Heil dir, festlicher Tag! ꝛc.) machte Schönaich nicht weniger als drei Ausstellungen. Es war aber auch zu kühn, daß der jugendliche Schriftsteller gerade das „Heil dir“ gebrauchen mußte, welches die „Sprachkunst“ zu wiederholten Malen ausdrücklich als englischen Eindringling gebrandmarkt hatte[3]). Natürlich waren die Kommentatoren Meier und Dommerich ebenfalls bedacht, und da sich auch die Prosa der neuen Richtung nicht verschloßen hatte und der deutsche Stil mit „kleinen Funken“ zu glänzen begann[4]), wurden Stellen blühenden Unsinns aus Buttstädt's bänderreichen „Vernünftigen Gedanken“ vorgeführt.

Vieles freilich, was die Schöpfer geschaffen, erwies sich als gestohlen. Die Verfasser des Wörterbuches versprachen daher, ein Gericht einzusetzen, vor dem die Diebstähle untersucht werden sollten, die da geschehen seien, seitdem Lohenstein seine Bude geschlossen. Gottsched soll Richter, Lohenstein der peinliche Kläger und Schönaich als der Jüngste der Nachrichter sein. Einige Zeitungsschreiber — die Göttinger werden an anderer Stelle ausdrücklich genannt — und Herr Meier sollen von amtswegen den Sünder vertreten und Cramer ihn zum Tode begleiten.

Es werden aber auch aus Rache für frühere Unthaten Dichter der alten Schule herangezogen, so Mylius und Rost, Hagedorn wegen seiner „gebrechlichen Ausdrucksweise,“ Gellert wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber Neukirch und seiner Fabel:

---

1) Versuch in moralischen — und Schäfergedichten. 1748.

2) J. F. E. Fabricius, Vermischte Gedichte. Halle 1754.

3) Vgl. Neologisches Wörterbuch S. 213. Hierdurch wird eine Stelle des Briefes Lessing's an Kleist vom 14. März 1758 verständlicher: „Es ist ganz gewiß, daß er (Gottsched) wieder eine neue Ästhetik in einer Nuß drucken läßt... Wenn ich nur auch unterdessen etwas geschrieben hätte, damit ich nicht etwa vergessen würde“. 4) Vgl. auch Neuestes IV. S. 537.

„Der Schäfer und die Sirene“ [1]), El. Schlegel, ironisch der deutsche Corneille genannt, und dessen Bruder Adolf, dem das Natürliche in Schäfergedichten heimgezahlt wird. Zur Charakteristik einzelner Gruppen erscheinen die Dichter unter dem Bilde von Thieren (S. 71). So sind alle „Wurmsaamianer“ den plumpen und schweren Meerschweinen gleich, die ihre Gesänge bei großem Geräusche hören lassen, sich aber als häßliche und ungestalte Ungeheuer entpuppen, wenn sie sich, was freilich selten geschieht, bei schönem Wetter und hellem Tage zeigen; die „Sündfluthendichter“ gleichen fliegenden Fischen; Schwalben sind jene Poeten, die sich nur bewegen, herumflattern und beständig jagen, deren Behendigkeit und Geschwindigkeit aber einzig darin liegt, Fliegen zu erschnappen. Hiezu gehören der witzige Gleim, die Jungfer P. C. A. Dilthey [2]) und viele, die von Wein und Liebe singen. In Gesellschaft mit Pikander und Stoppe erscheinen Brockes als poetischer Strauß, Zernitz, Derschau und die Schäferdichter als langsame und frostige Schildkröten.

Mit den beiden Satiren begann auch der Kampf gegen Lessing. Seine erste Äußerung gegen Gottsched reicht in das Jahr 1748, als er in übermüthigem Studententone am 28. und 30. November in der Berlinischen Zeitung die „Sprachkunst“ anzeigte. Noch kämpften damals in dem jungen Journalisten das Gefühl geistiger Überlegenheit mit wissenschaftlicher Unsicherheit. Schon an dem Titel schneidet er einen alten Zopf ab: „Sprachkunst“ und „Sprachlehre“! Aber die positiven Ausstellungen betreffen untergeordnete Einzelheiten [3]). In der Anzeige des VIII. Bandes des „Büchersaales“ vom 15. März 1749 unternahm er sodann den ersten

1) Über ihn schreibt Schönaich (17. Juli 1754): „Wenn jemand so schriebe als Gellert in seinen neuesten Lehrgedichten: so würden alle Zeitungsschreiber schreyen: schwach! schwach! Allein Herr Gellert drückt das Siegel der Unsterblichkeit auf alles, was er schreibt. Wenn doch Klopstock eher geschrieben hätte, der liebe Mann hätte ihm gewiß noch nachklopstockisiert“.

2) Proben poetischer Übersetzungen eines Frauenzimmers. Altona 1751.

3) Übrigens hielt man Mylius für den Verfasser dieser Rezension. Oelrichs schreibt am 12. Februar 1751: „Ich habe Herrn Mylius wegen der ehemaligen scharfen Beurtheilung dero Grammatik von dero Jubelode nichts sagen wollen“.

Angriff auf die poetisch-kritische Wirksamkeit Gottsched's[1]). Dieser hatte eine Ode auf den westphälischen Frieden mit der Bemerkung abgedruckt, er hätte ihr einige Flecken abgewischt. „aber was hilft das Wischen", ruft Lessing dagegen aus, „wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht".

Von dem Gedichte, mit welchem Gottsched dem König von Dänemark seine „Gesammelten Reden" gewidmet hatte, urtheilte er (5. Juni 1749), es würde, wenn die Würzhändler einmal eine neue Auflage von dessen Gedichten verlangen sollten, wegen der ganz sanften, glatten, natürlichen Schreibart unter die poetischen Sendschreiben kommen. Grausam wie die Anzeige der zweibändigen Gedichtsammlung war die der „Neuesten Gedichte", in welcher er dem im fünfzigsten Jahre stehenden Dichter versicherte, daß seine poetische Stunde noch nicht gekommen sei (28. November 1749), und anläßlich der Herausgabe eines Supplementes zum Bayle'schen Wörterbuche von Jacques Chaufepié wünschte er eine deutsche Übersetzung, nur möge sie einem Manne anvertraut werden, „welcher die Fehler der Urschrift zu verbessern imstand ist und nicht etwan gar dieselben mit den Fehlern seiner eigenen Unwissenheit vermehret" (9. April 1751). Er billigte keineswegs Gottsched's Kampf gegen Klopstock, aber er anerkannte die relative Berechtigung desselben. „Hätte der Herr Professor", schreibt er im April 1751 im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes", „anstatt den „Messias" zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein". Seine Abhandlung über den „Messias" im Septemberstück des „Neuesten" beweist, daß er keinesfalls in die Lobpreisung Meier's mit einstimmte, ja noch mehr, daß er bei aller Anerkennung für die einzelnen Schönheiten und den positiven Fortschritt der Poesie Klopstock's doch auch nach Gottsched's Grundsätzen den Aufbau und die Oekonomie des Ganzen als das Wesentliche ins Auge faßte. In einer Anzeige der „Ode an Gott" betonte er ferner das Uebermaß der Erhabenheit, tadelte Gedankenspiele, Tautologien u. s. w. in einer Weise, welche Gottsched's Zustimmung hätte erhalten können. Und

1) Vgl. Büchersaal VIII. Stück 1.

wenn er nun auch die Dichtkunst als die schwächste Seite des berühmten Professors bezeichnete, so gestand er ihm in vielen andern Dingen doch noch alle Hochachtung zu[1]). Mit dem Erscheinen des „Hermann" und der Krönung des Dichters, beides willkommene Gegenstände für seinen Spott, verschärfte sich jedoch der Gegensatz.

Die Vermuthung, daß Gottsched anfangs seinen Gegner kaum gekannt haben dürfte, ist indeß unrichtig. Schon 1751 hatte er über ihn Erkundigungen eingezogen. Joh. Karl Oelrichs, der als Berliner Schriftsteller mit allen litterarischen Verhältnissen ebenso vertraut war wie der Stabsoffizier und Dichter Spilker, erstatteten öfter Berichte. So schreibt der erstere am 15. Januar: „Herr Lessing, der bisher die Berlinische Vossische Zeitung geschrieben, ist seit neu Jahr von hier abgereist; wo er sich wieder niederlassen wird, wußte er selbst nicht. Herr Mylius hat diese Arbeit von neuem übernommen, nachdem seine Berlinische critische Nachrichten wegen des sehr schlechten Abganges mit dem abgewichenen Jahre aufgehört". Die ersten Angriffe aus Berlin meldete dann Spilker, der übrigens mit dem „Hermann" auch nicht einverstanden war: „Ich habe mit Mißvergnügen letztens in der Vossisch-Berl. Zeitung einen abgeschmackten Brief gelesen, der die letzte Ausgabe Ihrer Critischen Dichtkunst, den Hermann und Nimrod durchhechelt. Der Artikel sagt höhnisch: Der Messias soll kein Heldengedicht heißen, weil ihn der Herr Professor Gottsched davor nicht halten will". Ob nun Gottsched Schönaich bestimmt hatte, seinen Gegner ins Neologische Wörterbuch aufzunehmen, mag zweifelhaft sein, sicher aber ist, daß er Reichel die Züchtigung des Übermüthigen geradezu auftrug. Die Antwort des Verfassers der „Bodmerias" ist eine der stärksten Herzensergießungen, die sich in der Briefsammlung gegen Lessing findet: „Dero Wort ist mir allemal Befehl, und ich will, wenn Sie es verlangen, eine Vorrede von sechs Bogen schreiben. An Stoff mangelt es nicht, wenn man H. Lessingen züchtigen will. Dieser freche und unverschämte Jüngling muß von einer Geißel gezüchtigt werden, die mehr als die meinige vermag. Verachtung ist zwar die beste Strafe für einen Burschen von Lessing's Art, aber der Knabe wird zu stolz. Seine Schriften sind Zeugnisse

1) Vgl. Werke VIII. S. 45.

für seine Blöße, seine Grobheit und Eigenliebe. Dennoch werden sie bewundert, gepriesen und gelesen" (9. Juli 1754).

Das Vorwort der „Bodmerias" befaßt sich denn auch namentlich mit Lessing, der hier als „Brodsänger" des Verlegers Voß besungen wird:

„Still ich den Hunger nur, gibt V-s nur Bier und Brod,
So macht mein Zeitungsblatt noch allen Dichtern Noth."

„Lessing", heißt es weiter, — „ist ein Amphibion. Er blendet die Leser. Man soll glauben, er schlage sich zu keiner Partei. Und doch ist er sein eigener Verräther. Ein Herold des poetischen Unsinnes. Ein Freund des rasenden Klopstock's. Und mitten unter seinen Reimen ein ungereimter Dichter". Die saloppen elliptischen Sätze des Vorworts sollten Lessing's Stil nachahmen und eine satirische Anspielung auf seine in den Werken von 1753 veröffentlichten Fragmente sein. Mit Bezug auf die letzteren heißt es an einer anderen Stelle:

„Hat jemand wohl bei seinem Leben
Fragmente von sich selbst so stolz herausgegeben?
Ich sehe das Geheimnis ein:
Er selbst wird ein Fragment von einem Dichter sein."

In ähnlicher Weise werden die „Rettungen" verhöhnt, seine voreilige Kritik getadelt und ihm einfach erklärt, daß es Gottsched und Triller nicht anstehe, sich mit einem „schwärmenden Zeitungsschreiber" in einen Kampf einzulassen, dessen Verdienste der Welt nur durch seine lieblosen und unvernünftigen Urtheile bekannt geworden sind.

Inzwischen hatte das Neologische Wörterbuch allen Betroffenen „die Galle rege gemacht". Haller wurde bemitleidet, Bodmer gönnten viele die Lektion als Strafe für seine Grobheit. Sulzer arbeitete an einer Vertheidigung der biblischen Epen, Gleim an einer Satirensammlung mit Zusätzen wider Gottsched; Wieland, Geßner und andere jüngere Leute wollten ihm die Bundesgenossenschaft antragen[1]). Im 22. Stücke der „Erweiterungen" erschien eine scharfe Kritik, Lessing aber weissagte am 15. August 1754

1) Vgl. Zehnder, Pestalozzi S. 514.

in der Vossischen Zeitung, daß man „diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit etwan angepriesen" finden werde[1]). Es war damit angedeutet, daß Gottsched dem Werke nicht ferne stünde, und die Göttinger bezeichneten ihn auch geradezu als Verfasser desselben. Schönaich war wüthend. Er schüttelte die Satiren jetzt förmlich aus dem Ärmel. Schon am 9. Juli war „Pantalon Phöbus", im Oktober „der Traum" fertig.

Gottsched muß gegen den Druck, der denn auch erst später besorgt wurde, Bedenken gehegt haben, denn am 27. August antwortet Schönaich: „Ich weiß wohl, warum E. H. so bang ist: Vor Lessing fürchten Sie sich"! Und: „50 Lessinge werden mich nicht ins Bockshorn jagen . . seine eigenen Schriften, sonderlich die Oden, sollen Stoff zu einem zweiten Theile der Aesthetik geben". Bald darauf erschienen die „Possen"[2]), welche schon im Format, das noch kleiner war als jenes von Lessing's Schriften, einen Spott bargen. Die darin enthaltenen 15 Stücke sollten sowohl durch ihre Kürze wie durch die Aufschriften: „Etwas Historisches", „Etwas Critisches" u. s. w. eine Anspielung auf die Fragmente sein. Einzelne Wendungen, die selbstbewußte Sprache, besonders das bunte Vielerlei waren gegen Lessing's gesammte schriftstellerische Thätigkeit gerichtet. So heißt es im ersten Stücke, der Verfasser wollte „gründliche Untersuchungen aus allen Theilen der Gelehrsamkeit oder Encyclopaedia in nuce: das ist Exegetisch-historisch-kritische Universal-Beobachtungen durch das ganze Reich der Wissenschaften" schreiben, und vor 30 Jahren hätte er die Sammlung auch so benennen dürfen, aber heute sei das nicht mehr Mode, daher habe er den schönen Titel „Possen" gewählt.

---

1) Vgl. Ww. XII. S. 560.

2) „Possen. — — Calumniator Miserabilior. — — Experientia im Taschenformate. Vierte Auflage, die man los zu werden denket, ohne sie gratis auszugeben. Berlin und Frankfurt 1760." Von den ersten drei Auflagen, welche zu Leipzig in der Lanckischen Buchhandlung 1754 erschienen sind, konnte ich kein Exemplar auffinden. Übrigens scheint auch diese vierte Auflage wie schon die vorhergehenden nur eine Scheinausgabe mit neuem Titelblatte gewesen zu sein. Das Titelbildchen stellt ebenfalls einen Satyr vor, doch stimmt es nicht ganz mit der Lessing'schen Beschreibung.

Das zweite Stück (Etwas Critisches), welches unter der Spitzmarke „Possen, Berlin 1754" die Urtheile bringt, „die über diese Schrift gefällt werden könnten" deutet auf Lessing's Prophetie in seiner Anzeige des Neologischen Wörterbuches. Seine Neujahrswünsche, die Oden und Anakreontischen Gedichte werden als „schöne Raritäten", „die Juden" ihrer Kürze wegen in einem fünfaktigen Lustspiel von fünf Seiten verspottet: „Der Besuch, ein Lustspiel in fünf Versen" (1754). Auf die Sticheleien im einzelnen einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Die Abfertigung, welche Lessing diesen Lappereien am 24. Oktober 1754 zu Theil werden ließ [1]), war nicht nur von köstlichem Humor, sondern auch durchaus gerecht. Reichel selbst aber warnte nun Gottsched, sich mit dem unvorsichtigen Pasquillanten tiefer einzulassen, der mit seinen Satiren überall prahle und ihn daher bloßstelle. Bei einer Zusammenkunft im Herbst 1754 scheint wirklich namentlich die Frau Professor einen besänftigenden Einfluß auf den jugendlichen Streiter ausgeübt zu haben, aber Gottsched ließ ihn trotzdem im Stiche.

Er verwahrte sich nicht nur öffentlich gegen die Verfasserschaft des Neologischen Wörterbuches [2]), sondern stellte auch jeden Antheil daran in Abrede und erklärte geradezu, er habe selbst in dem Werke viel Anstößiges gefunden, das er niemals billigen werde. Auf die Genugthuung, welche ihm die Göttinger hierauf am 7. Dezember 1754 gaben, indem sie ihren Vorwurf dahin einschränkten, daß er die Veröffentlichung des Buches nicht gehindert habe, antwortete er kurz und verständig [3]). Beinahe wäre es aber dieser seiner Haltung wegen mit Schönaich zum Bruche gekommen. Am 9. Januar 1755 berichtete der Zwischenträger Reichel, sein Freund rede in „bedrohlichem Tone" von seinem Meister, und zwei Tage später folgte denn auch eine förmliche, wenn auch nicht so ernst gemeinte Kündigung der Bundesgenossenschaft: „Ich werde mich vertheidigen, mich ganz allein, nur mich, allein ohne meine Freunde zu verletzen und ohne die wahre Geschichte von der Aesthetik zu verrathen".

---

1) Vgl. Ww. XII. S. 576.

2) Vgl. Leipz. gel. Zeitg. 1754 S. 94. Neuestes IV. S. 911 ff.

3) Vgl. Neuestes IV. S. 934.

Gleichzeitig erschien gegen Gottsched eine der derbsten Satiren, das Ragout à la Mode[1]). In dem hier vorgeführten Schulexamen werden Hochmuth, Eigenliebe und geistliche Blähungen als seine Schoßsünden bezeichnet. Aus der Analyse seiner Ode „Hessens Kleinode" geht hervor, daß er sich alle möglichen Schnitzer wider die Regeln der Grammatik, Logik und Poetik habe zu Schulden kommen lassen. Den Beschluß macht ein vom Examinanden verfaßtes Gedicht mit zynischen Anzüglichkeiten und unverhüllten Grobheiten. Lessing zeigte am 9. November diese Satire anerkennend an[2]), und an demselben Tage berichtete Reichel über dieselbe: „Der Druck und der Buchhändlerstock sieht den Schönemarkischen Pressen und Wendler's Verlage ähnlich. Es besteht aus $2^1/_2$ Bogen. Ich zweifle, ob E. H. jemals so hart sind gelästert worden". Er ertheilt Gottsched hiebei den freundschaftlichen Rath, das Pasquill, das er in einem späteren Briefe mit Bezug auf das Seite 7 enthaltene zusammenfassende Urtheil über den Litteraturstreit Meier's Manifest nennt (24. März 1755), gar nicht zu lesen. Allein in der Vermuthung des Verfassers irrte er. Sowohl der rücksichtslose Ton wie namentlich die „vielen Nonsense", die auch den Schweizer Schriften aufgemutzt werden, deuten bestimmter auf Zink hin, der noch letzthin wieder sein Opfer in der Anzeige des „Batteux" arg mißhandelt hatte. Schönaich wandte sich daher auch wegen des Ragout in seinem „Versuch einer gefallenden Satire"[3]) an ihn.

Diese Sammlung besteht zum Theil aus älteren Arbeiten. Nach einem Vorberichte an den Verleger folgt in der „Todtenliste" die Erzählung, wie die einzelnen im Neologischen Wörterbuche angegriffenen Schriftsteller beim Knacken der Nuß erstickt sind. Da wird Lessing, der als Schriftsteller den Küchenzettel zugleich mit dem gelehrten Artikel schreibt, unter dem Namen Martial Lemnius Schmetterling wegen seiner Prophezeiungen verspottet, dann Zink unter dem Namen Critikos Didaskalos

1) „Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörter-Buchs erste Zugabe von Mir Selbst. 1755." Danzel nennt diese Schrift fälschlich als gegen Schönaich gerichtet (Lessing I. S. 199). Schönaich's ist aber nur nebenher Erwähnung gethan (S. 25). Bei Gödecke III. S. 362 ist sie sogar Schönaich zugeschrieben.

2) Vgl. Ww. XII. S. 581. 3) „Versuch einer gefallenden Satire oder Etwas zum Lobe der Aesthetiker" o. O. 1755.

Hammonius, der das Gift, das er aus dem Wörterbuche gesogen, im Ragout à la Mode wieder von sich gegeben; Meier (Georg Friedr. Unfried) hat seinem Lehrmeister (Baumgarten) so eifrig zugehört, daß er sich nun einbildet, die Aesthetik selbst erfunden zu haben; Turgidus Gletscher von Haselshöh (Haller) hat sich, alt und ruhmessatt, zum Edelmann und Thürhüter machen lassen, und Morboduus Tigurinus (Bodmer) giebt in entsetzlichem Kauderwälsch seinen Unwillen kund. Das zweite Stück ist ein „demüthiges Sendschreiben oder niederschlagendes Pülverlein für den grimmigen Zorn des ungnädigen Herrn Zincks", der das Neologische Wörterbuch einen erbärmlichen Mischmasch genannt und dem Verfasser einen schlechten moralischen Charakter zugeschrieben hatte. Im darauffolgenden, recht ungesalzenen „Traum", der selbst Gottsched's Beifall nicht erhalten konnte, witzelt der Verfasser wieder über Lessing. Unter anderem spricht er ihn an: „Ihre Critik über Langens Horaz wird weit schlechter, wenn der Leser weiß, daß Sie in W*** (Wittenberg) — ich mag es nicht sagen: Sie wissen es wohl". Es ist wohl jene Stelle, von der Schönaich am 22. Oktober 1754 an Gottsched schrieb, er habe im Traum Lessingen Wahrheiten gesagt, die ihm noch nicht gesagt worden. Im Manuskripte mag der Verfasser deutlicher gewesen sein. Den Beschluß der Satire macht eine ironische Ehrenerklärung an alle, die sich durch das Neologische Wörterbuch in ihrer Ehre gekränkt fühlen.

An den „Ragout-Macher" richtete auch Reichel seinen „Ersten Anhang der Ästhetik" [1]), in welchem er mit der Mißbilligung über die unbescheidene Haltung des Neologischen Wörterbuches nicht zurückhielt, die Zumuthung, als habe Gottsched seine Hand mit im Spiele gehabt, abwies, aber den Schriften des „Leipziger Horaz" auch dann noch ehrenvolle Geltung prophezeite, „wenn man einen undeutschen Dichter und einen tändelhaften Erzähler endlich einmal auf ihren wahren Werth wird gesetzet haben".

Schönaich hatte seinen „Traum" an die Berliner Zeitung gesandt und um ein Rezepisse hierüber gebeten, welches denn Lessing

1) Der ganzen Aesthetik in einer Nuß; oder des neologischen Wörterbuches erster Anhang 1755.

auch am 9. November ausstellte, indem er, eine bekannte Haller'sche Stelle parodirend, dem Verfasser zurief:

„Mach Deinen matten Witz, Dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schönheit Regel."

Da der Getroffene, wie er übrigens selbst fürchtete (22. Oktober 1754), mit seinen zu Ostern 1755 erschienenen Sinngedichten[1]) keinen Eindruck machte, so richtete er gegen seinen Feind ein satirisches Epos: „Die Nuß oder Gnißel"[2]). Die Satire ist, da Lessing in dem obigen Epigramm Haller gegen die Angriffe im Neologischen Wörterbuche in Schutz genommen hatte, auch „dem großen Rellah" zugeeignet, der sowohl im Titelaufsatz wie im Vorwort wegen der Lesarten in der VII. Auflage seiner Gedichte verspottet wird. Das Gedicht selbst ist, das Verständnis für die einzelnen Anspielungen vorausgesetzt, durchaus nicht so zusammenhanglos und albern, wie Danzel meinte. Die Göttin der Dummheit, die allenthalben ihr Reich und ihre Anhänger hat, sieht mit Besorgnis in die Zukunft, denn Bodmer ist alt, „alles merket, daß sein Donner nicht wie vor zehn Jahren knallt", Landwie (Wieland) ist zu schwach; der Blitz in Klopstock's Händen könnte noch den Thron der Göttin selbst zerschmettern, den auch der „Ketzer an der Oder" (Baumgarten) nicht aufzubauen vermögend wäre. Es muß also an Bodmer's Stelle ein neuer Herrscher gewählt werden, aber: „Wo so viele Narren sind, fällt es schwer, daß man nur einen ärger als den andern findt". Das III. Buch führt uns Lessing vor, wie er soeben aus dem Bette des Buchhändlers Voß springt, auf welchem einst auch Mylius seine Reisen ausgeheckt. Er geräth mit Voß, der ihm gedroht hatte, den dünnen Gerstensaft nächstens mit Wasser zu taufen, in Streit. In blinder Wuth zermalmt er das Tintenfaß und bespritzt den „Henzi", die „Kleinigkeiten", die Kritik über Klopstock, „die Juden" und das »Vademecum«. Dies sieht die Göttin der Dummheit, sie besteigt ihren

1) Sammlung von Sinngedichten. o. O. 1755.

2) Die ganze Ästhetik in einer Nuß, in ein Nüßchen gebracht; oder Nachlese der Neologie. o. O. 1755. Auf der zweiten Titelseite: „Die Nuß oder Gnißel: ein Heldengedicht; von ihm selber fleißig vermehret: Siebente Auflage; Dem großen Rellah zugeeignet".

mit sechs Hyänen bespannten Wagen und holt den Rasenden ab, um ihn auf ihren Thron zu setzen. Während nun dieser „Ritter von der lustigen Gestalt" das Krönungsfest feiert, erbebt der Thron, ein Knall erfolgt — es ist nur eine Nuß, aber eine Nuß, die das ganze Reich der Dummheit in Schrecken und Aufruhr versetzt.

Lessing antwortete nicht öffentlich, obwohl ihm einer seiner vertrauten Korrespondenten, ein gewisser Hunger, den Schönaich einen „Windbeutel und in der Verehrung gegen Haller ersoffen" nennt (24. Mai 1755), eine Entgegnung zugesandt hatte. Auch das Epigramm „Schönaich — Ach! ein Ochs", welches sich offenbar auf diese Satire bezieht, schreibt man ihm wohl mit Unrecht zu[1]; es ist vielleicht von Nicolai, der auch im 10. Briefe „Über den jetzigen Zustand" die gebührende Antwort auf das Nüßchen ertheilt hat[2].

Während Schönaich in den letzten Satiren mehr seine eigene Sache führte, trat Reichel für Gottsched ein. Seine „Erläuterungen"[3], eine Sammlung von Briefen, deren Druck Rosenberg besorgte, sollten Gegenstücke zu den von Lessing herausgegebenen sein. Das erste Schreiben befaßt sich wieder mit den „Fragmenten" und „Rettungen" und stichelt auf die Vorrede zu seinen Schriften. Unter anderem wird, ähnlich wie in den Possen, als Mittel, Lob zu erwerben, angepriesen: „Machen Sie eine Vorrede, die ihrem Leser gerade unter die Augen saget, daß Sie nichts nach seinem Beifalle fragen, und schließen Sie mit einem Satis est potuisse videri". Auf einen langathmigen Beweis, daß Gottsched an der modernen reimlosen, d. h. „ungereimten" Dichtung nicht schuld sei, folgt ein Versuch, den „Hermann" ins „Ästhetische" oder „Klopstockische" zu übersetzen. In einzelnen Gedichten, in denen der Verfasser unter anderem die beste Welt sucht und sich durch den Luftschiffer Bodmer zum Monde führen läßt, erhalten ihre Abfertigung: der „elende

1) Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge. Leipzig 1850 S. 133.

2) Vgl. über das komische Heldengedicht, welches Nicolai mit Lessing machen wollte: Ww. XX. 2. 20.

3) Erläuterungen über die ganze Ästhetik in einer Nuß, in einigen Briefen den Liebhabern der neuen ästhetischen Schreib- und Dichtungsart mitgetheilet. Frey-Singen 1755.

Verfasser der Lästerschrift Ragout", Patzke, der die Blöße des „undeutschen" Klopstock durch einen Bettlermantel zu decken suchte, Zachariae, denn er versilberte und vertuschte seine alten Gedichte mit eitel Klopstockianismen; Gellert, der sich um die Unsterblichkeit fabelt, weil er ein französirendes Deutsch schreibt und seine Erzählungen zu weit ausspinnt, der Nachahmer Haller's, Baron Creuz, der in seinen Trauergedichten schwülstig wird wie Young und Andere.

Inzwischen war Zachariae in den Vordergrund getreten. Wir haben bereits gesehen, wie er es durch den „Phaëton" mit seinem früheren Meister verdorben hatte und daher ein Opfer des Neologischen Wörterbuches geworden war. Auch sonst hatten ihm die darauf folgenden Satiren einige Aufmerksamkeit zugewandt. Da geschah das Unerhörte, daß er in dem zum Gedächtnisse Hagedorn's herausgegebenen Gedichte[1]) über den „großen Duns", dessen Lob jedem zum Schimpf gereiche, herfiel und in einer Note (Seite 16) umständlich erzählte, wie Gottlieb Fuchs demselben in die Hände gefallen war.

Die Göttinger Anzeigen bezeichneten das Gedicht als gerechte Antwort auf das Neologische Wörterbuch[2]); Lessing zitirte am 4. Januar 1755 die Note in der Beilage zur Vossischen Zeitung und versprach den Fremdlingen im Reiche des Witzes näheren Aufschluß über den großen Duns. Das Blatt vom 11. Januar brachte denselben in dem Epigramm:

„Der Mann in [Leipzig], welchen Gott
Nicht schuf zum Dichter und Kunstrichter,
Der, dümmer als ein Hottentot,
Sagt, er und S * * [Schönaich] wären Dichter ꝛc."

Schönaich scheint noch am 21. Januar 1755 von dieser starken Dosis nichts gewußt zu haben. Er schreibt: „Herr Zachariae ist mir in der Grabschrift auf Hagedorn zuvorgekommen und hat ein Gedicht gemacht, worin er gewaltig auf Neukirch und uns schmälet und mit einem langen Duns um sich wirft, den der Hamburger zweimal nachgelallt hat". Bald darauf veröffentlichte er den „Sieg des

1) Gedicht, dem Gedächtnisse Hagedorns gewidmet. Braunschweig (1754).
2) Vgl. 1754 St. 149.

Mischmasches"[1], ein episches Gedicht in Alexandrinern, wohl sein elendestes satirisches Gewäsch, in welchem er erzählt, wie Zachariae von einem Gotte Mischmasch verführt wurde, französische Brocken ins schweizerische Deutsch zu mengen, wie sich aber die Wahrheit dagegen empörte und ihn an ein Loch im Norden führte, wo Klopstock die Engel und Schönaich die schwülstigen Dichter einsperrt. Hier stürzt ihn die Wahrheit in den Grund. In dem hiebei entstehenden Kampfe triumphirt Mischmasch, der nun Zachariae's Gott wird. Die Barbarei küßt ihn auf den Mund, und er schwört mit Renommistenschwüren. Seine erste Heldenthat ist jenes Gedicht auf Hagedorn: „Er sangs bei einer Gruft, Daß noch der Wiederhall am Harze wiederruft".

In den Anmerkungen wird das „Geschmier des großen Gnißel" verspottet und seine Vielseitigkeit in den Versen verherrlicht:

„Mein Gnißel ist ein ganzer Mann;
Bedenkt nur, was er kann!
Wo ist der Mann und wo die Schrift,
Die nicht sein Bannstrahl trifft?
Erwähnt einmal von der Physik:
Mein Gnißel ist ein Physikus!
Spricht Graun und Bach von der Musik,
Mein Gnißel ist ein Musikus;
Was ist er nicht? Ein Kritikus,
Ein Klopstock, ein Grammatikus
Ein Tycho, ein Scholastikus.
Noch mehr? auch ein Politicus.
— — — — — — — — — — —
Das ist er stets, wovon er spricht:
Ja, alles kennt er, sich nur nicht" (S. 36 ff.).

Zachariae rächte sich anonym im Sommer 1755 durch ein Alexandrinergedicht[2], welches in mehr ernsthafter als scherzender Weise den „Antipoden des Witzes und der Vernunft" einen Spiegel vorhalten sollte: Germania sitzt am hohen Donaustrande und freut sich über des Reiches Flor und der deutschen Dichter Ruhm, der

1) Der Sieg des Mischmasches, ein episches Gedicht von dem Verfasser des Geissel's. Troßberg 1755.

2) Die Poesie und Germanien. Berlin 1755.

bis an die Sterne dringt. Da fällt ihr die Poesie zu Füßen und erhebt laute Klage über den Schwarm der elenden Nachahmer Haller's, Anakreon's, Gellert's und Klopstock's. Namentlich geht ihr zu Herzen, daß man auf den Sänger des „Messias" Satiren schreibt, Bodmer's Muse höhnt und Wieland's Lied verschmäht:

„In Leipzig, wo vordem der Schlegel Lied gesungen:
Wo noch ein Gellert singt und Cramer's Harf' erklungen,
In Leipzig thront und herrscht ein blinder Aristarch,
Der Reime Patriot, der Prosa Patriarch.
Vergebens zeichnen ihn des strengen Satyrs Schläge,
Er achtet Striemen nicht und bleibt auf seinem Wege."

Nach einer Lobpreisung des „Messias" heißt es weiter: „Die fromme Dummheit auch sucht er zu hintergehen, Mischt die Religion in seinen Dichterkrieg Und giebt den Hudemann's lautjauchzend Kranz und Sieg". Aber Germania tröstet sie: Trotz Voltaire's Anpreisungen rühre niemanden der schale deutsche Held und seine plumpe Magd im „Hermann". Dagegen könne Deutschland auf eine Reihe wirklicher Dichter stolz sein. Was bedeute ihnen gegenüber ein Gottsched und sein plumpes Pöbelvolk: „Schwabe, Schönaich, Triller, Pantke, die Krügers und die Grimms, die Feinde der Gedanken, die leeren Casparsons — und o! wer zählet sie!"

Das Gedicht, dessen Schärfe auf einen Verfasser hinweist, der mitten im Kampfe stand, ist sicher von Zachariae. Lessing zeigte es am 12. August 1755 in der Berlinischen Zeitung mit lobender Anerkennung an und sagte hiebei: „Der Dichter hat sich nicht nennen wollen; wie aber, wenn er sich auf der sechzehnten Seite eben dadurch genennt hätte, daß er sich nicht genennt hat?" An der bezeichneten Stelle, wo neben Uz, Gleim, Kleist, Lessing u. A. auch die einzelnen Bremer Beiträger als gute Dichter vorgeführt werden, fehlt eben nur Zachariae. Auch erinnert eine lange Anmerkung am Schlusse, wo Gottsched, der deutsche Lauder, als noch verachtenswerther bezeichnet wird als der englische, an die Note in Hagedorn's Ehrengedächtnis[1]).

1) Vgl. überdies Sulzer an Bodmer in Körte, Briefe der Schweizer, S. 254.

Zachariae's Angriffe beantwortete Reichel in einem sachlich gehaltenen prosaischen Sendschreiben[1]), in welchem er das Lob Hagedorn's herabzumindern suchte und dem Leichenredner vorhielt, daß er Gottsched, den er doch früher als seinen Meister verehrt hatte, mit ungesitteten Dingen angefallen hätte, „die man kaum einem schimpfenden Dorfbuben vergeben würde" (Seite 20). Schwach war das, was er gegen das Gedicht „die Poesie und Germanien", als dessen Verfasser Zachariae schon damals in Halle bezeichnet wurde, vorbrachte. Die Hereinzerrung einer rein persönlichen Angelegenheit in den Streit, wie es die Unterstützung des armen Bauernsohnes durch Gottsched und Hagedorn war, veranlaßten Fuchs, damals bereits Pastor in der Nähe von Dresden, zu einer Erklärung, die er jedoch an die falsche Adresse eines anderen Gottschedianers, des Joh. Nathanael Reichel in Zwickau, richtete. Joh. Gottfried antwortete hierauf im Neuesten, ohne daß indeß die Welt hierüber aus den Angeln gieng[2]).

Mittlerweile hatte auch die Schweiz wieder satirische Beiträge zum Kampfe geliefert. Niemand war über das Neologische Wörterbuch so empört als Bodmer, der zu seinem Verdrusse hören mußte, daß es in Deutschland viele Leser fand, die sich vergnügt die Hände rieben. Schon im November hatte er „Eduard Grandison's Geschichte in Görlitz"[3]) fertig, in der nicht nur die Gottschedianer, sondern auch jene Mittelpartei getroffen werden sollte, die dem seraphischen Fluge nicht folgen mochte und sich hübsch zwischen Himmel und Erde hielt. Zu ihr gehörten hauptsächlich Uz und Ramler. Der erstere hatte sogar in seinem „Sieg des Liebesgottes" (1753) das Lied verspottet, das „bis an den kalten Mond entfliegt" und namentlich auf Bodmer's Poesie gestichelt (Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt — ein Patriarch vielleicht ꝛc.). Wieland und Geßner schickten die Bodmer'sche Satire an Gleim, dem gegenüber sie sich als Verfasser ausgaben, und Ramler besorgte bei Voß den Druck, nachdem der VIII. Brief,

1) „Freymüthige Anzeige einiger Irrthümer, welche Herr Friedr. Wilh. Zacharia in seinem Gedichte, welches er dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet, wider seinen Willen begangen hat". 1756.

2) Vgl. Neuestes VI. S. 622. 3) Vgl. oben S. 341 Anm. 2.

der auf seine Batteux-Übersetzung stichelte, fortgelassen und wahrscheinlich auch die Stellen gegen Uz gemildert worden waren[1]). Lessing zollte der Schrift ihrer maßvollen Haltung wegen Beifall[2]). Die Erzählung in Briefen führt uns den Schweizer Martin Kreuzner vor, der mit dem englischen Baronet Eduard Grandison, einer Kopie von Richardson Karl, und mit Schönaich zusammentrifft. Der deutsche Kavalier ist von kleiner Statur, hager, „sein Gesicht überall ausgefahren und ziemlich dunkelroth, vornehmlich die Stirne, die sich in etliche starke Runzeln faltet". Nach der Tafel giebt er dem Engländer, der nach Deutschland gekommen ist, um die Litteratur hier kennen zu lernen, eine Darstellung von den Fortschritten derselben. Natürlich ist Gottsched der Meister, der „Hermann" die Blüthe der ganzen Entwickelung. Dagegen hat der Dichterneid in der Schweiz, dem verachtetesten Winkel Deutschlands, etliche kleine Gelehrte erweckt, welche mit ihren biblischen Gedichten das Malerische und Schöpferische Milton's in die Poesie einführen wollten. Grandison fühlt sich als Engländer herausgefordert und vertheidigt die Benennung des Dichters als eines zweiten Schöpfers, Kreuzner nimmt die Schweizer in Schutz. Am nächsten Morgen ist Grandison, der inzwischen in die wichtigsten Schriften beider Parteien Einsicht genommen hat, bereits Anhänger der neuen Richtung und spricht begeistert von der „Messiade", der „Noachide" und dem „geprüften Abraham"; „Hermann" hat ihn kalt gelassen. Da erscheint der Rhapsode Fridolin; sein Vortrag von Wieland's „Hymne auf die Sonne" giebt Schönaich zu Erörterungen über den poetischen Stil Veranlassung: „Alles, alles, Worte, Bilder, Gedanken, Unsinn, Schwulst, Meteore, Phöbus, Miltonisches, Messiadisches Phöbus." Allein die Diskussion spitzt sich gegen „Hermann" zu, dem nun ebenfalls Phöbus und Sprachwidriges nachgewiesen wird. Der Rhapsode setzt seine Rezitationen aus Bodmer's „Colombona", Wieland's „Weltgericht" und Klopstock's „Messias" fort, und erklärt es für ein Glück, vor Leuten zu sprechen, die einen gesunden Verstand, ein gutes Herz und wenig Belesenheit hätten; „nur keine Leute, die Profession vom Witz und

1) Vgl. Hirzel, Wieland und Künzli. Leipzig 1891 S. 73 ff.; Schüddekopf, K. W. Ramler 1886 S. 50. 2) Vgl. Ww. XII. 610.

vom Reimen machen". Damit wird eine neue Erscheinung vorbereitet: Bei der Abendmahlzeit erscheint Gottsched selbst, „ein langer, weitgespaltener Mann von hohem Ansehen, wenn es die niaise Miene nicht verderbete". Grandison nennt bei der Erörterung der litterarischen Tagesfragen Lauder den schändlichsten Betrüger, weil er „seine Bezichtigungen auf lauter Verfälschungen und unterschobene Stücke gebauet hätte". Er verlangt daher triumphirend auch von Gottsched einen Widerruf, dieser aber sitzt gravitätisch da, und überlegen lächelnd meint er: daß Milton ein Plagiator gewesen, wäre keine Frage, es käme eben nur auf einen stärkeren Beweis an. Schließlich verhöhnen sich beide gegenseitig; Gottsched zitirt eine Strophe des Gedichtes „Die Kleinigkeit", das Schönaich gegen Bodmer und Klopstock gerichtet hatte[1]), Kreuzner antwortet in Hexametern. Der V. Brief soll uns durch die Geschichte Fridolin's in die Idee Bodmer's einführen, die biblischen Epopöen durch Rhapsoden unter dem Volke bekannt zu machen, der VI., von Grandison an Sawnders in Verona gerichtet, enthält die Auffassung des Engländers von der deutschen Litteratur, der letzte (VII.) einen Bericht über den Eindruck, den die Mittheilungen Kreuzner's auf die Schweizer Freunde gemacht haben. Ihre Bedenken, ob es gerathen war, die abenteuerlichen Dokumente von der Schwäche unserer Poesie dem Auslande preiszugeben, löst B. (Bodmer) mit der Bemerkung, wir seien gleich schuldig, dem Übel Zeugnis zu geben wie den Vollkommenheiten.

Auch Dudaim Wieland, der seit Oktober 1752 die durch Klopstock erledigte Stelle in Bodmer's Patriarchenherzen eingenommen und wahrscheinlich am „Grandison" mitgearbeitet hatte, fiel in seiner „Ankündigung einer Dunciade"[2]) über den Vater der deutschen Dunse und seine geistigen Söhne her. Er hielt ihm ein langes Register alter und neuer Sünden vor, nannte ihn einen „Schandfleck der Natur", brandmarkte seinen Amtsmißbrauch als Zensor (Gemmingen), beschimpfte seine ganze Quacksalberbude, wobei er selbst den sitt-

1) Vgl. Neuestes IV. S. 238 ff. und Grandison S. 65.

2) Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann. Frankfurt und Leipzig 1755. Aus der Handschrift in Bodmer's Nachlaß herausgegeben von F. Muncker. Heilbronn 1882 (Deutsche Litteratur-Denkmale Nr. 6).

lichen Ruf der Frau Professor nicht unangetastet ließ, und wandte sich endlich gegen Schönaich und dessen „Hermann". Die Schrift wurde durch Vermittelung Gleim's an Lessing geschickt, von Voß gedruckt und am 14. Oktober angezeigt. Eine eigentliche „Dunciade" zu schreiben, hatte Wieland nicht im Sinne, aber er war in seine „Ankündigung" so verliebt, daß er zwei Jahre darauf die Welt auf diese Schandschrift nochmals aufmerksam machte[1]). Erst 1758 antwortete ein Magister Closs aus Thüringen in der anonymen Schrift: „Ankündigungen einer Dunciade für die Schweizer", welche jedoch an eine falsche Adresse gerichtet war. Da der Verfasser Breitinger für den Übelthäter hielt, brandmarkte er dessen Schriften, namentlich die „Critische Dichtkunst", als Plagiate und stellte die Zensorehrlichkeit des Züricher Domherrn noch der des Leipziger Professors nach.

Ein Jahr nach der „Ankündigung" erschien das komische Gedicht „Arminius Schönaich", welches Bodmer bereits im Mai 1755 verfaßt hatte[2]). Hier tönten zum ersten Mal, sagt Bodmer, Wodan, die Walhalla und der Brag- und Minnebecher, welche seit der Zeit drohten, die sanften Töne, Aganippe, Helikon, Hippokrene zu überstimmen[3]). Veranlassung zu der Schrift gab Schönaich's Eitelkeit, sich als Verwandter des Siegers im Teutoburger Walde auszugeben; Motiv ist die Zusammenkunft dieses modernen Arminius mit dem barbarischen Hermann, seinem Ahnherrn. Allein der Schlag blieb wirkungslos; Bodmer selbst gab zu, daß die satirischen Züge auf Schönaich zu subtil seien[4]).

Die Angriffe der Schweizer sowie der Ton, in dem der „grimmige Tragödienrichter Gnisel" am 22. Februar 1755 Schönaich's Trauerspiele angezeigt hatte, schürten die Flammen von Neuem. Der Gemaßregelte raffte an Satiren zusammen, was er auf dem Lager hatte, Epigramme und kleinere Aufsätze wurden hinzugethan und das

---

1) Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat. Nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen. Frankfurt und Leipzig 1757. Vgl. Hirzel, Wieland und Klopstock a. a. O. S. 217 ff.

2) Arminius Schönaich, ein episches Gedicht von Hermanfried, a. O. 1756.

3) Vgl. Bremerische Denkmale a. a. O. 1779 S. 171.

4) Vgl. Zehnder, Postalozzi S. 376.

Ganze 1756 in der Sammlung „Mischmasch“[1]) veröffentlicht. Curtius' Abhandlung von den Metaphern, Ebert's Übersetzung von Young's Nachtgedanken u. s. w. sind in Sinngedichten abgethan. Über Lessing's Vorrede zu Mylius' Schriften heißt es (S. 15):

„Was wünsch ich meinem Feinde doch?
Nichts wünsch ich als nur eines noch:
Du, der Du mir so manche Tück erwiesen,
Sei einst von Gnißels Kiel als Mylius gepriesen.“

Neben viel Mattem begegnet manch guter Witz; auch eine Retourkutsche, mit welcher der Verfasser Lessing die durchtrieben boshafte Anzeige der „Possen“ heimzahlt (S. 31). Das launigste Stück ist jedoch die Lebensbeschreibung des Pantalon Phöbus (Bodmer's), ein Zento aus den Schriften der seraphischen Dichter und Lessing's. Die Satire war schon 1754 verfaßt, mußte aber, wie Reichel berichtet (2. Mai 1755), wegen Zensurschwierigkeiten zurückgelegt werden. Stellenweise trefflich wird darin der Dichterkrieg beschrieben. Da erscheinen die witzigen Freibeuter Rost und Liscow und die übrigen alten Kämpen, der „Almanach“ und das „Tintenfäßlein“, aber bei Pantalon war alles umsonst, er stand wie der Esel im Getreide beim Homer. Dann kam der göttliche Mann (Klopstock): aber au! auch noch ungöttlichere Sitten zogen mit ihm; „sie kamen“, und der wirthschaftliche Charakter des Noahdichters empfand einen Riß. Pantalon lernte, daß man nach der Feder nicht immer den Vogel beurtheilen dürfe, daß es gut sei, gewisse Leute in ihrer „dunkeln Ferne“ zu lassen. Im Geiste des Pantalonphöbus, in dem der „Fryhling und dergleichen Geschmeiße“ gehalten ist, wirkte auch der Weinsänger und Sinndichter Lessing; ob er sich gleich anstellte, als verachte er ihn, verlessingte er sogar die göttliche Messiade.

Den Beschluß der Sammlung macht ein „Trostschreiben an den H. Professor Meier über seine Kriegserklärung an dem (!) H. Professor Gottsched“, eine recht ungesalzene Antwort auf die letzte Streitschrift des Hallensers, der hier mittels eines von Haller, Bodmer und Titius gezeichneten Diploms als „kriegendes Mitglied“

1) Ein Mischmasch von allerlei ernsthaften und lustigen Possen; der berühmten Königin des Herzens Dulcinea von Toboso zugeeignet. 1756.

in die Gesellschaft der kleinen Geister aufgenommen wird. Schönaich hatte beabsichtigt, allen Gegnern Gottsched's, den einzigen Pyra ausgenommen, mit dessen Bruder er in freundschaftlichem Verkehre stand, seine Ergebenheit zu bezeugen (9. Juli 1754), und so sollte dieses Diplom auch gleichzeitig ein Spott auf die Ehrenbriefe sein, welche die Göttinger deutsche Gesellschaft auszugeben pflegte. Die „Zugabe zum Mischmasche“ [1]), in welcher unter Anderem mit deutlichem Hinweis auf Lessing die Zeitungsschreiber angestochen werden, weil sie die Verdienste der Schriftsteller nach den Dukaten abwägen, die sie für die Rezensionen bekommen, enthält eine Zuschrift an den güldenen Doktor Heinrich August Gerlach, der seit 1744 die Hamburger freien Urtheile redigirte und nun für seine 86 Sünden, die ihm alle einzeln aufgeführt werden, in die Stocknarrengesellschaft aufgenommen wird [2]).

Ende 1756 bemühte sich Gottsched neuerdings um einen Frieden mit den Schweizern. Vermittler war diesmal der Schultheiß Wolleb in Basel, welchem Bodmer indeß durch Iselin eine abschlägige Antwort ertheilen ließ [3]). Aber die Angriffe erfuhren einen Stillstand; was noch folgte, entsprang rein persönlichen Beweggründen. Gegen Klopstock und seine Sekte führten einzelne Gottschedianer allerdings auch noch später eine Art Guerillakrieg. Der Rektor Gottlieb Wernsdorf in Danzig machte auf den Unterschied zwischen den Asiaten und uns aufmerksam, die wir, in kälterer Luft lebend, nicht mit so „geschwollenem Munde“ reden [4]),

---

1) Zugabe zum Mischmasche von allerley ernsthaftigen und lustigen Possen; von dem Verfasser der Possen im Taschenformate. Luxemburg, bei Peter Boufflenr. 1756.

2) Die Satiren Schönaich's sind übrigens sowohl einzeln wie in verschiedener Zusammenstellung ausgegeben worden. Der „Pantalon Phöbus“ wie das „Trostschreiben an Meier“ finden sich auch separat vor; vielleicht gilt dasselbe vom „Traum“. Noch 1762 erschien eine Sammlung: „Critisches und scherzhaftes Lehr-Gebäude eines Satyrs vom schönen Geschmack der Teutschen“, Sorau bey Gottlob Hebold 1762. Auch in dieser Ausgabe sind nur die Titelblätter verändert. Beim Heldengedicht Gnißel heißt es fehlerhaft: „Dem großen Mellah zugeeignet“ (statt Nellah).

3) Vgl. Zehnder a. o. O. S. 458.

4) Quinque Orationes de Martis et Musarum foedere. 1758.

die Carlsruher Beiträge[1]) wandten sich gegen die Verstiegenheit im allgemeinen, Schönberg, der Verfasser der „prosaischen und poetischen Kleinigkeiten" (1762), philosophirte über das „verzweifelte" Wort „erhaben", und Richter, „der Obermeister am Parnaß", erfand für die sprachlichen Neubildungen den Ausdruck »verba comata«[2]), den Gottsched mit „geschwänzte Wörter" übersetzte und seither als Waffe gebrauchte. Allein die Litteratur gieng über derlei Dinge bereits achtlos hinweg. Das Publikum war des Zankes müde und von wichtigeren Interessen bedrängt. Mit dem Ausbruch des blutigen siebenjährigen Krieges war der große Tintenkrieg im Wesentlichen beendet.

XIX.

Die Gesellschaft der freien Künste. Der komische Krieg. Abschluß der poetischen, kritischen und wissenschaftlichen Wirksamkeit.

Während sich Deutschland von Gottsched immer mehr abwandte, glaubte dieser durch Gründung eines neuen litterarischen Verbandes das Wirken seines ganzen Lebens krönen zu sollen. Die Bestrebungen, die er als Senior der deutschen Gesellschaft begonnen, sollten durch die Gesellschaft der freien Künste zum Abschlusse gebracht werden. Wie in Frankreich, sagt er ausdrücklich, die Verbesserung der Sprache durch die Académie française natürlicher Weise der Hebung der schönen Wissenschaften vorangehen mußte, damit man ein geschicktes Werkzeug zum gemeinnützigen Vortrage derselben bei der Hand hätte, ja wie wirklich die Stiftung der Académie des Inscriptions et des belles lettres ungefähr

1) Carlsruher Beiträge zu den schönen Wissenschaften. Frankfurt und Leipzig. 1760. Bd. I. St. III.

2) Ad virum illustrem Dan. W. Trillerum etc. quinta de praesentis belli calamitatibus querela. Göttingen 1762.

25 bis 30 Jahre später erfolgt ist, so wäre es auch in Deutschland allmählich Zeit, die sämmtlichen freien Künste nunmehr „vor die Hand zu nehmen". Die Académie des Inscriptions in Paris und die arkadische in Rom, deren Ehrenmitglieder die Kurprinzessin Marie Antonie und der Kurprinz Friedrich Christian geworden waren, dienten als Muster. Aufgabe war: Forschungen auf dem Gebiete der antiken und deutschen Sprache, Litteratur, Geschichte, der bildenden Künste und Alterthümer; den Fragen der deutschen Kultur wurde jedoch ausdrücklich der Vorzug eingeräumt.

Um keine Diktatur irgend eines Mitglieds aufkommen zu lassen, sollte der Vorsitz jährlich wecheln[1]), und um dem privaten Verbande wenigstens einen Schein jenes offiziellen Charakters der Pariser Akademie zu geben, wurde der Kurprinz um Übernahme des Protektorates ersucht, welcher denn die Würde auch annahm. Ihm ist der III. Band der Gesellschaftsschriften zugeeignet, welche bei Breitkopf unter dem Titel erschienen: „Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig"[2]).

Die Gründung wurde am 5. September 1752 mit einem umfangreichen Protest gegen Rousseau's berühmte Preisschrift inaugurirt. In Frankreich war eine starke Bewegung gegen dessen wissenschaftsfeindliche Ansichten entstanden; allen voran der König Stanislaus mit seiner »Reponse au discours de Mr. Rousseau«, dann Le Cat, ein Mitglied der Akademie zu Dijon, welche Rousseau's Schrift gekrönt hatte; es folgte die Akademie zu Lyon und endlich die Académie française mit der für das Jahr 1752 ausgeschriebenen, gegen Rousseau gerichteten Preisfrage. Dieser antwortete mit Gegenschriften; auf die Angriffe Gautier's im Mercure galant richtete er unter Anderem einen öffentlichen Brief an Grimm[3]), den er nicht nur als anerkannten, sondern auch als vorurtheilsfreien Schriftsteller geschätzt haben mochte, weil er den Franzosen schon oft die Wahrheit gesagt hatte. Gottsched war von dieser Bewegung durch Grimm unterrichtet. Abgesehen von

1) Thatsächlich wurde jedoch Gottsched immer Vorstand der Gesellschaft genannt. 2) Bd. I. 1754, II. 1755, III. 1756.

3) Lettre de Mr. J. J. Rousseau de Genève à Mr. Grimm sur la refutation de son discours par Gautier, Professeur à Nancy.

seiner persönlichen Abneigung gegen Ansichten, wie sie die paradoxe Preisschrift verfocht, sah er sich im Geiste mitten unter jenen „Unsterblichen" Deutschlands, deren Ehrensache es sein mußte, in Ermangelung einer Akademie auch deutscherseits gegen einen derartigen Frevel zu protestiren. Hiezu kam sein Nationalstolz: die »rusticité Tudesque« konnte er dem Franzosen nicht vergessen. Schon im Augusthefte 1751 seines „Neuesten"[1]) brachte er einen Auszug aus jener Schrift, um sie Punkt für Punkt zu widerlegen. Nicht die Wissenschaften, sondern die Schätze aus Amerika hätten die Sitten verderbt; gegenüber dem von Rousseau geschmähten bäuerischen Wesen der Deutschen hebt er die feinen Sitten am kaiserlichen, Dresden'schen, Berliner und Hannoverschen Hofe hervor. Mit dem Geschütz umständlicher Gelehrsamkeit wird die Kulturgeschichte der Völker des Alterthums herangezogen, und sowohl Rousseau wie die Akademie zu Dijon, welche „einen so sophistischen Redner" hatte krönen können, müssen das Verdikt hinnehmen: »Ars non habet osorem, nisi ignorantem«. Hiebei machte es ihm ein besonderes Vergnügen, über das Lob, welches Rousseau den Schweizern gezollt hatte, herzufallen: Sie behaupten nur noch ihren Ruhm durch die Söldner, die sie für bar Geld in fremde Dienste geben, weil man sie zu Hause nicht ernähren könne; Tausende müßten jährlich bei Kummer und Krankheit über eine weite See, um daselbst noch vor Jammer und Noth zu sterben. „Diese Wirkung der so gepriesenen Freiheit und Unschuld der Sitten", schließt er mit einem unverkennbaren Seitenhieb auf Haller, „machet uns gewiß einen schlechten Begriff von der großen Glückseligkeit, die zwischen den Alpen wohnet."

Angeregt hiedurch veröffentlichte zunächst im März 1752 Gottfried Schütze, nachmals Professor zu Hamburg, eine Streitschrift[2]), worauf Gottsched am Geburtstage des Kurprinzen (5. September) als Dekan der philosophischen Fakultät im Schellhafer'schen Saale eine „Rednerhandlung" in Szene setzte, bei welcher drei Stunden hindurch von vier Mitgliedern der Gesellschaft, sämmtlich

1) Neuestes I. S. 469 ff.

2) „Beweis, daß der Grund von der Glückseligkeit der alten Celten mit nichten in dem Mangel der Wissenschaft zu suchen sei". 1752.

Schülern Gottsched's, unter Anwesenheit eines zahlreichen, zum Theile vornehmen Zuhörerkreises gegen Rousseau losgedonnert wurde. Das ganze Material der Widerlegung war vertheilt worden. Zunächst wies Friedrich Burscher aus Camenz nach, daß auch bei barbarischen und ungelehrten Völkern die Unsittlichkeit zu Hause war, dann erörterte Wilh. Abr. Teller (1734—1804), der nachmals bekannte Berliner Theologe, das Verhältnis der Wissenschaft zur Tugend, Karl Friedr. Brucker aus Augsburg das zur politischen Freiheit, und Joh. Traugott Schulz erhob die gesittete Gegenwart über die vormalige Barbarei. Die Reden wurden bei Breitkopf in einem Bande gedruckt[1]) und dem Kurprinzen als erste Leistung der Gesellschaft überschickt. So wurde hier von Gottsched und seinen Jüngern mit den veralteten Waffen einer pedantischen Dialektik gegen eine dem naturwüchsigen Denken und Empfinden entquollene Geistesströmung gekämpft, welche in der Folge mehr als jede andere Litteraturbewegung die Gottsched'sche Richtung der Vergessenheit anheimwarf. Gottsched und Rousseau, ein geschichtlicher Gegensatz, wie er kaum schroffer gedacht werden kann! Und doch hatte auch Gottsched für die Natur gekämpft. Daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe, war der Kardinalsatz seiner Critischen Dichtkunst; daß diese Nachahmung aber Richtung und Ziel aus der Natur des Menschen schöpfen müsse, hat er nicht begriffen, weil ihm die Kenntnis der Menschennatur in ihrer berechtigten Vielgestaltigkeit verschlossen war.

Die Mitglieder der Gesellschaft theilten sich in ordentliche und auswärtige; die letzteren, meist der früheren Rednergesellschaft angehörig, bethätigten ihre Theilnahme durch Korrespondenzen und Zusendung meist älterer Aufsätze; zu ihnen gehörten Clodius und Derling, die Rektoren von Zwickau und Halberstadt, Friedr. Gotth. Freytag aus Schulpforta, ferner Rosenberg, Pantke, Ferd. Freiherr von Münchhausen, Schönaich, Stief, der Superintendent von Quedlinburg Heinr. Mehne u. A. Wichtige

1) Vertheidigung der Gelehrsamkeit und sonderlich der schönen Wissenschaften gegen den Herrn Rousseau aus Genf am höchsten Geburtsfeste Sr. königl. Hoheit des durchlauchtigsten Churprinzen im philos. Hörsale zu Leipzig unternommen von Innenbenannten. 1752.

Resultate wurden in den Versammlungen nicht zu Tage gefördert; dagegen haben die jungen Leute hier manche Anregung zu weiterer wissenschaftlicher Bethätigung erfahren. Einige unter ihnen, wie der Kirchenhistoriker Karl Franz Haas in Marburg, der mehrere Beiträge zur hessischen Geschichte lieferte, bedienten sich erst seit ihrer Mitgliedschaft der deutschen Sprache für ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Außer den bereits genannten wären zu nennen: Christ. Aug. Hankel, der spätere Konsistorialrath in Frankenhausen, der sich durch deutsche theologische Schriften bekannt machte und als Mitglied der Gesellschaft ebenso den Pegasus bestieg wie Gottlob Benj. Pfeil, der spätere Tischgenosse Goethe's, bekannt durch seine „Versuche in moralischen Erzählungen", das bürgerliche Trauerspiel: „Lucie Woodwil" und die Geschichte des Grafen von P. Unter den Historikern hat sich außer Burscher, dem Biographen des Grafen von Bünau, der Hofarchivar in Cassel Christoph Schminke durch seine Studien aus der Thüringischen Geschichte und seine monumenta Hassiaca einen Namen erworben, unter den Naturhistorikern außer Kästner der Professor am Carolinum zu Cassel, Joh. Gottlieb Stegmann (1724—1795), als Verfasser mehrerer physikalischer Werke in deutscher Sprache.

Da die Gesellschaft ein Mittelpunkt deutscher Wissenschaft werden sollte, betrieb Gottsched bei den auswärtigen Mitgliedern die Gründung von Filialen, welche mit der Leipziger Hauptgesellschaft in Zusammenhang traten. So bildeten sein Bruder Heinrich G., Schminke, Engelhard, Reifstein, Groschuff, Casparson u. A. in Cassel einen Tochterverein, der allmonatlich, später alle 14 Tage Versammlungen hielt. Während diese ihre Aufsätze in die „Sammlung der ausgesuchten Stücke" nach Leipzig sandten, hat die Gesellschaft in Zittau, mit welcher auch die von Lauban in Verbindung stand, ihre Schriften selbständig veröffentlicht und den dritten Band derselben der Leipziger „Muttergesellschaft" zugeeignet, welche sie denn auch im Jahre 1755 als Mitglieder in den allgemeinen Verband aufnahm.

Auch diesem Vereine fehlte es nicht an Gegnern. Männer von Ruf, wie Christian Ludwig Hagedorn, lehnten die Einladung zum Beitritte ab (11. März 1756); auch Winkelmann, der sich damals in Rom befand, war in Aussicht genommen; ob er die

Aufforderung erhalten, bleibt ungewiß[1]). Zu wiederholten Malen muß Gottsched gegen die höhnenden Widersacher, namentlich gegen die Philologen, Stellung nehmen, die in den Bestrebungen der Gesellschaft eine Erniedrigung der Wissenschaften sahen. Er imputirte ihnen hiebei, sie verwürfen die Pflege der freien Künste von einem beschränkten Nützlichkeitsstandpunkte aus, und nannte sie daher „Brodgelehrte", ein Ausdruck, der seither durch Schiller's akademische Antrittsrede klassisch geworden ist. Den Lobrednern der Alten gegenüber untersuchte Schulz die Erfolge der Modernen und kam zu dem Schluß, daß mit Ausnahme der Beredsamkeit den Franzosen und Deutschen fast in Allem der Vorzug gebüre.

Aber die Göttingischen gelehrten Zeitungen, welche sich anläßlich der Anzeige des I. Bandes der Gesellschaftsschriften über verschiedene Einrichtungen, über die Titulaturen der Vorstände, über das von Reifstein entworfene Gesellschaftssiegel lustig machten und dieser neuen „Gottschedischen Gesellschaft" kein langes Dasein vorhersagten, behielten trotz Gottsched's energischer Abwehr Recht. Die Publikationen blieben auf die drei Bände beschränkt, denn der siebenjährige Krieg hemmte die Wirksamkeit der Mitglieder. Der Protektor war außer Landes, Gottsched selbst beklagte die „Entkräftung" der Gesellschaft[2]). Er hoffte bei der Rückkehr des Kurprinzen 1761 auf einen neuen Aufschwung und versammelte die Mitglieder in dem Großbosischen Saale in der Klostergasse zu einer großartigen patriotischen Kundgebung. Das zu diesem Zwecke von ihm gedichtete und von Hiller komponirte Singspiel, zu dem Frau Gottsched die Arien lieferte, gehört zu seinen besseren lyrischen Leistungen. Drei Mitglieder: Kind, der Übersetzer Plutarch's, der Augsburger Historiker Ötter, Beck und mehrere Ehrenmitglieder: Friedrich Johann, der Herzog von Braunschweig, Johann Friedrich, der Fürst, und Friedrich Karl, der Prinz von Schwarzburg, wurden neu

---

1) Wenn Danzel (G. S. 114) aus Winkelmann's Verbindung mit der Nicolai-Mendelssohn'schen Bibliothek der schönen Wissenschaften vermuthet, derselbe habe abgelehnt, so steht dem gegenüber, daß G. noch 1762 die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" mit uneingeschränkter Huldigung gegenüber dem „gelehrten Landsmanne" anzeigte (Neuestes XII. S. 95).

2) Vgl. Neuestes XII. S. 168, 172 ff.

aufgenommen, die Gesellschaft erhielt hiefür schmeichelhafte Schreiben, aber die Zeit war für sie vorüber.

Sicher schädigte die Gesellschaft ihr Ansehen auch durch ihre Haltung im Litteraturstreit. Zu wiederholten Malen wird die „geschminkte Schönheit" der neuen Muse von Georg Christ. Seyfert u. A. lächerlich gemacht[1]). Anläßlich der Magisterpromotion Brucker's trat ein Mitglied als Barde auf, welches die Sucht der Alpiner und alpinisch Gesinnten, elende Mißgeburten des Witzes durch lateinische Buchstaben von andern zu unterscheiden, in einer Satire verspottete. Der Sänger sang von der Entstehung der neuen gekünstelten Lieder und nahm die Stoffgrundlage aus der Edda; denn wenn der Geist Milton's den Witz der Deutschen wie der Dünger ein mageres Feld fruchtbar machen kann, warum sollte nicht auch das nordische Mythenbuch mit seinen Erdichtungen von Himmel und Hölle, Göttern und Ungöttern zu ebenso erhabenem Wunderbaren Anlaß geben? Die Erzählung selbst, von widrigem Stallgeruche durchweht, erschien mit einem Titelblatte in griechischen Lettern[2]).

Verhängnisvoll aber war für den „Präsidenten" die Einmischung der jungen Gesellschaft in Leipzigs Theaterverhältnisse, welche zu einem Skandal führte, der seinem Einfluß auf die Bühne vollends ein Ende machte. Die freiere Stellung, welche Schönemann gleich Anfangs Gottsched gegenüber einnahm, hatte bald zum Zerwürfnis geführt. Er „wich auf die Bahn des Singens und der Wildheit der Engländer und hub an zu spielen den Sidney und Coffey's Schuhflicker", sagt die Frau Professorin[3]). Als daher Koch im Dezember 1749 nach seiner Rückkehr aus Wien die Leitung einer Truppe in Leipzig übernahm, unterstützte ihn Gottsched um so bereitwilliger, als er vom Hofrath Globig in

1) Vgl. Sammlung der freien Künste II. S. 171, 434, die Fabel II. 452

2) Δεμ δουρχ αυφσεζουνγ εινες ούτες νευ ανγενομενεν Δρουιδεν Καρλ Φριδρειχ Βρουκερ, καισαρισχ βελορβερτεν Βαρδεν ουνδ γλιεδμας δερ γεσελλσχαφτ δερ φρευεν κυνστε ... σανγ ... ειν αλτερ Σκαλδερ. Ein Geschaffenes, itzo zum Gebrauche der Rubensischen Delphinen mit einer Dollmetschung begleitet, künftig aber zum Vergnügen und Unterrichte ihrer Cidli's mit einem Scholiasten zu versehen. Leipzig, gedr. bey J. G. J. Breitkopf. (4°). — Vgl. „Grandison" S. 58. 3) Vgl. Prophet von Böhmischbroda S. 27.

Dresden, welcher eben aus Paris vielfache Anregungen mitgebracht hatte, aufgemuntert wurde, auch in Deutschland auf bessere Theaterverhältnisse hinzuwirken. Zudem war ja Koch gerade in jener Zeit Mitglied der Neuber'schen Truppe gewesen, als die Bühne gereinigt wurde. Ihm mußte die Reform ans Herz gewachsen sein, und so lange er noch mit seinen Konkurrenten, der Neuberin, Schönemann und Schuch, zu kämpfen hatte, hielt er sich, um den Behörden gegenüber ein Höheres als seinen Vortheil geltend machen zu können, auch in Schranken. An patriotischen Gedenktagen wurde sogar der „Cato" aufgeführt, und die lustigen Nachspiele: „Julchen oder die glückliche Probe", „Joh. Henne", „das verliebte Kleeblatt", „Die Heirath durch Wechselbriefe" und „Die scheinheilige Sybille" wurden wegen ihrer „Artigkeit" von Gottsched durchaus gutgeheißen[1]). Dieser dichtete sogar zum Friedrichstage (5. März) 1751 für das Theater einen Prolog in Versen[2]), und seine Frau übersetzte auf Globig's Anregung die „Cenie" der Frau von Grafigny[3]), welche in der Osterwoche im Beisein des Hofes aufgeführt wurde. Hiebei ward ihr die Auszeichnung zu Theil, zu einer Unterredung in die königliche Loge gerufen zu werden. Nach Gottsched's Angaben[4]), für die er besondere Studien gemacht hatte, wurde endlich in Leipzig nach dem Muster der Alten das erste Schauspielhaus errichtet, dessen amphitheatralischer Grundriß für andere Bauten vorbildlich war und die bisher übliche Langform verdrängte. Allein gerade seitdem Koch, der anfangs in dem Enoch-Ritter'schen Garten auf einer provisorischen Bühne gespielt, dann die Neuberin aus dem großen Blumenberge verdrängt hatte, das neu entstandene Heim im Quandt'schen Hause bezog, fühlte er sich als Herr der Situation und glaubte der pedantischen Bevormundung entrathen zu können.

Die ersten Zerwürfnisse entstanden, als er bei Vervollständigung seines Personals mehr auf Sänger und Tänzer als

1) Vgl. Neuestes I. S. 154.

2) Sachsens getreueste Wünsche nach der unlängst erfolgten Vermehrung des allerhöchst. königl. Hauses ꝛc. als Vorspiel aufgeführt von dem p. t. Hofkomödianten Heinr. Gottfr. Koch. 4. Breitkopf 1751.

3) Cenie oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau von Grafigny, aus dem Französischen. Leipzig 1753.

4) Vgl. Neuestes I. S. 379.

auf Darsteller des regelmäßigen Dramas sein Augenmerk lenkte[1]). Bald wurde er auch im Gebrauche der italienischen Intermezzi kühner. Anfangs hatte Gottsched sogar gegen die eingeschalteten „artigen Tänze und musikalischen Zwischenspiele" nichts einzuwenden[2]), allein seit dieselben in die Tragödie eingeflochten und gleichzeitig immer derber wurden, sah er die Barbarei über die Bühne hereinbrechen. Zu Schönaich's Poetenkrönung gab man den „Poetischen Dorfjunker", was allgemein als beabsichtigte Bosheit ausgelegt wurde. Das Zerwürfnis war demnach bereits vorhanden, als Koch, zu entschiedenerem Widerstande gereizt, das Unerhörte wagte und sich der Operette, und zwar der englischen, zuwandte. Sicher wußte er, daß es Schönemann durch Coffey's „Der Teufel ist los" (Devil to pay or the wives metamorphosed), das er nach Bork's (pseud. Buschmann) Übersetzung schon am 24. Januar 1743 in Berlin und Michaelis 1750 sogar in Leipzig aufgeführt, mit Gottsched vollends verdorben hatte. Das Stück scheint aber gefallen zu haben, und er wollte Trotz bieten. Da ihm das alte Manuskript nicht zur Verfügung stand, veranlaßte er Weiße zu einer Neubearbeitung, und am 6. Oktober 1752 gieng die Operette in einer Komposition von Standfuß in Leipzig über die Bühne.

Jetzt begann der „komische Krieg". Zunächst trat jener Traugott Schulz, den wir als Mitglied der „Gesellschaft der freien Künste" bereits gegen Rousseau haben kämpfen sehen, in die Schranken. Er war 1731 zu Kitlitz in der Oberlausitz geboren und von der streng Gottsched'schen Schule des Rektors Baumeister in Görlitz 1751 nach Leipzig gekommen. In einer der Versammlungen hielt er, offenbar von Gottsched angeregt und unterstützt, einen Vortrag „Von dem Verfalle des theatralischen Geschmackes", in welchem er, ohne wohl anfangs die Absicht gehabt zu haben, die Arbeit zu veröffentlichen, gegen die Leipziger Bühne mit ihren Intermezzi, Zoten und Unflätereien loszog[3]). Die Theaterkreise erhielten Nachricht hievon, da ihnen aber die Schrift nicht zugänglich war, blieb es bei Schimpfworten und Drohungen.

1) Vgl. Prophet von Böhmischbroda S. 28. 2) Vgl. Neuestes I. S. 379.

3) Vgl. Vernunftgemäße Beurtheilung ꝛc. (s. unten) S. 50; dieser Bericht, von einem Freunde Schulzen's in demselben Jahre geschrieben, ist zuverlässiger als der von Titius in der Sammlung der Gesellschaft der freien Künste III. S. 475.

Erst als der Meister selbst öffentlich seine Stimme erhob, kam es zum Skandal. Im Februarheft des „Neuesten" brachte er den Inhalt eines gegen das englische Theater gerichteten französischen Aufsatzes[1]), aus welchem er nachdrücklich all das mit Zustimmung hervorhob, was die Franzosen gegen die Schaubühne der Engländer vorgebracht hatten. Nur der ernste Inhalt der Tragödie eines Shakespeare und Johnson könne überhaupt gefallen, hingegen schickten sich die langen und pöbelhaften, sehr übel angebrachten Gespräche, die gar zu hochtrabenden und „fast begeisterten Stücke voller Gallimathias" gar nicht für Übersetzungen. „Es giebt schöne Stücke im Shakespeare, allein auch ein Narr sagt bisweilen was Gescheidtes". In diesem Tone geht es über die englische Tragödie weiter. Die Komödie wird zwar lustig, aber im höchsten Grade zotenhaft und sittenverderbend genannt. Hieran schloß er die Klage, daß leider auch im Deutschen derartige Übersetzungen im Drucke vorliegen. „Es ist eine Sucht in unsere Leute gefahren, nicht nur englisch zu lernen, sondern auch das erste das beste daraus zu übersetzen". Die Oper „Der Teufel ist los" wäre ein Stück, das nicht besser sei als die Marionetten, und doch laufe das Volk haufenweise hinein. Recht boshaft bemerkt er, offenbar gegen Weiße, solche Übersetzer wollten nur zeigen, daß sie englisch verstünden und nothdürftig verdeutschen könnten. Den Komödianten wirft er Gewinnsucht vor, weil sie durch die wilden Vorstellungen solcher Stücke die Zuschauer gleichsam wie Beschwörer zusammenbannen können. „Da kommen Hexenmeister, Gespenster, Teufel, Tänze, Lieder, Verkleidungen und hundert andre Ungereimtheiten zugleich vor, die den schwachen Geist des Pöbels und derer, die ihm gleichen, recht bezaubern" (S. 132).

Dafür sollte die Magnifizenz neuerdings dem Spotte des Theaterpublikums preisgegeben werden. Koch zeigte sich scheinbar bekehrt. Am 21. Februar 1751 wurde auf dem Theaterzettel aus „besonderen Ursachen" der Coffey'sche Teufel zum letzten Mal angesagt. Gleichzeitig sprengte man das Gerücht aus, Gottsched werde wieder auf der Bühne erscheinen. Vor vollem Hause wurde das Stück toller als sonst

2) Vgl. Neuestes III. S. 128 ff.

gespielt, worauf Frau Koch einen von Max. Steinel, dem bezahlten Poeten der Bühne, verfaßten Epilog sprach, worin in nicht ungeschickten Versen das Publikum gegen die bevormundende Kritik aufgehetzt wurde: Sie verwerfe das Stück, weil es ein englisches sei, sie schelte die ganze Stadt und führe nicht nur mit England, sondern auch mit Frankreich Krieg. Zuletzt stellt sich der Verfasser, als ob nun nichts übrig bliebe, als „den Teufel wegzuthun", schließt aber plötzlich mit der Wendung: „Und wir behalten ihn, wenn ihrs zufrieden seid". Stürmischer Beifall folgte dieser Absage. Gottsched klagte beim Magistrat, obwohl für gerichtliches Einschreiten nicht das Geringste vorlag. Aber er machte sich noch lächerlicher: Aus Besorgnis, seine zahlreichen Feinde in Dresden[1]), vor allem Brühl, könnten die „Gerechtigkeit" des Magistrats beeinträchtigen und für die Schauspieler eintreten, wandte er sich am 24. Februar mit einem Schreiben an Globig und einem zweiten an den Kammerherrn von Diescau um Schutz. Inzwischen war Ende Februar ein Vergleich mit Koch zu Stande gekommen. Dieser mußte seinen Fehler „gewissermaßen" bekennen, um Zurücknahme der Klage ersuchen und, allerdings unter der Voraussetzung, „nichts wider sich weiter gedruckt zu sehen", das Versprechen geben, nicht mehr auf dem Theater gegen den Herrn Professor zu agiren. Gottsched war demnach mit seiner Beschwerde eigentlich eingegangen; dazu kam, daß Diescau, ein Freund der Koch'schen Bühne, von seinem Brief, weil er in lustigem Französisch geschrieben war, Abschriften nehmen ließ, welche in die Hände der frohlockenden Gegner geriethen, und daß ihm mit fast beleidigender Theilnahme sein aufrichtiger Gönner Globig schrieb: „Wenn Ew. Hochedelgeb. finden, daß mit dero Eyfer für das weitere Aufnehmen unserer Schau-Spiele nicht fortzukommen ist, so ist mir an Ihrer Ruhe selbst allzu viel gelegen, als daß ich nicht nunmehr denselben lieber von denen bisherigen löblichen Bemühungen gewissermaßen abrathen sollte" (10. März 1753)[2]). Hiedurch war er als Beschützer und Berather der Bühne hohenorts abgedankt. Allein nicht klanglos sollte er von der Stätte seines langjährigen Wirkens scheiden.

1) Von König kann keine Rede sein, da er 1744 gestorben war.
2) Vgl. Danzel, G., S. 175.

Hatte er auch das schmähliche Versprechen des Schweigens gegeben, so sind doch die Andeutungen der Gegner sicher richtig, daß er in dem nun beginnenden Federkrieg[1]) hinter der Linie seine Truppen befehligte.

Nach dem Erscheinen eines ganz unbedeutenden Flugblättchens: „Poetisches Etwas," welches in sechs Zeilen einen schalen Witz über Steinel brachte[2]), begann Schulz „die komische Kritik." Er arbeitete seinen Vortrag um und ließ ihn in Form eines Schreibens an einen Freund erscheinen[3]). Die Schrift verräth indeß noch die Art ihrer Entstehung durch den lebhaften Ton, in dem sich der Verfasser auf den bekannten Gottsched'schen Gemeinplätzen umhertummelt, sowie durch den Umfang des Themas, das sich auf das ganze deutsche Theater erstreckt. Auswahl wie Aufführung der Stücke werden an einzelnen Beispielen besprochen. Die „malabarische Poesie" des Regulus v. Pradon mit ihrer aufgeblasenen Sprache und ihren ganz unnatürlichen Liebesseufzern, der „Hadrian in Syrien", der eine italienische Oper zur Mutter hat, mit seinem matten und schläfrigen Höhepunkte, auf dem man am liebsten von den Schauspielen gute Nacht nimmt, sind den Stücken eines Corneille, Racine, Crebillon und Voltaire vorgezogen worden. Zu einer anderen Sorte schlechter Stücke gehören „die Liebe in den Schäferhütten", und die „Seelenwanderung" (S. 70).

Drastisch sind mitunter die Schilderungen einzelner Aufführungen: wie die Helden, eine Hand oben um den Hals, die andere wie angenagelt unter der Weste, mit steifen Schritten und

---

1) Vgl. Chronologie d. d. Theaters S. 159. Schmid's Nekrolog II. S. 456. Berliner Monatsschrift 1805 S. 13, 31. Die Streitschriften selbst befinden sich in einem Quartbande der königl. Bibliothek in Berlin (Ms. Germ. Quart. S. 746). Eine eingehende und zutreffende Charakteristik der 18 Stücke giebt Minor im Anhange zu „F. Weiße und seine Beziehungen", Innsbruck 1880. Ein kleiner Sammelband, die Nr. 5, 6, 10, 13, 18 der Berliner Sammlung umfassend, befindet sich in der sog. Ponikau'schen Sammlung der königl. Universitätsbibliothek in Halle. Die Bemerkung in Weiße's Selbstbiographie S. 27, daß ungefähr 30 Streitschriften erschienen seien, ist sicher eine Übertreibung.

2) Vgl. Nr. 2 der Berl. Sammlg., ferner Minor a. o. O. S. 149.

3) Schreiben an Herrn K* in Z**. Die Leipziger Schaubühne betreffend. Leipzig, Pouillard 1753 (Nr. 5 der Berl. Sammlg.).

strotzendem Wams einherschreiten, wenn sie recht groß und ansehnlich auftreten wollen, oder wie sie als Römer in weißen Handschuhen auf der Bühne erscheinen. Das Unsinnige werde aber durch das Unsittliche noch überboten, wie die Aufführung von Maffei's Merope gezeigt habe. Am schlimmsten gehe es in den Zwischenspielen zu. An die Stelle eines Mithridates wirft sich, ehe dieser kaum die Szene erlangen kann, ein unsinniger Ritter voller Ungestüm auf den Schauplatz. Er erblickt seine Schöne, er umarmt sie mit einer rasenden Zärtlichkeit, er wirft sein Haupt auf ihrer Brust hin und her, er verliert unterdeß Hut und Perücke und umschlingt endlich mit beiden Füßen wechselweise den ganzen Leib seiner Schönen. „Auf diese Art", klagt Schulz, „werden unsre Schauplätze Sammelplätze der Bosheit und öffentliche Buden aller Ungereimtheiten". Allein sein voller Zorn entlädt sich über Coffey's Oper, „das ausschweifendste Stück, das auf der Leipziger Bühne aufgeführt worden". Die Mißachtung der Einheiten, das unmotivirte Auftreten der Personen wird nur nebenbei gerügt, schwerwiegender ist die „Grobheit der Gedanken", die „niederträchtige Schreibart", die mit Schimpfwörtern und pöbelhaften Possen untermengt ist, die Unwahrscheinlichkeit der Handlung. Mit einem Wort: „der ganze Inhalt und die ganze Einrichtung scheint mehr eine Wirkung einer fieberhaften Phantasie als einer gesunden und reinen Vernunft zu sein". Auch Schulz beruft sich auf den Engländer Collier, der in seiner Critique du Théâtre anglois, comparé au Théâtre d'Athènes, de Rome et de France seinen Landsleuten in ihren Schauspielen vier Hauptsünden vorgeworfen hatte: die Unfläterei, Ruchlosigkeit (Schwüre, Flüche), Leichtsinnigkeit gegen die Geistlichen und halsstarrigen Eigensinn in der Besetzung der Hauptrollen durch Bösewichter. Nach diesen Gesichtspunkten geht Schulz das Stück und seine Darstellung Szene für Szene durch, wobei ihm denn gewiß auch Uebertreibungen mit unterlaufen sein mögen. Der „aufrichtige Bürger", der hier für die bedrückte Tugend eintritt, vermag indeß auch als Mensch nicht unsere Theilnahme zu erringen, denn er denunzirte Koch, daß er gerade die schlechtesten Stücke an patriotischen Festtagen gebe, was durchaus nicht richtig war, und er hetzte die Geistlichen gegen ihn auf, indem er ihnen in Aussicht stellte, sie würden endlich diesen ver-

wegenen Anfällen gegen die Tugend keinen Einhalt mehr thun können, und bald werde man auch mit ihnen auf der Bühne eine Kurzweil zu treiben anfangen. Der Weisheit letzter Schluß war — strengere Zensur, eine Forderung, die Gottsched übrigens schon in Dresden gestellt haben muß, denn Globig, freier denkend als sein berühmter Lehrer, hält ihm das Schauspiel-Gesetz von Paris entgegen, nach welchem „denen Comödianten bei Aufführung neuer Stücken oder recitirter Abdankungen keine vorhergängige Censur, als welche erstlich bei dem Drucken erforderlich ist, zugemuthet werden könne" (10. März 1753).

Koch erhob bei der Behörde Klage gegen Schulz, allein der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Verleger und Verfasser waren bekannt, die Schrift hatte die Zensur passirt, sie wies demnach kein einziges Merkmal eines Pasquills auf. Um so heftigeren Angriffen waren jetzt der Verfasser und sein berühmter Lehrer in kleinen anonymen Flugschriften ausgesetzt, die wahrscheinlich zum größten Theile aus Schauspielerkreisen stammten. Zunächst erfolgte eine „Antwort auf das Sendschreiben" [1]), als deren Verfasser man sich Koch selbst denken könnte. Einer besonnenen Vertheidigung der Bühne, bei der einerseits Verderbtheit des Theatergeschmackes zugestanden, andererseits aber die zwingende Nothwendigkeit für den Direktor betont wird, demselben Rechnung zu tragen, folgte der gegen Gottsched gerichtete Hauptangriff. Um den Vorwurf der Niedrigkeit und Unsittlichkeit in Coffey's Oper abzuwehren, weist der Verfasser auf die Sammlung hin, die „der große deutsche Patriot zusammengetragen hat": „Nehmen Sie nur einmal das Testament im VI. Theile der Schaubühne vor; was für liederliche und wider alle Religion laufende Ausdrücke sind nicht, wenn ich ihre Critik zum Prüfungsmuster nehmen will, in selbigem anzutreffen! Sehen Sie nur einmal den Herrn von Wagehals an. Er flucht, er spottet der Religion, und lauter Bestien, Teufel, Halsbrecher und dergleichen liederliche Redensarten machen seinen ganzen Discours aus". Darauf wird in Uhlich's „Unempfindlichen" auf die Verbuhltheit der Frau Friedlieben hingewiesen, die in ihren

1) Antwort auf das Sendschreiben an Herrn K* in Z**, die Leipziger Schaubühne betreffend. 1753. (Nr. VI. der Samml.)

Ausdrücken der Vespetta nicht nachstehe. Verächtlicher ist Schulz in einer Fabel behandelt, in welcher er als junger Falke dargestellt wird, der sich, um einem alten im Kampfe beizustehen, mit fremden Federn ausgerüstet hat. Da er aber bald in den Abgrund sinkt, eilen die Jäger herbei, glauben einen seltenen Fang zu thun, als sie ihn aber des fremden Schmuckes entkleiden, finden sie ihn — kahl.

Angeregt durch dieses Poëm sprach Gottsched, sich in sein Dichterrecht hüllend, später in der Fabel von dem Fuchs und den Mücken[1]) die Lehre aus:

„Um solches Lumpenvolk setzt euren Wert nicht tiefer:
Wie lange währt es doch! so stirbt das Ungeziefer."

Während die nächste Flugschrift, Schreiben an Z. in K.[2]), welche übrigens Schulz auch nur als unreifen Jünger aus der geschmackverderbenden Sekte behandelt, den ernsten Ton sachlicher Erörterung beibehält und bei Vertheidigung der Coffey'schen Operette nicht unpassend auf die größeren Freiheiten hinweist, welche musikalischen Stücken gegenüber dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit gebüren, ist das „Schreiben an den Herrn Director der Leipziger Schaubühne"[3]) durchaus ironisch und stellenweise in frischer Laune gehalten. Gottsched's Deutschthümelei, seine Neigung, sich und andere zu lobhudeln, der Brief an Diescau, ja auch seine erotischen Anwandlungen gaben hiezu willkommenen Stoff. Der Verfasser erklärt, kein Liebhaber des Stückes: „die zärtlichen Schwestern" zu sein, denn er halte sich an Gottsched's Anweisung: „Wenn geküßt wird, so muß ich mitküssen dürfen, oder ich schimpfe; zusehen ist meine Sache nicht". Um die Niedrigkeit der umstrittenen Operette mit einer höheren Auktorität zu entschuldigen, bringt der Verfasser eine eingehende Statistik der Schimpfwörter aus Gottsched's „Schaubühne".

Zu dem „Schreiben an das Publicum" hat der Theaterstreit nur die äußere Veranlassung geboten[4]). Es enthält drei aus dem

1) Vgl. Neuestes III. S. 560 (Heumonat).

2) Schreiben an Herrn Z. in K. Die Leipziger Schaubühne betreffend. Wie muthig tummelt sich die komische Kritik. 1753 (Nr. 8 der Samml.).

3) Braunschweig 1753 (Nr. 9 der Samml.).

4) Schreiben an das Publicum, die Schaubühne betreffend. Frankfurt und Leipzig 1753 (Nr. 10 der Samml.).

Französischen übersetzte Aufsätze dramaturgischen Inhalts. In der Einleitung zeigt sich der Verfasser als ruhig denkender Mann; er will durch Pensionen von höherer Hand den deutschen Akteurs unter die Arme greifen, weil sie sonst nicht immer gute Stücke liefern könnten; überdies soll ein sachverständiger, geschickter und gesetzter Mann die vernünftigen Regeln festsetzen, denn „jedes Volk und jede Zeit hat hierinnen etwas Besonderes".

Auch der Pegasus wurde zum Kampfe gesattelt. Schon Ende März erschien ein episches Gedicht: „Professor Johann Christoph"[1], welches Lessing am 5. April in der Berl. Zeitung „sehr beißend und spöttisch" nennt, von dem er aber, weil die Personen mit Namen genannt waren, Bedenken trug, mehr als den Titel anzuführen. Darauf trat ein „Meistersänger aus der Oberpfalz" — bittere Erinnerung aus dem Jahr 1749 — auf[2], welcher in siebenfüßigen überzähligen Jamben mit einer Diäresis nach dem vierten Fuße Schulzens Schreiben abfertigte. Er rieth ihm einfach, nach Ranking zu gehen, wo er zu seiner Befriedigung lauter tragische Helden auf der Bühne finden werde. Die Hauptstreiche führte der Sänger gegen den „Pächter des Verstandes", der es mit ihm schon durch seinen Kampf gegen das Latein verdorben haben muß. Empfindlicher noch geißelt „Poesie und Prosa"[3] in Alexandrinern Gottsched's Lügen und Uebertreibungen. Sticheleien auf Schönaich, Schwabe und Schulz gehen nebenher. Dem Verfasser antwortete ein Gottschedianer niederster Stufe in „Prose allein"[4]. Wie sein

---

1) Professor Johann Christoph, oder der Koch, und der Geschmack, ein episches Gedicht. Des Vorspiels zweyter Theil. Braunschweig 1753. Ob diese Teufelei nicht auch von Zachariae herrührt? Leider konnte ich das Gedicht selbst nicht auffinden.

2) „Kurze Antwort auf die jüngst wider die Leipziger Schaubühne herausgegebene Schmähschrift von einem Meistersänger aus der Oberpfalz" 1753 (Nr. 7 der Samml.).

3) Poesie und Prosa zur Rettung der Ehre des Leipziger Schauplatzes. Gedruckt im Jahr da der Teufel los war (Nr. 11 der Samml.).

4) Prose allein zur Rettung der Ehre des Herrn S... wider die Poesie und Prose eines Ungenannten von einem Freunde der Wahrheit, der guten Sitten und des guten Geschmacks aufgesetzt. Gedruckt im Jahr, da der Teufel gebunden war (Zuschrift mit „T. X. Z. der Autor" gezeichnet. Nr. 12 der Samml.).

unmittelbarer Gegner erzählt auch er die Geschichte des Streites, ohne sich bei seiner Widerlegung völlig informirt zu zeigen, so wenn er geradezu leugnet, daß Gottsched die Klage wider Koch eingereicht habe. An „Salz und Essig" fehlt es der Schrift in ihren Schimpfreden allerdings nicht[1]), aber die vielen Albernheiten, mit denen z. B. Steinel's Epilog glossirt werden, behalten im Gesammteindruck das Uebergewicht.

Sachlich wurde der Streit durch einen Freund Schulzens, den Juristen Dr. Adrian Deodat Steger, beendigt. In seiner „Vernunftgemäßen Beurtheilung"[2]) beweist er die Berechtigung der Kritik über das Theater seitens der Gelehrten mit dem Hinweis auf Molière, der sich für seine schwächeren Stücke auch Tadel habe gefallen lassen müssen; die Forderung nach Unsträflichkeit der Sitten auf der Bühne stützt er mit dem 26. Brief Gellert's. Der englische Teufel sei ein Schandfleck des Leipziger Theaters. „Jetzt fangen wir erst an, die Neuberische Bühne, den verdrungenen Schönemann und den verfolgten Schuch zu vermissen" (S. 13). Die Koch'sche Bühne wird in der „zweiten Nachricht" auf die Stufe des Wiener Hanswurstttheaters gestellt. Um dem Bedürfnis des Pöbels nachzukommen, ertheilt Steger mehrere positive Rathschläge: Anstatt der plumpen englischen Erfindungen halte man sich lieber an die französischen Zweideutigkeiten, an Fuselier, d'Orneval, de l'Isle, Marivaux u. A.; die Intermezzi sollen zu Nachkomödien umgestaltet, aber nur nach Lustspielen aufgeführt werden (S. 109); ja selbst mit der Aufführung von Opern würde er sich eher befreunden als mit diesem Mischmasch.

Das Schlußurtheil fällte der berufenste Richter Deutschlands, Lessing: In der Kritik über die Steger'sche Schrift gab er am 21. Juli 1753 in der Berliner Zeitung, wiewohl noch tastend und meist in Frageform, zu bedenken: daß überhaupt die englischen Stücke

---

1) Vgl. Gottsched's Anzeige im „Neuesten" III. S. 715 ff.

2) Vernunftgemäße Beurtheilung zweyer Schreiben, die wider das Schreiben an Herrn K* in Z* die Leipziger Schaubühne betreffend herausgekommen, aus den Gründen der Vernunftlehre und der Natur der Sache erwiesen. Leipzig, Büschel 1753 (Nr. 13 der Samml.). Vgl. „Samml. ausg. Stücke der Gesellschaft der freien Künste", III. S. 475; „Neuestes" IX. S. 923.

einer ernstlichen Beurtheilung nach den strengen Regeln der theatralischen Dichtkunst standzuhalten nicht fähig wären, daß es eine falsche Kritik sei, von jedem komischen Stücke eine allgemeine Moral zu verlangen; Coffey's Lustspiel müsse als eine groteske Malerei betrachtet werden, und es sei vielleicht nicht allzu wohl gethan, wenn wir unsere Bühne, die noch in der Bildung ist, auf das Einfache des französischen Geschmackes einschränken wollen. Das englische Stück zeuge bei allen seinen Fehlern von einem großen komischen Genie.

Wir können die völlig witz- und geistlosen drei Flugblätter, die noch anläßlich dieses Bühnenstreites erschienen[1]), ruhig übergehen. Aufsehen erregte nur noch Rost's freches Pasquill: „Der Teufel an den Kunstrichter der Leipziger Schaubühne“ [2]), in welchem neben andern Gemeinheiten die Kritik Gottsched's über „den Teufel“ als Racheakt für die Zurückweisung, welche sein Liebeswerben bei Frau Koch erfahren haben soll, dargestellt wird. Die betreffenden, in späteren Drucken getilgten Zeilen gehören zu den stärksten der ohnehin ansehnlichen Leistungen Rost's auf dem Gebiete des Zotenhaften, und die guten Knittelverse, die einzelnen Stellen echter Komik können den widrigen Eindruck, den die Gemüthsroheit des Verfassers hervorruft, nicht zurückdrängen.

Um dieses Gedicht scheint sich ein förmlicher Sagenkreis gebildet zu haben. Es wird erzählt, Rost, der damals Sekretär des Grafen Brühl war, hätte Gottsched, welcher eben durch die Pfalz reiste, auf jeder Poststation eine Anzahl von Exemplaren versiegelt überreichen lassen. Gleichzeitig besang man in Schlesien diese Reise in Hexametern:

„Feurige Dichter! besingt den Ruhm des trefflichen Gottsched's
Und den unschätzbaren Werth der unvergleichlichen Kulmus!“ [3]).

---

1) Nr. 14, 16, 17 der Berl. Samml.

2) Es scheint, daß das bei Minor a. o. O. abgedruckte Berliner Manuskript den ältesten Text repräsentirt und auf einem Drucke vom Jahre 1753 (Altenau) beruht. Hierauf deutet schon der bestimmtere Titel in den späteren Abdrücken: „An Herrn G., Kunstrichter“ ꝛc. (Schmid's Anthol. 1770. S. 213); „der Teufel an den Herrn Professor“ (Berl. Monatsschr. 1805. I. S. 31).

3) Vgl. Schles. Büchersaal II. S. 412: „Versuch in deutschen Hexametern auf die im Sommer 1753 vollzogene gelehrte Reise des berühmten Gottschedischen Ehepaars“.

Als dann der Graf Brühl zur Michaelismesse nach Leipzig kam, wäre der Professor sofort zu ihm geeilt, um gegen den Verfasser des Pasquills Klage zu führen. Der hohe Herr hätte ihn zunächst in Gegenwart des Sekretärs dasselbe vorlesen lassen und am Schlusse gesagt: „Das ist ja nichts als eine Posse. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Professor, so thäte ich, als wenn ich nichts davon wüßte“ [1]).

Frau Gottsched benutzte aber das „Sendschreiben des Teufels“ zu einem erst nach ihrem Tode erschienenen Epigramm, in welchem sie neben Rost auch den Grafen tecto nomine abfertigte [2]) und sprach endlich durch ihre Bearbeitung des „kleinen Propheten von Böhmischbroda“ den Epilog zu dem komischen Kriege [3]). Wie in Deutschland über den Text einer komischen Operette, war ein

---

1) Gegen diese Erzählung wären mehrere Bedenken zu erheben: 1) die spätere Zeit, aus der die Quellen stammen (Weiße's Selbstbiogr. S. 27, Schmid's Nekrol., Berliner Monatsschr. 1805), 2) die Abhängigkeit der Quellen von einander, 3) innere Gründe: Woher wußte Rost in Dresden so genau die Stationen von G.'s Reise? Die Reise gieng über Gotha, Cassel, Göttingen, Hannover und zurück über Braunschweig, Wolfenbüttel, Hildesheim, Halle, Die Pfalz hatte er also gar nicht berührt. Er konnte auch nach dem Vorfall von 1749 keine Sehnsucht haben, den Pfälzern wieder einen Besuch abzustatten. War das Opus damals schon gedruckt, daß es in vielen Exemplaren versandt wurde? Woher kannte G. den Verfasser, daß er bei Brühl schon zu Michaelis Klage führen konnte? Außer v. Diescau und Müller soll niemand von der Drucklegung gewußt haben; im Verdachte der Autorschaft stand vielmehr Steinel (Chronol. S. 159 ff). Endlich läßt der ganze theatralische Charakter der Erzählung vermuthen, daß die Phantasie, vielleicht die der Schauspieler, hier beflissen war, den Lächerlichen noch lächerlicher zu machen.

2) Vgl. Voß, Musenalmanach 1783 S. 117:

„Hört, Christen, eine neue Mähr:
Rost ist des Teufels Sekretär!
Dies Amt ist ihm gar eben recht,
Denn wie der Herr, so ist der Knecht.“

3) Den Titel vgl. oben S. 123 A. 2. — 1755 erschien noch: „Schildereyen der Kochischen Schaubühne in Leipzig“, eine in einzelnen Punkten abfällige Charakteristik des Koch'schen Personales, auf welche der Vorschlag folgt, wenigstens die Tragödien von den Intermezzi zu verschonen und: „Fernere Ausarbeitung derer Schildereyen der Kochischen Schaubühne in Leipzig“ 1755, worin der erste Verfasser in scharfer Weise abgefertigt und Koch nach jeder Richtung hin in Schutz genommen wird. Wenn sich auch hier das Für und Gegen

Jahr vorher in Frankreich ein Streit über den italienischen und französischen Geschmack in der Musik geführt worden[1]). Grimm war außer mit der »Lettre sur Omphale« auch mit einer Satire »Le petit prophète de Böhmischbroda« für den ersteren eingetreten und hatte die Schrift am 23. Juni 1753 an Gottsched geschickt, worauf sie unter Beibehaltung der Einkleidung von der geschickten Freundin umgedichtet und in deutsche Verhältnisse übertragen wurde: Ein armer Geiger in Prag vernimmt, als er gerade Menuetten komponirt, eine Geisterstimme[2]), die ihm befiehlt, das Vorhaben aufzugeben. Von unsichtbarer Hand wird er sodann nach Leipzig entführt, wo er der Operette Coffey's beiwohnt und über einzelne Szenen seine Betrachtungen anstellt. Die auftretenden Teufel waren keine gemeinen, sondern Sonntagsteufel, „und sie hatten an Galakleider mit goldenen Tressen und hohe Federbüsche auf den Hüten und rothe Handschuhe und rothe Strümpfe und Schuhe mit rothen Absätzen". Das Stück geht zu Ende, und der Geiger folgt der Stimme, die ihn in den Stutzerwinkel weist, wo er die Offenbarung des Geistes niederschreibt. Von der ersten Reformzeit an wird nun die Geschichte der Leipziger Bühne durchgegangen, wie die Neuberin, dann Schönemann und endlich der „Kellner, von dem man nicht weiß, ob er Koch oder Kellner ist", durch Folgsamkeit gegenüber jenem Wesen groß geworden, dann aber den Abfall mit ihrem Untergange bezahlen mußten. Zum Schlusse folgt die „Verheißung" an das Leipziger Publikum, welches hier die Stelle eines auserwählten Volkes einnimmt, weil sich ihm zuerst der gute Geschmack geoffenbart hatte:

---

wie in den Schriften von 1753 ziemlich scharf zuspitzt, wenn ferner auch die erste Schrift offenbar von einem Gottschedianer, die zweite aus Bühnenkreisen stammt, so stehen sie doch mit dem Theaterskandal nicht in unmittelbarem Zusammenhange.

1) Vgl. Flögel, Gesch. der kom. Lit. III. S. 540, „Neuestes" II. S. 543, III. S. 658 ff., 715 ff.

2) Offenbar die Stimme des guten Geschmackes, nicht die Gottsched's, wie behauptet wird. Dagegen sprechen Stellen wie: „Ich hatte dir Dichter gegeben wie Flemming und Ziegler, Phylander und Amaranth" (S. 24), also das mysteriöse Wesen wirkte schon vor G. Auf ihn gehen jedoch die Worte: „Ich schuf dir einen Mann, in dem (!) ich Gaben und Geschmack legte" ꝛc. Ferner erscheint S. 27 G. als der Sohn jenes Geistes.

Thu weg das Geplärre deiner komischen Opern, die doch keine Opern sind, und die Zwischenspiele, die du nicht verstehst! Thu weg von meinen Augen das Tanzen, das du nennest wunderbar, so es doch abgeschmackt ist: So will ich dir verschaffen Schauspiele nach meinem Herzen und eine Bühne nach meinem Sinne. Und will rufen meinen Knecht Schuch, den du gesehen hast vor den Thoren deiner Stadt. Und er soll abschaffen den Hans Wurst und soll spielen Stücke nach meinem Herzen, daß er berühmter werde als alle, die vor ihm gewesen sind. Und will sein Aufseher sein und ihn behüten! — Trotz dieses Friedensantrages, in den sogar Kollege Gellert und die „Beiträger" mit ihren Lustspielen eingeschlossen waren, gieng sowohl das Theater wie das Publikum über Gottsched zur Tagesordnung über. Er brachte auch den 1752 in Aussicht genommenen zweiten Theil der Schaubühne, in welchen Schönaich's Dramen und Derschau's „Orest und Pylades" aufgenommen werden sollten (28. Nov. 1752), nicht mehr zur Ausführung.

In noch respektvollerer Ferne hielt er sich von der Ausübung der lyrischen Poesie. Die Ode zum fünfzigjährigen Andenken der Erhebung Preußens zum Königreiche[1]) fand wenig Beachtung, noch geringere die zum Preise des Kurfürsten Friedrich Christian[2]). Der siebenjährige Krieg rief bei ihm und seinen Genossen nur Klagen über die Vernachlässigung der Musen hervor[3]); eines seiner größten und besten didaktischen Gedichte ist die Vertheidigung der besten Welt gegenüber Triller, der diese Lehre mit dem Hinweis auf das Erdbeben von Lissabon und das Bombardement von Wittenberg angegriffen hatte[4]). Er wurde in der Versifizirung und im Reimen gewandter, in der Sprache sogar konziser, in der Anwendung der Metaphern freigebiger, aber ein besseres lyrisches

1) Das erhöhte Preußen oder Friedrich der Weise. Leipzig, Breitkopf 1750.

2) Friedrich Christian, der unvergeßliche Churfürst zu Sachsen in der Gesellschaft der freien Künste durch drei Pindarische Oden den 8. des Hornungs 1764 besungen von J. Ch. Gottscheden, welchem beigefügt ist, die historische Lobschrift auf weil. Herrn Christ. Gottlob Köllnern, Prof. der schönen Wissenschaft zu Moskau. Leipzig. 1764.

3) Vgl. J. S. Schenkel's Ode im Neuesten XI. S. 245 ff.

4) Vgl. Neuestes XI. S. 335 ff.

Gedicht ist ihm nicht gelungen. Plumpe Geschmacklosigkeit begleitete ihn bis zu Ende. In seiner Jubelode zum zweihundertjährigen Stiftungsfeste des Elisabeth-Gymnasiums in Breslau[1]) kommt noch die klassische Stelle vor:

„Hat Gott dem menschlichen Gehirne
Vor der so rund gewölbten Stirne
Ein doppelt edles Licht verliehn“. . .

Zäher hielt er an der Kritik und Aesthetik fest. Aber weder die Anmerkungen zum „Batteux“, wo unter Anderem der „Teufel“, die Koch'sche Bühne und ihre Schauspieler noch einige Seitenhiebe erhielten, noch die Anzeigen im „Neuesten“ fanden Beachtung. Lessing, sein Nachfolger im Kunstrichteramte, hat bald darauf durch sein vernichtendes Urtheil im 17. Litteraturbriefe den letzten Nimbus, der noch um seine kritische Wirksamkeit aus besseren Tagen schwebte, zerstört. Gerade auf dem dramatischen Gebiete, auf dem er seine ersten und größten Siege errang, fand er die letzte und schmählichste Niederlage. So bitter und herausfordernd auch des Siegers Urtheile über ihn und seine Anhänger sonst waren, in dramatischen Fragen hatte Lessing noch immer eine gewisse Zurückhaltung beobachtet. Ja er folgte wie als dramatischer Dichter so auch als Kritiker anfangs den Spuren Sr. Magnifizenz. Beweis dafür seine Verbindung mit Mylius, die „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ und die „Theatralische Bibliothek“, wo noch Gottsched's Verdienste Würdigung fanden. 1753 huldigte er sogar der Weiblichkeit der später so hart beurtheilten Frau Professor. Die „Cenie“, heißt es in der Anzeige vom 24. Mai, habe an ihr die würdigste Uebersetzerin gefunden, „weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdolmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind“. In demselben Jahre äußerte er, wie wir gesehen haben, in der Rezension von Steger's Schrift zum ersten Male seine Bedenken gegen die Verwendung des französischen Dramas auf der deutschen Bühne, und 1754 erscheint in der Vorrede zum III. und IV. Theil seiner Schriften der Zweifel zur Ueberzeugung erhoben. Dazu kam im I. Stück der „Theatralischen Bibliothek“

1) Vgl. Neuestes XII. S. 788.

die „Abhandlung von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele" (1754), seine fortgeschrittenere Anschauung von dem Verhältnis zwischen dramatischer Handlung und Moral, seine Würdigung der Engländer endlich sowie sein thatsächlicher Anschluß an dieselben durch „Miß Sara Sampson". So hatte sich innerlich seine völlige Loslösung von Gottsched vollzogen; die fortgesetzten zum Theil persönlichen Angriffe Schönaich's mochten mitgewirkt haben, daß ihm bei der Absage das Maß abhandenkam.

Als die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste"[1] Gottsched's Verdienste um die Geschichte der dramatischen Litteratur und um das Theater anerkannte und die zutreffende Bemerkung machte, er hätte in seinem „Vorrath" etwas so Vollständiges geliefert, als man sonst bei Sammlungen dieser Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne, nannte ihn Lessing im 16. Litteraturbriefe einen patriotischen Mistträger (Κοπροφόρος) und sprach im 17. Briefe das berühmte harte Verdikt über seine ganze dramaturgische Thätigkeit. Den Vorwurf, daß seine Verbesserungen der „Schaubühne" entbehrliche Kleinigkeiten und wahre Verschlimmerungen wären, konnte Gottsched mit einigem Rechte „kritisch plumpe Sentenzen" nennen, und der ganze Ton berechtigte ihn zu der Klage, daß Lessing ihn mit seiner kritischen Geißel „recht kosakisch" verfolge[2]. Für das Wesentliche der Ausführung, den eigentlich fruchtbaren Gedanken, daß die wahre Poesie dem tiefsten Innern der Volksseele entquellen müsse, und daß daher, wenn es sich um fremde Muster handle, auch solche zu wählen seien, die dem Charakter eines Volkes inniger verwandt wären, hatte er kein Verständnis. Er hielt sich an Batteux: »Les goûts ne peuvent être différens, sans cesser d'être bons, que quand leurs objets sont différens«. Statt, wie es Lessing's Kampf erfordert hätte, in eine Analyse des deutschen Wesens einzugehen, den Kunstbegriff tiefer und zugleich freier zu erfassen, um die Führung der bisherigen Entwicklung zu rechtfertigen, setzte man sich Ende 1759 bei Gottsched's zusammen und fabrizirte die „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen be-

1) a. o. O. III. 1. S. 85.

2) Vgl. Neuestes IX. S. 916 ff.

treffend“[1]), in welchen Frau Gottsched, die sich in Faust's sieben Teufel vergafft hatte, in sprudelnder Laune ihren Spott mit dem von deutschem Witze eingegebenen „brittenzenden Fragmente“ trieb, ihm glückliche Vollendung wünschend, während Professor Ludwig als alter Kämpe gegen den Theaterwust das ernste Wort führte. Ihm scheint die dramatische Entwicklung eines jeden Volkes nach einer bestimmten Schablone vor sich zu gehen. Zuerst kommt die Rohheit, Unregelmäßigkeit und Wildheit; auf dieser Stufe stehen noch die Engländer. Sowohl die Franzosen wie zu Ende des 17. Jahrhunderts auch die Wälschen und Holländer hätten sich aus dieser niederen Sphäre bereits erhoben; ergo — —. Und Lessing will das englische Drama einführen? Gottsched hatte wie der alte Rabbi Ben Akiba gegenüber jeder neuen Bewegung das starre Wort: „Alles dagewesen“. So war von ihm die Poesie Klopstock's und seiner Schule als eine Erneuerung des Lohenstein'schen Schwulstes aufgefaßt worden[2]), und so sah er jetzt in der Forderung nach einem nationalen Drama im Anschlusse an die Engländer nichts anderes als das Bestreben, die alten Haupt- und Staatsaktionen wieder in Aufnahme zu bringen, und Frau Gottsched war gelehrt genug, dem Gegner hiefür eine Reihe deutscher Stücke, die „recht Shakespearisch, englisch und wild“ waren, in Vorschlag bringen zu können. Deutschland aber kümmerte sich nicht mehr um diese Vertheidigung.

Noch einmal sprach Gottsched als Aesthetiker zu dem größeren Publikum. Er machte sich an die „zehn Federn“, darunter die seiner Frau (Sign. *), tributpflichtig und stellte 1760 nach einjähriger Arbeit das „Lexikon der schönen Wissenschaften und freien Künste“ her[3]). Lessing verurtheilte es im 78. Litteraturbriefe; mit Recht, denn es steht nach keiner Richtung auf der Höhe der Zeit. Neuere Erscheinungen waren entweder übergangen oder vom beschränkten Parteistandpunkt behandelt. Frau Gottsched glaubte z. B. objektiv zu sein, wenn sie in dem Artikel über Milton mit ihrer Meinung zurückhielt, dafür aber das rüde Urtheil Voltaire's in seinem Op-

1) Vgl. oben S. 335 Anm. — Er. Schmidt, Zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust (Goethe-Jahrb. 1881, II. S. 65 ff.).

2) Vgl. Batteux, S. 198.

3) Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste von Joh. Chr. Gottsched. Leipzig 1760.

timisme herausschrieb. Nichtsdestoweniger war es ein verdienstvolles Buch. Es war das erste seiner Art, bot dem großen Publikum die wichtigsten Aufschlüsse über Realien aus der Litteratur und Kunst aller Kulturvölker und diente der allgemeinen Bildung, bis es durch die Sulzer'sche „Theorie der schönen Künste" verdrängt wurde.

Mit dem XII. Bande des „Neuesten" nahm Gottsched, nachdem er seine Gehilfin verloren hatte, im Jahre 1762 als Journalist von dem geneigten Leser Abschied, um sich der Vollendung seiner wissenschaftlichen Werke zu widmen. Er hatte, die „Tadlerinnen" und den „Biedermann" ungerechnet, allein an Zeitschriften dreißig stattliche Bände geliefert. Daß er durch diese seine Thätigkeit auch auf die Entwickelung des deutschen Journalismus anregend wirkte, beweist die stattliche Reihe litterarischer Zeitschriften, die seit 1745 erschienen war.

Überblicken wir die lange Zeit seiner kritischen Wirksamkeit, so ergiebt sich, daß Gottsched allerdings zu wesentlich anderen Anschauungen von der Kunst und der Poesie, insbesondere seit der ersten Auflage der „Critischen Dichtkunst", nicht gelangt ist. Er betonte öfter, was schön sei, schicke sich für alle Zeiten und alle Nationen, und seine Regeln hätten nun drei Tausend Jahre her ihre Güte und Wahrheit bewährt. Dennoch ist die Behauptung unrichtig, er wäre durchaus auf dem Standpunkt von 1730 stehen geblieben. Seine Entwickelung, die sich eben nur auf einzelne Fragen erstrecken konnte, haben wir bis in die Mitte des vierten Jahrzehnts schrittweise verfolgt; aber auch seit dieser Zeit haben sich seine Anschauungen mehrfach geklärt, modifizirt und theils erweitert, theils verengt. Freilich fehlte ihm außer der dichterischen Anlage auch die Energie des Denkens, um das Neue fruchtbar zu machen. Am 8. Mai 1751 hielt er auf der Paulinerbibliothek eine Vorlesung über die Frage: „Ob man in theatralischen Gedichten allezeit die Tugend als belohnt und das Laster als bestraft vorstellen müsse"[1], ein Thema, welches ihm von dem anwesenden Kurprinzen, dem er bei dieser Gelegenheit vorjammerte, daß Deutschland noch keinen Richelieu habe, gestellt worden war. Vom Begriffe der Naturnachahmung ausgehend, gelangte er zur Verwerfung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit und betonte nachdrücklich, die Schaubühne soll „ein

1) Abgedruckt im „Neuesten" I. S. 391 ff., 486 ff.

wahres Bild des menschlichen Lebens werden". Aber er scheint zu diesem Satze durch den „Zuschauer"[1], der die poetische Gerechtigkeit einen lächerlichen Lehrsatz der heutigen Kritik genannt hatte, ermuthigt worden zu sein, denn es fällt ihm gar nicht ein, irgendwelche Folgerungen daraus zu ziehen. Ja er ist in die Unverbrüchlichkeit der Einheitsregeln so verrannt, daß er schließt: Da die göttliche Gerechtigkeit in Handhabung ihrer Gerichte den Weg der Natur geht, dem Drama aber eine Zeitbeschränkung eignet, so könne auf der Bühne nicht immer ein sittlicher Ausgleich dargestellt werden. Er hat ferner durch Batteux den Begriff der Naturnachahmung strenger fassen gelernt. Der Künstler hat eine Auswahl der Natur zu treffen, das Einzelne muß in Idealität erhoben werden. Schönaich hatte den Stoff zu seinem Trauerspiel „Zayde" einem französischen Romane entnommen. Man staunt, wenn ihn Gottsched hierin mit den Worten vertheidigt: „Das ist keine Sünde, ein guter Dichter kann durch seine Berührung auch das Schlechteste zu poetischem Golde machen"[2]. Er tadelt daher die holländischen Maler, die da malen, was sie um sich sehen: „ihre Werke haben etwas Plumpes und Grobes an sich"[3]; dagegen lobt er Rembrandt, denn „die Wahrheit der Natur leuchtet aus allem hervor"[4].

Seine aesthetischen Anschauungen hatten sich nach und nach auch über die übrigen Künste erweitert. Durch den Litteraturstreit angeregt, gelangte er zur Überzeugung von ihren nothwendigen Grenzen, und bei dem sich steigernden Kampfe gegen das Malerische tadelt er nachdrücklich die fortwährende Verwechslung der Malerei mit der Poesie[5]. Die Grenzen wirklich zu ziehen, blieb freilich erst Lessing vorbehalten; Gottsched aber hat gewiß dazu beigetragen, die Frage akuter zu machen. Gegen die Musik wurde er immer verbohrter. Sie ist ihm nur eine Unterstützung oder eine „Aufwärterin der Poesie"; sie ist „unbeseelt und unverständlich, wenn sie sich nicht an Worte hält, die gleichsam für sie reden müssen, damit man wisse, was sie haben will"[6]. Verdrießlich waren ihm neue Erscheinungen der Litteratur, welche sich

1) a. o. O. I. St. 40. 2) Vgl. Neuestes V. S. 55.
3) Vgl. Batteux ꝛc. S. 37. 4) ibid. S. 175. 5) ibid. S. 162.
6) ibid. S. 207, 214.

nicht recht in seine Eintheilungen fügen ließen. Mit der Comédie larmoyante wußte er anfangs nichts Rechtes anzufangen. Bei der Anzeige von Voltaire's „Nanine" (1749) pflichtet er der Ansicht jenes Mitgliedes der Akademie zu Rochelle bei, welches das ganze Genre verworfen hatte, denn „es hieße dieses den Kothurn erniedrigen und eine Art von Bastard zuwege bringen, die weder ein Lustspiel noch ein Trauerspiel sein würde". Es könnten, meint er, zuweilen auch im Lustspiel Thränen vorkommen, allein nur als Folge einer zärtlichen Liebe[1]). Allein bald darauf scheint ihn das immer toller werdende Treiben auf der Bühne wieder bedenklich gemacht zu haben. Er mochte es lieber mit Menander und Terenz als mit Aristophanes und Plautus halten. Daher nimmt er nun Voltaire's Stück gegen die Verfechter des Molière'schen Geschmackes mit Berufung auf Destouches in Schutz. Dieser habe in seinem „Verschwender" oft die Leser mehr zum Weinen als zum Lachen bewegt, aber dem Zuschauer auch dadurch viel Vergnügen bereitet. Der „Cenie" von Frau Grafigny spendet er volles Lob, empfiehlt sie dem Theater zur Aufführung[2]), und, wie wir gesehen haben, wurde sie von Frau Gottsched auch übersetzt. Seine Opposition gegen das Derbkomische gieng jetzt so weit, daß er sogar die Holberg'schen Stücke verwarf. „Selbst die", sagt er im Batteux (S. 136), „so ich in meine Schaubühne gesetzt, ob ich sie gleich von vielen Niederträchtigkeiten gesäubert, bleiben noch allemal in dieser Classe und gefallen Leuten von feinerem Geschmacke nicht überall". In der IV. Auflage der „Critischen Dichtkunst" anerkannte er das bürgerliche Trauerspiel als berechtigte Gattung. Nachdem aber Lessing seine „Miß Sara Samson (!) ganz auf den britischen Horizont eingerichtet" hatte[3]) und Lillo's „Kaufmann von London" (1755) sowie „Die unglückliche Neubegierde" (1761) durch deutsche Übersetzungen bekannter geworden waren, wetterte er nicht nur gegen die hier dargestellten „Schandthaten, die Galgen und Rad verdienen", sondern fand in der Bezeichnung „weinerliches Lustspiel" einen inneren Widerspruch, und da ihm auch der Ausdruck „bürgerliches Trauerspiel" nicht paßte, weil die Personen mitunter

1) Vgl. Bücherſaal X. S. 73. 2) Vgl. Neuestes I. S. 68. 126.
3) ibid. IX. S. 916.

dem Adel angehörten, fragte er ärgerlich: „Wie soll man also dies neue Geschöpf taufen“ [1]? Ebenso war ihm das Schäfertrauerspiel eine „entsetzliche Mißgeburt“, zum mindesten ein eben solches Mißgeschöpf wie die Tragikomödie [2]. Seine Kritiken über neuere Dramen wurden immer dürftiger. Die Übertretung der Einheitsregel rügte er nicht mehr, weil sie den „dichterischen Freigeistern“ eine sehr kleine oder gar keine Sünde zu sein scheine; so kümmerte er sich also nur noch um die „Reinigkeit“ und setzte weise hinzu: „Wir wissen wohl, daß diese nicht das Hauptwerk des Dichters ist“ [3].

Gegen die Freiheit der Phantasie wurde er immer unduldsamer. Zwar gestattete er die Einmischung der Engel in die menschlichen Handlungen, ja er tadelte sogar Schönaich, daß er wie Glover den Himmel zu wenig miteinbezogen habe [4], aber er warnte gleichzeitig davor, die ganze Hölle in Harnisch zu bringen, und da es denn doch hiefür eine bestimmte Grenze geben mußte, so zog er sich auf die Basis der Lehren des Christenthums zurück. Batteux' Ausspruch, die Epopöe sei eine Art von Schöpfung, die gleichsam einen allmächtigen Geist erfordere, giebt ihm Gelegenheit, die Esprits-créateurs zu verhöhnen. Die Worte Esprit und Genie sind ihm so recht die Symbole der poetischen Verwilderung; jenes ist ein „vortrefflicher Scharwenzel für alles Mögliche“, für dieses will er das alte und ehrbare „Geist“ und „Witz“ setzen [5]. Sein voller Zorn wandte sich daher gegen Young, dessen Night-Thougts ihm schon viele Landsleute verführt hatten, und der nun in einem zu Leipzig 1760 übersetzten Schreiben an Richardson sogar schöpferische Originalwerke forderte: „Young hätte lieber bei finstern Nachtgedanken seine Phantasie beschäftigen oder von Larven, Gespenstern und Hexenversammlungen dichten sollen, um Kinder zu erschrecken, als daß er sich in eine Abhandlung kritischer Materien gemischt hätte, denen er kein Licht anzuzünden im Stande war“ [6]. — Welches Verständnis konnte ein Mann endlich für das Durchdringen der

1) Vgl. Neuestes XI. S. 380.
2) ibid. X. S. 853 und Beiträge VII. S. 655.
3) Vgl. Neuestes XI. S. 130. 4) Vgl. Batteux S. 106.
5) Vgl. Neuestes VIII. S. 725. 6) ibid. IV. S. 925, X. S. 676.

Empfindung in der Poesie haben, der dem Dichter nicht einmal die Freiheit gestattete, die Natur zu beseelen! Wenn die jungen Rehe vor Traurigkeit nicht mehr mit leichtfertigen Sprüngen hüpfen und die Vögel aufhören zu singen, stellt er die Frage: „Ist das alles wahr? Und wenn es nicht wahr ist, warum saget es denn der Dichter“ [1]? Selbst in formaler Beziehung verengte sich sein Standpunkt, denn wo immer er auf Hexameter oder auch nur auf reimlose Poesie gerieth, witterte er sofort den Feind, und er nahm lieber seine ersten Gegner in den Kauf, wie er denn z. B. die Psalmenübersetzung Cramer's auszeichnete [2], als das junge Deutschland, mit dem er im letzten Bande des „Neuesten“ (S. 536) seine Abrechnung hält. Neuere Schriftsteller! Hiezu macht er die Anmerkung: „Dieses Wort bedeutet in unserm erleuchteten Jahrhunderte gemeiniglich einen Sammler, Übersetzer, Zusammenschmierer oder wortlichen Nachahmer, auch wohl nicht selten einen poetischen Phantasten, hirnlosen prosaischen Großprahler oder einen langweiligen Plauderer, der ein gutes Gedächtnis und eine fertige Hand hat“. So blieb ihm nur noch der einzige Trost — die richtende Nachwelt. —

Seit der Begründung der Gesellschaft der freien Künste war bei ihm indeß das wissenschaftliche Interesse immer mehr in den Vordergrund getreten. Arbeiten auf dem Gebiete der Philosophie, Sprache, Litteraturgeschichte giengen neben einander. Obgleich er in der Philosophie mit der Vollendung des Kompendiums seine Aufgabe für beendet hielt, wandte er doch den wissenschaftlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete fort und fort seine Aufmerksamkeit zu. Durch Manteufel war er 1747 mit Wolf persönlich bekannt geworden. Nach des Grafen Tode würdigte der große Philosoph Gottsched sogar seiner Freundschaft; er unterhielt mit ihm einen beständigen Briefwechsel, erkor ihn zu seinem Biographen und verfügte, ihm zu diesem Zwecke alle Nachrichten, Briefschaften und Urkunden zur Verfügung zu stellen. Gottsched entledigte sich der ehrenvollen Aufgabe in der „Historischen Lobschrift des weiland hoch- und wohlgebohrnen Herrn Christians Freyherrn von Wolf“ (Halle 1755), für welche ihm unter anderen auch Réaumur Mittheilungen gemacht hatte. Ein tieferes Ein-

1) Vgl. Neuestes IX. S. 849. 2) ibid. IX. S. 475.

gehen auf das Denken und die Wirksamkeit des Philosophen wird man in dieser Schrift nicht suchen, aber sie ist mit einer gewissen Wärme geschrieben und enthält nicht nur in der Jugendgeschichte, der eine Selbstbiographie Wolf's zu Grunde liegt, welche Gottsched von dem Bürgermeister Gehlers aus Görlitz zur Abschrift erhalten hatte, sondern auch sonst zuverlässiges Material.

Noch einmal wurde seine Stimme in einer wissenschaftlichen Frage gehört. Samuel König hatte in einer Dissertation das Gesetz, zufolge welches die Natur immer nur das geringste Kräftemaß, welches zur Herbeiführung einer Wirkung erforderlich ist, in Bewegung setzt, als Leibnitzens geistiges Eigenthum erklärt, während es Maupertuis, der Präsident der Berliner Akademie, in dem kosmologischen Versuche als seine Entdeckung aufführte. In dem hierüber ausgebrochenen Streite, an dem sich auch Mylius gegen Euler betheiligte, handelte es sich in letzter Linie um die Echtheit eines von König veröffentlichten Leibnitz'schen Briefes, den die Akademie in Berlin für eine Fälschung erklärte (1752). Obwohl Gottsched gewußt haben mag, daß König einer seiner Schweizer Gegner war, und obwohl er andrerseits als Mitglied der Akademie Rücksicht zu nehmen hatte, trat er doch offen für die Echtheit des Briefes ein, und sein Urtheil, daß niemand im Stande gewesen wäre, Leibnitzens Stil so geschickt nachzuahmen, fiel auch ansehnlich ins Gewicht[1]).

Gottsched kämpfte in dieser Affaire unter den Vordersten. Wolf nahm hinter den Koulissen Theil, und auch König verschmähte es nicht, dem „großen Teutobock" jetzt Empfehlungen zu senden und ihn mit Beiträgen für die Herausgabe einer Sammlung der einschlägigen Streitschriften zu unterstützen, welche Frau Gottsched ins Deutsche übersetzte und Breitkopf herausgab[2]). Die Angelegenheit führte auch zur persönlichen Verbindung mit Voltaire. Dieser hatte sich, da Leipzig das Zentrum der Aktion wider die Akademie und ihren Präsidenten war, Ende März 1753 hier für einige Zeit

1) Vgl. Büchersaal VII. S. 110, Neuestes II. S. 814 ff., III. S. 463 ff. Vierteljahrsschr. III. S. 372.

2) Sammlung aller Streitschriften über das vorgebliche Gesetz der Natur von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper. Leipzig 1752, 1753.

niedergelassen, um, wie Frau Gottsched schreibt, ein Buch wider Maupertuis und die ganze Welt drucken zu lassen. Es ist bekannt, wie spröde die deutsche Professorin gegen den berühmten Franzosen war. Dagegen besuchte ihn Gottsched täglich und scheint ihm auch bei der Veröffentlichung der gegen Friedrich II. gerichteten »Libelles de Leipzick« behilflich gewesen zu sein.

In demselben Jahre fand er nochmals Gelegenheit, für Leibnitz einzutreten. Als die Berliner Akademie jene Preisfrage über Pope's Optimismus stellte, an deren Lösung sich auch Mendelssohn und Lessing betheiligten, führte er in einem Programm aus[1]), daß der erhobene Vorwurf eigentlich gegen Leibnitz gerichtet sei, da auf dessen Anschauung von der besten Welt Pope's Optimismus beruhe. Diese Lehre sei aber schon bei den Philosophen des Alterthums nachzuweisen, wie ihr denn auch die bedeutendsten Theologen der Gegenwart beipflichteten. — Im übrigen unterhielt er in seinen Zeitschriften einen beständigen Krieg gegen die sogenannten Freigeister. Obwohl früher einer der Eifrigsten in der Verbreitung der Aufklärung, besaß er doch nicht jene Voraussetzungslosigkeit im Denken, um die große Bewegung in Frankreich objektiv und gerecht beurtheilen zu können. Des Kampfes gegen Rousseau haben wir bereits gedacht; daß dieser in einem Briefe an D'Alembert die der Sittlichkeit abträglichen Stücke Molière's und Voltaire's striegelte, ließ ihn später milder über ihn urtheilen[2]). Montesquieu dagegen, „der so angebetete", der „jetzt so beliebte", blieb verpönt; er hätte in seinem Buche »de l'esprit des lois«, dessen Titel Gottsched schon ein Räthsel war, lauter Trugschlüsse in Anwendung gebracht und die Pferde hinter den Wagen gespannt[3]). Besondern Ärger bereitete ihm aber die „klimatische Philosophie der Franzosen", d. i. die Lehre von der Determination der Menschen durch Klima, Boden, Nahrungsweise. Zum Beweis hiegegen wies er auf den Witz und die Litteratur der Dänen, Schweden, Norweger, Isländer, Lappen und Russen hin. Der verächtlichste Freigeist war ihm La Mettrie; von Diderot zeigte er die »Lettres d'un esprit éclaré aux

1) De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Anglo, tacite autem G. G. Leibnitio perperam licet inusta. Leipzig 1753.

2) Vgl. Neuestes IX. S. 829. 3) Vgl. Büchersaal IX. S. 479 ff.

aveugles de ce siècle« an und erzählte hiebei das Leben des Verfassers als Abschreckungsmittel für alle Freigeister[1]). Über Voltaire, mit dem ihn die Verachtung Milton's, Klopstock's und Haller's verband, hatte er eine der Schiller'schen ungefähr entgegengesetzte Ansicht. Er lobte die Henriade und Trauerspiele, allerdings auch mit manchen Einschränkungen, allein in der Weltweisheit und Geschichte fand er ihn sehr klein[2]). Statt seiner machte er das deutsche Publikum mit d'Arnaud bekannt, dessen Dichtungen er im „Neuesten" um so bereitwilliger veröffentlichte, weil sie ihn lobhudelten. Er registrirte ferner getreu die Schriften gegen den Materialismus, druckte ein ganzes Streitgedicht Cogollin's wider denselben ab und zeigte Palissot's gegen die Enzyklopädisten gerichtetes Lustspiel mit eingehendem Auszug aus der geharnischten Vorrede lobend an[3]). Dagegen fand er in Helvetius' Buche »de l'esprit«, von dem seine Frau urtheilte, es sei „unstreitig das Werk eines großen Geistes, der allen Vorurtheilen, auch den verjährtesten und geheiligtesten, den Krieg ankündigt", einen Anknüpfungspunkt, weil der Verfasser im 28. Hauptstücke des III. Buches die Ursache der geistigen Ungleichheit der Menschen im Sittlichen und nicht in der Natur gefunden hatte. Die von J. G. Fockert besorgte deutsche Übersetzung dieser Schrift kam in Gottsched's Zensur. Aber ein Buch, das in Frankreich durch Henkershand verbrannt wurde, konnte unmöglich ohne Warnungstafel durch deutsches Land laufen. Da er sich selbst zu einer widerlegenden Vorrede bereit erklärte, mußte das Revolverangebot natürlich angenommen werden, und die Übersetzung erschien daher unter seinem Protektorat[4]). Bezeichnend für seinen geringen Einblick in das öffentliche Leben ist die Art, wie er sich in der Vorrede über die anstößigen politischen Stellen hinwegsetzte: „Was ist aber dieses in Deutschland für ein Fehler, wo die deutsche Freiheit der Fürsten und Stände alle Despoterei ganz

1) Vgl. Neuestes I. S. 62, II. S. 469, III. S. 684 ff., VIII. S. 849, 923, XI. 201.

2) Vgl. Büchersaal I. S. 31, 50, 306, Neuestes II. S. 711, IV. S. 62.

3) Vgl. Neuestes V. S. 173, XI. S. 28 ff.

4) Discurs über den Geist des Menschen. Aus dem Französischen des H. Helvetius. Mit einer Vorrede von Joh. Chr. Gottsched's. (!) Leipzig und Liegnitz 1760.

verbannet"? Den wirksamsten Schutz gegen diese französische „Freigeisterei", namentlich gegen La Mettrie, fand er in der Förderung der sogenannten natürlichen Religion, denn da werde nicht alles mit Bibelsprüchen erwiesen, und neben dem Glauben stehe der Beweis. Er suchte daher die Vertreter derselben gegen die Orthodoxen zu stützen und setzte nach dem Tode Reinbeck's seine Hoffnungen auf den Hamburger Herm. Sam. Reimarus, dessen „vornehmste Wahrheiten der natürlichen Religion" er mit Genugthuung begrüßte[1]). So zeigt sich denn auch in diesem Punkte der deutschen Geistesgeschichte eine nahe Verbindung zwischen Gottsched und dem Herausgeber der „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten".

Mehr noch als die Philosophie lagen ihm seine germanistischen Studien auf dem Herzen. Nach Vollendung der „Sprachkunst" schritt er zu lexikalischen Arbeiten. Unmittelbare Anregung hiezu gab Jacob v. Rota, ein Italiener aus Graubünden, welcher ihm im Vorworte zu seinen Osservazioni Grammaticali (Lindau 1752) neben vielem schmeichelhaften Lobe zum Vorwurfe gemacht hatte, daß er das Wörterbuch, woran ein großes Bedürfnis wäre, liegen lasse. Indessen veranlaßten ihn die 1753 vom Abt Girard herausgegebenen Synonymes français vorerst zu dem Versuche einer deutschen Synonymik unter Berücksichtigung fränkischer, schwäbischer, bairischer und österreichischer Schriftsteller. Da sich Schwabe bereits mehr zurückgezogen hatte und mit einträglicheren Übersetzungsarbeiten beschäftigt war, wurde Köllner zum Handlanger erkoren. Dieser gieng aber schon Ostern 1757 an die Akademie nach Moskau, und so erschien das Werk 1758 bei König in Straßburg, der ihm den Verlag angeboten hatte, höchst lückenhaft und in kleinerem Umfange, als es ursprünglich geplant war[2]). Das Buch hat wesentlich einen negativen Charakter, da es, gestützt auf reichliche Sammlungen, meist nur vor dialektischen Wendungen warnte. Im Vorwort verräth der Verfasser ein noch erhöhteres Selbstbewußtsein. Indem er sich über die von allen Seiten bei ihm einlaufenden sprachlichen Fragen beklagte, was allerdings

1) Vgl. Neuestes IV. S. 852 ff.

2) Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758.

nicht geprahlt war, wünschte er allen Ernstes, daß sonst jemand, außer ihm, von der ganzen Nation bevollmächtigt würde, zweifelhaften Sprachgebrauch endgiltig zu entscheiden, damit Deutschland dadurch auf einmal zur Eintracht gelange. Seiner innersten Überzeugung nach hätte natürlich diese Diktatorwürde kein Anderer bekleiden können als er. Freilich, wenn er auf den Engländer Johnson als sein Vorbild blickte, mußte er erst das Wörterbuch zu Stande bringen; dieses aber schritt nur langsam vor. Kurze Zeit vor seinem Tode (1765) veröffentlichte er eine Probe, von der dann Adelung in der Vorrede zu dem „Versuch eines grammatisch-critischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart" (1774) die ersten zwei Seiten wieder abdrucken ließ. Sie geben Zeugnis, daß Adelung seine Aufgabe wenigstens weit gründlicher aufgefaßt hat. Im Übrigen war er nicht nur ein Erbe sondern auch ein glücklicherer Fortsetzer der Gottsched'schen Sprachbestrebungen; auch er verfolgte die Provinzialwörter, Neubildungen, die niedrige Volkssprache u. s. w.; ja im Prinzipe war er konsequenter und daher engherziger als sein Vorgänger. Während dieser Regeln und Wortschatz nach der „Übereinstimmung der Gelehrten aus den besten Landschaften" festsetzte und auch die „Beobachtungen der Sprachforscher" in Betracht zog, erklärte jener das neuere Hochdeutsch lediglich aus der „Verfeinerung und Ausbildung der Provinzial-Mundart des südlichen Obersachsens" hervorgegangen; aber wie tief er sonst in der Gottsched'schen Wirksamkeit wurzelte, zeigt sich vor allem darin, daß er die Klassizität der deutschen Sprache in die Zeit von 1740 bis 1760 einschränkte, „wo die Sprache unter den Schriftstellern eine gewisse Einheit" hatte. Später habe Sachsen unter dem Einflusse des siebenjährigen Krieges seine glänzende Stellung in der Litteratur verloren, und in dem Maße, als die übrigen Provinzen hervortraten, wäre der Geschmack ausgeartet und die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache verloren gegangen.

Zu dem zweiten großen Werke, der „Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur", war der Stoff vertheilt worden. Gottsched sollte die Sprache behandeln; von der Litteraturgeschichte übernahm seine Frau die Lyrik, Schwabe den Roman, das Übrige behielt er sich selbst vor. Die Vorbereitungen wurden mit ungeheurem Fleiße und großen Kosten getroffen. Er besuchte mit seiner Frau fast

alle größern Bibliotheken, kaufte auf den Auktionen alte Bücher zusammen und ließ sich von seinen zahlreichen Korrespondenten Nachrichten geben und Abschriften anfertigen. Vergeblich waren seine Versuche, durch Vermittelung des Kardinals Quirini die Schätze der Vatikanischen Bibliothek zu erlangen[1]). Freilich scheint aus seinem Brief[2]), in welchem er etwas Besseres in Aussicht stellte, als Morhof geleistet, hervorzugehen, daß er es zunächst nur auf Verzeichnisse der dort befindlichen deutschen Handschriften abgesehen hatte, welche ihm denn auch durch Joh. Georg Lori zugeschickt wurden.

Für die Lyrik forschte er, da ihm die Pariser Liederhandschrift nicht zugänglich war, nach der Abschrift der Schobinger'schen Sammlung, welche Goldast seiner Publikation von 1604 zu Grunde gelegt hatte. Sie galt für verloren, da sie im Verzeichnisse der Goldastschen Manuskripte nicht aufgeführt war. Gottsched stöberte sie jedoch in der Bremer Stadtbibliothek auf, und durch Vermittelung des Hofraths Madai in Halle wurde sie der gelehrten Frau zur Abschrift auf einige Monate nach Leipzig geschickt[3]). Er selbst kopirte aus der Dresdener Bibliothek Manuskripte des Tristrant von Eilhart von Oberg, des Zeno[4]), des Gedichtes von Alexander und Antiloie[5]); aus der Wolfenbüttler die unter dem Namen Cato bekannten Uebersetzungen der lateinischen Distichen[6]),

---

1) Vgl. Danzel, G. S. 249.

2) Den betreffenden Brief hat Quirini selbst veröffentlicht in: »Specimen humanitatis qua Eruditi quidam Germaniae Heterodoxi prosequuti sunt Suevicum iter a Domino Angelo Maria Cardinali Quirino peractum«. 1748.

3) Vgl. Catalogus selectae bibliothecae, quam L. A. V. Gottschedia collegit. Lips. 1767; dann „Kleine Gedichte" 1763, S. 507.

4) Seine Abschriften kamen nach seinem Tode zunächst an die Gesellschaft der freien Künste und nach deren Auflösung an die Hofbibliothek in Dresden, wo sie noch aufbewahrt werden. Titel der Abschrift: „Ein altes Gedicht von der Überbringung der Körper der heiligen drei Könige aus Mayland nach Cöln, zu Zeiten Friedrichs I. aus einem Manuskript der königl. Dresd. Bibl. abgeschrieben und mit der Urschrift verglichen von Joh. Christ. Gottscheden".

5) Vgl. Haupt's Zeitschrift V. S. 424.

6) Abschrift: „Gar ein köstenlicher Kato, den ein weiser hayden gemachet hat" (35 S.). Vgl. Zarncke, Der deutsche Cato. Leipzig, 1852, S. 14.

einen Friedrich von Schwaben (Schmied Wieland), von dem 1798 im Bragur (VI, VII) die ersten Auszüge erschienen[1]; aus der Wiener einen Lanzelet von Ulrich v. Zazikhofen, aus der des Klosters Göttweih einen Trojanerkrieg, aus der Gothaer das Buch von den Wienern von Mich. Beheim. Er besaß ferner Abschriften eines „Parcival" aus dem 15. Jahrhundert, des welschen Gastes, eines Fragmentes über die Schlacht bei Göllheim[2] u. s. w.

Durch Vermittelung Manteufel's erhielt er aus Gotha auch die Handschrift der Eneit Veldekens, welche man allgemein mit der 1606 zu Jena erschienenen Vergilübersetzung für identisch hielt. Er klärte den Irrthum auf und gab in einem Programme über das Gedicht nähere Aufschlüsse und mehrere Proben[3]. Aus der Erwähnung des Mainzer Festes und den Beziehungen zu Friedrich I. schloß er richtig auf die Entstehungszeit; er verglich das Gedicht mit der Vergil'schen Erzählung und brachte einiges über das poetische Streben am Hofe Hermanns von Thüringen bei. Von der Quellenfrage hatte er allerdings noch sehr primitive Ansichten. Im nächsten Jahre verherrlichte er in einer Rede den „Flor der deutschen Poesie zu Kaiser Friedrichs I. Zeiten"[4], wobei er auf Grund allerdings noch dürftiger Kenntnisse die Gedichte „König Tirol von Schotten", den Winsbek und die Winsbekin als die hervorragendsten Denkmale jener Zeit bezeichnete und sie wegen ihrer herrlichen Weisheitslehren der Bibel an die Seite stellte. In demselben Jahre erhielten die Schweizer durch Schöpflin die Pariser Liederhandschrift.

Viel Freude bereitete es ihm, als er in einer bisher achtlos geblie-

---

1) Vgl. F. Adelung, Fortgesetzte Nachrichten, S. 109.

2) Titel: »Vetus carmen Germanicum aut potius fragmentum veteris carminis de proelio inter Albertum Austriacum et Adolphum Nassovium«.

3) De antiquissima Aeneidos versione Germanica; quae ante 600 annos auct. Henrico de Veldeck edita, in Bibliotheca Gothana adversatur. Lips. 1745. Übersetzt von Mylius (Bemühungen II. S. 620). Vgl. Büchersaal II. S. 78 ff.

4) Leipzig 1746, dann abgedr. in „Ges. Reden" 1749 S. 39 ff. mit einigen Strophen und deren Übersetzung aus dem Gedichte „König Tirol von Schotten" (Gotha'sche Handschr.) Angeregt dürfte diese Rede durch den Aufsatz Bodmer's gewesen sein. Züricher Samml. II. St. 7. S. 25.

benen Dresdener Handschrift die älteste Fassung des Rolandsliedes entdeckt zu haben glaubte. In einem vor dem Prinzen Christian am 3. Mai 1747 gehaltenen Vortrag verglich er die Umarbeitung Stricker's, wie sie Scherz im II. Bande des Thesaurus redigirt hatte, mit einer Gotha'schen Handschrift und seinem Texte, hob die älteren Sprachformen des letzteren hervor und pries seinen Fund als eines der ältesten Denkmale der deutschen Litteratur[1]). Auch von einer Bearbeitung des „Herzog Ernst" brachte er nach der von ihm kopirten Gothaer Handschrift eine Inhaltsanzeige mit Proben, wobei er das Alter des Gedichtes, das er Heinrich von Veldeke zuschrieb, zu bestimmen suchte[2]). Gleichzeitig wollte er, gestützt auf die thüringische Chronik des Mönches Joh. Rotte, die Identität Veldekes mit dem „Tugend haften Schreiber" und mit dem Heinricus scriptor nachweisen[3]), eine Hypothese, welcher die älteren Forscher unbefangen gefolgt sind[4]).

Ueber die beiden in der Pauliner- und in der Rathsbibliothek befindlichen Handschriften des Renners von Hugo von Trimberg hatte Gottsched schon in einem Programm Nachricht gegeben[5]); auf diese Anregung sind die Bemühungen Oetter's um den

---

1) „Abhandlung von dem hohen Werte und Vorzuge der auf der k. u. churf. Bibliothek zu Dresden vorhandenen alten Abschrift eines uralten Heldengedichtes auf Kaiser Karls des Großen spanischen Feldzug", Leipzig 1747. Abgedr.: „Büchersaal" IV. S. 387 ff. Seine eigene druckfertige Abschrift führt den Titel: „Altes Heldengedicht auf Karl den Großen nach der Abschrift Nicolai Swertfegir de Dhamis vom MCCCCXXXIII Jahre, welche auf der königl. dresdenischen Bibliothek vorhanden ist und sowohl von den Wienerischen, als Schilterischen Texten sehr abgeht, mit dem Originale verglichen von Joh. Christoph Gottscheden", 340 Seiten. Eine andere Ansicht über das Gedicht vertrat Joh. Friedr. Gildenmeister im „Museum" 1780, II. S. 349 ff. und Friedr. Adelung in „Fortgesetzte Nachrichten" ꝛc., Vorrede S. 14.

2) Vgl. Büchersaal X. S. 195; Bartsch, Herzog Ernst. S. LIV.

3) Vgl. Büchersaal X. S. 199; über die Namen vgl. J. Grimm in Haupt's Ztschr. VI. S. 186 ff.

4) Vgl. Olla Patrida 1781, Stück 2, S. 90 (Chr. Heinr. Schmid) und Quartalsschrift 1784. II. 1, 2. S. 23.

5) Progr. de rarioribus nonnullis Biblioth. Paulinae codd. Lips. 1746; vgl. Baireuthische gel. Zeitung auf d. J. 1747. 3. S. 28 ff.; ferner Neuestes XII. S. 197.

„Renner" zurückzuführen, der außer einer lateinischen Abhandlung[1]) auch Proben aus der Erlanger und anderen Handschriften mittheilte und hiebei von Gottsched unterstützt wurde[2]).

Angeregt von ihm war auch Christian Gottfried Grabener, Lessing's Lehrer, der mit sechs Programmen eine eingehendere Forschung über das Heldenbuch eröffnete[3]). Gottsched kannte die Ausgabe von 1509 aus der Bibliothek in Zwickau und besaß zwei Frankfurter Drucke von 1560 und 1590 sowie eine Handschrift des kleinen Rosengartens und des Zwerges Laurin aus dem XV. Jahrhundert. Gegen Grabener's Hypothese, welcher auf Grund einer falschen Lesart in Wolfram v. Eschenbach den Verfasser des Wolfdietrich und in dem Inhalte des Gedichtes geschichtliche Ereignisse des XII. Jahrhunderts sehen wollte, schrieb er ein besonderes Programm[4]), in welchem er mit dem Hinweis auf eine anderweitig verbürgte Lesart den historischen Kern des Gedichtes im Anschlusse an Goldast in das V. Jahrhundert verlegte. Grabener vertheidigte sich in Siegmund Baumgarten's „Nachrichten von merkwürdigen Büchern"[5]), damals einem Zentralorgan für bibliographische Fragen, mit Gründen, welche recht augenscheinlich zeigen, welche unzulänglichen Ansichten man damals noch von dem Wesen der Volksphantasie hatte.

Auf seine Anregung veröffentlichte Justus Möser einen Aufsatz über eine Handschrift vom „Heiligen Georg" des Reinbot von Turn[6]); er selbst machte in der Gesellschaft der freien Künste die ersten Mit-

---

1) Sam. Oetteri Commentatio de poetis quibusdam medii aevi teutonicis, imprimis de Hugone Trienberga Franco, ejusque satira vulgo Renner dicta. Erlangae 1747.

2) Vgl. Samml. verschiedener Nachrichten aus allen Theilen der historischen Wissenschaft. Erlangen und Leipzig. 1749, I. S. 473 ff.

3) Christiani Godofr. Grabneri Programmata VI de libro heroico, Heldenbuch vocato. Dresdae 1744—1746.

4) Progr. de temporibus Teutonicorum vatum mythicis. Lips. 1752 (vgl. Flögel's Gesch. der Komischen Lit. I. S. 212).

5) a. o. O. 1752, III. S. 528 ff. (vgl. auch II. S. 241, wo Baumgarten Grabener beipflichtet). Gegen eine dritte, von Friedr. Gottl. Freitag in den »Actis Academiae Electoralis Moguntinae Scientiarum utilium, quae Erfordiae est« II. S. 630 aufgestellte Hypothese wandte sich Gottsched im „Neuesten" XII. S. 118 ff.

6) Vgl. Bücherſaal VIII. S. 356 ff., X. S. 264.

theilungen über ein schwäbisches Landrecht[1]) und besprach eine Wolfenbüttler Pergament-Handschrift der Kaiserchronik aus dem XIV. Jahrhundert[2]).

Ein entschiedenes Verdienst erwarb er sich jedoch um die Forschung über Boner's Edelstein. Er war der erste, der auf den alten Bamberger Druck von 1461, welcher selbst Scherz, dem Herausgeber der Fabeln, unbekannt war, in einem Programm aufmerksam machte[3]), in welchem er gleichzeitig die erste Nachricht von der Wolfenbüttler Handschrift aus dem Jahre 1402 gab. Freilich begieng er schon hier den Fehler, daß er den in den ersten Zeilen vorkommenden Namen Riedenburg (recte Johann Ringgenberg, † 1340), welcher denjenigen bezeichnete, dem zu Liebe das Buch geschrieben wurde, mit dem des Verfassers identifizirte. 1756 gab er sowohl von diesem wie von einem andern Manuskripte Boner's, das er aus dem Nachlasse des Gottfried Thomasius in Nürnberg mit etwa 50 anderen Handschriften käuflich an sich gebracht hatte, eine eingehendere Beschreibung und druckte gleichzeitig die Fabel vom Müller und seinem Esel in den beiden mundartlich verschiedenen Fassungen ab[4]). Offenbar war die von ihm verfaßte Abschrift des vielfach lückenhaften Wolfenbüttler Kodex als Textgrundlage für eine Ausgabe des alten Fabeldichters bestimmt; er hatte zu diesem Zwecke das Fehlende aus dem Bamberger Drucke ergänzt und später die Abschrift nach Wien geschickt, um die übrigen Lücken aus einem Manuskripte der Hofbibliothek ausfüllen zu lassen[5]). 1757 erschienen

1) Vgl. Samml. d. fr. K. III. S. 16 ff.

2) Abschrift von 23 Bl. vgl. Samml. d. fr. K. III. S. 436. Maßmann, Kaiserchronik III. S. 11.

3) De quibusdam philosophiae moralis apud Germanos antiquiores speciminibus. Lips. 1746. Von einigen alten Sittenlehrern bei den Deutschen 1747 (Übersetzung). Ein Verzeichnis der Fabeldrucke vgl. bei Batteux, S. 153 ff. 4) Vgl. Neuestes VI. S. 424.

5) Die Abschrift auf der Dresdener Hofbibliothek: „Des Venerius von Riedenburg äsopische Fabeln nach einer auf der herzogl. Wolfenbüttelischen Bibliothek befindlichen Abschrift vom 1402 Jahre geschrieben, mit dem Originale verglichen von Joh. Christoph Gottsched" hat folgende Vorbemerkung von Gottsched's Hand: „Diese Fabeln hat H. Scherz nach einer zu Straßburg befindlichen Abschrift ans Licht zu geben angefangen ... doch ist sein Text in vielen Stücken nicht gleichlautend. Weil das Wolfenbüttelische Manuskript sehr

jedoch die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger". Wie abhängig die Schweizer indeß von Gottsched's Forschung waren, beweist, daß sie die Fabeln auf seine Auktorität hin, aber ohne ihn zu nennen, nicht nur ebenfalls Riedenburg zuschrieben, sondern diesen auch sofort in ganz leichtfertiger Weise und auf die Aehnlichkeit des Namens hin mit jenem Burggrafen von Rietenburg identifizirten, von dem in der Manesse'schen Sammlung einige Strophen stehen[1]). Bekanntlich hat erst Lessing in seinen beiden „Entdeckungen" über den Verfasser und das Alter der Fabeln den richtigen Aufschluß gegeben, wobei sich seine Schärfe mehr gegen die Schweizer, als gegen ihren Feind kehrte, dessen Irrthum er wenigstens theilweise zu erklären und zu entschuldigen suchte[2]).

Da Gottsched in seiner Litteraturgeschichte nur die „den Deutschen ursprünglich eigenen Werke" behandeln wollte, mußte er den Quellenfragen bei den altdeutschen Epen näher treten. In der Vorrede zu Pantke's „Neoptolemos"[3]) behandelte er zusammenhängend „das alte und neue Heldengedicht" der Franzosen. Hiebei nennt er unter den Provençalen Chrestien de Troies, dann Guiot, den Roman de la Rose von Guillaume de Lorris und das bretonische Epos „Tristrant", welches er noch vor 1100 setzte. Auf Grund des alten Druckes von 1477 gab er einen Auszug von Wolfram's Parcival und Eilhart's „Tristran", hielt aber die deutschen Epen nur für Uebersetzungen.

In einzelnen Aufsätzen behandelte er die Landeslitteratur, wobei er neben Bekanntem immer auch mancherlei Berichtigungen und Erweiterungen brachte. So stellte er die Meißnischen Dichter zusammen[4]), schrieb eine „Historische Nachricht von den bekanntesten

zerrissen und mangelhaft ist: so fehlen auch hier viele Blätter. Im Anfang des Buches sind viele solche Lücken aus einem alten 1461 zu Bamberg in klein Fol. gedruckten Exemplare ausgefüllet worden ... P. S. Nachmals habe ich diese Abschrift nach Wien geschickt und die übrigen Lücken aus einem Manuskript der kaiserl. Bibliothek ausfüllen lassen".

1) Vgl. „Chriemhilden Rache und die Klage"; Zürich 1757, S. III. Vorw.

2) Vgl. Werke XI. 2. S. 952 ff.

3) Die Begebenheiten des Neoptolems, a. d. Franz. des Chansterces in deutsche Verse übersetzt und durch mythologische Anmerkungen erläutert, nebst einer Vorrede Sr. Hochedelg. H. Prof. Gottsched's. Breslau 1749.

4) Vgl. Büchersaal II. S. 238 ff.

preußischen Poeten voriger Zeiten“ [1]) und eine Abhandlung über österreichische Litteratur mit Nachrichten aus Gotha'schen und Dresdenschen Handschriften über den Teichner und Peter Suchenwirt sowie mit Mittheilungen über die Schriften des Pantaleon Candidus, die er vollständig gesammelt hatte [2]). Er forderte endlich öffentlich auf, die Geschichte der litterarischen Vereine zu bearbeiten und hielt zur Feier des 5. September 1754 einen Vortrag über die fruchtbringende Gesellschaft [3]).

Es ist zu bedauern, daß das große Werk nicht zu Stande kam; Schwabe hatte an 1600 Romane des In- und Auslandes gesammelt [4]), Gottsched 1200 Dramen; das Material an ungedruckten Litteraturdenkmalen schätzte er auf fünf bis sechs Folianten, die Zahl der alten Dichter, von Goldast, Taubmann und Morhof mit 55 veranschlagt, auf zehnmal höher.

Von all dem erschien nur der „Nöthige Vorrath“, das Material für die Geschichte des Dramas. Schon 1736 hatte Gottsched zu sammeln begonnen; auf Mauvillon's Schmähungen antwortete er im II. Bande der „Schaubühne“ mit den ersten Verzeichnissen, welche dann in den weiteren Bänden fortgesetzt wurden. Ueber Aufmunterung des polnischen Kronreferendars Joh. Andr. Zaluski gab er dann 1757 den ersten, 1765 den zweiten Band der Sammlung heraus, welcher als Anhang eine Nachlese von Freiesleben enthielt [5]). Werthvoller als die alten Nachrichten über Rhoswitta, die deutsche Uebersetzung ihres „Gallicanus“ sowie seine Ansichten über die Entstehung des deutschen Dramas ist die trockene, hie und

---

1) Vgl. Büchersaal IV. S. 371. 429.

2) Vgl. Monathl. Auszüge (Olmützer.) St. III.

3) Geschichte vom Ursprunge und Wachsthume der fruchtbringenden Gesellschaft. Leipzig 1754.

4) Vgl. in Catalogus (ob. S. 239) II. Nr. 13171—14759.

5) Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst oder Verzeichnis aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, gesammelt und ans Licht gestellt von J. Ch. Gottscheden. Leipzig 1757. II. Theil oder Nachlese .. v. J. 1450—1760. 1765. Die Nachlese von Freiesleben vorher im Neuesten X. und besonders: Freieslebens Kleine Nachlese zu des berühmten Herrn Prof. G. nöthigem Vorrathe. Leipzig 1760.

da mit einer erläuternden Anmerkung versehene Aufführung der von 1450 bis 1760 im Drucke erschienenen Stücke. Das Buch war bis auf Gödeke's Arbeit ein Quellenwerk ersten Ranges und ist oftmals von denen geplündert worden, die den Verfasser nur zu schmähen wußten. Inzwischen waren die Schweizer der Frau Professor mit den Proben der schwäbischen Poesie zuvorgekommen; allein man sah in dem Gebotenen nur „verstümmelte und schlechte Brocken", und Gottsched fällte das scharfe Urtheil: „Ich bin von dem zärtlichen Geiste unsrer alten Dichter ganz eingenommen und schäme mich, daß man mit so weniger Wahl und kritischer Einsicht jene Proben zusammengestoppelt und uns lauter disjecta membra poetae geliefert hat" [1]). So wurde denn die Geschichte der lyrischen Dichtkunst vollendet, ihr Erscheinen im „Nöthigen Vorrath" 1757 sogar angekündigt, aber von der Verfasserin angeblich aus Verdruß über die Saumseligkeit des Verlegers kurz vor ihrem Tode den Flammen preisgegeben.

Im weiteren Zusammenhange mit diesen Studien steht eines der verdienstvollsten Werke Gottsched's, die hochdeutsche Uebersetzung des Reineke de Voß. Die Anregung hiezu kam von außen. Der Amsterdamer Buchhändler Peter Schenk, welcher eine Reihe von Abdrücken der Kupfer Everding's besaß, hatte ihm bei seiner Anwesenheit in Leipzig zur Michaëlismesse 1751 den Antrag gestellt, zu den schönen Bildern einen hochdeutschen Text zu liefern. Gottsched, der den niederdeutschen Reineke schon öfter zu seinem Vergnügen gelesen hatte, übersetzte mit Zugrundelegung der Lübecker Ausgabe (1498) in Prosa, „um alle Schönheiten des Originals desto genauer beizubehalten". Das Buch, auf sog. Kavalierpapier mit schönen Typen in Quart gedruckt und mit 60 Kupfern geziert, erschien 1752[2]) mit einem Abdrucke des niederdeutschen Textes von

1) Vgl. Batteux S. 160.

2) „Heinrichs von Alkmar Reinecke der Fuchs, mit schönen Kupfern. Nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzet, und mit einer Abhandlung, von dem Urheber, wahrem Alter und großen Werthe dieses Gedichtes versehen, von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig und Amsterdam, Verlegts Peter Schenk, 1752. — Abdruck von Alex. Bieling, Quellenschriften Nr. 1. Halle 1886.

1711[1]). Auf die übersetzten Vorreden Alkmar's und der Rostocker Ausgabe (1549) folgte Gottsched's „historisch-critische Abhandlung", in der er unter Anderem, wie schon der Titel zeigt, Heinrich von Alkmar als den Verfasser des Epos bezeichnete, ein Irrthum, der wohl auch durch die pietätvolle Rücksicht mitveranlaßt war, die der Herausgeber gegenüber dem ebenfalls aus Alkmar gebürtigen berühmten Kupferstecher Everding beobachtete. Er nannte die Fabel eine uralte deutsche Erfindung und hielt die Bemerkung in der Alkmar'schen Vorrede, daß das Buch aus dem Wälschen und Französischen übersetzt sei, für eine Maske, unter der die satirischen Ausfälle verborgen werden sollten (S. 23). Die im vierten Abschnitte aufgeführten Ausgaben und Uebersetzungen, welche auch in diesem Punkte für Gottsched's umfangreiche Kenntnisse zeugen, erfuhren später noch eine Ergänzung und Berichtigung[2]). Die Rostocker editio princeps von 1522, für die er einen Dukaten als Kaufpreis geboten hatte, konnte freilich nicht aufgefunden werden, aber wider Erwarten wurde er in seiner ganzen Auffassung vom Quellenverhältnisse irre, als ihm Joh. Georg Geßner in Lübeck von der in Delft 1485 erschienenen holländischen Ausgabe Nachricht gab[3]) und hiebei nachwies, daß diese keinesfalls eine Uebersetzung des niederdeutschen Textes sein könne. Seither setzte er seine Hoffnung auf die Auffindung der französischen Quelle. So weit auch seine Anschauungen von dem heutigen Stande der Wissenschaft in dieser Frage abliegen, so gebürt ihm doch das Verdienst, die bibliographischen Kenntnisse über das Epos erweitert und die kritische Forschung in Fluß gebracht zu haben.

Nachdrücklicher als er selbst im dritten Abschnitte des Vorwortes hat einige Jahre später Joh. Karl Dreyer auf die Bedeutung des Reineke für die deutsche Rechtsgeschichte aufmerksam gemacht[4]). Daß das Buch nur eine Auflage erlebte und sich nicht, wie der Herausgeber gehofft hatte, im Volke einbürgerte, lag zum Theile in dem

1) Hinricks van Alkmar Reynke de Voß. Leipzig, gedruckt bei Joh. Gottl. Breitkopf 1752. Vgl. Bieling, Reineke-Fuchs-Glosse, Progr. Berlin 1884.

2) Vgl. Neuestes VII. S. 34 ff., 111 ff. 3) ibid. VII. S. 113.

4) „Abhandlung von dem Nutzen der trefflichen Gedichte Reineke de Voß in Erklärung der deutschen Rechtsalterthümer", Wismar 1768. Doch vgl. Gellert, Werke I. Vorwort.

verhältnismäßig hohen Preise (3 Thlr. 12 Gr.), in der bereits untergrabenen litterarischen Stellung des Herausgebers und endlich wohl in dem abfälligen Urtheile Gellert's über das Gedicht[1]). Trotz mehrfacher Fehler und Ungenauigkeiten, die man auch getreu registrirt hat[2]), war und blieb die Uebersetzung ein halbes Jahrhundert hindurch die einzig lesbare in neuhochdeutscher Sprache, bis sie durch D. W. Soltau (1803) ganz verdrängt wurde. Den höchsten litterarischen Ruhm aber hat sie sich durch ihre nahen Beziehungen zu der klassischen Wiederbelebung des Epos erworben, denn durch die Everding'schen Kupfer wurde Goethe's Interesse, wie wir aus den Briefen an die Frau von Stein (I, 173) entnehmen, schon 1778 für die ganze Dichtung erweckt, und die Gottsched'sche Ausgabe, von der ihm Knebel 1783 in einer Regensburger Auktion ein schönes Exemplar erwarb, blieb auch ein Jahrzehnt später bei der Ausarbeitung die stoffliche Grundlage für die „zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Dichtung".

Gottsched's Anregungen erstreckten sich aber auch auf andere Gebiete der Bildung und des Wissens. Seine zahlreichen pädagogisch-didaktischen Bemerkungen beweisen, daß er auf diesem Gebiet den Meisten seiner Zeit sogar voraus war. Er dringt überall auf Anschauung und Sachverständnis; oft scheint es, als hätte ihn der Geist Rousseau's geleitet. Er will die vaterländische Geschichte, zu der es im Unterrichte selten kam, mehr betont wissen; die hohle lateinische Konversation sollte ausgedehnterer Lektüre und sorgfältigerer Uebung in der Muttersprache weichen, Uebersetzungen in die fremde Sprache aber der Oberstufe vorbehalten bleiben. Die antike Litteratur dürfe nicht zu langen antiquarischen, grammatischen und metrischen Erörterungen mißbraucht werden; der Schüler müsse in den Inhalt und Zusammenhang des Gelesenen eindringen. „Wer die rechte Schönheit oder Stärke solcher Stücke empfinden will", sagt er mit Bezug auf die Lektüre klassischer Dramen, „der muß sie gleichsam in einem Athem durchlesen". Sein Ehrgeiz gieng dahin, sich den Titel eines zweiten Praeceptor Germaniae zu erwerben. Daher veranstaltete er auch am zweihundertsten Todestag seines berühmten Vorgängers Melanchthon wieder

1) Vgl. »De poesi Apologorum eorumque scriptoribus. Lips. 1745. S. 48. 2) Vgl. Bremisches Magazin IV. S. 335 ff.

eine akademische Feier, zu der er mit einem besonderen Programme einladete[1]). Seine Zeitschriften brachten ferner Artikel über klassische und deutsche Alterthümer, Beiträge zur Numismatik und Heraldik, statistische Nachrichten über die Volksbewegung in größeren Städten u. s. w.; beständig munterte er zur Pflege deutscher Wissenschaft auf, regte im Besonderen die Geschichte der Universitäten an und drang hiebei überall auf gute und reine deutsche Prosa, denn diese gehörte vor allem zu der von ihm angestrebten „anmuthigen Gelehrsamkeit".

XX.

Gottsched und Friedrich der Große. Die letzten Pasquille. Das Ausland. Schluß.

Der siebenjährige Krieg lenkte das bisher vorwiegend litterarische Interesse des deutschen Volkes auf die Politik. Während er begeisterungsfähigeren Dichtern Anregungen und Stoffe bot, unterbrach und störte er die litterarische Kleinarbeit. Leider schließt auch mit dem Jahre 1756 die Sammlung des Gottsched'schen Briefwechsels, und damit fehlen uns eingehendere Nachrichten über die Anschauungen und Stimmungen Gottsched's und seines Kreises für jene Zeit, in welcher das von dem Führer so oft wachgerufene Nationalbewußtsein nun wirklich zum Durchbruche gelangte. Im allgemeinen ist freilich seine politische Stellung nicht zweifelhaft. Wie im Jahre 1733[2]) hatte er auch 1745 auf ein Gedicht Voltaire's, diesmal

1) Ad memoriam Communis Germaniae praeceptoris, magni quondam viri Philippi Melanchthonis . . publice recolendam . . invitat J. Ch. Gottschedius. Lips. ex Offic. Breitkopfia, 1760. Sammlung: „Lobreden auf Phil. Melanchthon in Leipzig gehalten", Leipzig (Breitkopf) 1760.

2) Vgl. oben S. 231.

anläßlich der Schlacht bei Fontenoy, eine deutsche Antwort gegeben, in der er Germanien zurief:

„Nimm Gallien das Volk, das deutsch von Abkunft ist;
Das Elsaß und den Rhein als seine Söhne grüßt"! [1],

und bald darauf spielte er den deutschen Kato, indem er geradezu zum Sturze Frankreichs, des modernen Karthago, aufforderte [2]. Dem mächtigen Feinde gegenüber konnte nur ein geeinigtes deutsches Reich aufkommen, daher war Gottsched reichs- und kaisertreu. Er war es mit um so größerer Überzeugung, als auch er den deutschen Partikularismus zu bekämpfen hatte. Wie er für die Einheit der Schriftsprache eingetreten war, so wollte er auch in der Dichtung keine landschaftlichen Gegensätze aufkommen lassen. Hierauf deutet schon eine ironische Stelle im „Bramarbas" [3]. Als dann bei der poetischen Massenproduktion nicht nur niedersächsische und schweizerische, sondern auch bairische, westphälische und schwäbische Gedichte erschienen, klagte er, daß sich jede Landschaft einen eignen Parnaß auf ihren Leib baue, und rieth den Dichtern, sich herzhaft für Deutsche auszugeben, da es unmöglich eine Schande sein könne, ein Mitbürger des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu sein [4].

Der preußische Patriotismus lag ihm eben so fern wie der sächsische und der österreichische. Durch Widmungen seiner Werke wie durch Lobeshymnen hatte er mit den meisten Höfen Deutschlands Verbindungen angestrebt. Er hob die Fürsten des sächsischen Hauses bis zu den Sternen, und während er Maria Theresia und Franz I. sowie den damals fast ausschließlich preußenfeindlichen österreichischen Hochadel feierte, schrieb er die Ode zum fünfzigjährigen Andenken der Erhebung Preußens zum Königreich. An Sachsen knüpfte ihn Dankbarkeit: es hatte ihn als Flüchtling aufgenommen und war das Land seiner Erfolge. „Des Brod ich esse, des Lied ich singe", war sein ausgesprochener Grundsatz (28. Juli 1745). Die österreichischen Erblande waren die territoriale Grundlage für die Reichseinheit, aber von hier hatte ihn der

1) Vgl. Büchersaal I. S. 159 ff.; Gedichte (1751) II. S. 399 ff.
2) Vgl. Büchersaal II. S. 368. 3) Vgl. Schaubühne, II A., III. S. 281.
4) Vgl. Neuestes II. S. 309.

konfessionelle Gegensatz zurückgestoßen. Für Preußen, das Land seiner Geburt und seiner Jugend, hegte er allerdings jenes Heimathsgefühl, das auch den nüchternsten Menschen in die Fremde begleitet, und gelegentlich verrieth es sich sogar wärmer in den Briefen an die Königsberger Freunde wie in seinem erhöhteren Interesse für die kulturellen Verhältnisse Ostpreußens. Allein wie er das „soldatische Regiment" Friedrich Wilhelms als musenfeindlich haßte, so stieß er bei dem Nachfolger auf einen Gegensatz in dessen Vorliebe für die französische Sprache, Litteratur und deren Vertreter. Schon am 23. März 1740 schrieb er an Manteufel: „Daß Künste und Wissenschaften unter des Kronprinzen Hoheit viel Gutes zu hoffen haben sollen, ist eine vortreffliche Nachricht für die Musen und ihre Freunde. Daß aber unsere Muttersprache ihre Rechnung dabei nicht finden soll, das ist ihr gemeinsames Schicksal bei allen unsern Großen und zeiget von der unmäßigen Liebe der Deutschen zu allem, was ausländisch ist. Doch wer weiß, ob nicht noch eine Zeit kömmt, da auch dieses Vorurtheil noch einen Stoß bekommen wird und unsre Fürsten sich schämen werden, Affen ihrer Nachbarn zu sein, von denen sie zur Dankbarkeit nur für Dummköpfe gehalten werden". Zu wiederholten Malen wandte er sich auch gegen die Französirung der am 23. Januar 1744 erneuerten Akademie der Wissenschaften in Berlin, und als diese 1746 ihre Geschichte in französischer Sprache herausgab, erhob er entschiedene Einsprache und verlangte vom Verleger wenigstens eine deutsche Übersetzung derselben. Der nationale Geist in Berlin erschien ihm ganz besonders in verdächtigem Lichte[1]), ja er verstieg sich sogar zu anzüglichen Bemerkungen wider den König selbst, — und nun kam eine Zeit, da er ihm persönlich näher treten sollte.

Am 23. November 1756 war Friedrich der Große nach Leipzig gekommen. Eine Deputation der Universität unter Führung des Rektors Gottsched begrüßte ihn. Schon damals muß der König, wie aus dem kurzen Gespräche hervorgeht, den berühmten Mann dem Namen nach gekannt haben. Zu größerer Annäherung kam es indeß erst im folgenden Jahre[2]).

1) Vgl. Neuestes II. S. 679.

2) Die Berichte über die Unterredungen weichen in einzelnen Punkten

Am 15. Oktober, einem Sonnabend, kam der König um elf Uhr Vormittags wieder in Leipzig an, und um ein Uhr erhielt Gottsched den eine Stunde später wiederholten Befehl zur Audienz, welche denn auch um drei Uhr stattfand und bis halb sieben gedauert haben soll. Der König war äußerst gnädig und in bester Laune. Er knüpfte an die Erwähnung der Uebersetzung Bayle's ein deutsches Gespräch an, wobei Gottsched sich schließlich des Französischen bediente, um zu zeigen, daß er doch auch von dem Stile des Originales urtheilen könne. Man kam auf die Ausdrucksfähigkeit der Sprachen. Gottsched vermißte bei der französischen jene Prägnanz, welche nöthig wäre, antike Dichter mit ihrem color poeticus zu übersetzen, und der König las zur Widerlegung seine eigene Übersetzung einer Horazischen Ode (III. 29) vor. Nun aber erhob er wider die deutsche Sprache den Vorwurf der Rauheit. Umsonst rückte die Magnifizenz mit den „verliebten und zärtlichen Dichtern" des deutschen Parnasses vor, der König verlangte zur Probe die Übersetzung einer Strophe aus J. B. Rousseau (II. 7), und der Meister erbot sich, sie in derselben Kürze und Schönheit deutsch wiederzugeben. Er war schließlich ganz entzückt von der Leutseligkeit, aber auch von der Vielseitigkeit und dem zutreffenden Urtheil, mit dem der Sieger auf dem Schlachtfelde über Philosophie, Geschichte und Litteratur sprach; fällte er doch auch über Klopstock's Messias das Verdikt: »Ce sujet ne vaut rien pour la poësie«, eine Anschauung, die gewiß verlockte, den hohen Herrn für die deutsche Sache zu gewinnen. Es fehlte denn auch nicht an deutlichen Winken: Gottsched klagte über die Vernachlässigung des Deutschen seitens des Adels und der Höfe, der König

---

von einander ab. Der von G. selbst veröffentlichte (Neuestes VIII) besitzt, abgesehen von dem selbstgefälligen Ton der Darstellung, nicht nur in allen Punkten richtige chronologische Daten, sondern auch die größte innere Wahrscheinlichkeit gegenüber anderen Quellen. Nur die Vorlesung der Horazischen Ode ist, wie es scheint, irrthümlich in die dritte Audienz verlegt. Vgl. den Brief an Grimm, mit Erläuterungen von W. Creizenach in: Berichte über die Verhandlungen der sächs. Gesellschaft der Wissensch. zu Leipzig, Philos.-histor. Klasse 1885, III. S. 308 ff.; ferner G. Krause, Friedrich der Gr. und die deutsche Poesie, Halle 1884, S. 87 ff., wo auch die ältere Litteratur zusammen gestellt ist.

gestand das zu, wich aber einem sachlichen Eingehen auf die Frage geschickt aus.

Am Abend des nächsten Tages sandte der Professor die Übersetzung der Rousseau'schen Strophe, die der deutschen Sprache wahrlich kein vortheilhaftes Zeugnis ausstellte, da kaum eine Wendung des Textes mit dichterischer Schärfe getroffen war[1]). Der König aber, der freilich nicht völlig überzeugt worden sein konnte, jedoch mehr geleistet fand, als er bisher von einem Deutschen erwartet hatte, schickte ihm mit einem Billet eine Ode, aus deren letzter Strophe hervorgeht, daß er „den Sachsen-Schwan" damals wirklich für geeignet hielt, der spröden Natur der deutschen Sprache echte Dichtertöne abzuringen:

»C'est à toi, le Cygne Saxon,
D'arracher ce Talent à la Nature avare:
D'adoucir par tes Soins d'une Langue barbare,
La dure âpreté de ses Sons etc.«

Um neun Uhr Abends erhielt der Glückliche das vom Könige eigenhändig geschriebene und gesiegelte Schreiben, und eine halbe Stunde darauf sandte er an „den Caesar dieser Zeit im Siegen wie im Schreiben" den poetischen Dank, welcher mit der köstlichen Zeile schloß:

„Und dein Bewundrer bleibt der deine."

Kleist nannte ihn wegen dieses Schlusses Pecus und Tölpel und rieth in einem Briefe an Gleim, ihn wieder mit Satiren zu bedenken[2]). Übrigens muß der König von den Antworten Gottsched's doch keinen ungünstigen Eindruck gewonnen haben, denn als er Mittwoch, den 26. Oktober, Mittags von Torgau wieder in Leipzig ankam, erkundigte er sich sofort nach ihm und dessen Frau. Dieser erscheint um drei Uhr wieder zur Audienz und erhält den Auftrag,

1) Vgl. z. B. »l'encens fume« = „Des Weihrauchs Düfte durchdringen schon die weiten Lüfte"; »la victime s'embellit« = „Das Opfer wird gedoppelt schön"; »l'amour même la consume« = „Durch Amors Glut ist es verflogen"; vgl. Neuestes 1758 S. 41 ff., wo das Fräulein Thomasius ihren Meister an Genauigkeit zu überbieten suchte.

2) Vgl. Werke (Sauer) II. S. 472.

nächsten Tags einige poetische und prosaische Stücke sowie einen französischen Brief seiner „geschickten Freundin" mitzubringen. Er that aber ein Übriges und dichtete für die Audienz vom 27. Oktober eine ausführliche poetische Antwort auf des Königs Ode, in welcher er, von den Griechen und Trojanern ausgehend, eine Art Kulturgeschichte aufbaute, welche dann auf die deutsche Litteratur überleitete und in der Vorführung der preußischen Dichter gipfelte. Es waren Derschau, der Tragöde, die Lobsänger Friedrichs II.: Bock, Stöckel, Pantke, Tralles, Lindner, dann Lichtwer und der „zarte Gleim", „der in der Verliebten Zunft den Ton Anakreon's so reizend angegeben". Der König erbat sich zu einzelnen Stellen mündliche Erläuterungen. Vermuthlich las ihm Gottsched, der ja „allerlei" mitgebracht hatte, bei dieser Gelegenheit, — denn die Unterredung dauerte wieder an drei Stunden, und es wurde „sonderlich über die berühmtesten französischen Tragödienschreiber" gesprochen, — auch seine Übersetzung der Racineschen Iphigenie vor, welche Friedrich, wie er sich später zu Gellert äußerte, nicht verstand, obgleich er das französische Original vor sich hatte[1]).

Ende Januar erhielt Gottsched aus Breslau jene vom Lessingschen Freundeskreise viel bewitzelte goldene Dose als Zeichen der königlichen Gnade für das überreichte Gedicht[2]).

Die Audienzen hatten aber noch ein journalistisches Nachspiel. Gottsched sandte sicher auch das Gedicht des Königs, dessen Drucklegung ihm Globig, den er als einen »chef de notre Université« sofort von allem benachrichtigte, verboten hatte, schon am 1. November 1757 mit einem eingehenden Bericht an Flottwell, und die Königsberger Gesellschaft feierte am 21. November, ihrem Stiftungstage, die hohe Auszeichnung ihres Protektors durch Vertheilung einer Festschrift. Diese enthielt außer jener Ode des Königs, einer Uebersetzung derselben vom Tribunalrath von Werner und Gottsched's Antwort auch das Lobgedicht eines Franzosen, des Hofgerichtsrathes Baron Bondely, an den König, welcher am Schlusse aufgefordert wird, alle Hindernisse zu besiegen und

1) Vgl. Creizenach a. o. O. S. 317; — Gleim's Brief an Kleist (Saner III. S. 252).

2) Vgl. Less. Ww. XX. 1. S. 156.

Deutschland den Frieden zu geben[1]). Durch diese politische Spitze hätte das Gedicht Gottsched äußerst verhängnisvoll werden können, wenn man ihn, den sächsischen Unterthan, für den Verfasser gehalten hätte. Das Letztere geschah in der That. Sämmtliche Stücke der Festschrift wurden zuerst in Berlin gedruckt und giengen dann in die Zeitungen Österreichs, Italiens, Frankreichs, Hollands und Englands über. Er that alles Mögliche, den Verdacht der Autorschaft von sich abzuwälzen. Nachdem er von Königsberg den Namen des Verfassers erfahren hatte, veröffentlichte er ihn am 5. Januar 1758 in den gelehrten Zeitungen mit der Versicherung, er hätte es wohl begriffen, daß dies hohe Merkmal königlicher Gnade nur in der Stille von ihm bewundert, nicht aber in alle Welt ausposaunet werden durfte. Aber man spielte ihm noch einen ärgeren Possen: In Straßburg erschien eine Flugschrift mit einem angeblich von ihm stammenden Bericht an Voltaire, worin das Gedicht des Königs in der Weise gefälscht war, daß es auf eine Verherrlichung der Franzosen auslief. Das Machwerk scheint von einem seiner deutschen Gegner herzurühren. Dagegen hat ein gefangener Franzose, Fontenailles, der zuerst in Leipzig, dann in Berlin seinen unfreiwilligen Aufenthalt fand, in einer Ode an Friedrich II., den er als »rossignol captif« um seine Befreiung bat, Gottsched und die Deutschen wegen jenes von Bonbely verfaßten Gedichtes durchgezogen, worauf ein anderer französischer Offizier eine Vertheidigung herausgab[2]), in der Gottsched's glänzendes Genie sowie seine Tugenden gepriesen wurden. Den berühmten Namen der Franzosen waren Deutsche würdig an die Seite gereiht. Emilia (!), »de Monsieur Gottsched la compagne chérie«, ist nicht vergessen. Der geehrte Gatte

1) Vgl. Neuestes VIII. S. 127 ff. Vers de sa Majesté le Roi de Prusse, adressés à Mr. Gottsched. Avec la traduction Allemande, suivie d'une Parodie.

2) Defense de Mr. Gottsched, ou Epitre à Mr. de Fontenailles, Officier François, Prisonnier de S. Maj. le Roi de Prusse par un Officier du Regiment de Picardie. A Berlin, chez Haude et Spencer 1758. — Vielleicht ist der Verfasser jener franz. Hauptmann Pierre de Pascal, welcher am 5. Sept. 1758, also nach dem Erscheinen der Ode, in die Ges. d. fr. Künste aufgenommen wurde. Vgl. Neuestes VIII. S. 790, 885 ff.

registrirte dankbar diese Wiederherstellung der deutschen Ehre, aber er konnte auch hier wieder von seiner Art nicht lassen. In dem deutschen Referate wurden bei Aufzählung der gelobten Dichter Lessing, Klopstock, Wieland und »le grand Haller« einfach todtgeschwiegen.

Der Bericht an Flottwell zeigt, daß Gottsched von seinen Unterredungen einen Einfluß auf den König im Interesse der deutschen Sprache und Litteratur erwartete. Die nationale Sache hätte freilich eines anderen Anwalts bedurft. Ob er sich wirklich in dem Grade lächerlich gemacht hat, wie aus einem Briefe des Königs an die Herzogin Luise von Sachsen-Gotha hervorzugehen scheint, und wie die Anekdoten erzählen, läßt sich kaum entscheiden. Aus der auszeichnenden Behandlung, die ihm Friedrich angedeihen ließ, ist doch zu entnehmen, daß er in ihm etwas mehr als einen eitlen Narren gefunden haben muß. Die späteren Nachrichten mögen mehr Dichtung als Wahrheit enthalten. Wenn der König dann in Gellert einen „ganz andern Mann" kennen lernte und die ursprünglich an Gottsched gerichtete poetische Zuschrift in seinen Werken „An Sieur Gellert" adressirte, so beweist das nur, daß sich mittlerweile seine Anschauungen von der deutschen Litteratur und ihren Vertretern nach der vortheilhafteren Seite hin erweitert hatten.

Gottsched beutete die königliche Gnade seinen Gegnern gegenüber wacker aus. Als auch Lichtwer, dann Schönaich, der dem König seine Oden und Satiren ins Lager von Bunzelwitz geschickt hatte, ein Kabinetsschreiben erhielten, triumphirte er, daß nun drei seiner Anhänger einer königlichen Zuschrift gewürdigt worden wären: „Mögen sich doch die seraphischen, ätherischen, empyräischen, mitzraimischen, cyklopischen Dichter unseres Vaterlands auch gleicher Trophäen rühmen" [1]!

Lessing hielt es schon in einem Briefe an Kleist vom 14. März 1758 wieder an der Zeit, neue und blutige Satiren auf ihn zu machen, und dichtete das erste Epigramm auf die goldene Dose [2]; Gleim ärgerte sich, daß Gottsched seinen Namen dem König hatte in die Ohren knarren lassen und schrieb an Kleist:

---

1) Vgl. Neuestes XI. S. 781. 2) Vgl. Werke IX. S. 283.

„Nicht Friedrich, nicht Apoll gibt ihm Vernunft;
Duns bleibet Duns in seiner Schöpsen Zunft.“ [1])

Die Schweizer suchten ältere Arbeiten hervor. Bodme hatte im December 1755 das „Banket der Dunse“, im nächsten Jahre „Die Larve“ gedichtet. Beide Satiren erschienen jetzt (1758) unter Vermittelung Sulzer's bei Voß in Berlin.

In der ersteren [2]) erzählt Adelgunde von einem Banket, welches Stentor (Gottsched) jährlich zur Feier seiner Priesterweihe veranstaltet. Die Dunse rühmen hiebei die Heldenthaten ihres Meisters: Er hat den Witz des Blocksberges in einen Kalender gesammelt, das „Dintenfaßl“ verfertigt, Milton gelästert, in Gemmingen's Briefen das Lob in Schande verkehrt, die Nuß geknackt und es aus Demuth geleugnet ꝛc. Auf die Aufforderung Stentor's, mit „onologischen Scherzen“ die Schweizer zu besingen, erhebt sich Casparson und höhnt unter dem Beifalle der Dunse die Miltonianer. Hiefür wird er mit einem Schluck Naumburger Weines beschenkt, den sonst Stentor allein trinkt; die übrigen müssen sich mit Bier begnügen. Diese Auszeichnung erweckt den Neid der Übrigen; Stentor weist sie zurecht, macht sich aber dadurch lächerlich, daß er in schlechten Hexametern spricht. Sanno, Stentor's Geselle (Frau Gottsched), „boshafter als er, doch verdeckter“, hält das für ein Unglückszeichen, und nun nimmt Stentor die Sühne vor. Er legt das Priestergewand um die Schultern, verbrennt auf dem Altare die Ohren, den Schwanz und die Mähne eines Esels mit röthlichen Haaren, wälzt sich im Staube und heult in Reimen. Hiebei legt er das Geständnis ab, er wäre durch Milton's Gespenst bereits in die Hölle geführt worden und daran gewesen zu sagen, die Hölle wäre kein Märchen, es gäbe Teufel und Gespenster. Schon wollte er seine „Dichtkunst“ und den „Cato“ verbrennen, hätte nicht Mylius ihn durch seinen „Freigeist“ gestärkt.

„Mylius hatte zuerst den Eingang zum Herzen gesperret,
Alsdann war es uns leicht, mit dem Kopf freygeistrisch zu denken.“

---

1) Vgl. Briefe bei Sauer, Kleist III. 267, 284.

2) Das Banket der Dunsen o. O. 1758. (Zür. Stadt-, Berl. Hofbibl.)

Auf die zweite Schrift, „Die Larve“ [1]), war Bodmer besonders stolz; sie sollte offenbar die Antwort auf Reichels „Bodmerias“ sein. — Stentor (Gottsched) hatte den letzten Tropfen von seinem Gehirne in dem Dienste Sanno's, der Göttin der Dummheit, verbraucht, als diese, um sein Alter mit neuen Freuden zu krönen, aus einer neblichten Wolke die ärgsten Feinde der Onokrene und des Midas schuf, lauter „dünne, gelogne Gestalten von Geist und Kräften verlassen“. Da wurden Haller, Bodmer, Klopstock, Wieland und Geßner. Sie hatten Kopf, Miene, sogar eine Perücke auf dem Haupte wie das Original; „das Hirn war mit Schellen geschmückt, nichtige Worte zu reden“, aber — „die denkende Seele den Worten zu geben, vermochten sie nimmer“. Bodmer, die eine der Gestalten, wird auf den Blocksberg gesandt, wo ihn Stentor in den Kohlgärten wandeln sieht. Großer Lärm auf dem Blocksberg, alles läuft zusammen „mit nicht schwächrem Geschrei als Arminius Schönaich gebrüllet“. Man bringt die Larve vor den König (Gottsched), der mit seinen Musen in einer Spalte des Berges saß. Stentor bekreuzigt sich, als er seinen Feind sieht und erhebt laute Klage: Er habe ihm die Deutschen abspenstig gemacht. Schon hätten sie ihn (Gottsched), als ihren Horaz, Homer und Plato angesehen, wenn Bodmer ihnen nicht weiß gemacht hätte, seine Werke seien nur Thaten der Finger und seine Gedanken nur Reime. — „Meiner Freundin, der keuschesten, die mein Bette bestiegen, legt er die Sünden zur Last, die ihrer Panthea waren“ [2]). Es folgt der Hinweis auf den Vergilübersetzer Schwarz, auf die Noachide ꝛc., als Sanno das Wort ergreift, um das Sündenregister Bodmer's zu vervollständigen und unter Anderem auch auf Wieland's „Lobgesang auf die Sonne“ zu sticheln. Endlich fällt der Richter den Spruch, der „epische Schwärmer“ solle siebenmal in die schlammigte Pfütze getaucht und dann mit Hunden und Horn von dem Berg in die Wüste des Harzes gehetzt werden. Aber Gundchen (Frau Gottsched), eine der Musen, fühlt in dem Busen die Schläge des pochenden Mitleids — „nicht sehr verschieden von Liebe“. Sie mahnt zur

1) Die Larve, ein comisches Gedicht. o. O. 1758. (Zür. Stadt-, Berl. Hofbibl.)

2) Vgl. oben S. 537.

Vorsicht. Aus Füßli's Bildnis kenne sie Bodmer anders; „ihm strahlten die Augen beide mit Feuer, es lachten die Lippen satirische Züge, die uns so sehr verhaßt sind, .. in diesem, den Du verurtheilst, seh ich nur eine Maske, von Geist und Kräften verlassen". Da giebt sich die Gestalt als eine der Larvenschöpfungen zu erkennen, durch welche die Göttin der Dummheit auch dem Blocksberg seinen Haller, Klopstock, Bodmer und Wieland schenken wollte; sie wären geschaffen worden, um als Midas' jüngere Söhne das Reich der Dummheit zu halten. Alle stehen betroffen, Schönaich kommt und begrüßt Bodmer; als auch Stentor ihn umarmen will, löst sich die Nebelwolke auf. Da „lachte der Chor der Musen, und Midas lachte, die Dunsen lacheten alle, da ihm der zerflossene Bodmer in den Mund rann und so von seinem Barte herabfloß".

Noch 1765 erlitt Gottsched durch eine Parodie seines „Cato" eine bittere Kränkung[1]). Im ersten Akt wird erzählt, Reibehand, der Typus jener Theaterprinzipale, welche zotenhafte Komödien und Haupt- und Staatsaktionen begünstigten, hätte mit Gottsched einen geheimen Bund beschworen[2]). Charlotte, seine Tochter, flüchtet sich nach dem Tode ihres Vaters in das Haus des Professors, wo ihre bereits gebrochene Unschuld neuerdings durch einen Satyr bedroht wird. Da tritt Grimm auf und bringt die von einem Komödianten bestätigte und durch einen Brief Reibehand's beglaubigte Nachricht, daß Charlotte in Wahrheit die Tochter Gottsched's und einer Näherin sei. Nach dem Tode der Mutter wäre das Kind einem alten Weibe von Reibehand, der eben sein Töchterchen verloren hatte, abgekauft worden. Grimm will nun Gottsched bereden, mit Hilfe seiner wiedergefundenen Tochter, der Erbin der Reibehand'schen Truppe, regelmäßige Dramen auf die Bühne zu bringen. Dieser widerstrebt: „Meinst Du, daß unsre Stücke so schlecht sind, daß man sie auf Reibehand's Bühne schicke?" Ein Satyr, den er auffordert, gegen die feindlichen Schweizer zu

1) Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodierte Cato. Zürich 1765. — Neudruck mit Einleitung und Anmerkungen von Crüger in Kürschner's Deutscher Nationallitteratur Bd. 42 S. 125 ff.

2) Wohl aus der Thatsache zu erklären, daß die Neuberin 1749 auf dem Reibehand'schen Theater spielte. Vgl. Lit. Pamphl. S. 132.

schreiben, will als Preis die Hand Charlottens. Gottsched weist ihn kurz ab, und so schließt der Akt mit dem Abfall des Satyrs von seiner Partei. Die Parodie geht von Szene zu Szene, meist mit Beibehaltung der Worte und Reime im „Cato". Mit dem zweiten bis vierten Akte ebenso zu verfahren, erklärt der Verfasser, nicht die Zeit gehabt zu haben. Im V. Aufzug erfolgt die Katastrophe dadurch, daß Gottsched sein Tintenfaß zerschlägt und es von Krüger und Grimm in die Pleiße werfen läßt.

Das Fragment stammt nach dem im Herbste 1764 geschriebenen Vorberichte aus dem Jahre 1751. Das Auftreten Grimm's als Handlanger und Krüger's als Gottsched's Sohn sowie des Satyrs als „Witzling" und dessen Abfall von der Partei lassen jedoch auf eine frühere Entstehungszeit schließen. Der mit dem ersten in keinem Zusammenhange stehende V. Akt dürfte später, vielleicht zur Zeit des „komischen Krieges" (1753), gedichtet worden sein. Als Verfasser gilt Bodmer, ohne daß hiefür ein anderer Grund vorläge als etwa der angegebene Druckort Zürich. Jedoch findet sich in dessen Handschriften keine Spur von diesem Pasquill; manche Einzelheiten weisen im Gegentheile darauf hin, daß der Verfasser im persönlichen Verkehr mit seinem Opfer gestanden haben muß. Die zu Grunde gelegte Handlung erinnert in ihren Einzelheiten an die Verleumdungen, mit welchen Rost die Chronique scandaleuse der deutschen Litteratur bereicherte. Die elende, aber nicht ungeschickte Mache wäre ihm auch sonst zuzutrauen. Thatsache ist, daß er sich Mitte der vierziger Jahre mit einer Komödie „Der Belustiger" befaßte, in welcher der Meister und seine „belustigende Phalanx" mit Namen aufs Theater gebracht werden sollten[1]); er war überdies der Schwager Gärtner's, eines der Witzlinge, denn offenbar liegt der Abfall der „Beiträger" dem Pasquill mit als Motiv zu Grunde. Daß Rost bereits am 19. Juli 1765 starb, nachdem er seine Pasquille auf Gottsched bereut haben soll, vermag den Verdacht nicht von seinem Kerbholz zu streichen.

Eine Freude war Gottsched im Alter beschieden: Die beiden Hauptlager seiner Gegner, Berlin und Zürich, waren in Kampf gerathen. Lessing, der „Berliner Witzling", hatte die Patriarchaden

1) Vgl. Ständlin, Briefe S. 8 ff.

im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" als verfehlte Nachahmungen des „Messias" bezeichnet, die „Sündflut" war in den „Kleinigkeiten" unglimpflich behandelt worden. 1759 erschienen seine Fabeln nebst den Abhandlungen über dieselben, in denen Breitinger's Theorie angegriffen war. „Gottsched soll mir immer lieber sein, weil ich immer mehr sehe, daß bei ihm bêtise ist, was bei Lessing Bosheit scheint", schrieb Bodmer an Sulzer (20. Dezember 1759); mit Breitinger aber vereinigte er sich zu der Streitschrift: „Lessing'sche unäsopische Fabeln" (1760), in welcher er in drei Büchern Parodien und karrikirte Nachahmungen der Lessing'schen Fabeln lieferte, wogegen Breitinger die Untersuchung der Abhandlung unternahm[1]). Trotzdem nun in derselben Lessing als Nebenbuhler Gottsched's verhöhnt war, empfand dieser doch eine behagliche Freude. Er zeigte beide Schriften gleichzeitig an[2]), anscheinend unparteiisch, thatsächlich hielt er es aber lieber mit den besonnenen Aeltern als mit dem vom Publikum verzogenen „übermüthigen Söhnlein": „Muthig genug ist er geworden, alles zu wagen, der ganzen kritischen und philosophischen Welt ins Angesicht zu widersprechen und in den schönen Künsten das Unterste zu oberst zu kehren". Auf die Sache selbst freilich läßt er sich nicht ein; schadenfroh druckt er die Vorrede des „treuherzigen Schweizers" ab, welche „aus eben dem Tone geschrieben ist, wie Herr Lessing andere Leute zu kritisiren pflegt", und auch sonst frohlockt er, wenn der kritische Muthwille der „untrüglichen Obermeister des deutschen Parnasses" in Berlin einen Zuchtmeister gefunden hatte[3]).

Außer den dargestellten litterarischen Kämpfen hatte Gottsched überdies allenthalben Einzelhändel. Er band mit Siegmund Baumgarten[4]) und Friedr. Pauli[5]) in Halle an, mit

1) Daß diese von Breitinger ist, vgl. Baechtold S. 659.

2) Vgl. Neuestes X. S. 748 ff.

3) ibid. XII. S. 311 ff.

4) Vgl. Progr. Anecdota quaedam Leibnitiana, wo G. den franz. Niceron angegriffen hatte (S. VIII). Vgl. dagegen Niceron's Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, herausgegeben von Siegm. Baumgarten, Halle 1750.

5) Vgl. Götting. Anz. 1753. St. 151. Hannov. Anz. 1753. St. 94, 95. Neuestes V. S. 394.

Klotz und Jakobi[1]), mit Bielfeld, der ihn in seinen Progrès des Allemands nicht genügend gewürdigt hatte[2]), mit Pfeil, Creuz u. A. Und welche Mittel mußten da oft aushelfen! Er imputirte einfach Bernhard Tscharner, daß er sich zur Übersetzung der Schweizerischen Gedichte habe erkaufen lassen[3]), ja er mißbrauchte sein Amt als Zensor, indem er durch eine freche Korrektur in Gemmingen's „Briefen" (1753) das Lob des „Messias" und des „Noah" in das Gegentheil verkehrte, er stichelte endlich in seinen Zeitschriften und Progammen fort und fort auf die Latinisten[4]) und Orthodoxen. Einer der letzten Briefe in der Sammlung brachte ihm denn auch eine halbamtliche Rüge wegen dieser Händelmacherei. Globig dankte für das Programm de genuina notione etc. (1756), in welchem gegen Crusius polemisirt war, und fährt fort: „Ich habe nur dieses einzige erinnern wollen, daß ich lieber sähe, wenn bei andrer Gelegenheit man seine Rechtfertigung anbrächte und nicht in solchen Amtshalber edierten Schriften der gelehrten Welt. . . . Schon ein paar Mal habe ich bemerkt, daß E. Magnifizenz in selben Piècen gegen ihre Mitbürger zu Felde gezogen sind, z. E. in dem Programmate, darin die zu haltenden Collegia angekündigt waren. Der Ausdruck: pudore prohibitus titulum theologi mihi asserere nolui scheint mir fast zweideutig und gegen die theologische Zunft verkleinerlich" (24. Dezember 1756). Da sich die Gegner natürlich wehrten, die Einen, wie Creuz[5]) und Gemmingen[6]), besondere Streitschriften herausgaben, Andere, wie Pfeil, ihn einfach dem Gelächter preisgaben[7]), kam er

---

1) Vgl. Neuestes XII. S. 516; A. v. Hagen, Briefe deutscher Gelehrten an . . Klotz. Halle 1773. I. S. 168.

2) ibid. II. S. 684. Schönaich schreibt: „Glauben Sie mir es! Ich habe mitten unter dem Lobe, das er Ihnen ertheilt, den klaren und lautern Berliner erkannt" (6. Juni 1752).

3) Vgl. Neuestes IV. S. 173, 892.

4) Vgl. Göttinger gel. Zeitg. 1753. S. 306.

5) Vgl. Neuestes XII. S. 514. 6) Vgl. Hirzel, Haller S. 468.

7) „Kurzer Auszug aus der Geschichte des Königreichs Hoang-thy" in „Versuche in moralischen Erzählungen" Leipzig 1757, S. 272 ff. Eine satirische Geschichte des Geschmacks und der Dichtkunst der Deutschen, wo G. unter dem Namen Lahormonidas der Große verspottet ist.

aus dem Gezänke nicht heraus und war endlich so verrufen und verachtet, daß sich ihn die pasquillüsterne Jugend, wenn sie auch keinen bestimmten Anlaß zu seiner Verspottung hatte, zum Probeobjekt erkor. So höhnten ihn der Leipziger Mag. Zeller und sein ausgelassener Freund Carl Friedrich Bahrdt[1]), daß er vor zwei Hörern Philosophie lese, und warnten den in Leipzig Unbekannten vornehmlich vor dem goldenen Bären. „Herr Breitkopf wohnt zwar auch da, der rechtschaffenste Christ von der Welt — aber vor dem warne ich Sie auch nicht. —"

Einen Ersatz für die Verachtung in Deutschland fand er in dem Ansehen, das er im Auslande genoß. Seinen „Cato" hatte Riccoboni, der Direktor der italienischen Bühne in Paris, in den »Réflexions« zur Berühmtheit gebracht. Der Auszug des Stückes war mit den Worten begleitet: »Sa preface, les critiques et les reponses sur cette tragedie. . serviront peut être à detromper un très grand nombre de personnes, qui croyent, que dans le pays il n'y a ni usage ni connaissance ni goût pour le poëme«. Auf Grund dieses Berichtes wurde dann 1738 im Journal des savants Gottsched's »bon esprit, qui n'est point encouragé par l'exemple« noch mehr ausgezeichnet. Seit sich Grimm als Sekretär des Grafen von Friesen in Paris aufhielt und hier in mehreren Artikeln, hauptsächlich in dem von ihm begründeten Journal étranger, die Anschauungen von der deutschen Litteratur erweiterte, mehren sich die anerkennenden Urtheile über Gottsched im Mercure de France und galant, dann im Almanach historique et chronologique de tous les spectacles, wo es

1) Etwas an Hrn. M. Carl Friedrich Bahrdt seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend. Berlin 1764. Hierüber schreibt G. an seine Nichte: „M. Zeller und M. Bardt haben das ‚Etwas an M. Bardt' selbst geschmiedet und darin muthwilliger Weise mich und Hofrath Beln angegriffen, die wir doch mit ihrem Zanke nichts zu schaffen haben. Allein sie sind unrecht angekommen, denn Bel ist Bücher-Commissarius und hat eine scharfe Untersuchung angestellt, auch das Ms. schon in den Händen von W. Bardts eigner Hand. Dem D. Bardt ist sehr bange, daß es seinen Sohn unglücklich machen wird, wenn er als ein Pasquillant bekannt wird. Allein keine Gnade. Bel wird es bis vors Oberconsistorium treiben, und der Präses weiß schon alles. Wenn auch theologische Jünger Pasquillen machen wollen, was wird daraus werden?"

z. B. von ihm heißt: »C'est lui qui a formé les acteurs et qui a excité les jeunes poëtes à travailler« (S. 22). Das von einem Advokaten (M. L.) in Paris 1752 herausgegebene Dictionnaire portatif des beaux arts brachte einen ganzen Artikel über ihn; im Mercure de France (1750) wurde die neueste Litteraturperiode geradezu nach ihm benannt und in der beigegebenen biographischen Skizze hervorgehoben: Le théâtre allemand doit à Mr. Gottsched l'état ou il se trouve aujourd'hui.

Diese Auffassung gieng dann von Frankreich in die holländischen Monatsschriften über[1]).

Am bekanntesten wurde sein Name in Frankreich durch die beiden französischen Bearbeitungen seiner Grammatik, von denen der »Maitre allemand« auf Anregung des Verlegers A. König in Straßburg erschien[2]). Schöpflin hatte die Erlaubnis vermittelt, daß das Buch der Dauphine, einer kursächsischen Prinzessin, welche Gottsched bei ihrer Vermählung Namens der Universität beglückwünscht hatte, gewidmet werden durfte (1. September 1752). Die Hoffnungen aber, die Verleger und Verfasser an diese Huldigung geknüpft zu haben scheinen, erfüllten sich nicht. Schon die Überreichung des Ehrenexemplars war mit Schwierigkeiten verbunden. Der Botschafter Graf Loß hatte jede Vermittelung abgelehnt, und als sich dann der Pariser Buchhändler Briasson zur Audienz meldete, wurde er nicht vorgelassen, erhielt vielmehr den Bescheid, man müsse das Buch erst prüfen. Als König später die Verständigung, daß es wirklich überreicht worden sei, berichtet, macht er die resignirte Bemerkung, er habe gewußt, daß dabei nichts zu holen sei (25. Juli 1753). Deshalb wurde auch die anfangs beabsichtigte Herausgabe einer besonderen Anthologie unterlassen; im „Maitre" selbst standen als Beispiele deutscher Versarten eine Ode Gottsched's auf die Dauphine sowie eine auf den neugeborenen Herzog von Burgund.

---

1) Vgl. Köllner in der X. Aufl. des „Cato" S. 125; „Bigarrure" Haag, VI. S. 95. 2) »Le Maitre allemand ou nouvelle Grammaire méthodique et raisonnée, formée sur le modèle des meilleurs auteurs de nos jours et principalement sur celui de Mr. le Prof. Gottsched. Dedié à Madame la Dauphine«, Strassbourg 1753 chez Amand König. II. A. 1756, III. A. 1759, IV. A. 1763.

In demselben Jahre erschien die unter dem Namen Grammaire bekannte kürzere Bearbeitung von G. Quandt [1]), den wir seit 1754 als Gegner Popowitschens in Wien gefunden haben, wo denn auch die II. Auflage erschien. Die Gottsched'schen Handbücher, besonders der „Maitre", waren namentlich während des Krieges unter den Franzosen stark verbreitet, bis sie seit 1759 von der die französischen Verhältnisse besser berücksichtigenden Grammatik Georg Adam Junker's aus Hanau, Professors der deutschen Sprache an der Ecole militaire zu Paris, nach und nach verdrängt wurden [2]), was natürlich wieder nicht ohne Streit abgieng [3]). Das Deutsche, das am Beginne des Jahrhunderts in Frankreich fast ganz vernachlässigt worden war, hatte hier namentlich durch Gottsched's Bemühungen eine solche Verbreitung gefunden, daß Grimm 1764 in der Correspondence littéraire sagen konnte: »C'est aujourdhui la mode à Paris d'étudier cette langue et cette littérature«.

Auch Polen trat in Folge seines politischen Verhältnisses in nähere kulturelle Beziehungen zu Sachsen. So hat z. B. die litterarische Wirksamkeit des Piaristen St. Konarski mit der Gottsched'schen eine auffallende Ähnlichkeit. Gottsched stand mit einer Reihe polnischer Adeliger in Verbindung. Da die Frau Professor als sparsame Hausfrau das Einkommen der Familie auch durch Aufnahme von Pensionären zu vermehren suchte, wurde das Haus des berühmten deutschen Sprachmeisters trotz der konfessionellen Bedenken, die man hatte, gern aufgesucht. So finden wir hier unter Anderen den Schwager des Grafen Esterhazy, einen jungen Fürsten Lubo-

1) La Grammaire Allemande de M. Gottsched, prof. etc. Contenante les meilleurs principes de la langue Allemande, dans un ordre nouveau et mise en Français. Par M. G. Quandt (Paris 1753.) — II. A. 1756. Vienne et Prague chez Trattner. III. A. 1763, IV. A. 1766 etc. XV. A. im 11. Jahre der Republ. vgl. Süpfle. Ein Urtheil des Mercure de France 1753 S. 100, vgl. Danzel S. 351. Grimm steht übrigens zu der Gramm. in keiner Beziehung.

2) Nouveaux principes de la langue allemande à l'usage des Français. Frankf. 1762. Introduction à la lecture des auteurs allemands. A Paris 1763. — Abrégé de la Grammaire allemande de Gottsched et de Junker. A Berne 1795.

3) Vgl. Sendschreiben an den Professor Gottsched. Paris 1766. (Junker); vgl. G. in seinen Vorberichten.

mirski, dessen Mutter, eine Wittwe aus Ujastów bei Warschau, sich in ihren Briefen als eine pädagogisch einsichtsvolle Frau erweist. Einen einflußreichen Gönner hatte Gottsched an dem Grafen Andreas Zakuski, dem Kronkanzler und nachmaligem Bischof von Krakau, der bei der Copernikusfeier (1742) dem Redner öffentlich im Namen Polens für die Verherrlichung des berühmten Landsmanns dankte und seither mit ihm öfter persönlich verkehrte. Wie Zakuski Gottsched zur Herausgabe des „Nöthigen Vorrathes" ermuntert hatte, so mag er selbst im Umgange mit dem Professor jenes größere bibliographische Interesse gewonnen haben, welches ihn und seinen jüngeren Bruder bei der Begründung der Warschauer Bibliothek leitete. Nähere Berührungspunkte bot die Wolf'sche Philosophie, über deren Popularisirung und Verbreitung beide öfter Unterredungen pflogen[1]). Unter dem Schutze des Grafen, dem Wolf selbst 1745 den V. Band seines Rechtes der Natur gewidmet hatte, gab schon im nächsten Jahre der Piarist Anton Wiśniewski seine im Wolf'schen Sinne verfaßten Propositiones philosophicae etc. heraus, welche von den Jesuiten und Dominikanern vergeblich angegriffen wurden. Hiemit waren die Vorbedingungen für die Popularisirung der Philosophie durch Übersetzung des Gottsched'schen Kompendiums gegeben, eine Arbeit, der sich dann Lorenz Christian Mitzler, der langjährige Freund und Korrespondent Gottsched's, unterzog[2]). Von dieser Zeit an hat die deutsche Idealphilosophie bis auf Hegel in Polen zahlreiche Vertreter gefunden.

Auch die deutsche Kultur Rußlands, die zunächst an Peter den Großen anknüpfte, war eine Zeit lang von der Gottsched'schen Wirksamkeit beherrscht. Schon Lotter hatte als Professor der Beredsamkeit die Traditionen der deutschen Gesellschaft in Leipzig nach dem Osten verpflanzt. Wie sehr er von seiner Kulturmission erfüllt war, beweist seine Abschiedsrede[3]). Ihm schloß sich Gottsched's

1) Vgl. Lobschrift auf Wolf a. o. O. S. 122.

2) Pierwsze prawdy całej Filosofii etc. przez Jana Krysztofa Gottscheda ... po polsku tłumaczone z przedmową J. P. Wawrzynca Mitzlera de Kolof. W Warszawie roku 1761.

3) Von dem heutigen Ansehen der deutschen Sprache in dem russischen Reiche. Leipzig, (Breitkopf) 1735.

Freund, der Königsberger Arnold, an. Ungefähr 1748 wurde in Petersburg eine deutsche Gesellschaft gegründet, welche sich auch an Gottsched um Entscheidung sprachlicher Fragen wandte. „Es gereicht unsrer deutschen Sprache", heißt es in dem Briefe, „gewiß zu keiner geringen Ehre, daß sie in allen dreien nordischen Residenzstädten (Petersburg, Stockholm, Kopenhagen) für eine der artigsten europäischen Hauptsprachen gehalten und selbst an ihren Höfen in täglichen Unterredungen gebrauchet und geliebet wird". Die neuesten deutschen Bücher giengen, wie das Schreiben versichert[1]), bis Kiew und Smolensk, und als 1755 die Moskauer Universität gegründet wurde, erhielt außer Joh. Gottfr. Reichel auch Köllner dahin einen Ruf. Diesen Männern verdanken wir die erste Kenntnis russischer Dichtungen, der von Spilker übersetzten und von Mylius herausgegebenen Satiren des Prinzen Kantemir und des Trauerspiels „Sinav und Truvor" von Soumarokoff, welches Köllner ins Französische übersetzte. Von diesem wurde wahrscheinlich auch die Übersetzung der 1762 in Moskau erschienenen Grammatik besorgt[2]).

In Gottsched's unmittelbarer Nähe wurde es immer stiller. Alte Freunde waren theils abgefallen theils gestorben. Die Familie bot keine Freude. Nach dem Tode des Vaters (1737) lebte die Mutter in Königsberg, unterstützt von ihren Söhnen, dem Professor und dem Steuerrath in Cassel, in größter Armuth. Sie scheint den Werth des Geldes nicht recht gekannt zu haben, wenigstens befürchtete der Sohn, die gute Frau werde Schulden hinterlassen, die den Kindern einmal höher angerechnet werden könnten, als sie wären (29. März 1745). Mit ihrem jüngsten Sohne Reinhold, einem Advokaten in Königsberg, den Flottwell in puncto matrimonii beklagt (5. April 1745), lebte sie in beständiger Fehde. Erst nach dem Tode der unliebenswürdigen Schwiegertochter (1754),

1) Abgedr. in Büchersaal IX. S. 69 ff.

2) Vgl. Neuestes I. S. 529, II. S. 509. Ferner erschien eine holländische Übersetzung der Grammatik: De hoogduitsche Spraackmeester etc. door Ernst Zeydelaar, Amsterdam 1772, eine ungarische: Preßburg 1784, eine lateinische: Grammatica germanica ex Gottschedianis libris collecta, Francof. 1770.

welche Schuld an dem Zerwürfnisse gewesen zu sein scheint, zog die Mutter zu Reinhold. Bald darauf bewarb sie sich mit einer Bittschrift vom 2. Februar 1756 — es war der Geburtstag ihres „weltberühmten Sohnes" — um freie Beerdigung. Als im Jahre 1759 auch Reinhold starb, kamen seine beiden Töchter Viktoria und Wilhelmine nach Leipzig in das Haus des Onkels, während sich ihre Großmutter bei einem Schneidermeister einmiethete. 1763 wurde sie auf Gemeindekosten zu Grabe getragen.

Im eigenen Hause sah es noch trauriger aus. Kein freundlicher Kinderblick hatte dem Musenpaar gelächelt, — durch nichts mehr verbunden als durch Pflicht und hastende Arbeit. Seit 1752 kränkelte die Frau beständig. Von langem, schmerzvollem Siechthum erlöste sie am 26. Juni 1762 der Tod. Sie hatte dem Gatten seinem eigenen Geständnis zufolge in den letzten Jahren „etwas von ihrer Liebe und alten Vertraulichkeit entzogen". Über die Gründe kann kein Zweifel bestehen. Abgesehen davon, daß ihr die eigene bessere Einsicht, wie aus ihren Briefen an die Frau von Runkel hervorgeht, eine schmerzvolle Enttäuschung über die geistige Bedeutung ihres Mannes bereitete, und daß sie im Verlaufe des Litteraturstreites sehen mußte, wie er, trotzdem sie mannhaft zu seiner Fahne hielt, der Verachtung Deutschlands anheimfiel, war sie auch hinter seine freie Auffassung der ehelichen Treue gekommen. Wer es der Mühe Werth fände, den Privatsünden dieses Mannes nachzugehen, könnte in den Streitschriften von Picander, Steinbach, den Schweizern, Rost u. s. f. bis zu Bahrdt[1]) reiches Material finden. Gewiß ist hier vieles entstellt, manches erfunden, aber das allgemeine Urtheil könnte selbst die eingehendste kritische „Rettung" nicht abändern. Wie verbreitet diese Auffassung von seinem Leben auch in Leipzig gewesen sein mußte, bezeugt am besten seine Vertheidigung in dem seiner Frau gestifteten „Ehrenmaale" (1763), wo er an zwei Stellen als Beweis seiner wahren Trauer um die Gattin mit gewohnter Geschmacklosigkeit auf seine Körperabnahme hinweist.

Nach dem Tode der Frau stand zunächst seine Nichte Viktoria, die ältere Tochter Reinhold's, seinem Hause vor, und als

1) Vgl. Bahrdt, Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Berlin 1790. I. S. 220, 319.

sich diese im Sommer 1764 mit Christian Friedr. Grohmann, Pfarrer in Zwickau, vermählte, trat München, die jüngere Schwester, die Regierung an. Auch sie hatte litterarische Passionen; obgleich sie zum Entsetzen des gestrengen Onkels „mir" und „mich" verwechselte und mit der Orthographie auf „falschem" Fuße stand, übersetzte sie für die Koch'sche Bühne unter Anderem Destouches' „Stolze Schöne", um Zutritt zur Komödie zu haben, denn „für Geld war der Spaß zu theuer". Gottsched ergötzte sich in seinen Mußestunden an Richardson's Grandison[1]. Man verkehrte mit den Familien der Professoren Borz, Pohl, Böhme u. A., München verliebte sich in den Professor Klemm, das Leben im Hause schien bald wieder neue Triebkräfte zu erhalten.

München wird, mit einem entsprechenden Kostgelde ausgestattet, zu Grohmanns geschickt, und unterdeß knüpfte sich das neue Verhältnis mit der Jungfer Oberstleutnantin Ernestine Susanne Katharine Neuneß, welche am 1. August 1765 zur Frau Professorin erhoben wurde. In einem Briefe an Riese vom 6. November schildert der junge Goethe, welcher zu Michaëlis nach Leipzig gekommen war, den großen Mann auf dem Katheder: „Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen so wie ein klarer Bach". In der Selbstbiographie zeigt er ihn uns in seinem vornehmen Heim, im ersten Stock des goldenen Bären, wie er im gründamastnen, mit

1) Über diesen Roman schreibt G. an seine Nichte Viktoria, welche ihn immer „Grandison" nennt, Folgendes (Bl. 35): „Ich bin ihn ganz durch und die beiden letzten Bände gefallen mir ungemein. Unstreitig ist dies der beste Roman, der jemals geschrieben worden, und nach ihm will ich keinen mehr lesen. Er erhebt die menschliche Natur zu ihrer wahren Würde, und das beyde Geschlechter. Henriette nämlich ist in dem ihrigen so vollkommen als Grandison in dem seinigen. Lesen Sie ihn also in dem guten Vorsatz, alles Liebenswürdige dieses trefflichen Frauenzimmers nach Ihren Umständen nachzuahmen. Allein was für ein seltsames Geschöpf ist Charlotte Grandison oder Lady G.! Ich habe mich oft über sie geärgert und hätte sie prügeln mögen. Behüte doch Gott alle Männer vor einer solchen leichtsinnigen, boshaften Frau! Sie wird gewiß Ihrem lieben Freunde so nicht begegnen, sondern einer Biron ähnlich werden. Sie haben etwas aus meiner Philosophie behalten, und das ist mir lieb. Fahren Sie fort, den zweiten Band derselben zu lesen, so werden Sie urtheilen können, ob ich nicht recht Grandisonische Grundlehren längst gehabt und nach Möglichkeit ausgeübt habe."

rothem Tafft gefütterten Schlafrock mit der Linken die Perücke geschickt auf das kahle Haupt schwingt und mit der Rechten dem Diener — Daniel war wahrscheinlich der Name des armen Menschen — eine Ohrfeige gab.

Er konnte damals noch einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführen, ja er arbeitete die italienische Oper „Thalestris" der Prinzessin Ermelinde Thalea (Maria Antonia) noch zu einem „deutschen Trauerspiel" um, in welchem der erste und zweite Aufzug im königlichen Kabinet spielen, während der dritte folgende stimmungsvolle Szenerie enthält: „Es ist Nacht, und die Bühne zeiget das Behältnis der Gefangenen mit verschiedenen Abtheilungen; einen schrecklichen Ort, der mit wildem Buschwerke und sich hinaufschlängelndem Epheu zwischen alten Bruchstücken bewachsen ist". So war auch er zu den Rebellen gegen seine eigenen Regeln übergegangen. Aber er sollte diesen Treubruch nicht selbst an die Öffentlichkeit bringen. Eine langwierige Krankheit, deren Anfänge in frühere Jahre zurückreichten, machte ihn arbeitsunfähig; er gab seiner Nichte Viktoria, die selbst eine Dichterin war, den Auftrag, das Stück zu veröffentlichen[1]). Die Vorrede ist vom 12. Dezember 1766 unterfertigt. An demselben Tage starb Gottsched an der Wassersucht. Ernesti hielt ihm einen würdigen Nachruf[2]). Sein Tod hinterließ keine Lücke in der deutschen Kulturarbeit. Zu Ostern war der Laokoon erschienen. „Alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik", schrieb Goethe, „war wie ein abgetragener Rock weggeworfen".

Die Nachwelt konnte nicht halten, was Gottsched im Leben gehofft. Der letzte Rest des Ansehens, den seine Kunstregeln noch genossen, wurde bald von Lessing ganz vernichtet. Ein treffendes Wort sprachen die Göttinger gelehrten Anzeigen in einer wahrscheinlich von Haller herrührenden Rezension: „Die Kleidung des Schönen mochte er allenfalls beurtheilen, für das Schöne selbst aber hatte

---

1) „Thalestris, Koniginn der Amazonen aus dem vortrefflichen italienischen Singespiele Ihrer Königlichen Hoheit der unvergleichlichen Ermelinde Thalea in ein Deutsches Trauerspiel verwandelt von Johann Christoph Gottscheden. Zwickau, zu finden bey Christian Leberecht Stielern." 1767.

2) Vgl. Ernesti, Memoria J. Ch. Gottschedii. Leipzig 1767.

er in der That kein Gefühl“ [1]). Allein die Zeit war auch über seine fortgeschritteneren Gegner, die Schweizer, hinweggegangen. In einer kleinen Satire hat 1770 Casparson diesen Fortschritt der deutschen Dichtung charakterisirt [2]). Gottsched, der sich als Schatten im Elysium, aber nicht im Lorbeer-, sondern im Pappelhain befindet, erzählt, wie er sich noch auf dem Todtenbette zu Milton und Klopstock bekehrt habe: „Ach, die ich nie gekannt, sie kenn' ich jetzt, die Musen“. Lehren und Warnungen sendet er nun an Bodmer, von dessen dramatischer Thätigkeit er sagt: „Ich weiß es, daß Dein Kiel nunmehr gottschedisch sündigt“. Am abfälligsten wird der Einfluß der alten aesthetischen Kritik beurtheilt: „Durch Gottsched's ‚Dichtkunst' zwar ward Hermann, ward Banise, doch stimmten Wieland's Lied vielleicht die Breitinger“? Und mit ausdrücklichem Hinweis auf „Minna v. Barnhelm“ bezeichnet der Schatten den nationalen Geist, wie er sich in den Sitten, dem Leben und Denken des deutschen Volkes äußert, als die neue Triebfeder der Poesie und ruft dem alten Feinde zu:

„Ja, Freund, Empfindung gilt dem Dichter mehr als Lehre“.

So lange sich die Litteratur im Gegensatze zu Gottsched bewegte, waren die Urtheile über ihn hart und einseitig. Mit weiterschauendem Blick wußte Goethe das Lächerliche des Mannes von seiner verdienstvollen Wirksamkeit zu sondern; Tieck war der erste, der seine Bestrebungen um das Theater eingehender würdigte [3]).

Fassen wir Gottsched's Bild und seine Wirksamkeit kurz zusammen: Sein hochgewachsener, kräftiger Körper mit dem unverkennbaren Ausdruck bewußter Würde und stolzer Selbstgenügsamkeit barg eine Seele, deren Vermögen dem Willen nicht gewachsen waren. Der Weite seines geistigen Blickes mangelte die Tiefe. Selbst ideenarm, wußte er jedoch fremde Anregungen klug und energievoll zu erfassen und in Thaten umzusetzen. Er fand eine Reihe nationaler Kulturaufgaben vor, die das XVII. Jahrhun-

1) Vgl. 1769, S. 1061.

2) Johann Christ. Gottsched an Herrn Joh. Jak. Bodmer in Zürich. Aus den Elysäischen Feldern, 1770 (Berl. Hof-Bibl.).

3) Vgl. Dramaturgische Blätter, Leipzig, 1852. III. S. 73.

dert einer glücklicheren Zeit zurückgelassen hatte, und gieng mit ernstem Fleiße und mit nationaler Begeisterung an ihre Lösung. Er kämpfte gegen die Herrschaft des Latein in der Wissenschaft und gegen die des Französischen im gesellschaftlichen Leben. Er trat für die Einheitlichkeit der neuhochdeutschen Schriftsprache ein, reinigte sie von dem Wust der Fremdwörter, verbannte den verzopften Kanzleistil, regelte die Rechtschreibung, schärfte den Sinn für Sprachrichtigkeit und wirkte durch seine akademische Lehrthätigkeit wie durch die Vorbildlichkeit seiner Schriften für eine gefällige, leichtfaßliche Prosa. In seinen Zeitschriften, mit denen der Aufschwung des deutschen Journalismus beginnt, eröffnete er Archive für wissenschaftliche, besonders germanistische Forschung; er regte hiedurch zu grammatischen und altdeutschen Studien an, schrieb selbst eine deutsche Sprachlehre, welche auch im Ausland Verbreitung und Ansehen fand, lieferte reiches Material zur Geschichte des deutschen Dramas, eine hochdeutsche Übersetzung des Reineke und machte auf eine Reihe altdeutscher Denkmäler aufmerksam. Wie er durch seine Auszüge aus den wissenschaftlichen Werken des In- und Auslandes die allgemeine Bildung förderte, so trat er für Aufklärung ein, sprach im Kampfe gegen die Orthodoxie der natürlichen Religion das Wort und schrieb ein deutsches Lehrbuch der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie, mit dem die popularphilosophische Wirksamkeit Lessing's und Mendelssohn's eingeleitet und die Geistesfreiheit des Volkes vorbereitet wurde. Seiner „vernunftgemäßen Redekunst" mußte der alte homiletische Schlendrian weichen, und der moderne Charakter der Kanzelreden, nicht nur auf protestantischer, sondern auch auf katholischer Seite, ist mit seinen Vorzügen und Schwächen auf Gottsched's Wirksamkeit zurückzuführen.

Poetische Begabung gieng ihm ab. Die Phantasiekräfte der Jugend schlug seine rationalistische Geistesrichtung bald in immer engeren Bann. Tiefe der Empfindung fehlte ihm gänzlich. Aber er besaß jene Leichtigkeit der Auffassung und Wiedergabe, welche hinreichte, sein Interesse auch für die Dichtung zu wecken. Sein Kampf galt der sprachlichen Verwilderung, den formalen Spielereien, dem Schwulst und der geistigen Hohlheit, der sittlichen Roheit und Unfläterei. Er gab bessere Muster und trug in seiner „kritischen Dichtkunst" ein Lehrbuch der Poetik zusammen, welches einem

Dichter jener Zeit neben historischen Belehrungen auch nützliche Anleitungen und Regeln bot.

Seine besondere Fürsorge wandte er dem Drama zu. Es gelang ihm in Verbindung mit der Neuberin, die Bühne von dem Pöbelhaften und Unsaubern zu reinigen, die Kunst der Darstellung dauernd an die des Dichters zu knüpfen, den Stand der Schauspieler zu veredeln und den Genuß des Zuschauers zu vergeistigen. Wie in allen Gattungen der Poesie verlangte er namentlich im Drama Nachahmung der Natur; daher beschränkte er den unsinnigen Ausdruck der Affekte, verwarf die Oper sowie alle übernatürlichen und undramatischen Bühnenerscheinungen, entkleidete den typischen Spaßmacher seines Mäntelchens und unterwarf ihn dem Gesetz der dramatischen Handlung; er forderte, indem er sich als reflektirender Zuschauer ins Theater versetzte, strenge Einheit der Zeit und des Ortes und führte hiedurch in der That eine größere Konzentration des Stoffes und einen regelmäßigeren Aufbau herbei.

Selbstüberschätzung hatte ihn verführt, auf allen diesen Gebieten zu wirken, und so ist er auf keinem zur vollen Reife gelangt. Theils Mangel an Einblick in das Wesen und die Größe seiner Aufgaben theils das Bestreben, nur recht viel zu Stande zu bringen, ließen ihn die Ziele niedriger fassen, als sie ihrer Natur nach waren. Daher gelang es ihm auch, weitere Kreise zur Mitarbeit zu bewegen. Er empfahl ihnen die Werke der Franzosen als der Vertreter des modernen Klassizismus zu Übersetzungen und Nachahmungen, und als er ihre Schulung vollendet glaubte, rief er den Nationalstolz wach und forderte zu Originalschöpfungen auf. So hat er in der That eine der pedantisch nüchternen Zeit angemessene Litteratur ins Leben gerufen, die ihren prägnantesten Ausdruck in der „Deutschen Schaubühne" und in den „Belustigungen" fand, und deren Vertreter ihn als ihren Meister anerkannten.

Aber die Erfolge verzäunten ihn gegen jeden Fortschritt. Als die Schweizer tiefer in das Wesen der Poesie drangen und aus der Litteraturbewegung nun auch Männer hervorgiengen, welche aus dem Quell ureigener Begabung poetische Werke schufen und der deutschen Dichtung neue und höhere Ziele wiesen, ließ er sich mit seinen Genossen in einen Kampf für die schlechtere Sache ein, in

welchem er nicht einmal sein Recht mit Anstand und zureichender Kraft vertrat. Hatte er schon früher kleinliche Mittel nicht verschmäht, so zersetzte sich jetzt sein Charakter, durch unlautere Lebensführung ohnehin getrübt, immer mehr. Die Begeisterung seiner Jugend für des Volkes Ehre wich persönlichen Motiven; seine Urtheile waren von Gunst und Ungunst geleitet, er spann Intriguen, rief pöbelhafte Pasquille hervor und flüchtete zu Unwahrheit, Entstellung und Amtsmißbrauch.

So vermag sich an die Betrachtung seines Lebens keine rechte Freude zu knüpfen. Allein sittliche Mißbilligung darf die Werthschätzung seiner Arbeit nicht mindern. Er schuf nichts Großes, aber die Bedingung für Großes. Die Geschichte muß daher den ursächlichen Zusammenhang seines Wirkens mit dem Aufschwung der deutschen Litteratur anerkennen und auch ihm eine wichtige Stellung in der Kulturentwicklung unseres Volkes zuweisen.

Namensverzeichnis.

Abbt, Thomas 251.
Abel, Caspar 239. 240. 266.
Abraham a St. Clara 125. 283.
Ackermann, Konr., Schauspieler, 505.
Ackermann, Frl. 240.
Adami, Ernst Daniel 489.
Addison, Jos. 185. 187. 200. 331. 360. 362. 363. 372. 394. 412. 416. 456. 529.
Adelung, Joh. Christoph 644.
Adelung, Friedr. 647.
Aepinus, Daniel 461. 516.
Aepinus, Franz 274.
Aeschylus 397.
Aesop 154. 166.
Agricola, Musiker 207.
Aichinger, Karl Friedr. 510. 542. 545. 557.
Alardus, Matth. Andr. 489.
Alciphron 223.
Altman, Joh. Georg 451. 452. 454.
Amaranth s. Corvinus.
Amon, P. Placidius 561.
Amsinck, Peter 489. 509.
Amthor, Chph. Heinr. 36. 39. 86. 144. 223. 362. 379. 439.
Anakreon 94. 291. 483. 506. 507. 604.
Anna Iwanowna 255.
Antesperg, Joh. Balthasar 276. 277. 560.
Anton Ulrich, Herz. 120. 127.
Ariost 165.
Aristophanes 499. 637.
Aristoteles 5. 10. 42. 98. 113. 130. 153. 154. 158. 162. 194. 195. 279. 301. 397. 417. 510. 514.
Arlet, Joh. Kasp. 503.
Arnold, Dan. Heinr. 48. 132. 221. 222. 235. 673.
Ayrenhoff, Conr. Herm. 566.

Bach, Joh. Seb. 66. 68. 89. 207. 257.
Bärmann, Georg Friedr. 217. 220. 348. 394.
Bahrdt, Karl Friedr. 669. 674.
Baltus, Joh. Franz 61.
Bandel, Jos. Ant. 563.
Bar, Georg Ludw. 484.
Barbier, Maria Anna 398.
Bassi, Laura 236. 259.
Bathyany, Graf 554.
Batteux 144. 177. 584. 633. 638.
Baumeister, Friedr. Christian 288. 488. 502. 619.
Baumgarten, Alex. 173. 174. 252. 297. 367. 377. 461. 462. 472. 488. 515. 516. 537. 584. 600.
Baumgarten, Nathanael 461. 472. 502.
Baumgarten, Siegm. 648. 667.
Bayer, Gottl. Siegfr. 19.
Bayle 28. 57. 61. 64. 97. 389. 390. 539.
Beck, Andr. Georg 45. 510. 616.
Beck, Sophie u. Ferd., Schausp. 122.

Beheim, Mich. 646.
Behm, Joh. 9.
Behr, Georg Heinr. 467. 505. 510.
Behrmann, Georg 190. 201—204.
Behrndt, Gottfr. 218. 227. 228. 267.
Bel, Karl Andr. 669.
Bellegarde, Franç. 360.
Benemann, Joh. Christ. 84. 233. 489.
Berbisdorf v. 385.
Berge, Ernst Gottl. 321. 437.
Berger v., Joh. Wilh. 179.
Bergmann, Mich. 138.
Bernander s. Behrndt.
Bernard, Jak. 61.
Bernhardi 253.
Bernhold, Joh. Gottfr. 494.
Berkley 249.
Besser, Joh. v., 14. 36. 38. 49. 76. 80. 86. 140. 142. 180. 208. 267. 272. 304. 379.
Biegger, Wien 565.
Bielfeld, Jak. Friedr. 123. 668.
Biemann, Anna Regina s. Gottsched, A. R.
Birken, Siegm. 13, 177.
Blackmore, Rich. 491.
Blohm, Mich. Dietr. 491.
Bob, Franz Jos. 565.
Bock, Joh. Georg 15. 49. 50. 235. 266. 295—297. 329. 354—356. 370. 660.
Bode, Astronom in Berlin 62.
Bodmer, Joh. Jak. 31. 51—53. 72—82. 109. 130. 136. 191. 220. 229. 240. 253. 256. 263. 267. 273. 301. 316—325. 341. 351. 357—381. 431. 434. 436—440. 449. 451—453. 457—459. 466. 468. 472—478. 492. 508. 517—537. 540. 572. 576. 577. 588—590. 595. 600. 601. 604—609. 646. 664—667. 677.
Bödiker, Joh. 2. 269. 271. 277.
Böhlau, Chrph. Dietr. v. 239. 433. 461.
Böhm, Mart. Gottl. 585.
Böhme, Jak. 38. 524. 575.
Böhme, Joh. Gottlob 675.
Börner, Christ. Friedr. 387.
Börner, Wolfenbüttel 577. 578.
Boetius, Buchhändler 20.
Boileau 5. 16. 55. 130. 131. 135. 136. 139—143. 154. 155. 159. 170. 211. 224. 266. 412. 429. 491.
Boissy, Louis 337.
Bonarelli 163.
Bondely, Baron 660. 661.
Boner 649.
Bork, Kasp. Wilh. v. (Borck) 446. 619.
Borkenstein, Heinr. 498.
Borromée, Karl 195.
Borz, Georg Heinr. 675.
Bossu 40. 130. 134. 149. 153. 157. 168. 369.
Bossuet, J. B. 286.
Bougeant 332.
Bouhours, Dominicus 130. 143—146. 279. 360. 372.
Bourdaloue, Louis 288. 548.
Brand, Seb. 437.
Brandt, von 546.
Brawe, Joach. Wilh. v. 494.
Brayne, Dichterin in Danzig 241. 255.
Breitinger, Joh. Jak. 31. 73. 151. 180. 361—381. 433—441. 449. 450. 464. 466. 468. 472. 474. 475. 478. 493. 515. 517. 518. 525. 527. 533. 535. 539. 608. 667. 676.
Breitkopf, Bernh. Chph. 59. 86. 191. 193. 215. 216. 347. 350. 386. 390. 438. 455. 487. 489. 532.
Breitkopf, J. G. Imm. 239. 264. 281. 282. 382. 391. 466. 640. 669.
Bressand, F. C. 120.
Breßler, Marie Elis. 33. 72. 237.
Briasson, Buchhändler in Paris 670.
Brockes, Barth. Heinr. 36. 39. 50—52. 74. 80. 82. 112. 180. 255. 310. 311. 323. 330. 391. 396. 438. 489. 592.

Bröſtedt, Joh. Chriſtian 493. 509.
Brucker, Jak. 29. 60. 218. 275. 467. 468. 562. 575.
Brucker, Karl Friedr. 614. 617.
Brück, Sam. v. 88. 211.
Brühl, Graf v. 284. 310. 442. 443. 448. 621. 628. 629.
Brummer, Adrian 88.
Brumoy, Pierre 113. 125. 195.
Buchholz, Sam. 489.
Buchka, Joh. Sim. 190. 226. 234. 264. 273. 279.
Buchner, Aug. 16. 75.
Buckingham, Herzog von 412.
Bucky, Joh. Chr. 248.
Buddenbrock, Lieutenant 331.
Budeus, Joh. Franz 48.
Buffier, Claude 219.
Büllau, von 284.
Bünau, Heinr. v. 38. 90. 272. 615.
Bürgel, Gottfr. 179.
Burſcher, Friedr. 614. 615.
Buſch, J. G. von 89.
Buſchmann ſ. Bork 619.
Buttler, Sam. 323.
Buttſtädt, Joh. Andr. 591.

Callieres, Franç. 130, 131.
Camerer, Joh. Friedr. 493. 513. 583. 588.
Camoëns 165.
Canitz, Friedr. Rud. Freiherr v. 4. 14. 16. 36. 38. 50. 54. 86. 136. 140. 180. 208. 209. 266. 267. 272. 331. 379. 396. 529. 568. 588.
Canſtein, Karl 36.
Canzler, C. Chr. 335.
Capiſtron, J. 344.
Carpzov, Joh. Gottlob 261.
Carpzow, Benedict 250.
Carpzow, Joh. Benj. 282.
Carpzow, Joh. Bened. 427.
Carteſius 10. 12. 151. 248. 314. 393. 548.
Caſaubonus 113.
Casparſon, Wilh. Chriſt. 506. 604. 615. 663. 677.
Caſtelvetro 130.
Cat, Jak. 425.
Centlivre, Suſanna 412.
Cervantes 65. 134. 334.
Chapelain, Jean 41, 166.
Charlotte, Prinzeſſin v. Lothringen 554.
Chatelet, Aemilia 393.
Chauſepié, Jacques 593.
Chauſſée, Nivelle de la 500.
Chlodenius, Joh. Mart. 553.
Chreſtien de Troies 650.
Chriſt, Joh. Friedr. 240. 261. 290—295. 345. 346. 416.
Chriſtine, Königin v. Schw. 89.
Cibber, Colley 412.
Cicero 97. 98. 225. 279.
Clauberg, Joh. 26.
Clauder, Joh. Chriſt. 229. 322. 323.
Claudian 297.
Clauſing, Ernſt 387.
Clodius, Chriſtian 25. 26. 54. 59. 83. 225. 525. 552. 614.
Cloß, M. 608.
Coffey 617, 619. 620. 623. 624. 628. 630.
Cogollin, de, franz. Marineoffizier 642.
Coler, Joh. Chriſt. 34. 240.
Collier, J. P. 623.
Consbruch, Florens Arnold 583.
Corneille, Pierre 41. 100. 103. 113. 117. 120. 121. 125. 130. 140. 185. 192. 197. 200. 202. 300. 301. 334. 344. 378. 428. 456. 494. 622.
Corneille, Thomas 204. 344. 360.
Corvinus, Gottl. Siegm. (Amaranthes) 256. 448. 630. (-Cornelius) 422.
Coſte, Pierre 128.
Cotta, Mechaniker 392.
Cramer, Joh. Andr. 59. 287. 383. 384. 394. 431. 467. 469. 485—487. 591. 604. 639.

Cramer, Peter Reichard 277.
Crebillon, Prosp. J. 197. 493. 622.
Crell, Ludw. Christ. 28.
Creuz (Creutz), Fr. K. Frhr. v. 494. 602. 668.
Cronegk, Joh. Ferd. Frhr. v. 207. 494. 586.
Crull 575.
Crusius, Christ. Aug. 668.
Cuno, Joh. Christ. 509.
Curtius, Mich. Konr. 609.
Cyprian, J. 250.

Dach, Sim. 3. 7. 14. 50. 134. 163. 437.
Dacier, André 42. 113. 130. 131. 149. 153. 154. 158. 171. 300.
Dacier, Anna 37. 40. 254.
Dale, van, Arzt 60.
D'Alembert 641.
Damm, Christ. Tobias 217. 225. 354. 355. 472. 502. 503.
Daniel, P. 10.
Danovius, Joh. Friedr. 219. 355. 370.
Dante 370.
Darmstädter, Joh. Friedr. 504.
D'Arnaud 642.
Decker, Joh. Christ. 426.
Dedekind, Constantin Christ. 344.
Deer, Verleger 490.
Degen, Leonh. Jak. 385.
Deinlein, Georg Friedr. 325.
De l'Isle 337. 342. 627.
Delius, Heinr. Friedr. 426.
Demosthenes 97. 225.
Denso, Joh. Dan. 325. 461. 478. 479.
Derling, Joh. Gottl. 489. 614.
Derschau, Christ. Friedr. Freiherr v. 493. 494. 592. 631. 660.
Desaguliers Theoph. 11.
Descartes s. Carteſius.
Des Fontaines, Abt, 589.
Deschamps, François 185—187. 200. 456.
Deshoulières, Antoinette 37.
Desmaizeaux 390.
Destouches, Ph. Nericault 338. 344. 412. 414. 415. 419. 421. 495. 496. 500. 637. 675.
Detharding, Georg Aug. 385. 413. 509.
Diderot 500. 641.
Diescau, v. 621. 625. 629.
Dietenberg, Joh. 275.
Dietrichstein, Fürst 554.
Dilthey, Polyxena Christiane Aug. 592.
Dionysius v. Halikarn. 508.
Dommerich, Joh. Chr. 288. 577. 578. 588. 591.
Donop, Amalie v. 581.
Dorn, Xaver 563.
Dornblüth, Augustin 545.
D'Orneval 627.
Dreyer, Joh. Matth. 201. 204. 447. 472. 478.
Dreyer, Karl Joh. 653.
Drollinger, Karl 223. 235. 263. 324. 454. 529.
Dryden, J. 178.
Dubos 136. 174. 368. 371. 374.
Dufour, Leipzig 193.
Dufresny, Charles Riv. 412.
Dusch, Joh. Jak. 491. 501. 580.

Ebert, Karl Egon 384. 431. 432. 485. 512. 513. 609.
Eckenberg, Joh. Karl Schauspieler 504.
Effinger s. Bodmer.
Egenolf, Aug. 214. 269. 271.
Ehler, Bürgermeister in Danzig 505.
Eichel, Kabinetsrath 252.
Eichholz, Friedr. Wilh. 501.
Eilhart v. Oberg 645. 650.
Eisenberg, F. Wilh. 289.
Elensohn-Haak, Schauspielerin 103. 112.
Emser, Hieronym 275.
Endersch, Mechaniker 392.
Engelhard, Regner 615.

Engelke, Rostock 387.
Engelschall, Wien 566.
Erasmus 286.
Erdmann, Friedr. 398.
Erlenbach s. Breitinger.
Ermelinde Thalea s. Maria Antonia.
Erneſti, Friedr. Chph. 211. 227. 250.
Erneſti, Joh. Aug. 259. 675.
Erneſti, Joh. Heinr. 181.
Eſterhazy, Graf 553. 554. 559. 671.
Etherege, George 412.
Eugen, Prinz 14. 232.
Euler, Leonhard 391. 392. 515. 640.
Euripides 195. 262. 397. 494.
Everding, Kupferſtecher 652—654.
Evremont, Charles 57. 64. 66. 113. 130. 131. 194. 224. 331. 412.

Faber, Joh. Chriſt. 389. 510.
Fabricius, Joh. 282. 342.
Fabricius, Joh. Alb. 265. 269.
Fabricius, Juſtus Friedr. Erdm. 591.
Faßmann, David 110.
Faucher 279.
Feind, Barthold 55, 223. 425.
Fenelon 65. 130. 186. 192. 255. 279. 286. 364. 397. 412.
Fiſchart 67.
Fiſcher, Chriſt. Gabr. 11.
Fiſcher, Straßburg 200. 201.
Fiſcher, Gabriel 247.
Fléchier, Eſprit 97. 286. 508.
Flemming 3. 134. 135. 437. 522. 630.
Flottwell, Cöleſtin Chriſt. 389. 469. 505. 508. 660. 662. 673.
Fockert, J. G. 642.
Förſter P. 219.
Fontenelle, Bernh. 36. 40. 41. 57—61. 64. 65. 112. 130. 131. 144. 163. 170. 211. 220. 224. 236. 255. 278. 279. 393. 424. 510.
Forloſia, Bibliothekar in Wien 553.
Formey, Sam. 391. 392. 454.
Francke, A. H. 36.
Franz I., Kaiſer 554. 558. 654.
Freiesleben, Gottfr. Chriſt. 289. 578. 583. 651.
Freret 270.
Freudenberger, Uriel 452.
Freytag, Friedr. Gotth. 614. 648.
Frick 33. 68.
Frick, Johann ſen. 265.
Frick, Joh. Georg jun. 218.
Friderici, Joh. Georg 507.
Friedrich d. Gr. 9. 46. 257. 481. 611. 657—662.
Friedrich Auguſt, K. v. Sachſen 226. 230.
Friedrich Chriſtian, Kurprinz 229. 392. 612. 631. 634. 647.
Friedrich Johann, Herz. von Braunſchweig 616.
Friedrich Karl, Markgraf 230.
Friedrich Karl, Prinz v. Schwarzburg 616.
Friedrich Wilhelm I., K. v. Preußen 252. 285. 286. 389. 657.
Frieſen, Graf 669.
Friſch, Joh. Leonh. 214.
Fröhlich, P. 555.
Fromm, Sam. Ephr. 427.
Frontin 227.
Fuchs, Gottlieb 384. 486. 499. 602. 605.
Fuchſin, Anna 37.
Fürer v. Haimendorf 125.
Füßli, Joh. Konr. 538. 539. 665.
Furcklin, Doroth. 581.
Furetière Ant. 130. 131. 279. 430.
Fuſelier Louis 627.

Gärtner, Karl Chriſt. 383. 384. 391. 431. 485. 486. 501. 507. 524. 526. 666.
Gaudlitz, Gottlieb 387.
Gautier 612.

Gebhardi, Karl Aug. 431.
Gehlers, Joh. Wilh. 640.
Geiger, Lukas 32. 33.
Gellert 383. 384. 391. 426. 427. 487. 490. 500. 501. 511. 523. 538. 549. 565. 591. 592. 602. 604. 627. 631. 654. 660. 662.
Gemmingen, Eberh. Friedr. Frhr. v. 607. 663. 668.
Gerlach, Zittau 502.
Gerlach, Friedr. Wilh. 542. 565.
Gerlach, Heinr. Aug. 610.
Gersdorf, Frhr. v. 224.
Geßner, Joh. Georg 653.
Geßner (Geſner), Joh. Matth. 509. 543. 580.
Geſſner, Salom. 502. 595. 605. 664.
Geulinx, Arnold 10.
Gildemeiſter, Friedr. 647.
Girard, Abt 643.
Gisbert, Blaſius 279.
Giſeke, Nik. Dietr. 384. 507. 524. 536. 537.
Glafey, Ad. Friedr. 219.
Gleim 483. 489. 501. 506—508. 510. 518—522. 529. 536. 580. 586. 592. 595. 604. 605. 608. 659. 660. 662.
Globig, Hans Gotth. v. 617. 618. 621. 624. 660. 668.
Glover, Rich. 491. 638.
Gluck 208. 304.
Görner, Muſiker 513.
Goethe 18. 144. 147. 180. 615. 654. 675. 677.
Götten, Gabr. Wilh. 57. 235.
Götz, Joh. Nik. 483. 507.
Gohr, Stettin 391.
Goldaſt, Melchior 645. 648. 651.
Goldoni 496. 497.
Gomez, Frau v. 257.
Gotter, Reichsgraf 395. 528.
Gottſched, Chph. (Vater) 6. 7. 673.
Gottſched, Friedr. (Bruder) 6. 12.
Gottſched, Heinr. (Bruder) 6. 29. 615. 673.
Gottſched, Luiſe Adelgunde (Frau) 33. 50. 123. 147. 202. 210. 218—221. 239—241. 244. 247. 254—259. 264. 286. 293. 304. 314—316. 328—333. 339. 349. 354. 357—360. 385—388. 390. 393. 394. 397—400. 412—423. 428—430. 438. 443. 446. 451. 463. 467. 469. 476—480. 484. 486. 498. 500. 506. 511. 513. 526. 535. 537. 550. 552. 554. 558. 561—563. 566. 577. 581. 608. 616—618. 628—632. 634. 637. 640.—645. 652. 661. 664. 671. 674.
Gottſched, Regina (Mutter) 6. 673. 674.
Gottſched, Viktoria Eleonore (Nichte) 674—676.
Gottſched, Wilhelmine (Nichte) 674. 675.
Grabener, Chriſt. Gottfr. 648.
Gräf, Joh. Friedr. 305.
Grafigny, Françoiſe 618. 637.
Graſer, Rudolf 561. 562.
Graunn (Graun), Componiſt 207.
Greflinger, Georg 113.
Gregorius, Imm. Friedr. 502.
Greifenberg, Baronin 237.
Gries, Joh. Ad. 491. 493.
Grillo, Joh. Dav. 572.
Grimm, Friedr. Melchior 58. 198. 385. 399. 404. 406—410. 454. 457. 476. 477. 479. 480. 487. 504. 506. 525. 604. 612. 630. 658. 665. 666. 669. 671.
Grohin, Luiſe 489.
Grohmann, Chriſt. Friedr. 675.
Grohmann, Viktoria ſ. Gottſch. V. E.
Groſchuf, Friedr. 489. 615.
Groß, Joh. Gottfr. 467. 478.
Grotius, Hugo 10.
Gruber, Joh. Daniel 220.
Grützner 245.

Gryphius, Andreas 43. 86. 95. 111. 133. 180. 220. 344. 383.
Gryphius, Christ. 36.
Guarini, Giovanni Batt. 163.
Günther, Joh. Christ. 4. 38. 68. 90. 95. 138. 140. 141. 267. 272. 307. 308. 346. 347. 352. 489. 548. 588.
Günther, Neu-Ruppin 331.
Güttner, Heinr. Christian 508.
Guillaume de Lorris 650.
Guiot 650.
Gundling, Nik. Hier. 32. 550.

Haas, Karl Franz 615.
Händel, Georg Friedr. 66. 93. 207.
Hänlein, Chrph. Ferd. 551.
Hagedorn, Friedr. 27. 178. 193. 201. 218. 244. 245. 263. 282. 310—312. 320. 325. 329. 431. 438. 444. 447. 484. 485. 488. 519. 523. 529. 531. 540. 549. 579. 591. 602. 603. 605.
Hagedorn, Ludw. Christ. 240. 309. 311. 446. 615.
Hahn, Joh. Bernh. 9.
Hallbauer, Friedr. 261.
Haller 228. 229. 235. 263. 310—320. 325. 345. 354. 380. 394. 431. 462. 469—479. 484—488. 491. 508. 514. 515. 518. 522—524. 528—532. 537. 538. 541—543. 547. 548. 556. 568. 577. 578. 580. 587—590. 595. 600—604. 609. 613. 642. 662. 664. 665. 676.
Hallmann, Joh. Christ. 100. 344. 424.
Hamann, Joh. Georg 26. 27. 31. 32. 53. 54. 77. 82. 83. 90. 138. 205. 245.
Hanke, Gottfr. Benj. 54—56. 75. 209. 310. 439.
Hankel, Christ. Aug. 615.
Harbou, Joh. 282.
Harrach, Gräfin 554.
Harrer, J. G. 427.
Harsdörfer 5. 16.
Haslinger, Wien 565.
Hasse, Joh. Ad. 207.
Haßfurt, Christ. 24.
Haude, Verleger 447.
Haug, Balthasar 509.
Haugwitz, Minister 559. 560.
Haupt, Joh. Thomas 431.
Hausen, Chr. Aug. 392.
Hauswald, Joh. Friedr. 435.
Hebenstreit, Joh. Christ. 387.
Hedelin, Franz 113. 185. 194. 196.
Heidegger, Verleger 539.
Heidenhayn, Cüstrin 502.
Heiderich, Wien 551.
Hein, Joh. 393.
Heineke (Heinecken), Karl Heinr. 310. 355. 439. 444. 445. 450. 463.
Heinitz, Joh. Gottfr. 502.
Heinrich v. Alkmar 653.
Heinrich, Julius, Herz. 120.
Heinricus Scriptor 647.
Heinsius 113. 130. 301.
Heinz, Joh. Mich. 543. 544.
Heller, Jonathan 287.
Helvetius, Cl. Adr. 642.
Helwing, Christ. Friedr. 582.
Hemmerde, Karl Herm. 479. 516. 567.
Hempel, Christ. Friedr. 542.
Henrici, Christ. Friedr. 21. 68—71. 107. 125. 132. 310. 347. 352. 592. 674.
Henzi, Sam. 452. 453. 455. 468. 531—533.
Heräus, Karl Gust. 26. 39. 213. 215.
Herbart, Joh. Mich. 426.
Herder 189. 482.
Hermann v. Sachsen 438.
Hermann v. Thüringen 646.
Hermann, Joh. David 391. 501.
Herport, Albrecht 452.
Herrgott, Marquard 555.
Hertel, Musiker 207.
Herzberg, Minister 46. 522.
Heufeld, Franz v. 566.

Heumann, Chph. Aug. 271. 311.
Heyde, Joh. Dan. 288. 546.
Heyden, Wien 566.
Heynitz, Appelationsr. 88.
Heynitz, Joh. Friedr. 184. 193.
Hilferding, Schauspieler 504.
Hille, Joh. Traugott 281.
Hiller, Joh. Ad. 616.
Hirsch, Joh. Christ. 219. 354.
Hirzel, Joh. Kasp. 507. 524.
Hölzl, Rathsherr 68.
Höster, Christ. Phil. 489.
Hoffmann (f), Balthasar 54. 88. 90. 92.
Hoffmannswaldau 3. 55. 56. 78. 223. 274. 308. 364.
Hofmann, Joh. Ad. 36. 274. 302.
Hofmann, Joh. Gottlieb 541.
Hofmann, Gottl. Aug. 582.
Hofmann, Karl Ludw., Schausp. 103. 104. 112. 113.
Hofmann, Sophie s. Elensohn.
Hohberg (Hohenberg), Wolfg. Helmh. Frhr. v. 52. 221.
Holberg, Ludw. 342. 413. 419. 421. 495. 496. 500. 637.
Holtzendorf (z), Graf 55. 345. 346.
Homann 163.
Homer 40. 41. 65. 94. 165. 364. 370. 376. 379. 517.
Hommel, Karl Ferd. 430.
Hooghard, Frl. 154.
Hoppe, Joh. Tob. 546.
Horaz 55. 66. 80. 92. 128. 130. 131. 139. 141. 143. 146. 149. 151. 155. 170. 211. 223. 261. 297. 482. 517.
Hudemann, Ludw. Friedr. 191. 201. 204. 205. 235. 298—300. 303. 370. 405. 414. 415. 488. 490. 494. 574. 604.
Hübner, Joh. 96. 138.
Hürner, Gabriel 451. 452. 454.
Hugo, Hermann 226. 227.
Hugo v. Trimberg 647.
Hunger 601.
Hunold, Christian Friedr. (Menantes) 13. 36. 39. 72. 96. 138. 150. 161. 180.
Hutcheson, Francis 174.
Huth, Joh. Kasp. 553.

Ibbeke (—n) Georg Christ. 325. 426.
Ibbeke, Hero Anton 385. 391.
Iselin, Joh. Rud. 610.
Istrich, Christ. Gottlieb 394.
Jablonski, Paul Ernst 214. 276.
Jakobi, Joh. Georg 668.
Jelpke, Joh. Wilh. 501.
Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh. 287. 507. 562.
Jöcher, Christ. Gottlieb 29. 247. 387.
Johann Friedrich, Fürst zu Schwarzburg 616.
Johnson, Sam. 620. 644.
Josef, Erzherzog, 551. 554.
Junker (ck), F. Wilh. 33. 54—56. 68. 88. 90. 95. 525.
Junker, Georg Adam 671.
Justi, Joh. Heinr. 489. 507. 541. 550.
Juvenal 281.

Kästner, Abr. Gotth. 57. 252. 281. 282. 294. 349—354. 382. 383. 411. 426—428. 431. 435. 464. 484. 512. 515. 520. 521. 523. 528. 581. 615.
Kahle, Amtmann 459.
Kahle, L. M. 315. 316.
Kaiserling, Karoline, Gräfin 252. 566.
Kantemir Dem., Prinz 673.
Karl VI., Kaiser 231.
Katzer, Martin 88.
Keck, Joh. Mich. 325.
Keck, Frankf. a. M. 467. 480.
Kettler, Baron v. 551.
Khauz, Konstant. Franz v. 565.
Khevenhüller, Jos., Graf 554. 560.
Kielmannsegg, Baronin 259.
Kind, Joh. Chph. 227. 616.
Kindermann, Balthasar 16.
Kirchbach, Karl 71. 88. 89.

Klaj, Johann 220. 383.
Klein, Danzig 249.
Kleist, Ew. 431. 477. 557. 567. 568. 574. 576. 588. 591. 604.
Klemm, Christian Gottlob 565. 566.
Klemm, Leipzig 675.
Klopstock 156. 232. 377. 427. 482. 510. 519. 540. 547. 572—578. 585—593. 595. 600. 602—610. 634. 642. 658. 662. 664. 665. 677.
Klotz, Chr. Adolf 668.
Klotz, Joh. Chr. 21.
Kluge, Gottlieb 387.
Knebel, Karl Ludw. v. 654.
Knöcher, J. G. 94.
Knöcher, Martin 88. 255. 348.
Knonau, Meier v. 527. 529. 589.
Knutz, Martin 249.
Koch, Heinr. Georg, Schausp. 184. 191. 193. 338. 339. 442. 551. 617—621. 624. 627. 629. 632. 659. 662. 675.
Koch, Frau 621. 628. 630.
Köhler, Joh. Tob. 557.
Köllner, Christ. Gottlieb 188. 192. 383. 631. 643. 673.
König, Anton v. Kronburg 561.
König, Joh. Amand, Verleger 643. 670.
König, Joh. Ulrich 27. 49—51. 71. 73—75. 78. 79. 81. 82. 86. 104. 105. 120. 128. 147. 170. 171. 173. 208. 209. 230. 233. 240. 266. 267. 269. 279. 308—310. 322—324. 344. 353. 421. 422. 438. 446. 460. 476. 478. 480. 621.
König, Sam. 449. 452. 453. 531. 640.
Königslöwen 390.
Kohlhardt, Friedr., Schausp. 103. 191. 193.
Konarski, Stan. 671.
Konrad v. Würzburg 573.
Kopernikus 59. 392.
Kopp, Joh. Friedr. 191. 208. 218. 226. 308. 342. 347. 383. 387. 415. 487. 528.
Kormart, Chph. 100. 101.
Kraus, Verleger 553.
Krause, Joh. Gottlieb 22. 47. 52. 75. 81. 106. 128. 218. 220. 237. 239. 264. 266. 267. 430.
Krause, Joh. Heinr. 24.
Krause, Joh. Victor 229. 326. 472.
Krebs, Musiker 257. 293.
Kreislmayer, Christ. 563.
Kreuschner, Joh. Heinr. 11. 17. 49.
Kreuzberg, Joh. Joach. 426.
Krüger, Benj. Ephr. 384. 385. 399. 403. 408. 487. 492. 525—527. 550. 604. 666.
Krüger, Joh. Christ. 496. 497. 499. 526.
Küster, Georg Gottfr. 472.
Kulmus, Joh. Adam 256. 388. 504.
Kulmus, Joh. Georg 249. 254.
Kulmus, Luise Adelg. s. Gottsched.
Kulmus, Madem. 388.
Kuntsch, Margar. Susanna 237.

Labruyère, Jean de 161.
Lactantius 7.
La Faille 293.
Lafitau 288.
Lafontaine 329.
La Grange 113. 494.
Lambacher, Phil. Jak. 554. 564.
Lambert, Marquise 255.
La Mettrie 641. 643.
Lamotte 65. 89. 91. 93. 99. 113. 114. 131. 135. 143. 144. 146. 219. 224. 232. 293. 298. 329. 369. 371. 495.
Lamprecht, Joh. Friedr. 193. 201—203. 238. 239. 255. 446. 447. 472. 476. 478.
Lamy 130. 137. 279.
Landvogt 443.
Lange, Dorothea 489. 507. 518.
Lange, Gottfr. 103. 121. 313. 398.
Lange, Karl Heinr. 261. 460.
Lange, Sam. Gotth. 232. 326. 482. 507. 516. 518—523. 529. 586.

Langguth, Joh. Ludw. 211.
Langhans, Chph. 9. 11. 12.
Langhans, Gottfr. 503.
Lasius, Jak. 461.
Lau, Theod. Ludw. 466.
Laub, J. G. 495.
Lauber, Wilh. 578. 579. 607.
Lauremberg, Joh. 133. 516.
Le Cat, Akademiker zu Dijon 612.
Le Clerc 10. 41. 48. 57. 301.
Le Fèvre 428.
Legrand 337.
Leibnitz 2. 11. 12. 26. 28. 93. 167. 174. 214. 215. 248. 250—253. 269. 281. 314. 391. 393. 574. 640. 641.
Lemker, Heinr. Chr. 218. 275.
Lengnich, Gottfr. 222.
Lessing 5. 30. 58. 66. 100. 122. 124. 156. 186. 189. 207. 208. 300. 301. 340. 341. 420. 423. 449. 457. 469. 482. 494. 497. 500. 502. 544. 567. 573. 579. 581. 584. 591—610. 626. 627. 632—634. 637. 641. 643. 648. 650. 662. 666. 667. 676.
Libers, Heinr. 88.
Lichtwer, Magn. Gottfr. 59. 489. 660. 662.
Liechtenstein, Fürst 554.
Lilienthal, Mich. 9.
Lillo, George 637.
Lindheimer, Joh. Georg 288.
Lindner, Kasp. Gottlieb 262. 267. 346. 461. 660.
Linkin, Kathar. Salome 200. 201. 235. 238.
Liscow, Christ. Ludw. 238—244. 263. 311—315. 331. 352. 438. 443—445. 460. 463. 465. 470. 472—474. 478. 480. 529. 531. 579. 609.
Liscow, Joach. Friedr. 241—244. 311.
Litzel, Georg 275.
Livius 38. 90.
Locke 10. 34. 253. 358.
Löschenkohl, Joh. Chph. 281. 385. 461. 506. 549. 550. 559. 560.
Löscher, Val. Ernst 247.
Löscher 269.
Löwe, Joh. Adam 287.
Löwe, Joh. Gottfr. 391.
Löwen, Joh. Friedr. 341. 489.
Löwendal, Freiherr v. 310.
Löwenstädt, Benj. Edl. v. 88.
Lohenstein, Dan. Kasp. v. 3. 13. 14. 39. 52. 54. 56. 78. 100. 274. 307—310. 344. 356. 362. 364. 482. 591.
Longin 130. 146. 279. 310. 374.
Longus 66.
Loos, Christ. v. 148. 233.
Lori, Joh. Georg 645.
Loß, Graf 670.
Lotter, Joh. Georg 212. 216—218. 224. 225. 239. 243. 250. 264. 265. 275. 350. 394. 478. 672.
Lotter, Melchior 275.
Lubomirski, Fürst 671.
Lucan 136. 223. 297.
Lucian 38. 223. 224. 394.
Lucrez 299.
Ludwig, Christ. Gottlieb 193. 194. 197. 198. 205. 220. 303. 335. 348. 634.
Ludwig Rudolf, Herzog 126.
Lüdeke, Joh. Friedr. 502.
Luise v. Sachsen-Gotha 252. 395. 662.
Luther 2. 125. 272. 275. 514. 530.
Lysius, Joh. Heinr. 9.

Madai, Hofrath 645.
Männling, Joh. Christ. 138. 280.
Maffei 265. 623.
Magny 362.
Mairan 393.
Malebranche 250.
Manteufel, Graf 51, 86. 95. 224. 234. 268. 284—288. 293. 339. 343. 344. 385. 386. 388. 391. 394. 395. 410. 411. 443. 446. 639. 646. 657.
Marci, Abbé 555.

Maria Antonia 568. 580. 612. 676.
Maria Chriſtine, Erzhg. 551.
Maria Thereſia 548. 549. 554. 558. 559. 564. 654.
Marianne, Erzhg. 551.
Marino 3. 52. 139. 140. 165.
Marivaux 337. 496. 498. 529. 627.
Markewitſch Thomas 313.
Marot 163.
Marperger, Walther 233. 234. 247. 284. 286. 350. 387.
Maſecov, Chriſt. 9. 17.
Maſecov, Joh. Jak. 19. 59. 74. 127.
Maſſillon 288.
Mattheſon, Friedr. 31. 357. 490.
Maupertuis, Pierre Louis 590. 640. 641.
Mauvillon, Eleazar 395. 396. 437. 440. 453. 651.
May, Joh. Friedr. 31. 32. 67. 83. 88—90. 164. 193—195. 197. 211. 212. 222. 224. 226. 230. 235—240. 243. 245. 250. 255. 264. 294. 312—314. 342. 348.
Mayer 36.
Mehne, Heinr. 614.
Meier, Georg Friedr. 156. 173. 461. 469. 507. 515—520. 523. 529. 537. 538. 572. 584—588. 591. 593. 598. 609.
Meiſter (Le Maitre) Anton 75. 249. 462.
Melanchthon 654.
Menander 414. 637.
Menantes ſ. Hunold.
Mendelsſohn 174. 251. 402. 403. 497. 641.
Meneſtrier 304.
Menke, Friedr. Otto 21. 463.
Menke, Joh. Burkh. 19. 21—29. 39. 40. 44. 48. 50. 53—55. 83. 84. 86. 92. 127. 138. 164. 224. 228. 230. 233. 277. 630.
Menke, Otto 22, 23.
Menz, Friedr. 62. 181.
Metaſtaſio 551.
Metzler, Benj. 197.
Meyer, Pſeud. 341. 458.
Michaelis, Aug. Bened. 562. 580.
Miller, Jak. 217.
Milton 136. 165. 319. 321. 322. 360—365. 370. 380. 434. 436. 437. 440. 449. 452. 453. 467. 470. 472. 476. 510. 517. 571. 572. 578. 579. 606. 607. 617. 642. 663. 677.
Minor, Melchior Gottlieb 287. 489. 549.
Mitzler, Lorenz Chr. 179. 293. 302. 305. 672.
Möllerin, Gertrud 37. 237. 254.
Möſer, Juſtus 493. 506. 648.
Molière 16. 47. 113. 114. 118. 333. 337. 339. 344. 375. 412. 414. 421. 496. 497. 627. 637. 641.
Molynäus 253.
Montesquieu 641.
Morgenbeſſer, Mich. 229. 348.
Morhof 13. 135. 223. 269. 271. 645. 651.
Moſer, Karl. Leop. Friedr. Frhrr. v. 550.
Mosheim, Joh. Lorenz 64. 211. 224. 239. 251. 260. 272. 283. 313. 314. 324. 345. 346. 349. 350. 451. 509. 529. 539. 542. 545. 550.
Mozinska, Gräfin 448.
Müller, Aug. Friedr. 237.
Müller, Gottfr. Ephr. 292. 485.
Müller, Joh. Chriſt. 390.
Müller, Joh. Sam. 75. 210.
Müller, Joſ. Ferd. (Harlekin) 122. 200. 209. 310. 312. 337. 339.
Müller, Lorenz 489.
Münchhauſen, Frh. v. 614.
Munz, Georg 180.
Muralt, B. L. 130. 228.
Muratori 303.
Murner, Thomas 474. 535.
Muſchenbroeck 392.
Mylius, Chriſtlob 220. 367. 384. 393. 394. 416. 426. 428. 442.

469—474. 485—488. 497. 499. 501. 512. 513. 515. 522. 523. 536. 591. 592. 594. 600. 609. 632. 640. 646. 663. 673.

Naumann, Chriſt. Nikol. 488. 501. 581. 588. 590.
Neander, C. F. 431.
Neidhart (dt), Joh. Georg 15.
Neuber, Joh. 104. 119—125. 182. 184. 191. 193. 194. 333—345. 442. 459.
Neuber, Karoline 104—106. 119—125. 193. 197. 200—202. 206. 209. 228. 256. 310. 313. 333—345. 354. 383. 397. 439. 476. 525. 528. 550. 558. 591. 602.
Neubert, Joh. Gottfr. 68.
Neubour, Friedr. Chriſt. 225. 314. 315. 509.
Neuneß, Suſ. Katharina 675.
Neugebauer, Wilh. Ehrenfried 489. 510. 586.
Neukirch, Benj. 14. 15. 36. 39. 54—56. 72. 136. 163. 219. 223. 267. 268. 272. 321. 323. 362. 395. 439. 476. 525. 528. 550. 588. 591. 602.
Neumann, Georg 250.
Neumark, Georg 267.
Neumeiſter, Erdmann 23. 26. 55. 334.
Nicolai, Chph. Friedr. 544. 579. 582. 601.
Nicolai, Gottlob Samuel 586. 589.
Nicolini, Schauſp. 577.
Nordhof, Georg Leonh. 385. 479.
Notker Labeo 265. 275.
Nüßler 75.

Obereck, Pſeud. 536.
Oelrichs, Joh. Karl Konr. 592. 594.
Örtel 68.
Oeſt, Joh. Heinr. 588—590.
Ötter, Sam. Wilh. 552. 616. 647.
Olearius, G. Ph. 387.
Olearius, Joh. Phil. 28.
Omeis, Magn. Dan. 13.
Opitz 3. 5. 13—16. 38. 42. 75. 78. 134. 135. 163. 177. 180. 181. 217. 267. 268. 272. 301. 318. 322. 396. 437. 482. 529. 537. 548. 588.
Orell, Verleger, 59. 436.
Orontes, Pſeud. 524.
Oſten, Kanzler, 17.
Otfried 265. 275. 437.
Overbeck, Joh. Dan. 428. 506. 507. 536.
Ovid 18. 94. 95. 225.

Palingenius 197.
Paliſſot de Montenoy 642.
Pamer, Ferd. 549.
Pantaleon Candidus 651.
Pantke, Ad. Bernh. 88. 90. 92. 184. 191. 193. 217. 246. 255. 287. 431. 468. 501. 604. 614. 650. 660.
Pascal, Pierre de 661.
Paſſow, Frau v. 496.
Patzke, Joh. Sam. 494. 499. 586. 588. 591. 602.
Paul III, Papſt 392.
Pauli, Karl Friedr. 585. 667.
Pelloutier, Simon 270.
Perard 429.
Perrault, Charles 39. 41. 130. 131.
Perſius 20. 288.
Peter der Gr. 46. 522.
Petrarca 580.
Petraſch, Joſef Freih. v. 549. 550. 559. 560. 566.
Peucer, Daniel 417.
Peucker, Nic. 134.
Peutinger, Konr. 216.
Pfeil, Gottlob Benj. 615. 668.
Pfitzner 55.
Phädrus, 154. 225.
Philander ſ. Menke, Burkh. und 262.
Philaraet 10.
Philippi, Joh. Ernſt 240—245. 312. 313. 315. 579.
Philips, John 163.
Picander ſ. Henrici

Pietsch, Joh. Valentin 14—17. 23. 27. 33. 47—50. 81. 86. 90. 127. 180. 266. 267. 272. 355. 370.
Pindar 90. 147.
Pitschel, Theod. Leberecht 295. 382. 383. 399. 400. 405. 408. 426. 428. 436. 440. 443. 445. 450. 457. 473. 480. 484. 535.
Plato 4. 151.
Platz, Ant. Wilh. 477.
Plautus 413. 499. 500. 637.
Plitt, Joh. 510.
Plutarch 394.
Pöhling, Friedr. Wilh. 389.
Pohl, Joh. Chph. 675.
Polyän 227.
Pope 209. 429. 453. 491. 536. 641.
Popowitsch, Joh. Siegm. Val. 277. 546. 547. 561. 564.
Poree, Charles 195.
Portmann Joh. Sam. 426.
Postel, Christ. Heinr. 52. 78. 166. 436. 439. 535.
Potelwitz s. J. A. Schlegel 524.
Pradon, Jean Nik. 120. 622.
Prasch 135.
Priber, Friedr. Wilh. 499.
Prior, Matthew 94.
Prudentius 28.
Puffendorf 10. 29. 37.
Pyra, Immanuel 225. 293. 316. 317. 326. 327. 333. 472—474. 477. 479. 480. 482—484. 514. 518—522. 529. 537. 610.

Quandt, Joh. Gottfr. 564. 565. 671.
Quandt, Joh. Jak. 9. 388.
Quintilian 5. 97. 98. 279. 373.
Quirini, Cardinal 562. 645.
Quistorp, Theod. Joh. 173. 282. 285. 398. 399. 401. 405. 408. 410. 418. 419. 422. 423. 460. 461. 492. 500. 506. 515—518. 528. 568. 569.

Rabener, Gottlieb Wilh. 351. 382-384. 427. 429. 485. 560.
Rachel, Joach. 37. 133. 134. 172.
Racine 113. 120. 125. 130. 184. 204. 303. 344. 398. 419. 455. 493. 502. 622.
Ramazzini 11.
Rambach, Joh. Jak. 545.
Ramler, K. Wilh. 605.
Ramsey, Allan 490.
Ramus, Joh. Paul 387.
Ranisch, Salom. 269. 552.
Rapin, Ren. 279.
Rappolt 113. 130.
Rast, Georg Heinr. 10. 11.
Réaumur 639.
Redlichhausen, Chr. s. Steinwehr 243.
Régnard, Jean Franç. 338. 426. 496.
Reibehand, Schausp. 665.
Reichard, Elias 277. 526. 558.
Reichel, Joh. Gottfr. 179. 469. 492. 506. 547. 579. 580. 587. 594. 597. 598. 601. 605. 609. 664. 673.
Reichel, Joh. Nathanael 605.
Reifstein (ff), Joh. Friedr. 615. 616.
Reimarus, Sam. 643.
Reinbeck, Joh. Gust. 247. 281. 285—287. 388. 391. 443. 445. 446. 461. 562. 643.
Reinbot, v. Turn 648.
Reineccius 59.
Riccoboni, Louis 113. 186. 194. 669.
Richardson 500. 606. 638. 675.
Richelieu, Card. 195. 234. 695.
Richey, Mich. 39. 50. 53. 55. 81. 244. 269. 310. 446. 542.
Richter, Adam Dan. 416. 417. 500. 611.
Richter, Christ. Gottlieb 510.
Richter, Hofrath in Göttingen 580.
Riegerin, Magdalene Sibylle 465.
Rieggenberg 649. 650.
Riese 675.
Rietenburg 650.
Rivinus, Florens 387.

Robigaſt, Sam. Chph. 240.
Röpken, Peter Gottfr. 509.
Rohde, Joh. Jak. 13. 96.
Rollin 223. 279. 510.
Ronſard 5. 142. 146. 163.
Roſenberg, Abrah. Gottlob 61. 287. 288. 541. 585. 601. 614.
Roſt, Joh. Chph. 260. 269. 295. 340. 352. 447. 455. 457. 460. 463. 466. 467. 472. 473. 476—78. 487. 488. 513. 514. 529. 591. 609. 628. 629. 666. 674.
Rota, Jak. v. 643.
Roth, Andr. Chriſt. 13. 39. 113.
Rothfiſcher, Franz 563.
Rotte, Joh. 647.
Rouſſeau, J. B. 658.
Rouſſeau, J. J. 189. 379. 612—614. 619. 641. 654.
Rudnik, Paul Jak. 429.
Rüdiger, Andreas 247.
Runkel, Dorothea Henr. 256. 674.

Sablé, Marquiſe 241.
Sachs, Hans 21. 41. 67. 165. 269. 510. 552.
Saint-Amand 166.
Salluſt 378.
Sand, Bernh. 8.
Sand, Heinr. 13. 392.
Sander, Nik. Chriſt. 431. 550.
Sanomotuski ſ. auch Füßli 539.
Sappho 225. 236.
Sarti, Muſiker 205.
Sauermann, Verleger 487.
Saurin, Jak. 288. 548.
Scaliger 5. 43. 44. 130. 150. 300. 369.
Scheffner, Joh. Georg 489.
Scheibe, Joh. Adolf 205—209. 293. 304—306. 357. 494.
Scheibel, Gottfr. Ephr. 502. 586.
Schellhafer (l), Heinr. Gottlieb 52. 212. 229. 348. 488.
Schellhorn (l), Joh. Georg 217. 274.
Schenk, Peter 652.
Schenkel, J. S. 631.
Scherz, Joh. Georg 265. 647. 649.
Scheuchzer 10.
Scheyb, Frz. Chph. v. 330. 491. 539. 545. 547. 550—553. 560—565. 569. 575.
Schilgin, Maria 547.
Schiller 231. 616. 642.
Schilling, Joh. Jak. 426. 427. 509.
Schilter, Gottfr. 214. 250. 265.
Schlegel, Heinr. 410.
Schlegel, Joh. Adolf 281. 384. 394. 421. 423. 426. 431. 486. 501. 512. 515. 524—526. 533. 584. 592. 604.
Schlegel, Joh. Elias 193. 199. 204. 205. 220. 252. 257. 281. 293. 294. 338. 342. 383. 384. 390. 395—402. 405. 407—411. 415. 418. 420. 422. 426. 427. 440. 460. 470. 484. 492. 494. 497. 506. 513—515. 549. 592. 604.
Schlick, Frz. Heinr. Graf 566.
Schmaling, Gottl. Chriſt. 509.
Schmid, Konr. Arn. 220. 265. 384. 431. 485. 487. 507.
Schminke, Chph. 615.
Schmolke, Benj. 180.
Schoch, Joh. Georg 163.
Schön, Joh. Adolf 24.
Schönaich, Chph. Otto Frhr. v. 209. 491. 492. 499. 570. 571. 578. 580—582. 584. 586. 587. 589. 591. 592. 594. 596. 597. 601—608. 610. 614. 619. 626. 631. 633. 638. 662. 664. 665.
Schönberg, Cardinal 392.
Schönberg, Berlin 611.
Schönemann, Joh. Friedr. 193. 438. 442. 447. 458. 459. 498. 503—505. 617—619. 627. 630.
Schöpflin 539. 562. 646. 670.
Schottelius, Juſt. Georg 2. 271.
Schreiber, G. F. 249. 313.

Schröter, Christian 280.
Schubert, Christ. Benj. 585.
Schuch, Frz., Schausp. 324. 505. 618. 627. 631.
Schütz, Friedr. Wilh. 23.
Schütze, Gottfr. 613.
Schuldheiß, Joh. Georg 536. 588.
Schulte, Albert 498.
Schultz, Joh. 505.
Schulz, Joh. Traug. 614. 616. 619. 622—627.
Schulz, Sam. 508.
Schurmannin, Anna 37.
Schurzfleisch, Sam. 250.
Schuster, Verleger 47. 53. 63. 75.
Schwabe, Joh. Joach. 98. 151. 163. 218. 222—225. 228. 229. 232. 239. 257. 259. 264. 272. 280. 291. 296. 303. 308. 330. 348. 353. 380—384. 390. 394. 396. 398. 425—435. 439. 440. 443. 445. 455. 456. 463. 468. 469. 473. 474. 485. 486. 514. 520—522. 532. 535. 536. 544. 550. 581. 604. 626. 643. 644. 651.
Schwarz, Joh. Chph. 225. 293. 317. 379. 385. 439. 449—451. 461. 464—466. 521. 528. 532—535. 664.
Schwenk, Katharina, Doroth. 254.
Schwichelt, Wilh. v. 88—90.
Scribler, Martin 222.
Scudery, Georges 171.
Seckendorf, Christ. Ludw., Baron v. 88. 136.
Seckendorf, Graf 277. 553.
Seckendorf, Heinr., Baron 580.
Ségand, W. v. 288.
Segrais, Jean Renaud 163.
Sehr-Thoß, Baron 236.
Seidel, G. Sam. 54. 83. 88—91. 212. 229. 230. 356. 473. 503. 525.
Seiler, P. 545.
Sellier, Jos. v. 550. 551.
Seneca 140. 224. 494.
Senkenberg, R. Hofrath 565.
Seyfert, Georg Christ. 617.
Shaftesbury 130. 131. 360. 394.
Shakespeare 115. 190. 220. 379. 407. 408. 492. 620.
Siebrand, K. E. s. Steinbach 346.
Siegert (Verleger) 192.
Simonetti, Christ. Ernst 538.
Sinner v. Lenzburg 452.
Sivers, Henr. Jak. 244. 315.
Solms, Graf 489.
Soltau, D. W. 654.
Sommer 214.
Sonnenfels, Jos. 565. 566.
Sophokles 14. 166. 397. 493.
Soumarokoff, A. P. 411. 673.
Spalding, Joh. Joach. 426.
Spaun, Baron 550.
Spelmann 214.
Spilker, Heinr. Eberh., Frhr. v. 489. 494. 673.
Spörl, Verleger 31.
Spreng, Joh. Jak. 235. 454.
Springsfeld, Arzt 552. 576.
Stähelin, Jak. 225. 264.
Standfuß 619.
Stanislaus Leszczynski 231. 512.
Steeber, G. 563.
Steele, Rich. 31. 75. 130. 163. 360.
Steffens, Joh., Heinr. 357. 493. 494. 499.
Steger, Adrian Deodat 627. 632.
Steger, Max 563.
Stegmann, Joh. Gottl. 615.
Steinauer, Anton 352.
Steinauer, Joh. Wilh. 252. 351—354. 452.
Steinbach, Christ. Ernst 218. 220. 233. 240. 271. 274—277. 307—309. 346—348. 351—353. 466. 674.
Steinel, Max 621. 622. 627. 629.
Steiner (Langscheid) 582.
Steinmüller, Joh. Dav. 288.
Steinwehr, Wolf Balthasar 193. 194. 218. 222. 224. 225. 239. 242—245.

250. 264. 314 348. 349. 380. 385. 462. 463. 510.
Stief, Karl Benj. 503. 614.
Stöckel, Chriſt. Gottlob 489. 507. 660.
Stör (Straßburg) 528
Stolle, Gottlieb 21. 57. 261. 297.
Stolle, Joh. Ant. 281. 325. 385. 423.
Stoppe, Daniel 219. 224. 307. 309. 327—329. 333. 347. 352. 445. 467. 527. 532. 533. 535. 592.
Stoy, Joh. 510.
Straube, Gottl. Benj. 220. 338. 382. 383. 412. 415. 416. 423. 426. 447. 472. 488. 502. 506. 585.
Stricker 647.
Stübner, Friedr. Wilh. 67. 234. 245. 250. 264. 394.
Stüven, Peter 204. 205. 441.
Sturm, Joh. Chph. 10. 93.
Stuß, Joh. Heinrich 180. 573. 574. 588.
Suchenwirt, Peter 651.
Sucro, Chriſt. Joſ. 431. 488.
Sucro, Joſias 488.
Suke, Chriſt. Gerh. 548.
Sulzer, Joh. Georg 468. 507. 519—523. 538. 595. 635. 663. 667.
Suppig, Schauſp. 193. 442. 458. 459.
Swieten, van 553.
Swift, Jon. 64. 222. 223.

Talander (Bohſe, Aug.) 96.
Taſſo 140. 163. 165. 208. 365.
Taubmann 651.
Teichner 651.
Telemann 66. 93. 207.
Teller, Roman 23. 387.
Teller, Wilh. Abrah. 614.
Terenz 413. 414. 499. 637.
Teuber, Conſiſtorialr. 218.
Teubner, Verleger 191.
Theokrit 163.
Thiemig, Joh. 88.
Thomaſius, Chriſt. 2. 10. 23. 29. 33. 36. 48. 97. 314.
Thomaſius, Gottfr. 649.
Thomaſius, Frl. 553. 659.
Thuanus 410.
Thümig, Ludw. Phil. 29. 247. 250. 251. 539.
Thun, Fürſtbiſchof 188.
Tieck, Ludw. 677.
Tillmann, Andr. ſ. Sulzer 521.
Tillotſon, Jon 288.
Titius, Joh. Dan. 510. 587. 609.
Torne 288.
Tralles, Balthaſar Ludw. 488. 507. 660.
Trautſon, Fürſtin 547. 554. 558.
Tremblay, Train du 171.
Triller, Dan. Wilh. 51—53. 219. 268. 310. 329. 379. 381. 432—436. 439. 440. 449. 461. 464. 478. 491. 532. 533. 537. 570. 574—577. 595. 604. 631.
Tſcharner, Bernh. 668.
Tſchirnhauſen, Ehrenfried Walther 392.
Tſchug, Schauſp. 504.
Türpe, Schauſp. 193. 339.
Tulipe, Pſeud. ſ. Pitſchel.

Uffenbach, Joh. Friedr. 302. 303.
Uhlich, Adam Gottfr. 416. 418—425. 458. 459. 488. 496—499. 501. 503. 505. 535. 624.
Uhſe 96.
Ulenberg, Kaspar 275.
Ulrich v. Zazikofen 646.
Uminger, Frau 489.
Urban, Joh. Chriſt. 24.
Uz, Joh. Peter 59. 429. 431. 483. 491. 604—606.

Valentini 112.
Val Travers 454.
Varrentrapp, Franz 575.
Vaugelas 360.
Veldeke, Heinr. v. 438. 646. 647.

Velthen, Joh., Schausp. 103.
Ventzky, Georg 218. 314. 346.
Verander 69. 70.
Vergil 40. 94. 139. 149. 163. 165. 225. 297. 364. 410. 517. 571. 572.
Volkelt, Joh. Gottfr., Rektor in Liegnitz 282.
Volkelt, Secretär 345.
Volkmannin, Anna Helena 255.
Voltaire 113. 115. 130. 131. 165. 166. 204. 231. 322. 331. 344. 362. 397. 485. 490. 493. 517. 528. 532. 574. 582. 604. 622. 634. 637. 641. 642. 655. 661.
Vondel 100.
Voß, Verleger 595. 600. 605. 608.
Vulfilas 265.

Wachter, Joh. Georg 214. 265.
Wackerbart, Graf 553.
Wächtler, Wien 565.
Wahn, Hermann 218. 271.
Wahrendorf 460.
Wallenrodt, Joh. Ernst 508.
Wallerotty, Schausp. 504. 505.
Walther, Joh. Georg 427. 434.
Walther v. d. Vogelw. 438.
Wanckhel, Zach. v., Seeberg 88.
Wedekind, Rudolf 489. 509. 542. 543. 557. 582. 583.
Wehrenfels, Sam. (Werenf.) 146. 319. 324. 502.
Weichmann, Christ. Friedr. 26. 31. 51. 52. 73. 81. 82.
Weichmann, Friedr. 220.
Weidlich, Gottlieb 88.
Weidner, Schausp. 550.
Weise, Christian 3. 5. 13. 20. 38. 44. 68. 86. 96. 133. 135. 142. 280. 344. 414. 417. 482.
Weise, Wittenberg 28.
Weiße, Christ. Felix 498. 499. 619. 620. 622.
Weißkern, Friedr. Wilh. 550. 553. 561.
Wengler 194.
Wentzel (z), Joh. Chph. 86. 180. 223.
Werlhof, Paul Gottlieb 202. 235.
Werner, Anna Maria 209.
Werner, Joh. Gottfr. 660.
Wernicke, Christian 436.
Wernsdorf, Gottlieb 610.
Westphalen, Joh. Heinr. 489.
Wicherley, William 412.
Wiegner 31.
Wieland 574. 588. 590. 595. 600. 605—608. 662. 664. 665. 676.
Wilhelm v. Hessen 192. 571.
Will, Georg Andr. 511. 589.
Willemer, Gottfr. 509.
Willig, M. L. 542.
Williram 265.
Windheim, Christ. Ernst 509.
Winkelmann 615. 616.
Winkler, Joh. Heinr. 88. 90. 91. 211. 212. 218. 225. 239. 247. 250. 271. 276. 348. 357.
Winklerin, Johanna 68.
Winsbek 265. 646.
Wippel, Joh. S. 277. 472.
Wiśniewski, Ant. 672.
Witter, Joh. Jak. 200. 201.
Wockenius, Franz 28.
Wolf, Abrah. 9.
Wolf, Christian 11. 12. 29. 41. 77. 81. 93. 129. 224. 245. 247—249. 261. 285. 314. 358. 388. 391. 394. 639. 640. 672.
Wolf, Georg Christ. 64. 88. 156. 159. 167. 193. 204. 222. 245. 271.
Wolf, Sal. 527.
Wolfram von Eschenbach 438. 648. 650.
Wolle, Jul. 387.
Wolleb, Imman. 454. 610.
Wüstenberg, Stettin 461.

Xenophanes 136.
Xenophon 400.

Young 602. 609. 638.
Zachariae, Just. Friedr. Wilh. 384. 430. 486. 491. 507. 525. 586. 602—605. 626.
Zäunemann, Sid. Hedw. 241. 255.
Zaluski, Joh. Andr., Graf 651. 672.
Zech, Graf 181.
Zeller, Mag. 669.
Zellweger, Laurenz 320. 324. 440. 441. 451. 528.
Zernitz, Christ. Friedr. 431. 488. 568. 590. 592.
Zesen, Phil. 16. 134. 437. 535.
Zeydelaar, Ernst 673.
Ziegelbauer, Magnoald 559.
Ziegler, Christiane, Marianne 193. 235—245. 250. 258—260. 264. 353. 385. 426.
Ziegler, Heinr. Anselm 37. 54. 134. 198. 221. 307. 404. 630.
Ziegra 251.
Zimmermann Kanonikus 468.
Zink, Barthol. Joach. 433. 473. 476. 478. 513. 521. 579.
Zins, Halle 326.
Zinzendorf, Nik. Ludw. 573. 588. 589.
Zötsche, J. F. 435. 436. 473. 478.
Zunkel, Heinr. Gottfr. 450. 533.

Berichtigungen:

S. 3, Z. 7 v. o. lies: Lohenstein statt Lobenstein.
S. 33, Z. 12 v. o. lies: Benutzung statt Bedeutung.
S. 163, Z. 14 v. u. lies: Segrais statt Segnais.
S. 234, Z. 7 v. u. lies: kam statt kann.
S. 247, Z. 13 v. u. lies: Jöcher statt Jöher.
S. 254, Z. 17 v. u. lies: ihm statt ihr.
S. 272, Z. 13 v. u. lies: Besser statt Berger.
S. 288, Z. 3 v. u. lies: des statt das.
S. 305, Z. 11 v. o. lies: „weil, abgesehen von der Formfrage, der Dichtung auch jene" etc.
S. 334. Z. 1 v. o. lies: Schuch statt Schuh.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Von Gustav Waniek. VIII, 180 S. gr. 8°. geh. *M* 4.50.

Gustav Theodor Fechner. Ein deutsches Gelehrtenleben. Von J. E. Kuntze. Mit 3 Kupferlichtdrucken. XI, 372 S. 8°. geh. *M* 6.—, geb. *M* 7.50.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. 2. vermehrte Auflage. Mit 3 lithogr. Bildnissen. VI, 444 S. 8°. geh. *M* 6.—. Fein geb. *M* 7.50.

Die Koberger. Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes in der Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Oskar von Hase. 2. Neugearbeitete Auflage. VI, 462 S. nebst Briefbuch der Koberger. CLIV. S. mit 5 Tafeln gr. 8°. geh. *M* 10.—, geb. *M* 11.50.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst ans Licht gestellt. Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. XII, 128 S. 8°. geh. *M* 3.—. Fein geb. *M* 4.—.

Caroline von Wolzogen. Literarischer Nachlaß. Zwei Bde. 2. Aufl. 1. Bd. XVIII, 489 S. 2. Bd. VI, 477 S. 8°. geh. *M* 10.50. Fein geb. *M* 12.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

7 May'63AA

REC'D LD

APR 23 1963

15Jul'63DW

REC'D LD

JUL 16 1963

APR 24 1968 55

RECEIVED

MAY 10 '68 5 PM

LOAN DEPT.

AUG 20 1974 02

REC. CIR. JUL 14 '80

OCT

LD 21A–50*m*-11,'62
(D3279s10)476B

REC'D LD

APR 11 2007

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C043978932

539370
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY